



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

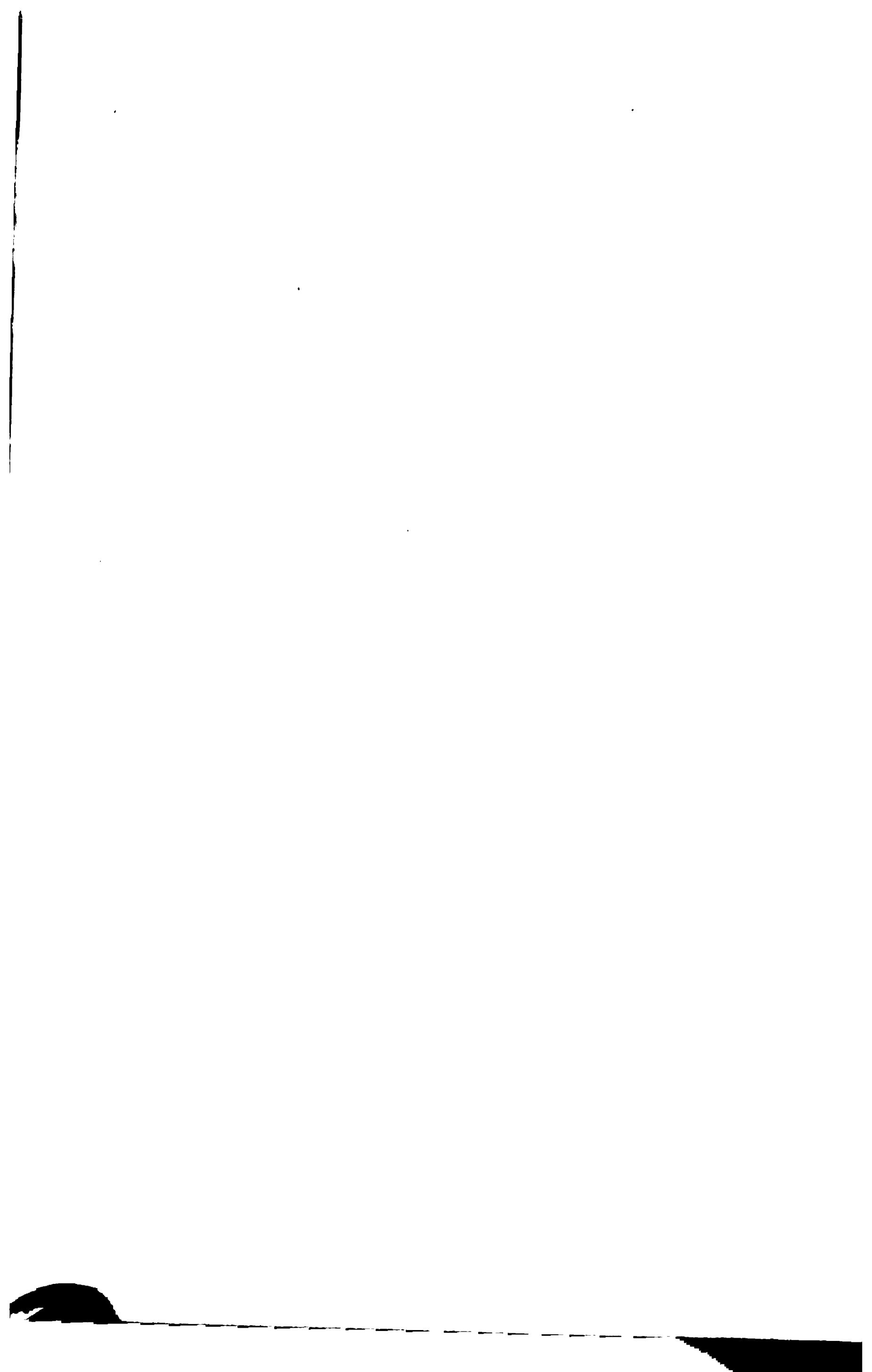
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

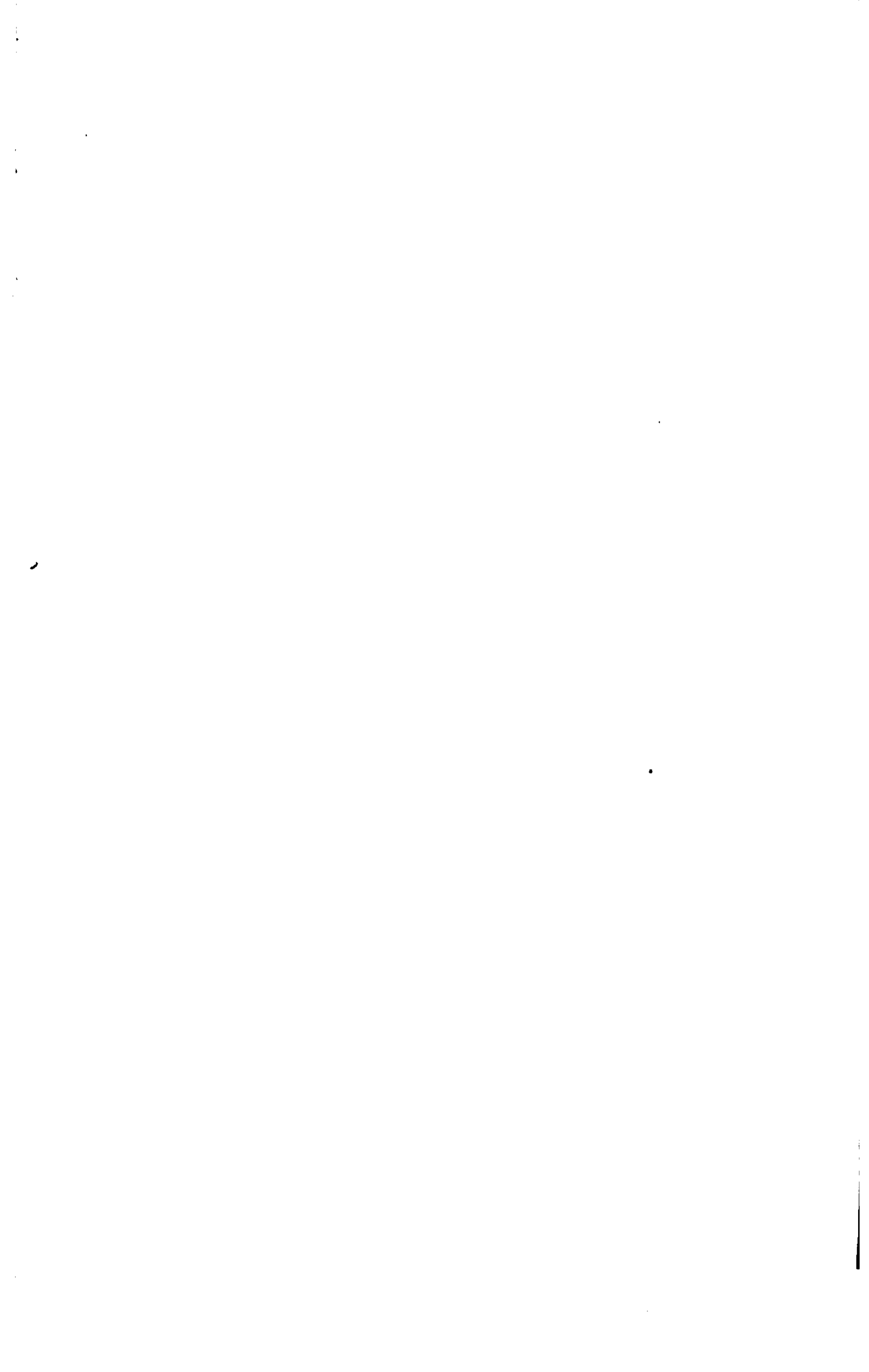
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

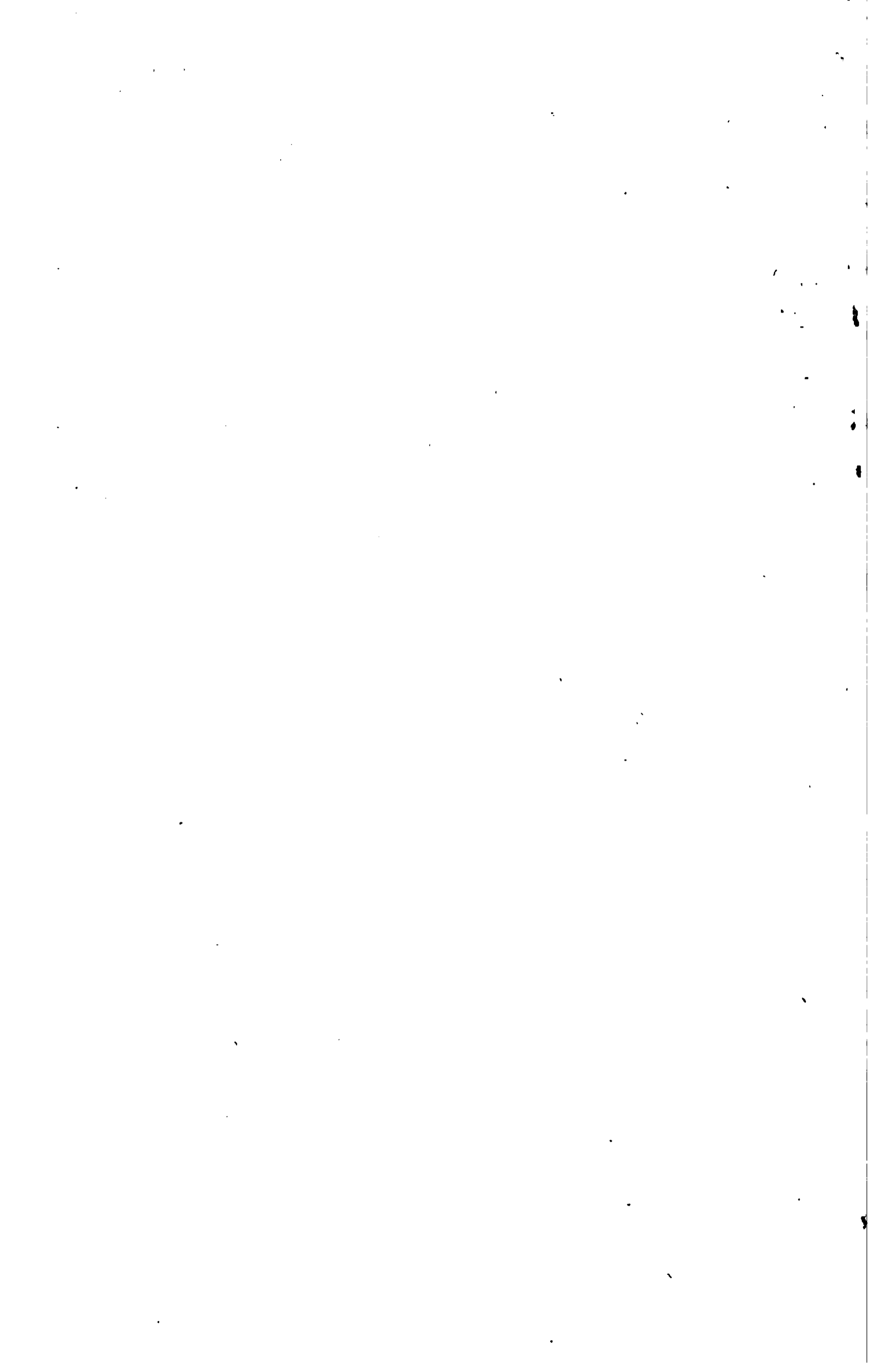
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.









Deutsches Lesebuch

von

Philipp Wackernagel.

Erster Teil.

☆ Mrs. C. E. MOWER

Deutsches Lesebuch

von

Philipp Wackernagel.

Erster Teil.

Zwölfter, durchgesehener Abdruck.



Stuttgart,

Verlag von G. C. Kiesling.

1851.



²
Erster Teil.

Das Schöne stammet her vom Schonen: es ist zart,
und will behandelt sein wie Blumen edler Art.

Wie Blumen vor dem Frost und rauher Stürme Drohen
will es geschonet sein, verschont von allem Nothen.

W o r t.

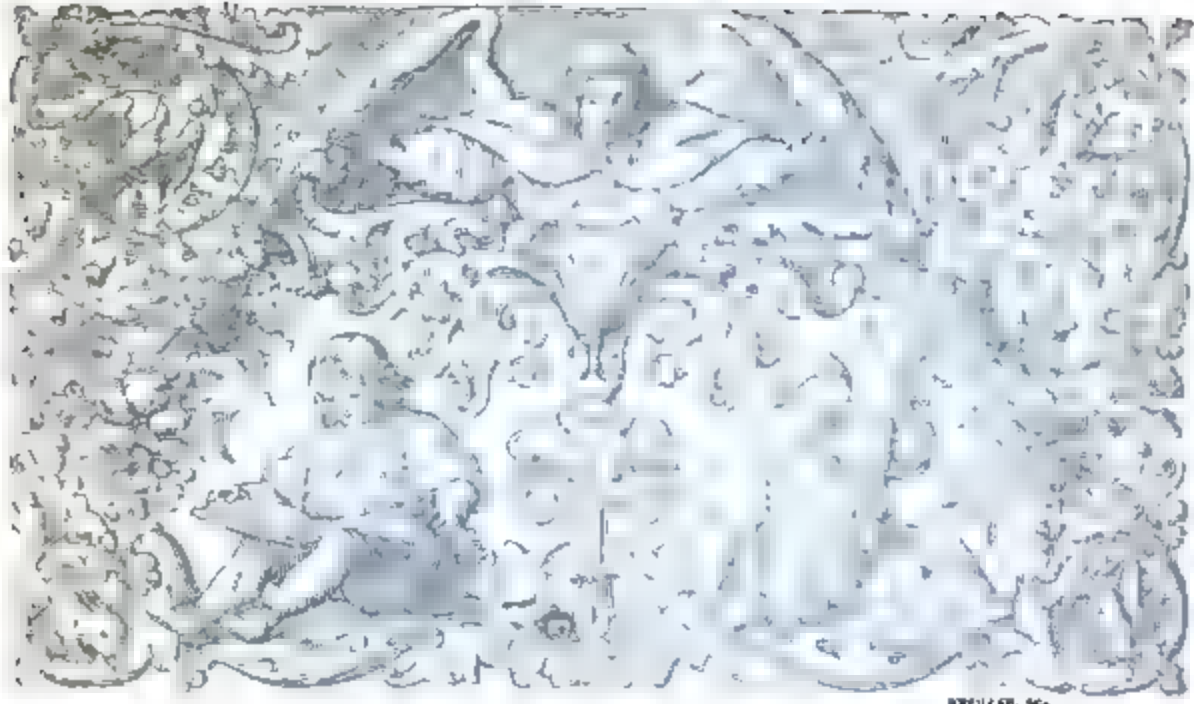
Ueber den Gebrauch dieses neuen Lesebüchleins und das Verhältniß desselben zu dem Unterricht, dessen Gegenstand die deutsche Sprache ist, sowie über die Grundsätze, nach welchen dieser Unterricht überhaupt erteilt werden müsse, hatte ich versucht, mich in einer größeren Vorrede ausführlich zu erklären. Da dieselbe aber zu einem Umfange angewachsen, der es mir nicht mehr angemessen erscheinen läßt, sie dem Büchlein unmittelbar vorzusetzen, so lasse ich sie nunmehr besonders abdrucken, als einen bloß für Lehrer bestimmten Teil des Buchs, unter dem Titel: Ueber den Unterricht in der Muttersprache. Auf diese Weise ist dann nicht jeder, der sich das Lesebuch anschafft, genöthigt, auch diesen Teil mitzukaufen, und umgekehrt.

Damit sei denn dieses Büchlein, an dem es gewis kein Fehler ist, daß es in poetischer, nationaler und religiöser Richtung einen

sehr entschiedenen Charakter ausspricht, Eltern und Lehrern aufs freundlichste empfohlen. Den letzteren wird es angenehm sein zu wissen, daß dasselbe unter Mitwirkung ausgezeichneter Schulmänner zu Stande gekommen, daß sie also ein um so größeres Vertrauen zu der Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung und ganzen Haltung haben dürfen.

Stetten, den 8. August 1842.

Ph. W.



1.

Das Frühlingsmahl.

(Von W. Müller.)

Gott hat gedeckt die Tische
 in seinem weiten Saal,
 Und ruft was lebet und webet
 zum großen Frühlingsmal.

Wie strömt's aus allen Blüten
 herab von Strauch und Baum,
 Und jede Blüt ein Becher
 voll süßer Düste Schaum!

Hört ihr des Wirtes Stimme?
 „Heran, was kriecht und fliegt,
 Was geht und steht auf Erden,
 was unter den Wogen sich wiegt!

Und du, mein Himmelsvilger!
 hier trinke trunken dich,
 Und sinke selig nieder
 aufs Knie und denk an mich.“

2.

Das Hirtenbübchen.

(Märchen, von den Brüdern Grimm)

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König hörte auch davon, glaubte es nicht, und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen.“ Sprach das Bübchen: „Wie lauten die drei Fragen?“ Der König sagte: „Die erste lautet: wie viel Tropfen

Wasser sind in dem Weltmeer?“ Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer lauft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind.“ Sprach der König: „Die andere Frage lautet: wie viel Sterne stehen am Himmel?“ Das Hirtenbübchen sagte: „Gebet mir einen großen Bogen weiß Papier,“ und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren, und einem die Augen vergiengen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „So viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier: zählt sie nur.“ Aber niemand war dazu im Stand. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: wie viel Secunden hat die Ewigkeit?“ Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vöglein und weßt sein Schnäb- lein daran, und wenn der ganze Berg abgeweßt ist, dann ist die erste Secunde der Ewigkeit vorbei.“

Sprach der König: „Du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser, und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schloße wohnen, und ich will dich ansehen wie mein eigenes Kind.“

3.

Der Vogel am Fenster.

(Fabel, von W. Sch.)

Am das Fenster klopft es, pick! pick!	Sie ließen ihn ein in seiner Noth;
„Macht mir doch auf einen Augenblick!	er suchte sich manches Krümchen Brot,
Dick fällt der Schnee, der Wind geht kalt,	blieb fröhlich manche Woche da:
habe kein Futter, erfriere bald.	doch als die Sonne durchs Fenster sah,
Liebe Leute, o laßt mich ein,	da saß er immer so traurig dort;
will auch immer recht artig sein.“	sie machten ihm auf: husch, war er fort.

4.

Des Vogels Freude.

(Von Deinhardstein.)

In blauer Luft	Wo die Wolke sauft,
über Berg und Kluff	wo der Waldstrom braust,
läßt du lustig dein Lied erklingen,	kannst du auf, kannst du nieder schweben,
Schwebest hin und her	So mit einem mal
in dem blauen Meer,	aus der Luft ins Thal:
dir zu fühlen die lustigen Schwingen.	ach, was führst du ein herrliches Leben!



Der Knabe im Feldlager.

(Aus dem Lebensfrühling. Berlin 1824.)

Ein preussischer Soldat schrieb im Frühling des Jahres 1793 aus dem Lager am Rhein an seine Frau im Magdeburgischen und äußerte in diesem Briefe unter andern sein Verlangen nach einem Gericht Kartoffeln. Der Brief kam gegen Abend an. Der zwölfjährige Sohn des Soldaten vernahm diesen Wunsch seines Vaters, steckte den Brief zu sich, stund des Morgens früh auf, gieng in den Keller, füllte einen Quersack mit drei Mezen Kartoffeln, nahm seinen Wanderstab und marschierte, ohne Zehrpennig und ohne irgend jemand ein Wort zu sagen, gerade nach dem preussischen Heere.

Er kam glücklich bis an die Vorposten. Hier wurde er ausgefragt. Er sagte die Absicht seiner Reise und zeigte zu seiner Rechtfertigung statt eines Passes den Brief seines Vaters an seine Mutter. Man lachte ihn aus, gab ihm zu essen und zu trinken und ließ ihn passieren. So kam er bei dem Heere an, fragte nach dem Regiment und der Schar, worunter sein Vater stund, und ward zu dem Hauptmann des letztern gebracht. Dieser fragte ihn aus. Der Knabe erzählte abermals offenherzig den Endzweck und die Schicksale seiner Reise zum preussischen Heere und brachte wieder den Brief seines Vaters hervor. Der Hauptmann erstaunte über die Erzählung des Kindes, ließ den Vater sogleich, ohne daß derselbe von der Anwesenheit seines Sohnes etwas erfahren konnte, zu sich holen, führte ihn in ein besonderes Zimmer und fragte ihn nach dem Inhalt des letzten Briefes, den er an seine Frau geschrieben hatte. Der Soldat bekannte den Inhalt und besonders das Verlangen nach einem Gericht Kartoffeln. „Dein Wunsch ist erfüllt,“ sagte der Hauptmann, und führte den Vater in das Zimmer, wo der Sohn, in banger Erwartung des Ausganges, mit seinen Kartoffeln noch wartete. Vater und Sohn erkannten sich, fielen einander in die Arme, und Thränen der innigsten Freude flossen über die braunen Wangen des Kriegers.

Der durch diesen Auftritt äußerst gerührte Hauptmann ließ den Knaben einige Tage bei dem Vater ausruhen und gab ihnen etwas, daß sie sich güthlich thun und sich pflegen konnten. Sodann ermahnte der Hauptmann und der Vater den Knaben, nunmehr zu seiner über seine Abwesenheit sehr bekümmerten Mutter wieder zurückzukehren; auch reichte ihm der Hauptmann als Zehrpennig zur Reise ein Goldstück. „Zur Reise,“ sagte der kleine Pilgrim, „brauche ich kein Geld; denn gegen Aufweis meines Briefes haben mir gute Leute unterwegs doch zu essen gegeben. Aber meiner Mutter will ich das Geschenk bringen.“

So trat er denn seine Rückreise wieder an, verirrte sich aber und kam an die feindlichen Vorposten. Hier wurde er angehalten und ins Hauptlager zum General Custine geführt, der ihn durch einen Dolmetscher scharf aus-

forschen ließ. Ohne Scheu erschien der deutsche Knabe vor dem französischen Feldherrn, beantwortete alle Fragen desselben offenherzig nach der Wahrheit, zeigte abermals den Brief seines Vaters und erzählte, was ihm im preussischen Lager begegnet war. Gerührt und lächelnd über das große und gute Herz des preussischen Soldatenkinds, schenkte ihm der feindliche Heerführer zwei Goldstücke und gab ihm einen Wegweiser mit, der ihn durchs französische Heer begleiten sollte, bis er in völliger Sicherheit sei. „Denn,“ sagte er zu ihm, „du hast in deiner Kindheit bisher schon auf einem zu guten Wege gewandelt, als daß man nicht dafür sorgen sollte, daß du nicht wieder irre gehen mögest.“

Glücklich und wohlbehalten kam der Knabe endlich in seiner Heimat wieder an und verwandelte die Thränen der Betrübniß, die seine Mutter bisher über ihren Sohn geweint hatte, in Thränen der Freude. Er bat sie wegen seiner heimlichen Entweichung um Verzeihung, sagte ihr zur Ursache und Entschuldigung derselben das, was die Leser schon wissen, und überlieferte die Geschenke, die er vom Hauptmann seines Vaters und vom Heerführer der Feinde empfangen hatte, getreulich in ihre Hände.

6.

Um ein reines Herz.

(Von H. G. Neuf.)

Ein reines Herz, Herr, schaff in mir, Laß deines guten Geistes Licht
schleuß zu der Sünde Thor und Thür, und dein hellglänzend Angesicht
Vertreibe sie und laß nicht zu, Erleuchten mein Herz und Gemüth,
daß sie in meinem Herzen ruh, o Brunnen unerschöpfter Güt.

Dir öffn' ich, Jesu, meine Thür,
ach komm und wohne du bei mir,
Treib all Unreinigkeit hinaus
aus deinem Tempel und Wohnhaus.

Und mache dann mein Herz zugleich
an Himmelsgut und Segen reich,
Gib Weisheit, Stärke, Rath, Verstand
aus deiner milden Gnadenhand.

So will ich deines Namens Ruhm
ausbreiten als dein Eigentum;
Und dieses achten für Gewinn,
wenn ich nur dir ergeben bin.

7.

Der Hund von St. Bernhard.

(Aus den Alpenrosen. Siehe H. D. Lenz, Gemeinnützige Naturgeschichte.
Gotha 1835. I. S. 154.)

Ueber den großen St. Bernhard führt ein sehr betriebener Bergpaß aus Wallis nach Italien. In dem öden hohen Felsenthale, von Bergen umschlossen, die ewiger Schnee bedeckt, steht die höchste menschliche Wohnung in

der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhards. Hier wohnen zehn bis zwölf fromme Mönche, deren einziges Geschäft es ist, die Reisenden unentgeltlich zu bewirten und ihnen alle Hilfe angedeihen zu lassen. In den acht oder neun Monaten des Jahres, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelawinen den Weg sehr gefährlich machen, streifen diese Geistlichen oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen oder Versunkene zu retten. Schon viele Jahre her bedienen sie sich zur Rettung der Verunglückten auch besonders abgerichteter großer Hunde. Diese gehen entweder allein aus oder werden von den Mönchen mitgenommen. Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in Pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück und gibt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurücksehend, ob man ihm auch nachfolge, und führt seinen Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man diesen Hunden ein Fläschchen mit Brantwein oder andern stärkenden Getränken und Körbchen mit Brot um den Hals, um es einem ermüdeten Wanderer zur Erquickung darzubieten. Ein solcher Hund war Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdet thätig und treu im Dienste der Menschheit, und er allein hat in seinem Leben mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Der Eifer, den er hiebei bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellten oder die gefährlichen Schneegestöber sich von Weitem zeigten, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Nun strich er rastlos und bellend umher, und ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurückzukehren und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten oder einen Vergrabenen hervorscharren könnte, und konnte er nicht helfen, so setzte er in ungeheuren Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hilfe herbei. Als er kraftlos und alt war, sandte ihn der würdige Prior nach Bern, wo er starb und in dem Museum aufgestellt wurde.

8.

Knabe und Hündchen.

(Fabel, von W. Sch.)

Knabe.

Komm nun, mein Hündchen, zu deinem
ordentlich gerade sitzen lern. [Herrn,

Hund.

Ach, soll ich schon lernen und bin so klein,
o laß es doch noch ein Weilchen sein!

Knabe.

Mein, Hündchen, es geht am besten früh,
denn später macht es dir große Müh.

Das Hündchen lernte; bald wars ge-
schéhn,

da konnt es schon sitzen und aufrecht
gehn,

getrost in das tiefste Wasser springen,
und schnell das Verlorene wieder bringen.

Der Knabe sah seine Lust daran,
lernt' auch und wurde ein fluger Mann.

Die sonderbare Mauer.

(Von Christoph Schmid. Schreckliche kleine Erzählungen. Rotweil. Nr. 58.)

Die Leute eines einsamen Bauernhofes waren während des letzten Kriegs in großen Nengsten. Besonders war eine Nacht für sie sehr fürchterlich. Der Feind nahte sich der Gegend, der nächtliche Himmel war bald da bald dort von Feuerstrümpfen roth wie Blut. Zudem war es Winter, und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute waren keinen Augenblick sicher, ausgeplündert und jetzt zur rauhesten Jahreszeit von Haus und Hof verjagt zu werden.

Großeltern, Eltern und Kinder blieben die ganze Nacht hindurch in der Stube bei einander auf, und beteten beständig. Die Großmutter las aus einem alten Gebetbuche vor. In einem „Gebete zur Zeit des Krieges“ kamen die Worte vor: Gott wolle eine feste Mauer aufführen, um die Feinde von dieser Wohnung abzuhalten. Der junge Bauer, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das Aufführen einer Mauer sei gar zu viel von dem lieben Gott verlangt.

Indes gieng die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat in das Haus kam. Alle im Hause wunderten sich darüber. Als sie aber Morgens sich vor die Thüre wagten, sah, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde stunden, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgetürmt, so daß man gar nicht hindurch kommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Großmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Ich bleibe habel:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut.“

Friß Oberlin.

(Aus W. Sterns erstem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1839.)

Eine Bäuerin bot in Straßburg Eier in einem Korbe zum Verkauf aus. Zwei muthwillige Knaben rannten an den Korb, stießen denselben um und machten sich mit Lachen davon. Der kleine Oberlin, später Pfarrer im Steinthal, sah diesen Streich der losen Knaben mit an. Ungefäumt lief er nach Hause, holte seine wohlgefüllte Sparbüchse, kehrte alsbald zurück und schüttelte all sein Geld in die Schürze der Bäuerin. Auf das schnellste entfernte er sich wieder und die Bäuerin konnte ihm nicht einmal danken.

Ein andermal gieng Oberlin bei einer Tröblerin (die mit alten Sachen handelt) vorüber. Ein armes Weib handelte um ein altes Kleidungsstück;

es fehlten ihr nur noch zwei Groschen zum geforderten Preise. Sie mußte vom Ankaufe des benöthigten Kleides abstehen und gieng betrübt davon. Fritz Oberlin bemerkte den Handel; er wartete nur auf den Augenblick des Weggehens der Armen; alsdann gieng er schnell zur Tröblerin, drückte derselben die zwei Groschen in die Hand und sagte leise zu ihr: 'Nuset jetzt die arme Frau zurück und laßet ihr den Rock. Er aber gieng eilend davon.

11.

Sonnenkäfer.

(Gemeinnützige Naturgeschichte, von G. D. Seng. Gotha 1836. III. S. 272.)

Man nennt diese niedlichen Käfer, insbesondere den bekanntesten unter ihnen, den Siebenpunkt, auch Marienkäfer, Muhlübchen, Herrgottskälbchen u. s. w. Sie thun nirgends Schaden, stiften dagegen viel Nutzen, indem ihre sehr beweglichen Larven auf allen Pflanzen herumklettern und einzig von Blattläusen leben. Die Käfer nähren sich von derselben Speise, nehmen aber weit weniger zu sich. Man sieht sie fast allenthalben herumkriechen, zuweilen auch fliegen, und findet sie selbst mitten im Winter in Häusern, wo sie entweder in der warmen Stube herumlaufen, oder bei milden Tagen und Sonnenschein auch an die Fenster kalter Theile des Hauses kriechen. Mit beginnendem Frühjahr sind sie allenthalben, erstarren bei eintretender Kälte und laufen kurz darauf beim Sonnenschein wieder neben dem Schnee herum. Um einzelne Pflanzen oder Gewächshäuser von Blattläusen zu befreien, kann man nichts Besseres thun, als die Larven, oder wenn man diese nicht findet, die Käferchen selbst hineinzusetzen. Greift man letztere an, so ziehen sie gewöhnlich Beine und Fühlhörner an sich und stellen sich todt; zugleich lassen sie aus jedem Kniegelenk einen gelben, eigenthümlich riechenden Tropfen treten.

12.

Marienwürmchen.

(Wunderhorn, I. Seite 235.)

Marienwürmchen, setze dich
auf meine Hand, auf meine Hand,
ich thu dir nichts zu leide!

Es soll dir nichts zu leid geschehn,
will nur deine bunten Flügel sehn,
bunte Flügel, meine Freude!

Marienwürmchen, fliege weg!
dein Häuschen brennt, die Kinder schrein,
so schre, wie so schre!

Die böse Spinne spinnt sie ein:
Marienwürmchen, flieg hinein,
deine Kinder schrein so schre!

Marienwürmchen, fliege hin
zu Nachbars Kind, zu Nachbars Kind,
sie thun dir nichts zu leide;

Es soll dir da kein Leid geschehn,
sie wollen deine bunten Flügel sehn,
und grüß sie alle beide!

Doktor Allwissend.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein armer Bauer, Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt, und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch; da sah der Bauer, was er schön aß und trank, und das Herz gieng ihm darnach auf, und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen, und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja,“ sagte der Doktor, „das ist bald geschehen: erstlich kauf dir ein Abcbuch, so eins, wo vorne ein Gockelhahn drin ist; mach deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld, und schaff dir damit Kleider an und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: Ich bin der Doktor Allwissend, und laß das oben über deine Hausthüre nageln.“ Der Bauer that alles, wie es ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte, und auch wissen mußte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf, und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwissend wäre? „Ja, der wär er.“ „So sollte er mitgehen, und das gestohlene Geld wieder schaffen.“ „O ja, aber die Grethe, seine Frau, mußte auch mit.“ Der Herr war das zufrieden, ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adelichen Hof kommen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst miteßen. „Ja, aber meine Frau, die Grethe, auch,“ sagte er, und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Eßen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grethe, das war der erste,“ und meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Eßen brächte. Der Bediente aber meinte, er hatte damit sagen wollen: „Das ist der erste Dieb,“ und weil ers nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „Der Doktor weiß alles, wir kommen übel an, er hat gesagt, ich wäre der erste.“ Der zweite wollte gar nicht hinein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel kam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grethe, das ist der zweite.“ Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinaus kam. Dem dritten giengs nicht besser, der Bauer sagte wieder: „Grethe, das ist der dritte.“ Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er solle seine Kunst zeigen, und rathen, was darunter läge; es waren aber Krebse.

Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach: „Ach, ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es, nun weiß er auch wer das Geld hat.“

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte den Doktor an, er möchte einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle vier, sie hätten das Geld gestohlen; sie wollten ja gerne herausgeben, und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verrathen wollte: es gieng ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, gieng wieder hinein und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen, wo das Geld steckt.“ Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen, und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber, und schlug sein Abcbuch auf, blätterte hin und her, und suchte den Gockelhahn. Weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, sprach er: Du bist doch darin, und mußt auch heraus.“ Da meinte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles.“ Nun zeigte der Doktor Unwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung, und ward ein berühmter Mann.

14.

Räthsel um Räthsel.

(Nach dem Wunderhorn, II. Seite 407.)

Es Knabe, ich will dir
was zu rathen aufgeben,
Und wenn du es rathest,
so kriegst du es eben.

Was für eine Straße
ist ohne Staub?
Welcher grüne Baum
ist ohne Laub?

„Die Straße auf der Donau
ist ohne Staub,
Der grüne Tannenbaum
ist ohne Laub.“

Was für ein König
ist ohne Land?
Was für ein Wasser
ist ohne Sand?

„Der Zaunkönig
ist ohne Land,
Das Wasser in dem Auge
ist ohne Sand.“

Was für ein König
ist ohne Thron?
Und was für Knechte
haben keinen Lohn.“

„Der Kartenkönig
ist ohne Thron,
Und die Stiefelknechte
haben keinen Lohn.“

Welches schöne Haus
hat weder Holz noch Stein?
Welcher große Strauß
hat keine Blümlein?

„Das kleine Schneckenhaus
hat weder Holz noch Stein,
Der große Vogel Strauß
hat keine Blümelein.“

Was für ein Herz
thut keinen Schlag?

Und was für ein Tag
hat keine Nacht?

„Das tödte Herz
thut keinen Schlag,
Und der allerjüngste Tag
hat keine Nacht.“

15.

Der Diogeneskrebs.

(Gemeinnützige Naturgeschichte von G. D. Kenz. Gotha 1836. III. Seite 148.)

Es gibt einen kleinen, im Meere lebenden Krebs, welchen man Diogeneskrebs oder Bernharbskrebs nennt; derselbe wird etwa fingerslang und hat die merkwürdige Eigenschaft, daß er zu seiner Wohnung ausgestorbene Schneckenhäuschen wählt, in die er seinen Schwanz steckt und vorn herausguckt, auch damit herumkriecht. Zuweilen wohnt er auch in andern Löchern. Wird ihm sein Häuschen zu klein, so sucht er sich ein neues. Oft läßt er sich eher in Stücke reißen, als daß er sich herausziehen ließe. Er ist häufig an den europäischen Küsten. Ähnliche gibt es in Ostindien, die einem so viel Neger machen. Legt man nämlich schöne Schneckenhäuser zum Bleichen an den Strand, so kommen sie über Nacht, tragen sie fort und lassen dafür ihr altes, abgeriebenes Haus liegen. Will man sie herausziehen, so wehren sie sich tapfer und kriechen immer tiefer hinein; hält man dann den Wirbel des Schneckenhauses an eine glühende Kohle, so springen sie heraus; doch gibt es auch welche, die sich darin braten lassen.

16.

Fuchs und Ente.

(Fabel, von W. Geh.)

Frau Ente, was schwimmst du dort auf dem Teich?
F Herr Fuchs der gieng am Ufer hin,
und war vertrießlich in seinem Sinn;
komm doch einmal her an das Ufer gleich:
es lüftete ihn nach einem Braten;
ich hab dich schon lange was wollen fragen.
das hatte die Ente gar wohl errathen.
„Herr Fuchs, ich wüßte dir nichts zu sagen:
Heut hätt er so gerne schwimmen können,
du bist mir so schon viel zu flug,
nun muß er ihr noch das Leben gönnen.
drum bleib ich dir lieber weit genug.“

17.

Der Fuchs.

(Nach der Naturgeschichte für Kinder, von G. Ch. Raff. Göttingen 1833. Seite 457 ff.)

Fuchs, rede! Sage deine ganze Geschichte nebst allen deinen listigen Streichen selbst her. Doch lüge nicht mitunter. Märchen darfst du allen-

falls wohl mit anbringen. Wie gern hört man nicht das Märchen, daß du mit deinem Schwanz Krebse fangest, während du doch gar keine isst.

Ich, Meister Fuchs, bin so groß als ein mittelmäßiger Schäferhund, und sehe auch diesem Hunde fast ganz ähnlich, habe rothgelbe Haare — doch gibt es auch graue, weiße und schwarze Füchse — und einen langen zottichten Schwanz, wohne in allen nördlichen Gegenden der Welt, in Höhlen unter der Erde, freße Hühner und Tauben, Gänse und Enten, und was ich sonst noch von Geflügel erwischen kann, auch Hasen und Kaninchen, und Eier und Käse, Milch und Butter. Habe ich aber alle diese guten Bissen nicht, so nehme ich auch mit Ratten und Mäusen, Schlangen und Eidechsen und Kröten fürlieb. Ach, und wie gerne freße ich nicht Honig und Weintrauben! Den Honig raube ich eben so wohl den Bienen, als den Wespen und Hummeln, und achte gar nicht darauf, wenn sie mich auch gleich ganz jämmerlich zerflecken.

Ist es wahr Fuchs, daß du keine eigene Wohnung bauest, sondern andre Thiere aus der ihrigen verdrängest?

Allerdings. Ich kann mir zwar, wenn ich will, meine Wohnung selbst graben; allein ich thue es nicht gern, weil ich darüber zu viel Zeit verderbe, die ich zu Durchstreichung meiner Gegend weit besser anwenden kann. Ich jage daher lieber die Dachs oder Kaninchen aus ihrem Loche heraus, und mache dasselbe sodann für mich und mein Weibchen und meine Jungen zurecht. Wir bekommen alle Jahr vier bis sechs Junge, die ich nach einigen Wochen mit Tauben, Hühnern, Käse und was ich sonst Weiches den Bauern abzwacken kann, so lange füttere, bis sie groß und stark genug sind, mit uns gemeinschaftlich auf das Rauben auszugehen.

Ich schlage meine Wohnung gern nahe bei Dörfern und Bauerhöfen auf, damit ich schon von ferne die Hühner gackern, die Hähne krähen, die Gänse schnattern und das übrige Geflügel schreien hören kann. Nur des Nachts gehe ich gewöhnlich auf das Rauben und Morden aus. Und dieß mache ich so: Erst mache ich mir die nahen Dörfer, Meierhöfe und abgelegenen Häuser genau bekannt. Sodann spüre ich das Federvieh darin aus. Hierauf merke ich mir diejenigen Höfe, worin ich Hunde und andere Bewegungen höre. Nun untersuche ich die Mauern und Hecken und andere bedeckte Dertter, wo ich am leichtesten durchkriechen oder darüber wegspringen kann. Jetzt schleiche ich ganz langsam an den Ort meiner Bestimmung, setze über Zäune und Mauern, oder kriech und grabe mich unter dieselben durch. Und endlich breche ich in die Bauerhöfe ein, und erwürge Alles, was mir vorkommt. Ach, wie geht es da nicht über die dummen Gänse und die armen Hühner her! Werde ich nun in meinem Berufe nicht gestört, so würge und schleppe ich so lange fort, bis mir entweder der Anbruch des Tages oder ein Geräusch

im Haus eine Warnung gibt, mich davon zu machen und für diesmal nicht wieder zu kommen oder mich sehen zu lassen. Und so trage ich oft in einer einzigen Nacht auf drei bis vier Tage Fraß genug zusammen.

Eben so mache ich es auch auf den Vogelheerden und Dornstrichen. Hat sich da ein Krametsvogel oder eine Schnepfe oder sonst ein Vogel in einer Schlinge oder Leimruthe gefangen, so komme ich den Vogelstellern zuvor, und nehme sie weg. Auf dem freien Felde aber überfalle ich die Hasen in ihrem Lager, und jage ihnen zuweilen ein wenig nach. Die Kaninchen besuche ich in ihren unterirdischen Wohnungen; auch die Rebhühner und Wachteln spüre ich mit leichter Mühe auf, und freße die Mutter nebst ihren Eiern und Kindern weg.

Und das geht dir alles so ungestraft hin?

O nein! Man verfolgt und quält mich entsetzlich. Hunde und Jäger und Bauern sind fast immer hinter mir her, und jagen und verfolgen mich oft ganze Tage lang in Einem fort. Man legt mir Schlingen und Fallen, und schießt und prügelt mich zu Tode. So lange ich aber noch Kräfte und Athem habe zu laufen, lasse ich mich nicht so leicht gefangen nehmen. Ueberfällt man mich in meinem Bau, so grabe ich geschwind einen andern Ausgang, und fliehe mit Weib und Kind davon, und betrüge den Jäger, der nun vergebens auf meinen Pelz lauert. Ist auch gleich meine ganze Höhle mit Fallen umgeben und mir zur Flucht fast gar keine Hoffnung mehr übrig, so leide ich doch lieber den grausamsten Hunger, ehe ich mich in den ersten vierzehn Tagen zum Gefangenen ergebe, und versuche alles mögliche, noch zu entkommen. Hilft aber alles nicht, je nun, so ist es endlich einerlei, ob ich in meiner Höhle verhungere, oder in der Falle eines gewaltsamen Todes sterbe. Ich klaffe und seufze eher nicht, als wenn man mich lebendig ergreift und zu Tode prügelt. Und auch das hält schwer, denn ich habe ein sehr zähes Leben; oft scheine ich todt, wenn ich nur auf einen günstigen Augenblick warte, meine Feinde zu beißen und zu entfliehen.

Ich lebe ungefähr zwanzig Jahre, und lasse mich nicht leicht zähmen. Schlägt man mich des Winters todt, so gibt mein Balg treffliche Pelzkleider und auch mein Schwanz thut dann allerhand Dienste. Man steckt ihn in die Muffe und hängt ihn um den Hals. Ermordet man mich aber des Sommers, so kann nur der Hutmacher meine Haare gebrauchen. In vielen Gegenden ist man auch mein Fleisch.

Du-hast ganz recht, schlauer Fuchs; dein Sommerbalg ist weit schlechter, als dein Winterbalg. Ei, weißt du auch wohl, was der Winterbalg eines deiner schönsten schwarzen Kameraden in Norwegen, Lappland oder Sibirien kostet?

Nein. Wie viel denn?

Dreißig bis vierzig, und etliche Leute sagen sogar sechshundert bis tausend Thaler.

Ei, das wäre sehr viel! — Soll ich ihnen nun erzählen, wie ich mich von meinen Flöhen reinige, ohne Schnauze noch Füße dazu nöthig zu haben? und wie ich bei dieser Gelegenheit zu gleicher Zeit Krebse fange?

Gut, erzähle! Wir hören dir ganz gern zu. Aber du weißt wohl, daß man diese Geschichten nicht für wahr hält.

Wenn mich die Flöhe allzusehr plagen, und ich sie gern alle auf einmal los sein will, so nehme ich ein Büschelchen Moos oder Heu oder sonst so etwas in die Schnauze, gehe sodann rückwärts, doch sehr langsam, und allmählich, immer tiefer ins Wasser, damit meine Flöhe Zeit behalten, nach und nach an den Hals, und vom Hals auf den Kopf, und vom Kopf in die Schnauze, und von dieser endlich in das Büschelchen Moos oder Heu zu fliehen. Sind sie nun alle im Moos drin, so tauche ich plötzlich unter, und laße es fallen. Und siehe, so bin ich auf einmal aller dieser häßlichen Beiniger los. Während dieser Entflöhung nun geschieht es zuweilen, daß sich Krebse an meinem wollichten Schwanz so fest anklammern, daß ich sie daran hinschleppen kann, wohin ich will.

18.

Crau, schau, wem?

(Von Sebastian Brand.)

Ein Fuchs verkündete den Hühnern und Hähnen, die auf einem Baume saßen, einen ewigen Frieden, der da wäre angestellt mit allen Thieren, also daß fürderhin Wolf und Schaf, Fuchs und Hühner ewige Freundschaft und Bündnis mit einander haben sollten. Damit hätte er gerne die Hennen vom Baume geschwächt. Aber der Hahn sagte: Das hör ich gern! und reckte dabei den Kopf auf. Der Fuchs fragte: Was stehst du? Der Hahn antwortete: Ich sehe einen Jäger mit Hunden von Ferne. Der Fuchs sprach: Da bleib ich nicht. Antwortete der Hahn: Garre, so wollen wir auch mit dir hinab, wenn wir sehen, daß die Hunde mit dir Frieden haben. Der Fuchs sagte: Ei, er möchte ihnen noch nicht verkündigt sein; ich fahre dahin!

19.

Fuchs und Hahn.

(Fabel, von W. Sch.)

Fuchs. Wer rath mir ein Räthsel? wer ist so klug?

Hahn. Kommi, sag mirs, ich habe Verstand genug!

Fuchs. Einen Kopf hat er voll von Hinterlist,
eine Schnauze, die gern was Gutes frist:
jetzt kommt er gesprungen und packet dich!

Hahn. O weh mir Armen! jetzt frist er mich!

Der arme Hahn! er sollte sich wahren!
das gar zu geschickt sein bringt Gefahren.
Er kannte den Fuchs! er hätte nicht sollen
ihm seine Räthsel errathen wollen.
Nun hats ihn gereut zu tausend Malen,
nun muß ers mit seiner Haut bezahlen.

20.

Der schlaue Pilgrim.

(Von J. B. Sebel. Schatzkästlein.)

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der sich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn, und laufe geraden Weges zum heil. Grab nach Jerusalem, fragte schon in Müllheim an der Post: Wie weit ist es noch nach Jerusalem? Und wenn man ihm sagte: Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Nauchen ist es eine Viertelstunde näher, so gieng er, um auf dem langen Weg eine Viertelstunde zu ersparen, über Nauchen. Das wäre nun so übel nicht. Man muß einen kleinen Vorteil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit, einen Bazen zu ersparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber 15 Bazen sind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von 700 Stunden nur allemal an 5 Stunden weiß eine Viertelstunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reise gewonnen — wer rechnet aus, wie viel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht eben so, sondern weil er nur dem Müßiggang und gutem Essen nachzog, so war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren; er muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr darin bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgrim aber dachte doch immer darauf, sobald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehen und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim sein soll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts essen, als nahrhafte Kieselstein-Suppen. Wenn er nämlich irgendwo so ein braves Wirtshaus an der Straße stehen sah, wie zum Exempel das Posthaus in Krozingen, oder den Baselftab in Schllengen, so gieng er hinein und bat ganz demüthig und hungrig um ein gutes Wäfersüpplein von Kieselsteinen, um Gotteswillen,

Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirtin zu ihm sagte: „Frommer Pilgrim, die Kieselsteine könnten euch hart im Magen liegen!“ so sagte er: Eben deswegen! die Kieselsteine halten länger an, als Brot, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu bescheeren wollt, um Gotteswillen, so könnt ichs freilich besser verdauen. Wenn aber die Wirtin sagte: „Aber, frommer Pilgrim, eine solche Suppe kann euch doch unmöglich Kraft geben!“ so antwortete er: Ei, wenn ihr anstatt des Wassers wolltet Fleischbrühe dazu nehmen, so wärs freilich nahrhafter. Brachte nun die Wirtin eine solche Suppe, und sagte: „Die Tümpelchen sind doch nicht so gar weich worden,“ so sagte er: Ja und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüse darin, oder ein Stücklein Fleisch, oder beides? Wenn ihm nun die mitleidige Wirtin auch noch Gemüse und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er: Vergelts euch Gott! Gebt mir jetzt Brot, so will ich die Suppe essen. Hierauf streifte er die Nermel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich, und griff an das Werk mit Freuden, und wenn er Brot und Wein und Fleisch und Gemüse und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Brosamen, Faser und Tropfen, so wischte er den Mund am Tischtuch oder an dem Nermel ab, oder auch gar nicht, und sagte: Frau Wirtin, eure Suppe hat mich rechtschaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schade dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wieder komme, so will ich euch eine heilige Muschel mitbringen von dem Meeresstrand von Ascalon, oder eine Rose von Jericho.

21.

Die Faulheit.

(Von G. E. Lessing. Sämmtliche Schriften, I. Seite 51.)

Fleiß und Arbeit lob ich nicht,
 Fleiß und Arbeit lob ein Bauer!
 Ja, der Bauer selber spricht,
 Fleiß und Arbeit werd ihm sauer.
 Faul zu sein sei meine Pflicht,
 diese Pflicht ermüdet nicht.

22.

Mährchen von der Mücke.

(Von den Brüdern Grimm.)

Ein Kind saß vor der Hausthüre auf der Erde, und hatte sein Schüsselchen mit Milch und Weckbrocken neben sich und aß. Da kam eine

Unke gekrochen, und senkte ihr Köpfchen in die Schüssel, und aß mit. Am andern Tag kam sie wieder, und so eine Zeit lang jeden Tag. Das Kind ließ sich das gefallen, wie es aber sah, daß die Unke immerfort bloß die Milch trank, und die Brocken liegen ließ, nahm es sein Löffelchen, schlug ihr ein bißchen auf den Kopf und sagte: „Ding, is auch Brocken.“ Seine Mutter aber hörte, daß es mit Jemand sprach, kam heran, und als sie die Unke erblickte, schlug sie sie todt. Und das Kind, das, seit die Unke mit ihm gegessen hatte, schön und groß geworden war, magerte von dem Augenblicke an ab, und starb bald darauf.

23.

Die Bettlerin.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Notwell. Nr. 88.)

zur Zeit der Teuerung gieng eine unbekante Bettlerin, die sehr ärmlich, jedoch sehr reinlich gekleidet war, in dem Dorfe herum und flehte um Almosen.

Bei einigen Häusern wurde sie mit rauhen Worten abgewiesen; bei andern bekam sie eine sehr geringe Gabe; nur ein armer Bauer rief sie, da es sehr kalt war, herein in die warme Stube, und die Bäuerin, die eben Kuchen gebacken hatte, gab ihr ein schönes großes Stück davon.

Am folgenden Tage wurden alle die Leute, bei denen die Unbekante gebettelt hatte, in das Schloß zum Abendessen eingeladen. Als sie in den Speisesaal traten, erblickten sie ein kleines Tischchen voll köstlicher Speisen, und eine große Tafel mit vielen Tellern, auf denen hie und da ein Stückchen verschimmeltes Brot, ein Paar Erdäpfel, oder eine Handvoll Kleie, meistens aber gar nichts zu sehen war.

Die Frau des Schloßes aber sprach: Ich war jene verkleidete Bettlerin, und wollte bei dieser Zeit, wo es den Armen so hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe stellen. Diese zwei armen Leute hier bewirteten mich, so gut sie konnten; sie speisen deshalb jetzt mit mir und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen. Ihr Andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gereicht habt und hier auf den Tellern erblickt. Dabei bedenkt, daß man euch einmal in jener Welt auch so aufstischen werde.

Wie man die Aussaat hier bestellt,
so erntet man in jener Welt.

24.

Lied eines Armen.

(Von Ludwig Uhland.)

Ich bin so gar ein armer Mann
und gehe ganz allein,
Ich möchte wohl nur einmal noch
recht-frohen Muthes sein.

In meiner lieben Eltern Haus
war ich ein frohes Kind:
Der bittere Kummer ist mein Teil,
seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh ich blühn,
ich seh die goldne Saat;
Mein ist der unfruchtbare Weg,
den Sorg und Mühe trat.

Doch weil ich gern mit stillem Weh
in froher Menschen Schwarm,
Und wünsche Jedem guten Tag
so herzlich und so warm.

O reicher Gott! du liehest doch
nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
ergießt sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
dein heilig Haus empor,
Die Orgel und der Chorgesang
ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
so liebevoll auch mir,
Und wenn die Abendglocke hallt,
so red ich, Herr, mit dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
dein hoher FreudenSaal,
Dann komm auch ich im Feierkleid
und setze mich ans Mahl.

25.

Adams Tod.

(Von Herder.)

Unhundert dreißig Jahr war Adam alt, als er das Wort des Richters in sich fühlte: Du sollst des Todes sterben.

„Laß alle meine Söhne vor mich kommen,“ sprach er zur weinenden Eva, „daß ich sie noch sehe und segne.“ Sie kamen alle auf des Vaters Wort, und stunden vor ihm da, viel hundert an der Zahl, und flehten um sein Leben.

„Wer unter euch,“ sprach Adam, „will zum heiligen Berge gehen? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde, und bringe mir die Frucht vom Lebensbaum.“ — Als bald erbaten sich alle seine Söhne, und Seth, der frömmste, ward vom Vater selbst zur Botschaft auserwählet.

Sein Haupt mit Asche bestreuet, eilte er und säumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieses stand. „Laß ihn Erbarmung finden, Barmherziger,“ so flehete er, „und sende meinem Vater eine Frucht vom Lebensbaum.“

Schnell stand der glänzende Cherub da, und statt der Frucht vom Lebensbaum hielt er einen Zweig von dreien Blättern in seiner Hand. „Bringe dem Vater ihn,“ so sprach er freundlich, „zu seiner letzten Labung hier: denn ewiges Leben wohnt nicht auf der Erde. Nur eile; seine Stunde ist da!“

Schnell eilte Seth und warf sich nieder und sprach: „Keine Frucht vom Baume des Lebens bringe ich dir, mein Vater; nur diesen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu deiner letzten Labung hier.“

Der Sterbende nahm den Zweig und freute sich. Er roch an ihm den Geruch des Paradieses. Da erhob sich seine Seele: „Kinder,“ sprach er, „ewiges Leben wohnt für uns nicht auf der Erde: ihr folgt mir nach. Aber an diesen Blättern athme ich Hauch einer andern Welt, Erquickung.“ — Da brach sein Auge, sein Geist entfloß.

Abams Kinder begruben ihren Vater, und weinten um ihn dreißig Tage lang; Seth aber weinte nicht. Er pflanzte den Zweig auf seines Vaters Grab zum Haupt des Todten und nannte ihn den Zweig des neuen Lebens, des Aufwachens aus dem Todesschlaf.

Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum, und viele Kinder Abams stärkten sich an ihm mit Trost des andern Lebens.

So kam er auf die folgenden Geschlechter. Im Garten Davids blühte er schön, bis sein behörter Sohn an der Unsterblichkeit zu zweifeln anfieng; da verdorrte der Zweig, doch kamen seine Blüten unter andre Völker.

Und als an einem Stamm von diesem Baum der Wiederbringer der Unsterblichkeit sein heiliges Leben aufgab, streuete sich von ihm der Wohlgeruch des neuen Lebens umher, weit unter alle Völker.

26.

Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ.

(Von Ernst Moriz Arndt.)

Du lieber, heilger, frommer Christ,
der für uns Kinder kommen ist,
damit wir sollen weiß und rein
und rechte Kinder Gottes sein;

Du Licht, vom lieben Gott gesandt
in unser dunkles Erdenland,
Du Himmelskind und Himmelschein,
damit wir sollen himmlisch sein;

Du lieber, heilger, frommer Christ,
weil heute dein Geburtstag ist,

Drum ist auf Erden weit und breit
bei allen Kindern frohe Zeit.

o segne mich, ich bin noch klein,
o mache mir das Herze rein!

O habe mir die Seele hell
in deinem reichen Himmelsquell!

Daß ich ein Engel Gottes sei,
in Demuth und in Liebe treu,
Daß ich dein bleibe für und für,
du heilger Christ, das schenke mir!

27.

Morgen.

(Von W. Sey.)

Wie frohlich bin ich aufgewacht,
wie hab ich geschlafen sanft die Nacht!

Hab Dank, im Himmel du Vater mein,
 daß du hast wollen bei mir sein!
 Nun keh auf mich auch diesen Tag,
 daß mir kein Leid geschehen mag.

28.

Der Negersohn.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Ein Neger, der in den dänischen Besitzungen an der Küste Afrikas wohnte, war durch Unglücksfälle in schwere Schulden gerathen, und sah, da er von dem Gläubiger gedrängt ward, kein Mittel, sie zu bezahlen. „Ich habe nichts weiter,“ sagte der unglückliche Mann, „als meine Person. Willst du also, so verkaufe mich, wenn es dir beliebt.“ Der hartherzige, erbitterte Gläubiger ergriff ihn sogleich und verkaufte ihn. Darauf ward er mit mehreren Sklaven an einer gemeinschaftlichen Halskette, wie es Sitte ist, eingeschmiedet und nach dem Strande geführt. Hier blieb er, bis das Schiff, welches die Sklaven nach Westindien bringen sollte, seine ganze Ladung eingenommen hatte. Vor der Abfahrt aber kam ein junger Neger, von mehreren seiner Verwandten begleitet, zum Strande, und erklärte, daß er Willens sei, für einen der hier versammelten Neger einzutreten. Der dänische Arzt, der herbei gerufen ward und ihn untersucht hatte, erklärte, daß der Umtausch der Schade des Sklavenhändlers nicht sei. Nun führte man den verlangten ältern Neger herbei. Welch ein Austritt, als der Sohn seinen Vater in den Ketten erblickte, ihm um den Hals fiel und Thränen der Freude weinte, daß er so glücklich sei, seinen Vater noch erlösen zu können. Die Kette ward geöffnet, der Vater befreit und der Sohn eingeschmiedet. Dieser war vollkommen ruhig und bat den Vater dringend, sich seinetwegen nicht im mindesten zu betrüben. Aber tief bewegt zeigte der dänische Arzt den merkwürdigen Vorfall dem dänischen Statthalter an, und dieser, von gleicher Menschenliebe durchdrungen, ließ sogleich den befreiten Vater und die Verwandten vor sich kommen, redete es mit ihnen ab, daß der Kaufpreis nach und nach abbezahlt werden könnte, ließ nun auch den wackern Sohn frei, und alle reisten vergnügt nach ihrer Heimat zurück.

29.

Gott weiß.

(Von W. Sch.)

Wißt du, wie viel Sterne stehen
 an dem blauen Himmelszelt?
 Weißt du, wie viel Wolken gehen
 weithin über alle Welt?

Gott der Herr hat sie gezählt,
 daß ihm auch nicht eines fehlet
 an der ganzen großen Zahl.

Weißt du, wie viel Küchlein spielen
in der hellen Sonnenglut?

Wie viel Fischlein auch sich kühlen
in der hellen Wasserflut?

Gott der Herr rief sie mit Namen,
daß sie all ins Leben kamen,
daß sie nun so fröhlich sind.

Weißt du, wie viel Kinder frühe
stehn aus ihrem Bettlein auf,
Daß sie ohne Sorg und Mühe
fröhlich sind im Tageslauf?

Gott im Himmel hat an allen
seine Lust, sein Wohlgefallen,
kennt auch dich und hat dich lieb.

30.

Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Jehova.

(Von G. S. Schubert. Altes und Neues, III.)

Die kleine Rosina war das einzige Kind sehr armer, aber gottesfürchtiger Eltern. Der Vater lebte als Tagelöhner zu Nickern, in der Pfarrei Lockwitz bei Dresden. Er hatte zwar ein eigenes Häuslein, aber nichts darin, als was seine Hände von Tag zu Tag, von Woche zu Woche erwarben, so viel, als eben zur Nahrung und Kleidung für ihn und die Seinen hinreichte. Aber diese seine fleißigen Hände hatten nicht bloß gelernt zu arbeiten, sondern auch sich gern zum Gebet zu falten. Er betete oft und aus Herzensgrunde mit den Seinen, denn er war fromm. Dieser gute Vater war erst dreißig Jahr alt, da führte ihn Gott zum Krankenlager, von welchem er nicht wieder aufstund. Die Krankheit dauerte etliche Wochen. Der Pfarrer Gerber und sein Sohn besuchten ihn oft in seinen letzten Tagen, um ihn zu trösten und zu stärken. Ihm selber war der Trost nicht so von Nöthen, als seiner armen Frau; denn er war ruhig und Gott ergeben, die Frau aber sollte von dem lieben Manne und Versorger scheiden, und es war weder Geld noch Brot in dem Hause, als was mitleidige Seelen ins Haus brachten. In dieser Zeit der Leiden war das Töchterlein des Tagelöhners, damals noch nicht acht Jahre alt, den armen Eltern zum besondern Trost. Wenn der Seelsorger weg war, blieb das Kind an des Vaters Bette sitzen, sang ihm Lieder vor und betete ihm die Sprüche, die es vom Pfarrer gehört oder in der Schule gelernt hatte.

Der Vater starb. Die Witwe trauerte sehr um ihren frommen, fleißigen Ehemann und weinte oft viel. Da tröstete das Mägdelein immer die Mutter, wenn sie diese so weinen sah, mit schönen Trostsprüchen aus der heil. Schrift, die sie in der Schule gehört hatte, oder mit Versen aus guten christlichen Liedern, zum Beispiel aus dem kinderfrommen Liede des Hans Sachs: „Warum betrübst du dich, mein Herz,“ mit dem Vers: „Ach Gott, du bist noch heut so reich, als du gewesen ewiglich; mein Trauen steht zu dir,“ und mit dem Vers aus Paul Gerhards Liede:

„Schickt uns Gott ein Kreuz zu tragen, bringt herein Angst und Weh, sollt ich drum verzagen?“ Ober sie sagte zu der sorgenden Mutter: „Liebe Mutter, weinet nur nicht, wir wollen recht beten und arbeiten; wenn ich aus der Schule komme, will ich fleißig Stroh Hüte flechten, der liebe Gott wird uns nicht verlassen.“

So vergieng fast ein Jahr nach des Vaters Tode, die Witwe hielt mit ihrem einzigen Kinde sparsam und treulich Haus, und beide hatten durch Gottes Segen keinen Mangel. Das Mägdelein gieng fleißig zur Schule, flocht nach der Schule eben so fleißig Stroh zu Hüten; seine einzige äußerliche Unterhaltung und Freude war eine Henne, die sich die kleine Waise vom Küchlein auferzogen und mit den abgesparten Brotkrumen ernährt hatte. Eines Tages, in der Erntezeit, geht die Mutter zu einem Bauer in dem nächsten Dorfe, um bei diesem Hafer rechen zu helfen, das Mägdelein aber geht nach seiner Gewohnheit in die Schule, und setzt sich, sobald es nach Hause gekommen, vor die Thüre seiner Hütte hin, um Stroh zu Hüten zu flechten. Da kommt ein Nachbarmädchen von zwölf Jahren, ein Kind von sehr wilder Art, und will Rosinen nöthigen, mit ihr herumzuspringen und Muthwillen zu treiben. Die kleine, fromme Waise will das nicht. Hierüber erzürnt, reißt das stärkere Nachbarmädchen sie zu Boden und kniet ihr auf den Leib, bis das Kind vor Schmerzen laut aufschreit. Als die Mutter Abends von der Arbeit nach Hause kommt, klagt ihr die Kleine, was ihr geschehen sei. Die Mutter aber meint, es werde ihr wohl nicht viel Schaden gethan haben, und geht mit dem Kinde schlafen. Am Morgen aber klagt dieses sehr über Schmerz in seinem Leibe, kann schon nicht mehr aufstehen, und auch durch die von einem guten Arzte in Dresden verordneten Arzneimittel werden die Schmerzen nicht gelindert, sondern immer nur größer. Da bittet das Mägdelein seine Mutter, sie solle ihm doch den Seelsorger holen lassen, daß er mit ihr bete wie mit ihrem Vater, denn sie werde sterben. Die Mutter sagte: „Mein liebes Kind! wen hätte dann ich? Du bist noch mein Trost. Du wirst ja nicht sterben wollen!“ Das Kind antwortet: „Liebe Mutter! Gott muß euer Trost sein, vertraut nur ihm. Wißt ihr nicht, wie wir singen: Weil du mein Gott und Tröster bist, dein Kind du wirst verlassen nicht? Laßt mir nur den Herrn Pfarrer holen.“

Die Mutter erfüllte denn des Kindes Wunsch; der Pfarrer kam. Das arme Waislein bezeugte eine große Freude über des Seelsorgers Gegenwart, betete sehr herzlich, ja wahrhaftig brünstig und gab dem Pfarrer zu erkennen, daß es ein innig beständiges Verlangen nach dem Himmel habe. Da fragte die Mutter abermal: „Liebes Kind, warum willst du denn so gerne sterben, du bist ja noch so jung.“ Das Kind antwortete: „Es ist ja im Himmel besser, dort komme ich zu meinem lieben Herrn Jesus und ihr werdet schon auch

nachkommen. Indessen lobe ich mit meinem Vater den lieben Gott und den Herrn Jesum. Weinet ihr nur nicht um mich.“

Die Krankheit währte bis an den neunten Tag. Der Pfarrer Gerber und sein Sohn besuchten in dieser Zeit das selige Kind oft. Ja wahrhaftig selig, schon auf seinem Lager der Schmerzen. Denn sie fanden es immer betend und wie es glaubensfroh seine Mutter tröstete, dabei mitten in den sehr großen Schmerzen der Entzündung geduldig und still wie ein Lämmlein. Am Tage vor seinem Ende sagte es zu seiner Mutter: „Der Herr Pfarrer hat mich so oft besucht und mit mir gebetet, und ihr habt nichts, das ihr ihm geben könnt. Ach, schenkt ihm doch meine Henne, wenn ich todt bin, und ich lasse ihn bitten, er soll immer damit vorlieb nehmen.“

Am neunten und letzten Tage der Krankheit waren etliche christliche Nachbarinnen bei dem Mägdelein. Da bittet dieses, man solle ihm doch das Lied vorsingen: „Wie schön leuchtet der Morgenstern.“ Und als das Lied fast zu Ende, schläft das Kind darüber sanft und süß ein.

Seliges Kind! wäre mein Herz wie dein Herz, so treu, so ohne Falch; wäre einst mein Ende wie dein Ende! — Ja, von solchen Seelen heißt es: Diese sind Jungfrauen und folgen dem Lamme, wohin es geht!

31.

Kinderabendlied.

(Von W. Sey.)

Wald ist es wieder Nacht,
ja wieder Nacht,
mein Bettlein ist gemacht.
Drein will ich mich legen
wohl mit Gottes Segen,
weil er die ganze Nacht,
die ganze Nacht
gar treulich mich bewacht.

Dann schlaf ich ruhig ein,
ja ruhig ein,
gar sicher kann ich sein:
Vom Himmel geschwinde

kommen Englein lide
und decken still mich zu,
ja still mich zu,
und schützen meine Ruh.

Und wirds dann wieder hell,
ja wieder hell,
dann wecken sie mich schnell.
Dann spring ich so munter
vom Bettlein herunter:
hab Dank, Gott Vater du,
Gott Vater du,
ihr Englein auch dazu!

32.

Die Hirtenflöte.

(Von Christoph Schmid. Schreibe kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. No. 66.)

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte aufgeschwungen hatte. Der Schatzmeister wurde aber bei dem Könige verklagt, daß er die königlichen Schätze veruntreue und die

geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eignen Gewölbe mit eisernen Thüre aufbeware. Der König besuchte den Schatzmeister, besah dessen Palast, kam an die eiserne Thüre und befahl sie zu öffnen. Als der König nun hinein trat, war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts, als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte, nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldbige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes, und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen hatte. Ach, laß mich wieder zurückkehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war, als an deinem Hofe!“

Der König ward über die Verleumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann, und bat ihn, ferner in seinen Diensten zu bleiben.

Ein ruhiges Herz, nicht Gold und Pracht,
ist, was uns Menschen glücklich macht.

33.

Hirtenreigen.

(Von Johannes Falk.)

Was kann schöner sein,
was kann edler sein,
als von Hirten abzustammen,
Da zu aller Zeit
arme Hirtenleut
selbst zu Königswürden kamen.

Moses war ein Hirt mit Freuden,
Joseph muß in Sichern weiden;
Selbst der Abraham
und der David kam
von der Hürd und grünen Weiden.

Ja, der Herr der Welt
kam vom Himmelszelt,
um bei Hirten einzufehren!
Laßt uns jeder Zeit
arme Hirtenleut
halten drum in großen Ehren.

Die auf Gold und Seid sich legen,
sollten billig dieß erwägen:
Daß der Hirten Tracht
Christus nicht veracht't
und in Krippen dargelegen.

34.

Dornröschen.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Der Zetten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Endlich aber bekamen sie ein so schönes Mädchen, daß der König vor Freude sich nicht

zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen würden. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reich, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladenen waren kamen, und nachdem das Fest gehalten war, beschenkten sie das Kind mit ihren Wundergaben; die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum, und so mit allem, was Herliches auf der Welt ist. Als eilf ihre Wünsche eben gethan hatten, kam die dreizehnte herein, die nicht eingeladen war und sich dafür rächen wollte. Sie rief: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel stechen und todt hinfallen.“ Da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte; zwar konnte sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, aber sie konnte ihn doch mildern, und sprach: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in den die Königstochter fällt.“

Der König hoffte sein liebes Kind noch vor dem Ausspruch zu bewahren, und ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreich sollten abgeschafft werden. An dem Mädchen aber wurden alle die Gaben der weisen Frauen erfüllt, denn es war so schön, sitzsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Fräulein ganz allein im Schloß zurückblieb. Da gieng es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es flog eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schloß steckte ein gelber Schlüssel, und als es umbrehte, sprang die Thüre auf und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und spann emsig ihren Flach. „Et du altes Mütterchen,“ sprach die Königstochter, „was machst du da?“ „Ich spinne,“ sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Wie das Ding herumspringt!“ sprach das Fräulein, und nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie die Spindel angerührt, so gieng die Verwünschung des Zauberweibes in Erfüllung und sie stach sich damit.

In dem Augenblicke aber, wo sie sich gestochen hatte, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und der König und die Königin, die eben zurückgekommen waren, stengen an, mit dem ganzen Hofstaat einzuschlafen. Da schliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dach, die Fliegen an der Wand, ja das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu bruzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief, und alles, was lebendigen Athem hatte, ward still und schlief.

Um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß so umzog und drüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Fahnen auf den Dächern, zu sehen war. Es gieng aber die Sage in dem Land von dem schönen, schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königstochter genannt, also, daß von Zeit zu Zeit Königsöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß bringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen hielten sich gleichsam wie an Händen zusammen und sie blieben darin hängen und starben jämmerlich. Nach langen, langen Jahren kam wieder ein Königssohn durch das Land; dem erzählte ein alter Mann von der Dornhecke: es solle ein Schloß dahinter stehen, in welchem ein wunderschönes Königsfräulein, Dornröschen genannt, schlafe mit dem ganzen Hofstaat. Er erzählte auch, daß er von seinem Großvater gehört, wie viele Königsöhne gekommen wären, um durch die Dornhecke zu bringen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen.“ Der Alte mochte ihm abrathen, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf.

Nun waren aber gerade an dem Tage, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verfloßen. Und als er sich der Dornhecke näherte, waren es lauter große, schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander, daß er unbeschädigt hindurch gieng; hinter ihm aber thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam ins Schloß; da lagen im Hof die Pferde und scheidigen Jagdhunde und schliefen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da gieng er weiter und sah den ganzen Hofstaat da liegen und schlafen, und oben drüber den König und die Königin. Da gieng er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er ihm den Kuß gegeben, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und sah ihn freundlich an. Da giengen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof stunden auf und rüttelten sich, die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen, und der Braten bruzelte fort; der Koch gab

dem Jungen eine Ohrfeige, daß er fährie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

35.

Von dem Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

(Märchen, von Friedrich Rückert.)

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
in gutem und schlechtem Wetter,
Das hat von unten bis oben halt
nur Nadeln gehabt statt Blätter;
Die Nadeln die haben gestochen,
das Bäumlein das hat gesprochen:

Alle meine Kameraden
haben schöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
niemand rührt mich an;
Dürft ich wünschen, wie ich wollt,
wünscht ich mir Blätter von lauter Gold.

Wies Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
und früh ist's aufgewacht;
Da hatt' es goldene Blätter fein,
das war eine Pracht!

Das Bäumlein spricht: Nun bin ich stolz,
goldne Blätter hat kein Baum im Holz.

Aber wie es Abend ward,
gieng der Jude durch den Wald,
Mit großem Sack und großem Bart,
der sieht die goldnen Blätter bald:
Er steckt sie ein, geht eilends fort,
und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Gramen:
die goldnen Blättlein dauern mich;
Ich muß vor den andern mich schämen,
sie tragen so schönes Laub an sich;
Dürft ich mir wünschen noch etwas,
so wünscht ich mir Blätter von hellem Glas.

Da schließ das Bäumlein wieder ein,
und früh ist's wieder aufgewacht;
Da hatt' es gläserne Blätter fein,

das war eine Pracht!

Das Bäumlein spricht: Nun bin ich froh,
kein Baum im Walde glitzert so.

Da kam ein großer Wirbelwind
mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind,
und kommt an die gläsernen Blätter:
Da lagen die Blätter von Glase
zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern:
mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
mit ihrem grünen Laub;
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
wünsch ich mir grüne Blätter wol.

Da schließ das Bäumlein wieder ein,
und wieder früh ist's aufgewacht,
Da hatt' es grüne Blätter fein;
das Bäumlein lacht,
Und spricht: Nun hab ich doch Blätter auch,
daß ich mich nicht zu schämen brauch.

Da kommt mit vollem Euter
die alte Geiß gesprungen;
Sie sucht sich Gras und Kräuter
für ihre Jungen;
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel
sie frist es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer;
es sprach nun zu sich selber:
Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
weber grüner, noch rother, noch gelber!
Hätt ich nur meine Nadeln,
ich wollte sie nicht tabeln.

„Die Sonne scheint, der Sommer ist nah, Die bauten es aus mit Holz und Stroh
 nun sind auch wir Störche wieder da. sie waren so eifrig dabei, so froh.
 Wir haben im fernen Land unterdessen Frau Störchin saß drauf drei Wochen
 nicht unser liebes Nest vergessen: lang,
 Da stehts noch, nun wollen wirs putzen da hörte man bald gar mancherlei Klang:
 und hüten, Fünf Störchlein reckten die Köpfechen herauf
 und still drin wohnen und fröhlich brüten.“ und sperrten die hungrigen Schnäbel auf.

Der Kranich.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich. Darmstadt 1836. II. Seite 327 ff.)

Der Kranich kann eine Länge von vier Fuß und darüber erhalten, ist aschgrau mit nacktem rothem Scheitel, schwarzer Kehle und zerschlißenen hintern Flügel-Deckfedern, die aufgerichtet werden können.

Die Kraniche wandern in großen Scharen, und zwar immer in zwei Reihen, die vorn in einen Winkel zusammen stoßen, wo einer der stärksten den Anführer macht, der öfters abgelöst wird. Bei diesen Zügen lassen sie ihre weittönende Stimme hören, die wie Irr-gorr klingt. Ihr Flug ist leicht und schön und öfters so hoch, daß man nur ihr Geschrei vernimmt, ohne sie selbst zu erblicken.

In der Gefangenschaft wird der Kranich außerordentlich zahm und zeigt eine Fähigkeit zur Entwicklung seiner geistigen Anlagen, die Staunen erregt.

Der Freiherr von Seiffertitz erhielt im Jahr 1822 zwei junge Nestkraniche, die sich in einem Stall sehr bald an die Nahrung von Fröschen und Brot, in langen Stücken in Wasser geworfen, gewöhnten. Allmählich lernten sie, sich beim Namen rufen zu lassen, mischten sich unter menschliche Gesellschaft und nahmen selbst von Fremden, was ihnen gereicht wurde, ohne Scheu an. Außer Gemüse und Obst verzehrten sie Brot, Fleisch, Zwieback, kleine lebendige Thiere und zumal gern Insekten. Doch rupften sie auch wohl Blätter ab. Sie tranken sehr viel. Mit der Zeit verloren sie alle Scheu, machten den Bewohnern des Orts Besuche, kamen in die Wohnzimmer und fraßen mit großen Hühnerhunden aus einer Schüssel. Der Besitzer ließ ihnen die Flügel nicht lähmen, sondern nur einige Schwungfedern verschneiden, so daß sie sich immer noch auf funfzig Schritte hoch in den Lüften herumtummeln konnten. Zuweilen waren sie halbe Tage verschwunden, stellten sich aber jedesmal in der Nacht in ihrem Stall wieder ein.

Wahrscheinlich durch Bosheit wurde dem Männchen der Flügel zerschmettert. Seine Schwester bezeugte sich sehr teilnehmend und als treue Wärterin, auch ließ sie Niemand nahe zu dem Kranken. Durch geschickten

Verband wurde der Bruch glücklich geheilt. Kaum war jedoch dieser Vogel hergestellt, als seine Schwester gleiches, noch traurigeres Schicksal traf, denn sie überlebte die Verletzungen nicht. Während der Krankheit betrug sich jetzt der Bruder ebenso teilnehmend; als sie aber todt war, gerieth er ganz außer sich, kam mit schneidendem Geschrei zu dem Besitzer gelaufen, suchte die Schwester mit dem Schnabel aufzurichten, und auf alle Weise seinen Schmerz zu beweisen. Herr von Seiffertitz ließ ihn entfernen und den todtten Vogel wegtragen. Kaum war er wieder frei, als er alles im ganzen Haus zu durchsuchen anfieng, ja darauf drang, daß ihm verschlossene Zimmer des Erdgeschosses geöffnet werden mußten, und die Treppen hinaufsteige. Endlich verschwand er auf mehrere Tage; am dritten Morgen fand man ihn traurig und unbeweglich auf einer Stelle, und auf eine Drohung gieng er allein in seinen Stall, den er von nun an nicht mehr verließ.

Er ertrug die Winterkälte ganz gut, und im kommenden Frühjahr wurde er kräftiger und suchte wiederum die Gesellschaft. Hier wählte er sich denn einen ganz eigenen Freund, den Bullochen des Rittergutes. Die starke Bassstimme dieses Thieres schien auf ihn einen besondern Eindruck gemacht zu haben. Er begleitete seinen gehörnten Freund auf die Weide, besuchte ihn öfter im Stalle, benahm sich mit aller Ehrfurcht gegen ihn, und betrachtete ihn völlig als seinen Vorgesetzten. Im Stalle stand er ganz aufgerichtet neben ihm, als wenn er seine Befehle erwartete. War der Ochse unter anderem Vieh auf dem Hofe, so machte er förmlich seinen Adjutanten, gieng zwei Schritte hinter ihm her, tanzte oft um ihn herum, machte ihm Verbeugungen, und benahm sich so drollig, daß es nicht ohne Lachen anzusehen war. Auch der Ochse fieng allmählich an, einiges Interesse für ihn zu zeigen, und ihn wenigstens zu rufen. Doch nur vor ihm bewies der Kranich wahren Respekt, über alle anderen Thiere des Dorfes maßte er sich die Oberherrschaft an. Vorzüglich auf dem Gute machte er den Aufseher und hielt streng auf Ordnung, bei der Viehherde vertrat er die Stelle des Hirtenhundes. Unter dem Hausgeflügel litt er durchaus keinen Streit, bei der geringsten Fehde eines jeden Bewohners stellte er sich als Schiedsrichter ein und strafte nach Gebühr. Pferde, Ochsen und Schafe bekamen derbe Hiebe mit dem Schnabel; Enten und Hühner wurden weit schonender als Gänse und Truthühner behandelt.

Diese und noch eine Menge kleiner von ihm erzählter Züge beweisen, bis zu welchem vorzüglichen Grade auch Thiere sich in freundlichen Sitten ausbilden können. Es ist lediglich eine bequeme Art mancher Menschen von beschränkten Verstandeskraften, solchen Schilderungen den gemeinen Zweifel der Uebertreibung entgegen zu setzen, als ob nicht jedes Gemälde sein richtiges Auge verlangte, um es nach Verdienst zu schätzen. Hier, wo wohl Niemand

den Argwohn willkürlicher That begen kann, spricht die einfache Darstellung schon für sich selbst; und nichts ist in der vorliegenden Geschichte dieses Vogels, was mit seiner allgemeinen Natur unverträglich wäre.

Aus den weitem Erzählungen des Berichterstatters wäre allenfalls noch hinzuzufügen, daß jener Kranich eine besondere Furcht vor aller schwarzen Farbe, selbst schwarzen Truthähnern, insbesondere vor dem Essenlehrer zeigte. Daß er sich aus den Vorüberziehenden ein Weibchen wählte, welches jedoch, zu sehr beunruhigt, nach acht Tagen wieder verschwand, und daß, da die Bullochsen des Guts immer bald wieder verkauft wurden, er seine Zuneigung stets auf den Nachfolger übertrug, gehört gleichfalls zu seiner Lebensgeschichte. Vor einem Meßer zeigte er große Angst, dagegen beschaute er sich gern im Spiegel, indem er einen Kameraden darin zu erblicken glaubte. Noch vier Jahre später befand sich dieser Kranich auf dem erwähnten Gute, war aber von einem Mastochsen, den er zur Ordnung bringen wollte, im Stalle niedergestoßen und so getreten worden, daß der Besitzer verzweifelte, ihn ganz wieder herzustellen.

Die Alten kannten diese Vögel sehr gut, sprachen viel von ihnen und bezeichneten sie als Sinnbild der Wachsamkeit.

39.

Wachtel wacht.

(Wunderhorn, I. 159.)

Hört, wie die Wachtel im Grünen schön schlägt:
lobet Gott! lobet Gott!

mir kommt kein Schauder, sie sagt.

Fliehet von einem ins andre grün Feld,
und uns den Wachstum der Früchte vermeldt;
rufet zu allen mit Lust und mit Freud:

Danke Gott! danke Gott!

der du mir geben die Zeit.

Morgens sie ruft, eh der Tag noch anbricht:

guten Tag! guten Tag!

wartet der Sonnen ihr Licht;

Ist sie aufgangen, so jauchzt sie vor Freud,
schüttert die Federn, und strecket den Leib,
wendet die Augen gen Himmel hinzu:

Dank sei Gott! Dank sei Gott!

der du mir geben die Ruh.

Plinket der kühlende Thau auf der Haib,

werd ich naß! werd ich naß!

zitternd sie halbe ausschreit,

Fliehet der Sonne entgegen und bitt,

daß sie ihr teile die Wärme auch mit:

Laufet zum Sande und scharret sich ein:
 Hartes Bett! hartes Bett!
 sagt sie, und legt sich darein.

Kommt nun der Waldmann mit Hund und mit Blei,
 fürcht mich nicht! fürcht mich nicht!
 liegend ich beide nicht scheu;
 Steht nur der Waizen und grünet das Laub,
 ich meinen Feinden nicht werde zum Raub,
 aber die Schnitter, die machen mich arm!
 Wehe mir! wehe mir!
 daß sich der Himmel erbarm!

Kommen die Schnitter, so ruft sie ganz lech:
 tritt mich nicht! tritt mich nicht!
 liegend zur Erde gestreckt;
 Flieht von geschnittenen Felbern hindann,
 weil sie sich nirgend verbergen mehr kann,
 Klaget: Ich finde kein Körnlein darin,
 Ist mir leid! ist mir leid!
 flieht zu den Saaten dahin.

Ist nun das Schneiden der Früchte vorbei,
 harte Zeit! harte Zeit!
 schon kommt der Winter herbei,
 Hebt sich zum Lande zu wandern nun fort
 hin zu dem andern weit fröhlichem Ort,
 wünschet indessen dem Lande noch an:
 Hüt dich Gott! hüt dich Gott!
 fliehet in Frieden bergan.

40.

Unglück der Stadt Leiden.

(Von J. B. Hebel.)

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden und hat noch nie gewußt warum, bis am 12. Januar 1807. Sie ligt am Rhein in dem Königreich Holland, und hatte vor diesem Tage eilftausend Häuser, welche von vierzigtausend Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stund an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage: der Eine betete sein „Das walte Gott,“ der Andere ließ es sein, und Niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen würde, obgleich ein Schiff mit siebenzig Käfern Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag und ließ sich schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Turm

auf halb fünf stund — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute giengen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abendschule, müßige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirtshaus beim Kartenspiel und Weinfrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen siebenzig Fäßern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblicke, (ihr könnt's nicht so geschwind lesen, als es geschah) in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häusern mit Allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entseßlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser giengen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde; Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und fast nimmer gelöscht werden konnte, weil viele Vorrathshäuser voll Del und Thran mit ergriffen wurden. Ahtthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerißen werden. Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war; nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbniß konnten abgeholt werden. Viele Hilfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hilfsmitteln und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie in das Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

41.

Gottes Treue.

(Von Joh. Friedrich v. Meher.)

ES steht im Meer ein Felsen,
die Wellen freißn herum:
Die Wellen brausen am Felsen,
doch fällt der Fels nicht um.

Ein Turm ragt überm Berge
und schaut in das Thal hinab:
Die Winde rasen am Berge,
doch fällt kein Stein herab.

Es zeucht einher ein Wetter
und raselt am starken Baum:
Zur Erde sinken wohl Blätter,
doch eisern steht der Baum.

Des Höchsten ewige Treue
steht fester den Fels und Turm,
Und grünt und blühet aufs neue
und trotzt dem rasenden Sturm.

42.

Das Lächeln im Tode.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 99)

Ein frommer Greis war dem Tode nahe, und seine Kinder und Enkel stunden um sein Sterbebett. Er schien jetzt zu schlafen und lächelte dreimal mit geschlossenen Augen. Als er die Augen wieder öffnete, fragte einer seiner Söhne, warum er denn dreimal gelächelt habe?

Der fromme Greis sagte: „Das erste Mal giengen alle Freuden meines Lebens vor mir vorüber — und ich mußte lächeln, daß die Menschen dergleichen Seifenblasen für etwas Wichtiges ansehen können.“

„Das zweite Mal erinnerte ich mich an alle Leiden meines Lebens — und freute mich, daß sie nun für mich ihre Dornen verloren haben, und daß die Zeit da ist, wo sie mir Rosen bringen werden.“

„Das dritte Mal gedachte ich des Todes, und mußte lächeln, daß die Menschen diesen Engel Gottes, der sie von allen Leiden befreien und sie in die Wohnungen ewiger Freuden einführen will, so gar fürchten und scheuen können.“

Wer sich befließt, hier fromm zu leben,
dem wird Gott dort den Himmel geben.

43.

Die Sternthaler.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und gar nichts mehr, als die Kleider, die es auf dem Leibe trug, und ein Stückchen Brot, das es in der Hand hielt und das ihm ein mitleidiges Herz noch geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, gieng es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld; da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach gib mir doch etwas zu essen, ich bin so hungrig.“ Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: „Gott segne dir!“ und gieng weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopf, schenk mir doch

etwas, womit ich ihn bedecken kann!“ Da that es seine Mühe ab, und gab sie ihm. Und als es noch ein Bißchen gegangen war, kam wieder ein Kind, und hatte kein Leibchen an und fror, da gab es ihm feins; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich kam es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: es ist dunkle Nacht, da kannst du wohl dein Hemd weggeben, und gab es auch noch hin. Und wie es so stund, und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter harte, blanke Thaler, und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein, und ward reich für sein Lebtag.

44.

Der gute Hirte.

(Von W. Sey.)

Du lieber Heiland Jesus Christ,
weil du ein guter Hirte bist
Und merkst so treu auf deine Heerde,
daß keins davon verloren werde,

So will ich auch dein Schäflein sein,
will fröhlich folgen dir allein,
Will stets auf deine Stimme hören,
will nie mich wieder rückwärts kehren.

Christus, mein Helfer und mein Hirt,
der treulich für mich sorgen wird,
Und mich behüten, führen, weiden,
in Ewigkeit nicht von mir scheiden.

45.

Rabbi Möir und seine Gattin.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Rabbi Möir, der große Lehrer, saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdessen starben seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und wohl unterrichtet im Geseze. Seine Hausfrau nahm sie und trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Bett und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Möir nach Hause. „Wo sind meine Söhne,“ fragte er, „daß ich ihnen den Segen gebe!“ „Sie sind in die Lehrschule gegangen,“ war ihre Antwort. „Ich habe mich umgesehen,“ erwiderte er, „und bin ihrer nicht gewar geworden.“ Sie reichte ihm einen Becher, er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, trank und fragte abermals: „Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens?“ „Sie werden nicht weit sein,“ sprach sie, und setzte ihm vor zu eßen. Als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!“ „Sage an, meine Liebe!“ antwortete er. — „Vor wenig Tagen,“ sprach sie,

„gab mir Jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben?“ „Dies sollte meine Frau nicht erst fragen,“ sagte Rabbi Mör; „wolltest du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wiederzugeben?“ „O nein!“ versetzte sie, „aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht.“ Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. „Ach, meine Söhne,“ jammerte der Vater — „meine Söhne!“ Sie wandte sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern, wiederzugeben, was uns zur Verwahrung anvertraut ward? Siehe, der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Name des Herrn sei gelobt!“ — „Der Name des Herrn sei gelobet!“ — stimmte Rabbi Mör mit ein.

46.

Morgenlied.

(Von Ernst Moriz Arndt.)

Die Nacht ist nun vergangen,
der Morgen steht so herrlich da,
Und alle Blumen prangen
und alle Bäume fern und nah.

Die frommen Nachtigallen
die singen laut im Freudenklang,
Die Lerchen höchst vor allen,
zum Himmel bringen sie Gesang.

Der Auckuck auf den Zweigen
und auch der Zeißig klein,
Sie wollen sich dankbar zeigen,
will keiner der letzte sein.

47.

Gute Nacht, mein Kind.

(Wunderhorn, Kinderlieder. Seite. 63.)

Guten Abend, gute Nacht!
mit Rosen bedacht,
mit Näglein besteckt,
schlupf unter die Deck;
Morgen früh, wenns Gott will,
wirfst du wieder geweckt.

48.

Die Verwandlung der Insekten.

(Von G. H. Schubert. Lehrb. d. Naturgesch. 1823. Seite 128.)

Die Klasse der Insekten ist unter den unvollkommneren Thieren dasselbe, was die Klasse der Vögel unter den vollkommneren Thieren ist; denn

der größte Theil davon ist leicht geflügelt, wie die Vögel. Ueberhaupt sind die Insekten auch in vielen andern Eigenschaften gar merkwürdige Thiere, an denen sich wundervolle Kunsttriebe, Vorgefühl des Künftigen und vor allen Dingen eine Verwandlung und gänzliche Umgestaltung finden, wodurch ein und dasselbe Thier zu einem ganz andern wird. Erst ist es z. B. eine häßliche Raupe, die ungemein gefräßig und schädlich ist, indem sie eine große Menge von Blättern und Knospen frißt, oder auch ein häßlicher Wurm, der von Roth lebt. Auf einmal wird die Raupe krank, sie krümmt und windet sich und muß als Raupe sterben, nachdem sie sich noch öfters vorher ihr Sterbekleid gesponnen oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Da liegt sie oder hängt sie denn lange als todt, und die Raupe ist auch wirklich nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlings-Sonnenschein herein, da springt der Sarg entzwei und aus dem Grabe geht nun ein ganz anderes Leben hervor, als das vorige war; ein schöner bunter Schmetterling, der all das Schädliche und Häßliche, das die Raupe hatte, abgelegt hat, der gar keine Blätter und keinen Roth mehr freßen mag, sondern mit seiner niedlichen langen Zunge allenfalls bloß die Thautröpflein oder auch den Honigsaft aus den Blüten saugt, sehr oft aber auch gar nichts mehr zu genießen braucht, weil er sich in dieser seiner letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Sehr viele Insekten machen eine solche Absterbung und gänzliche Verwandlung durch, und leben hernach zuletzt als schönes geflügeltes Insekt in der Luft und auf Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Wasser, im Morast und Unrath lebten; doch können sich auch manche Insekten, z. B. die häßliche Laus, der giftige Skorpion, die Spinne, nicht dazu entschließen, so zu sterben, und bleiben bis ans Ende das, was sie waren, eine häßliche Spinne, oder Laus, oder Skorpion.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich viel denken, und schon die Alten haben deshalb den Schmetterling und seine Verwandlung als ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele betrachtet.

49.

Frühlingslied.

(Von E. G. G. Sälty.)

<p>Die Luft ist blau, das Thal ist grün, die kleinen Maienglocken blühen und Schlüsselblumen drunter, Der Wiesenrund ist schon so bunt und mahlt sich täglich bunter.</p>	<p>Drum komme, wenn der Mai gefällt, und freue dich der schönen Welt und Gottes Watergüte, Die solche Pracht hervorgebracht, den Baum und seine Blüte.</p>
---	--

50.

Pudel.

(Fabel, von W. Sch.)

Wer hat hier die Milch genascht?
hätt ich doch den Dieb erhascht!
Pudel, wärst denn du es gar?
Pudel, komm doch! Ei fürwahr,
einen weißen Bart hast du:
sag mir doch, wie geht das zu?

Die Hausfrau sah ihn an mit Lachen:
Ei Pudel, was machst du mir für Sachen!
Willst wohl gar noch ein Naschkäpchen werden?
Da hieng er den Schwanz bis auf die Erden,
und heulte und schämte sich so sehr.
Der naschet wohl sobald nicht mehr.

51.

Der Igel.

(Von S. D. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. I. S. 72 ff.)

Der Körper des Igels ist unten mit Haaren, oben mit weißen, braun und schwarz geringelten Stacheln besetzt, und hat eine Länge von zehn bis elf Zoll; die Ohren sind kurz und auch der Schwanz ist nur einen Zoll lang. Er ist in Europa sehr gemein und bewohnt auch Asien bis zum Jais. Am liebsten ist er in Laubwäldern, Zäunen, Getraidefeldern, kurz an Orten, wo es ihm weder an Versteck noch an Nahrung gebricht. Den Winter verbringt er in einer oft selbst gescharrten, mit Laub, Moos, Heu u. s. w. recht weich ausgepolsterten Höhlung, welche er mit eintretendem Froste bezieht und wo er, so lange die Kälte anhält, ruhig schläft. Auch in einer kühlen Kammer schläft er den Winter über recht ruhig. Man findet ihn noch im November und schon Anfangs März bei gutem Wetter herumlaufend. Seine Nahrung besteht aus kleinen Thieren und Früchten. Vorzüglich liebt er Mäuse und erhascht deren sehr viele. Passt man ihm in mond hellen Nächten auf, so sieht man ihn leise umherschleichen, öfters, obgleich er sonst langsam ist, plötzlich schnell zufahren, eine Maus haschen und verzehren. Käfer, Regenwürmer, Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern sind ihm ebenfalls sehr angenehm. Will er eine Kröte fressen, so wischt er sich anfangs nach jedem Biße, den er gegeben, wahrscheinlich, weil ihm der scharfe Saft nicht behagt, das Maul an der Erde ab. Kleine Vögel und deren Eier verschont er eben so wenig. Birnen, Äpfel und Pflaumen genießt er auch, aber nicht so gern, als thierische Nahrung. Er kann, da er nicht klettert, nur das Obst auflesen, welches am

Boden liegt, und wenn er großen Vorrath findet, so wälzt er sich auch darauf, spießt es mit seinen Stacheln an, und trägt es so nach seinem Versteck. Im Juli oder August bekommt das Weibchen vier bis acht Junge, welche drittheil Zoll lang und etwas über einen Zoll dick sind. Nur um das Maul stehen kurze Borsten, übrigens sind sie unbehaart, Augen und Ohren geschlossen. Schon binnen den ersten vierundzwanzig Stunden werden die Stacheln vier Linien lang, und sind anfangs ganz weiß. Nach einem Monat hat der junge Igel die Farbe des alten, frißt auch schon allein, obgleich er noch saugt. Wenn er dieses Alter hat, so verläßt er das in einer versteckten Lage angebrachte, weich ausgepolsterte Nest in warmen Nächten und läßt dann seine piepende Stimme hören. Am Tage ruht die Gesellschaft wieder im Neste. Bis zum Winter sind sie etwa halb ausgewachsen.

Obgleich der Igel so scheu ist, daß er sich an unruhigen Orten am Tage fast niemals sehen läßt, nur des Nachts seinen Geschäften nachgeht und sich gewöhnlich bei Annäherung eines Menschen oder Hundes augenblicklich zusammenkugelt und sich durch keine Qual dahin bringen läßt, sich wieder aufzurollen, bis alles sicher scheint, so zeigt er doch in mancher Hinsicht großen Muth. Ich ließ zu einem alten Igel, der seine Jungen säugte, acht Hamster. Sogleich unternahm er einen Angriff auf den, welcher in der Ecke der Kiste saß, die sein Lieblingsitz war. Seine Kopfstacheln waren gestäubt und bildeten eine Art Helm, die Nase tief am Boden hinschiebend nähete er sich und verfezte dem Hamster, der wüthend fauchte und ihn oft vergeblich und zu eigenem Schaden in die Stacheln biß, bald Stiche mit seinem Helm, bald Biße mit seinen Zähnen; dabei fauchte er trommelnd. Abwechselnd griff er auch den in der nächsten Ecke sitzenden Hamster an, und ich mußte diese Gäste, um ihr Leben zu retten, entfernen. Merkwürdig und lächerlich waren die vielen Kämpfe, welche er gegen Kreuzottern, die er gern frißt, liefern mußte. So wie er diese giftige Schlange in seiner Nähe riecht, rückt er auf sie zu und beschnuppert sie, vorzüglich am Rachen, weil er da bloßes Fleisch riecht, packt aber nicht fest zu, sondern kneipt sie nur oft mit den Zähnen. Die Otter wird wüthend, zischt und beißt fürchterlich; er aber kehrt sich nicht im geringsten dran, zuckt auch kaum vor ihren Bissen zurück. Endlich, wenn sich die Otter abgetobt hat und ihr Rachen von ihren Bissen, die sie seinen Stacheln gegeben hat, vom Blute trieft, packt er ihren Kopf, zermalmt ihn sammt den Giftzähnen, frißt zuerst den Kopf und dann das Uebrige. Bei andern Schlangen ist es ihm einerlei, an welchem Theile er zuerst zu freßen beginnt. Er hat oft bei einem solchen Gefecht acht, zehn, zwölf Biße in die Ohren, das Gesicht, die Lippen, ja sogar in die Zunge erhalten, mit welcher er seine Wunden lecken wollte, und hat doch weder Geschwulst noch sonst einen krankhaften Zustand erlitten. Auch seine an ihm

saugenden Jungen blieben gesund. Er ist ein giftfestes Thier. Man hat gesehen, wie ein Igel hunderte von spanischen Fliegen ohne Schaden fraß. Ein Arzt wollte einen Igel skeletiren, und gab ihm, um ihn zu tödten, die heftigsten Gifte, unter andern auch Blausäure und Arsenik ein, aber alles vergeblich. Endlich brachte er ihn noch durch Stickstoffgas vom Leben zum Tode.

Der Igel hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem Dachs: dasselbe schwarze, kleine, blöde Auge, das fast gar nicht zu sehen scheint, daher er immer dem Geruche folgt; dieselbe Nahrung, dieselbe Langsamkeit; die Winterruh; das Fettwerden im Herbst; das aus dem Bauche kommende Trommeln in der Bosheit: aber es fehlt ihm das gewaltige Gebiß des Daches, denn er hat nur schwache Zähne und Kinnladen, und Noth genug, eine Schlangen- oder Krötenhaut zu durchschneiden.

Ein eigenes Gefühl scheint es ihm zu verursachen, wenn man ihm mit einem Rütchen über den Rücken streichelt; er fährt dann jedesmal die Stacheln sträubend und fauchend empor.

Der Igel ist ein nütliches, aller Schonung werthes Thier, wo man von Schlangen und Mäusen geplagt wird. Will man ihn aber doch wo wegfangen, so geschieht dieses leicht durch die Rattenfalle, worin eine von den obengenannten Speisen liegt.

52.

Vom Bublein, das überall mitgenommen hat sein wollen.

(Mährchen, von Friedrich Rückert.)

Denk an, das Bublein ist einmal
spazieren gängen im Wiesenthal;
Da wurds müd gar sehr;
und sagt: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist das Bächlein geflossen kommen,
und hats Bublein mitgenommen;
Das Bublein hat sich aufs Bächlein gesetzt,
und hat gesagt: So gefällt mirs jetzt.

Aber was meinst du? das Bächlein war kalt,
das hat das Bublein gespürt gar bald;
Es hat gefroren gar sehr,
es sagt: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist das Schifflin geschwommen kommen,
und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Schifflin gesetzt,
und hat gesagt: Da gefällt mirs jetzt.

Aber siehst du? das Schifflin war schmal,
das Büblein denkt: da fall ich einmal!
Da fürcht es sich gar sehr,
und sagt: Ich mag nicht mehr!
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist die Schnecke gekrochen gekommen,
und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich ins Schneckenhäuslein gesetzt,
und hat gesagt: Da gefällt mirs jetzt.

Aber denk! die Schnecke war kein Gaul,
sie war im Kriechen gar zu faul;
Dem Büblein giengs langsam zu sehr,
es sagt: Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist der Reiter geritten gekommen,
der hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich hinten aufs Pferd gesetzt,
und hat gesagt: So gefällt mirs jetzt.

Aber gib Acht! das gieng wie der Wind,
es gieng dem Büblein gar zu geschwind,
Es hopft drauf hin und her,
und schreit: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme,
und mich mitnähme!

Da ist ein Baum ihm ins Haar gekommen,
und hats Büblein mitgenommen;
Er hats gehängt an einen Ast gar hoch,
dort hängt das Büblein und zappelt noch.

Das Kind fragt:

Ist denn das Büblein gestorben?

Antwort:

Nein! es zappelt ja noch!
morgen gehn wir 'naus und thuns 'runter.

Sechse kommen durch die ganze Welt.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein Mann, der verstand allerlei Künste; er diente im Krieg und hielt sich brav und tapfer, aber als der Krieg zu Ende war, bekam er den Abschied und drei Heller Gehrgeld auf den Weg. „Wart,“ sprach er, „mit mir geht man nicht so um! Sind ich die rechten Leute, so soll mir der König noch den Reichtum des ganzen Landes herausgeben.“ Da gieng er voll Zorn in den Wald, und sah einen darin stehen, der hatte sechs Bäume ausgerupft, als wären's Kornhalme. Sprach er zu ihm: „Willst du mein Diener sein und mit mir ziehen?“ „Ja,“ antwortete er, „aber erst will ich meiner Mutter das Weilchen Holz heimbringen,“ und nahm einen von den Bäumen und wickelte ihn um die fünf andern, hob die Welle auf die Schultern und trug sie fort; dann kam er wieder und gieng mit seinem Herrn; der sprach: „Wir zwei sollten wohl durch die ganze Welt kommen.“ Und als sie ein Weilchen gegangen waren, fanden sie einen Jäger, der lag auf den Knien, hatte die Büchse angelegt und zielte. Sprach der Herr zu ihm: „Jäger, was willst du schießen?“ Er antwortete: „Zwei Meilen von hier sitzt eine Fliege auf einem Eichenästchen, der will ich das linke Auge herauschießen.“ „O, geh mit mir,“ sprach der Mann, „wenn wir drei zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“ Da gieng der Jäger mit ihm, und sie kamen zu sieben Windmühlen, deren Flügel trieben ganz hastig herum, und gieng doch rechts und links kein Wind und bewegte sich kein Blättchen. Da sprach der Mann: „Ich weiß nicht, was die Windmühlen treibt, es regt sich ja kein Lüftchen;“ und gieng mit seinen Dienern weiter; und als sie zwei Meilen fortgegangen waren, sahen sie einen auf einem Baum sitzen, der hielt das eine Nasenloch zu, und blies aus dem andern. „Mein! was treibst du da oben?“ fragte der Mann. Er antwortete: „Zwei Meilen von hier stehen sieben Windmühlen, seht, die blase ich an, daß sie gehen.“ „O, geh mit mir,“ sprach der Mann, „wenn wir vier zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“ Da stieg der Bläser herab und gieng mit; und über eine Zeit sahen sie einen, der stund auf einem Bein und hatte das andere abgeschnallt und neben sich gelegt. „Ei,“ sprach der Herr, „du hast dir's ja bequem gemacht zum Ausruhen.“ „Ich bin ein Laufer,“ antwortete er, „und damit ich nicht gar zu schnell springe, habe ich mir das eine Bein abgeschnallt; denn wenn ich mit zwei Beinen laufe, so geht's geschwinder als ein Vogel fliegt.“ „O, geh mit mir, wenn wir fünf zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“ Da gieng er mit;

und gar nicht lang, so begegneten sie einem, der hatte ein Hütchen auf, hatte es aber ganz auf dem einen Ohr sitzen. Da sprach der Herr zu ihm: „Manierlich! Manierlich! setz deinen Hut doch ein Bißchen gerad, du stehst ja aus wie ein Hans Narr.“ „Ich darfs nicht thun,“ sprach der andere, „denn setz ich meinen Hut gerad, so kommt ein gewaltiger, entsetzlicher Frost, und die Vögel unter dem Himmel erfrieren und fallen todt zur Erde.“ „O, geh mit mir,“ sprach der Herr, „wenn wir sechs zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“

Nun giengen die Sechse in die Stadt, wo der König hatte bekannt machen lassen: wer mit seiner Tochter in die Wette laufe und den Sieg davon trage, der solle ihr Gemahl werden, wer aber verliere, müsse auch seinen Kopf hergeben. Da meldete sich der Mann und sprach: „Ich will aber meinen Diener für mich laufen lassen.“ Der König antwortete: „Dann mußt du auch noch dessen Leben zum Pfand setzen, also daß sein und dein Kopf für den Sieg haften.“ Nun ward das verabredet und fest gemacht; da schnallte der Mann dem Käufer das andere Bein an und sprach zu ihm: „Nun sei hurtig und hilf, daß wir fliegen.“ Es war aber bestimmt, daß wer am ersten Wasser aus einem fern gelegenen Brunnen brächte, Sieger sein sollte. Nun bekam der Käufer einen Krug und die Königstochter auch einen, und sie fiengen zu gleicher Zeit zu laufen an; aber in einem Augenblick, als die Königstochter erst eine kleine Strecke fort war, konnte den Käufer schon kein Zuschauer mehr sehen, und es war nicht anders, als wäre der Wind vorbei gesauft. In kurzer Zeit langte er bei dem Brunnen an, schöpfte den Krug voll Wasser und kehrte wieder um. Mitten aber auf dem Heimweg überkam ihn eine Müdigkeit; da setzte er den Krug hin, legte sich nieder und schlief ein. Er legte aber den Kopf auf einen Pferdeschädel, damit er hart liege und bald wieder erwache. Indessen war die Königstochter, die auch gut laufen konnte, so gut als ein gewöhnlicher Mensch vermag, zu dem Brunnen gekommen und lief mit ihrem Krug voll Wasser zurück, und als sie den Käufer daliegen und schlafen sah, war sie froh und sprach: „Der Feind ist in meine Hände gegeben,“ leerte seinen Krug aus und sprang weiter. Nun wäre alles verloren gewesen, wenn nicht zu gutem Glück der Jäger mit seinen scharfen Augen eben auf dem Schloß gestanden und alles mit angesehen hätte. Da sprach er: „Die Königstochter soll dennoch gegen uns nicht aufkommen,“ lud seine Büchse und schoß sie so künstlich auf den Käufer, daß er den Pferdeschädel ihm unter dem Kopfe wegschoß, ohne ihm weh zu thun, und ihn aufweckte. Da erwachte der Käufer, sprang in die Höhe und sah, daß sein Krug leer und die Königstochter schon vor ihm war. Aber er verlor den Muth nicht, faßte den Krug, lief wieder zum Brunnen zurück, schöpfte aufs neue Wasser und

war doch noch zehn Minuten eher als die Königstochter daheim und gewann sie also seinem Herrn. „Seht ihr,“ sprach der Käufer, „jetzt hab ich erst die Beine aufgehoben, vorher wars gar kein Laufen zu nennen.“

Den König aber kränkte es, und seine Tochter noch mehr, daß sie so ein gemeiner, abgedankter Soldat davon tragen sollte, und sie rathschlagten miteinander, wie sie ihn samt seinen Gefellen los würden. Da sprach der König zu ihr: „Ich habe ein Mittel gefunden, laß dir nicht bang sein, sie sollen nicht wieder heim kommen.“ Und sprach zu ihnen: „Ihr sollt euch nun zusammen lustig machen, essen und trinken;“ und führte sie zu einer Stube, die hatte einen Boden von Eisen und die Thüren waren auch von Eisen und die Fenster waren mit eisernen Stäben verwahrt. In der Stube war eine Tafel mit köstlichen Speisen besetzt; da sprach der König zu ihnen: „Nun geht hinein und laßt euch wohl sein;“ und wie sie darin waren, ließ er die Thüre verschließen und verriegeln. Dann ließ er den Koch kommen und befahl ihm, ein Feuer so lang unter die Stube zu machen, bis das Eisen glühend würde. Das that der Koch, und es steng an und ward den Sechsen in der Stube, während sie an der Tafel saßen, ganz warm, und sie meinten, das käme vom Essen, als aber die Hitze immer größer ward und sie hinaus wollten, Thüre und Fenster aber verschlossen fanden, da merkten sie, daß der König Böses im Sinne gehabt und sie ersticken wollte. „Es soll ihm aber nicht gelingen,“ sprach der mit dem Hütchen, „ich will einen Frost kommen lassen, vor dem sich das Feuer schämen und verkriechen soll.“ Da setzte er sein Hütchen gerad und alsobald fiel ein Frost, daß alle Hitze verlosch und die Speisen auf den Schüsseln zusammenfroren.

Als nun ein paar Stunden herum waren und der König glaubte, sie wären von der Hitze verschmachtet, ließ er die Thüre öffnen und wollte selbst nach ihnen sehen. Aber wie die Thüre aufgieng, fanden sie alle sechs da, frisch und gesund, und sagten, es wäre ihnen lieb, daß sie herauskämen, sich zu wärmen, denn bei der großen Kälte in der Stube frören die Speisen an den Schüsseln fest. Da gieng der König voll Zorn hinab zu dem Koch, schalt ihn und fragte, warum er nicht besser gethan hätte, was ihm befohlen worden. Der Koch antwortete: „Es ist Glut genug da, seht nur selbst.“ Da sah der König, daß ein gewaltiges Feuer unter der Eisenstube brannte, und merkte daß er den Sechsen auf diese Weise nichts anhaben könnte.

Nun sann der König aufs neue, wie er der bösen Gäste los würde; ließ den Meister kommen und sprach: „Willst du Gold nehmen und dein Recht auf meine Tochter aufgeben; so sollst du haben, so viel du willst.“ Da antwortete er: „Ja, Herr König, gebt mir so viel als mein Diener tragen kann, so verlang ich eure Tochter nicht.“ Das war der König zufrieden, und jener sprach noch: „So will ich in vierzehn Tagen kommen und

es holen.“ Darauf ließ er alle Schneider aus dem ganzen Reiche zusammen kommen, die mußten vierzehn Tage lang sitzen und einen Sack nähen. Und als er fertig war, mußte der eine, welcher Bäume ausrupfen konnte, den Sack auf die Schulter nehmen und mit ihm zu dem König gehen. Da sprach der König: „Was ist das für ein gewaltiger Kerl, der den Linnenhäufen auf der Schulter trägt?“ erschrad und dachte, was wird der für Gold wegschleppen! Da hieß er eine Tonne Gold herbringen, die mußten sechszehn der stärksten Männer tragen; aber jener packte sie mit einer Hand, stopfte sie in den Sack und sprach: „Warum bringt ihr nicht gleich mehr, das deckt ja kaum den Boden.“ Da ließ der König nach und nach seinen ganzen Reichtum herbeitragen, den steckte der Starke in den Sack hinein und er ward davon noch nicht zur Hälfte voll. „Schafft mir mehr herbei,“ rief er, „die Brocken füllen nicht.“ Da mußten noch siebentausend Wagen mit Gold in dem ganzen Reich zusammen gefahren werden, die stopfte der Starke mit den vorgespannten Döfen in seinen Sack. „Ich wills nicht lang besehen,“ sprach er, „und nehmen was kommt, damit der Sack nur voll wird.“ Wie alles darin stak, gieng noch viel hinein, da sprach er: „Ich will dem Ding nur ein Ende machen, und denken, man bindet einen Sack zu, wenn er auch noch nicht voll ist.“ Dann huckte er ihn auf den Rücken und gieng mit seinen Gefellen fort.

Als der König nun sah, wie der Einzige des ganzen Landes Reichtum forttrug, ward er zornig und ließ alle seine Reiterei aufsitzen, die sollten den Sechsen nachjagen, und hatten Befehl, dem einen den Sack wieder abzunehmen. Zwei Regimenter holten sie bald ein, riefen ihnen zu: „Ihr seid Gefangene, legt den Sack mit dem Gold nieder, oder ihr werdet zusammengehauen!“ „Was,“ sprach der Bläser, „wir sind Gefangene? eher sollt ihr sämtlich in der Luft herumtanzen,“ hielt das eine Nasenloch zu und blies mit dem andern die beiden Regimenter an; da fuhren sie aus einander und in die Luft über die Berge fort, der eine hierhin, der andere dorthin. Ein Feldwebel rief um Gnade: er hätte neun Wunden und wäre ein braver Kerl, der den Schimpf nicht verdiene. Da ließ der Bläser ein wenig nach, so daß er ohne Schaden wieder herab kam; dann sprach er zu ihm: „Nun geh heim zum König und sag ihm, er soll nur noch mehr Reiterei schicken, ich wollte sie alle in die Luft hineinblasen.“ Der König, als er den Bescheid vernahm, sprach: „Laßt sie gehen, sie haben etwas an sich!“ Da brachten die sechs den Reichtum heim, theilten ihn unter sich und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Till.

(Von G. F. Sellert.)

Der Narr, dem oft weit minder Wiß gefehlt,
als vielen, die ihn gern belachen,
und der vielleicht, um andre klug zu machen,
das Amt des Albernens gewählt:

(wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)

Till Gulenspiegel zog einmal
mit andern über Berg und Thal.

So oft als sie zu einem Berge kamen,
gieng Till an seinem Wanderstab

den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;

allein wenn sie berganwärts stiegen,

war Gulenspiegel voll Vergnügen.

Warum, steng einer an, gehst du bergan so froh?

bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so;

wenn ich den Berg hinunter gehe,

so denk ich Narr schon an die Höhe,

die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;

allein, wenn ich berganwärts gehe,

so denk ich an das Thal, das folgt, und faß ein Herz.

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,

im Unglück nicht unmäßig kränken,

so lern so klug wie Gulenspiegel sein,

im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Kannitverstan.

(Von J. P. Sebel.)

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieses kostbare Gebäude, die Kamine auf dem Dach, die schönen Giebel und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte

er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund,“ redete er ihn an, „könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipänen, Sternblumen und Levkoien?“ — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich Nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan;“ und schnurrte vorüber. Dieß war ein holländisches Wort oder drei, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: Ich kann euch nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und gieng weiter. Daß aus, Daß ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: „Het Ey,“ oder auf deutsch: „Das Opsilon.“ Da stund nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon stunden ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere heraufgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel herustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan,“ war die Antwort. Da dachte er: Saha, schauts da heraus? Kein Wunder! wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt gieng er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei, unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: wenn ichs doch nur auch einmal so gut bekäme wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz verhumpte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis Alles vorüber war. Doch machte er sich an den Leuten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um zehn Gulden aufschlüge,

ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen sein,“ sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen unserm guten Luttlinger ein Paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan,“ rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leichentuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute.“ Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstund, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich gieng er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstund, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

56.

Räthsel.

Der es macht, der will es nicht,
 der es trägt, behält es nicht,
 Der es kauft, gebraucht es nicht,
 der es hat, der weiß es nicht.

57.

Die drei Feste.

(Von Johannes Fall.)

☉ Du fröhliche,
 o du selige
 gnadenbringende Weihnachtszeit!
 Welt gieng verloren,
 Christ ist geboren:
 freue, freue dich, o Christenheit!

☉ du fröhliche,
 o du selige
 gnadenbringende Osterzeit!
 Welt lag in Banden,
 Christ ist erstanden:
 freue, freue dich, o Christenheit!

☉ du fröhliche,
 o du selige
 gnadenbringende Pfingstzeit!
 Christ unser Meister
 heiligt die Geister:
 freue, freue dich, o Christenheit!

Der Solenhofener Knabe.

(Erzählungen von Karl Stöber. 1841. I. Seite 207 ff.)

An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solenhofen, ist eine Glashütte im Gang. Das Holz zu den Defen kann leicht über die jähen Bergwände herabgelassen werden, und der reine zuckerweise Sand findet sich da und dort in Nestern, einen oder wenige Schuhe unter dem Rasen.

Ehe man aber anfing diesen Sand in Glas zu verwandeln, bestreuten oder fegten schon die Hausfrauen in der Umgegend ihre Stubenböden, Tische, Bänke, hölzerne Geschirre u. s. w. damit, und kauften ihn von Weibern, die ihn bei Solenhofen gruben und in kleinen Säckchen zum Verkauf in die umliegenden Orte trugen. x

In der ältesten Zeit befaßte sich eine Zeit lang nur ein einziges Weib mit diesem beschwerlichen Handel, bei welchem sie oft über funfzig Pfund auf dem Rücken aus- und nur ein paar Heller in der Tasche dafür heimtrug. Es war eine Wittwe in mittlerem Alter, und hatte einen Knaben von zwölf Jahren, der im Sommer die Ziegen des Orts hütete und im Winter mit seiner Mutter in den unterirdischen Felstlüften Sandnester auffuchte und ausbeutete, wenn man vor Schnee und Eis in den Boden kommen konnte.

Einmal in einem besonders harten Winter wollte es den guten Leuten gar nicht gelingen. Lange war der Boden bald so fest gefroren und bald so hoch mit Schnee bedeckt, daß sie gar nicht zu ihrer unterirdischen Nahrungsquelle gelangen konnten. Der kleine Vorrath von Sand, den sie sich im Herbst gegraben hatten, gieng zu Ende, und mit ihm das Brot, das sie sich für die erlösten Pfennige aus den benachbarten Orten mitzunehmen pflegten. An den Sommerseiten der Berge, wo die Februarsonne die dünneren Schneeschichten weggeleckt hatte, fiengen sie nun an zu schürfen, aber überall vergebens und ohne Erfolg. Ihre Werkzeuge zerbrachen, und sie hatten noch kein weißes Sandkorn gefunden. Dazu gieng das Futter für die Ziegen auf die Nelge, und in der Hütte waren nun vier Geschöpfe, denen der Hunger aus den Augen sah. Das Einzige, was sie noch unter sich theilen konnten, war eine Kufe mit eingestampften Rüben und weißem Kohl, und auch diese stritten schon mit der Verwesung, weil sie nur wenig gesalzen waren. Die Geißen erhielten ihren Antheil roh, wie er aus der Kufe kam, die Portionen für sich und ihren Knaben kochte die Wittwe und salzte sie oft mit ihren bitteren Kummerthränen. Denn es war damals unter ihrem Dache, wie in der Hütte der Wittwe von Zarpach, als sie dem Propheten antwortete: „So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebackenes, ohne eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Del im Kruge. Und siehe, ich habe Holz aufgesehen,

und gehe hinein, und will mir und meinem Sohne zurichten, daß wir essen und sterben.“

Der Knabe liebte seine Mutter, und bewies seine Liebe meistens dadurch, daß er nie über seinen Hunger klagte, sondern geduldig von einer Mahlzeit auf die andere wartete, und überhaupt Alles vermied und verbarg, was ihr das Herz noch schwerer machen konnte. Aber fast die ganze andere Hälfte seines Herzens war den Ziegen zugewandt, und es wollte ihm brechen, wenn er sah, wie sie, von Hunger getrieben, an der Kufe hinaufsprangen und vergebens Hals und Zunge streckten, um die Melge darin zu erreichen. Hätten sie von seinen schönen Worten und Bertröstungen auf den nahen Frühling satt werden können, dann hätten sie mehr als genug gehabt. Aber so wurden sie immer magerer, und der Knabe entschloß sich endlich, für sie zu thun, was er noch nicht einmal für seine Mutter gethan hatte.

In Solenhofen war ein Benediktinerkloster. An die Pforte desselben pochte der Knabe mit dem schweren eisernen Klöpfel, der daran hing, und antwortete dem Bruder Pförtner, der nach seinem Begehren fragte, er müsse mit dem Abt selbst reden. Er wurde vor diesen ehrwürdigen Diener Gottes geführt, küßte ihm die Hand und bat, er möchte ihm doch nur erlauben, das Heu aufzulesen, das die Klosterkühe unter den Barren und unter die Streu würlen. Denn seine zwei Ziegen wären am Verhungern. Den Abt überraschte anfangs die Bitte, deren Gewährung gar leicht mißbraucht oder wenigstens zu einer großen Versuchung werden konnte. Aber bald überzeugte er sich, mit was für einer aufrichtigen und redlichen Seele er es zu thun habe. Er fragte unter andern Dingen nach dem Wenigen, was nach den damaligen Anforderungen der Kirche ein Christ wissen sollte. Der Knabe sagte seinen Glauben, sein Vaterunser nebst einigen andern kürzeren Gebeten gut her und beantwortete munter etliche Fragen aus den Evangelien. — Nun sprach der Abt: „Mein Söhnlein, du darfst alle Tage, wenn unsere Kühe zur Tränke getrieben werden, kommen und holen, was sie unter dem Barren liegen lassen. Und wenn der Bruder Küchenmeister etwas übrig hat, so wird er es dir auch mitgeben für dich und deine Mutter.“ Dann segnete er den Knaben, und entließ ihn froh und getröstet.

In der Hütte der Wittfrau hatte nun die Noth ein Ende. Bald kam auch der warme und freundliche Frühling; die Wittwe entdeckte wieder eine ergibige Sandgrube, und ihr Benedikt trieb als gedungenes Ziegenhirtlein die Ziegen des Dorfes auf die hohen lustigen Berge. In die Kost gieng er bei den einzelnen Besitzern der Ziegen der Reihe nach. Sein Osterlamm aß er im Kloster, seinen Pfingstkuchen buk ihm die Wirtin, seinen Kirchweihschmaus hielt er in der neuen Mühle, und seinen Namenstag feierte er wieder mit den Benediktinern.

An Unterhaltung fehlte es ihm auch auf den einsamen Höhen nicht. Da lag der damals noch unbenützte Kalkschiefer so am Tage, daß es ihm leicht ward, Platten davon herauszühoben, und aus ihnen mit einem ganz kleinen Hammer, den ihm noch sein verstorbener Vater gemacht hatte, regelmäßige Vierecke zu fertigen.

Was man so unrichtiger und sündlicher Weise Zufall nennt, führte den Knaben zu einer wichtigen Erfindung. Benedikt legte einmal eine Schieferplatte, wie er sie aus dem Boden gebrochen hatte, auf seinen Schooß, zeichnete mit einer Kohle von seinem Hirtenfeuer ein Viereck darauf, und sprach dann bei sich: „Fünfzig solche viereckige Tafeln wenn ich hätte, könnte ich meine ganze Hausflur damit belegen, wo jetzt die Hühner scharren, wenn es draußen regnet.“ Und während er dieß dachte, klopfte er mit seinem Hämmerlein auf dem einen schnurgeraden Kohlenstrich sanft auf und ab. Denn er freute sich über den hellen Klang der Platte. Aber auf einmal wurden die hellen Töne dumpf und immer dumpfer, wie bei einer zersprungenen Glocke, und zuletzt sprang die Tafel gerade in der Richtung des Kohlenstriches mitten entzwei. Ist es da so gegangen, dachte nun Benedikt, so kann es bei den übrigen drei Seiten eben so gehen. Und hämmerte auch auf dem zweiten Kohlenstrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schluß war richtig. Nach dem er noch einige Minuten so fortgemacht hatte, lag eine vollkommene viereckige Platte auf seinen Knien. Eine zweite gelang nicht minder, und so fort. Früher schon hatte er manchmal zwei Schiefertrümmer an einander gerieben, um sie zu poliren, und gefunden, daß er damit am schnellsten zu Stande kam, wenn er von dem Sande, womit seine Mutter handelte, dazwischen that und Wasser dazu nahm. Diese frühere Erfindung wandte er nun auf seine Pflastersteine an, und gewann so einige sehr schöne Platten.

Indes trieb er dieß alles als eine bloße Spielerei, und sagte davon Niemand etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln verbarg er da und dort unter einem Busch, wie etwa ein Hirtenknabe an der Donau schöne Kiesel, die er in ihrem Bette findet, in einem hohlen Weidenstamm aufhebt. Eines Abends aber, als er eingetrichtert hatte und seiner Mutter gegenüber an der Suppenschüssel saß, erzählte sie ihm, daß sie mit Sand in Eichstädt gewesen und dort dem Bischof so nahe gekommen sei, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe.

„Was sagte er denn?“ fragte Benedikt.

„Er stund,“ antwortete die Wittwe, „mitten unter den Domherren in der neuen Kirche, die er hat bauen lassen, und berathschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fußboden belegt werden dürfte. Der Eine rieth dieß, und der Andere das, bis der hochwürdige Herr der Unterredung damit ein Ende machte, daß er sagte: „Nun, morgen um die eilfte Stunde haben wir die fremden Stein-

megen hieher bestellt und wollen die Proben beschauen, die sie von allerlei Sand- und Marmelsteinen bei sich haben. Aber wir fürchten, ein solches Pflaster möchte für unseren bischöflichen Beutel zu teuer kommen. Wir werden uns wohl die Backsteine gefallen lassen müssen, die am wohlfeilsten sind.“

„So, so!“ versetzte Benedikt, warf seinen Löffel von Horn in die Tischlade, wünschte seiner Mutter eine gute Nacht, und gieng unter das Dach hinauf in seine Schlafstätte.

Das Sandweib hatte übrigens den Fürstbischof ganz recht verstanden. Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens versammelten sich in der neuen Kirche zu Eichstädt, in der von der Hand des Maurermeisters nichts mehr fehlte als das Pflaster, etliche Steinmegen, die der Bischof aus Tyrol, dem Fichtelgebirge und dem Rheingau auf seine Kosten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Gesellen in kleinen hölzernen Kästen nach und stellten sie neben einander auf eine lange Tafel. Darauf fanden sich nach und nach mehrere Grafen und Herren aus der Nachbarschaft ein, die schon reichlich zu dem Kirchenbau beigesteuert hatten und nun auch noch bei dem Pflaster ein Uebriges thun sollten. Endlich erschien auch der Fürstbischof mit der ganzen Geistlichkeit und seinen weltlichen Beamten hinter sich. Und als alle beisammen waren, schien es fast, als sollte eine Kirchenversammlung gehalten werden, so viele waren ihrer.

Der Bischof nahm nun die schön geschliffenen Proben aus den Kästlein, eine nach der andern, und es war keine darunter, die ihm und seinem Gefolge nicht gefallen hätte. Auch waren zum Theil die kleinen Marmelsteine in den Schubladen so neben einander gelegt, weiße und schwarze, gelbe und graue, bunte und einfarbige, daß man schon im Kleinen sehen konnte, wie herrlich schön ein Steinpflaster davon im Großen ausfallen würde. Aber als die fremden Steinmegen nach einander sagten, was der Quadratfuß davon schon an Ort und Stelle koste, und als der Baumeister an den Fingern herrechnete, wie viel Quadratfuß er brauche, und als der Rentmeister die Totalsumme in Goldgülden aussprach, fuhr der Bischof mit der Hand hinter das Ohr, und sein Schatzmeister schüttelte mit dem Kopf, und die Grafen und Herren machten große Augen. Ja, ein Mönchlein, das noch nie mehr als einige Heller im Opferstock seines Klosters beisammen gesehen hatte, schlug in dem ersten Schrecken ein Kreuz. Alle stunden und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblick entstand unter dem Hauptportal der Kirche ein Geräusch. Zwei Trabanten des Fürstbischofs wollten einen barfüßigen Bauernknaben nicht hereinlassen und hielten ihre Hellebarben vor. Aber der Knabe duckte sich, schlüpfte darunter hinweg, wie eine Henne unter der Gartenthüre, und drängte sich dann ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischof stand, dem er den Saum seines Kleides

Küste. Seine Müze, an der nicht viel zu verkrüppeln war, nahm er zwischen die Kniee, drei viereckige und zolldicke Schieferplatten, eine blaßgelbe, eine blaugraue und eine marmorierte, nahm er aus der Schürze, womit sie umwickelt waren, und legte sie auf die Tafel. Sie waren noch naß, denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten und zeigten, wie schön die Steine erst dann werden würden, wenn eine kunstgeübte Hand darüber käme. *

Seine Waare zu empfehlen, meinte der Knabe, sei nicht nöthig, sondern er schaute nur Einem von den Umstehenden nach dem Andern ins Gesicht und wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirne. * Als aber der Bischof anfing, ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach: „Ich gehöre dem Sandweib von Solenhofen, und die Steine habe ich auf dem Berg hinter dem Kloster gemacht. Und wenn ihr noch mehr braucht, so dürft ihr mir nur eure Steinhauer mitgeben, so will ich ihnen zeigen, wie sie es anfangen müssen.“

Denn der Knabe war Benedikt, unser Ziegenhirtlein. Er hatte nach der Abendsuppe, bei der ihm seine Mutter von der neuen Kirche in Eichstädt erzählte, nicht mehr geschlafen. Sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Eßen gekommen war, trieb ihn durch die Hinterthüre hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen, und von da mit ihnen in der mond hellen Nacht gen Eichstädt, wohin er den Weg genau kannte von dem Sandhandel her. Seine Mutter erschrak freilich, als sie ihn in aller Frühe wecken wollte und das Nest leer fand. Und sie konnte nicht einmal gehen, ihn zu suchen oder ihm nachzufragen. * Denn die Ziegen waren schon alle aus den Ställen gelassen, und stunden meckernd auf der Gasse oder naschten von den Blumenstöcken vor den Fenstern des Pfarrhauses. Uebel oder wohl, mußte sie thun, als wäre ihr Benedikt krank. Sie nahm Geißel und Stecken, und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen, langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte.

Aber als sie Abends hinter der gehörnten Schar das Dorf hinunter gieng, kamen einige Maulthiere herauf ihr entgegen. Und auf dem vordersten saß ihr Benedikt hinter einem Knechte des Fürstbischofs, und zwar so munter, daß die Wittfrau sogleich sah, es müsse ihm den Tag über nicht schlecht gegangen sein.

Und so war es auch. Der Bischof hatte sich sogleich für die Pflastersteine des Sandbuben entschieden und die fremden Steinmeger in ihre Heimat entlassen, den Knaben aber mit sich in sein Haus genommen, gespeist und ihm versichert, daß er für ihn und seine Mutter sorgen wolle. Dann hatte er ihn mit dem Baumeister, der das Steinlager untersuchen sollte, nach Solenhofen zurückgehen lassen.

Der Bischof hielt Wort. Nachdem Benedikt bei einem Meister Steinmetz in Eichstädt in der Lehre gewesen war, ließ er sich in Solenhofen nieder und hatte fortwährend so viele Bestellungen an Pflaster- und Quadersteinen, daß es ihm und seiner Mutter nie mehr an dem täglichen Brot fehlte.

59.

Des Knaben Berglied.

(Von Ludwig Uhland.)

Ich bin vom Berg der Hirtenknab,
 seh auf die Schlößer all herab.
 Die Sonne strahlt am ersten hier,
 am längsten weilet sie bei mir.
 Ich bin der Knab vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
 ich trink ihn frisch vom Stein heraus;
 Er braust vom Fels im wilden Lauf,
 ich fang ihn mit den Armen auf.
 Ich bin der Knab vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigentum,
 da ziehn die Stürme rings herum,
 Und heulen sie von Nord und Süd,
 so überschallt sie doch mein Lied:
 Ich bin der Knab vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
 so steh ich hoch im Blauen hier,
 Ich kenne sie und rufe zu:
 laß meines Vaters Haus in Ruh!
 Ich bin der Knab vom Berge!

Und wenn die Sturmglock einst erschallt,
 manch Feuer auf den Bergen wallt,
 Dann steig ich nieder, tret ins Glied
 und schwing mein Schwert und sing mein Lied:
 Ich bin der Knab vom Berge!

60.

Die Schlangen.

(Von G. H. Schubert. Lehrbuch der Naturgeschichte. 1823. Seite 165 ff.)

Die Schlangen sind unter allen Amphibien mit Recht für den Menschen die eckelhaftesten und zugleich auch die gefährlichsten. Denn außerdem, daß es unter ihnen welche gibt, die ganze Stiere, wie viel mehr Menschen verschlingen können, sind auch viele von ihnen so giftig, daß ihr Biß nach wenigen Minuten tödten kann. Dieses Gift ist in eigenen Bläschen, ober und hinter den hohlen, wie Nagentrallen gebogenen, vorschiebbaren und zurückziehbaren Giftzähnen enthalten. Die Schlangen, besonders die giftigen, haben meist einen häßlichen, zum Theil etwas moschusartigen Geruch. Sie sind mit mehr oder minder großen Schuppen bedeckt.

Die Klapperschlange, die sich durch häutige, bürre, gliederweise in einander gefügte Klapperstücke am Schwanz unterscheidet, ist eine der abscheulichsten und furchtbarsten unter allen Schlangen, und es ist nur gut,

daß sie so weit von uns, in Amerika und Afrika, lebt. Sie wird zuweilen (doch in den bewohnten Gegenden, wo man sie immer mehr ausrottet, seltner,) sechs Fuß lang und achtzehn Zoll im Umfang gefunden. Ihre tückischen Augen funkeln wie glühende Kohlen im Finstern, die schwarze, gespaltene Zunge bewegt sich immer hin und her. Sonst ist die Farbe dieses Thieres traurig und häßlich grau. Jedes Jahr setzt sie am Schwanz ein neues Klapperstück an. Alte Colonisten in Amerika erinnern sich, daß sie sonst welche mit einundvierzig Klapperstücken gesehen haben, jetzt findet man sie nur noch mit zwölf in der Nähe der Colonien. Zum Glück verräth sich die Nähe dieses furchtbaren Thieres, dessen Biß einen Menschen in wenig Minuten tödtet, theils durch den abscheulichen Geruch, den eine solche Schlange von sich gibt, noch mehr aber durch das Klappern des Schwanzes bei jeder Bewegung. Ist es aber nasses Wetter, dann klappert sie nicht und ist so am gefährlichsten. Zuweilen werden wohl Menschen, die von Klapperschlangen gebissen waren, durch die Anwendung der besten Mittel wieder geheilt, aber sie behalten dann für immer an den gebissenen Theilen Schmerzen, die von Zeit zu Zeit heftig wieder kommen, auch bleibt eine Schwäche zurück. Die Klapperschlangen vermehren sich sehr stark, und die Colonisten, die zwar manche, besonders wenn sie im Winter scharenweise in ihren Löchern erstarrt liegen, umbringen, würden nicht im Stande sein, sich ihrer großen Anzahl zu erwehren, wenn nicht wahrscheinlich diese Thiere, wie alle bösen Thiere, unter einander selbst oft uneins wären, sich bißen und dadurch gegenseitig vergifteten und tödteten. Denn in einem Weibchen hat man oft über siebenzig lebendige Junge angetroffen.

Die Riesenschlange ist schon viel buntfarbiger, auch nicht giftig, wie die Klapperschlange, aber ich möchte doch keine in meinem Hause haben, und noch weniger eine anbeten, wie manche abgöttische Völker thun, die gerade nur das sklavisch ehren, was sie fürchten müssen, nicht, wie wir, einen Gott, der uns liebt und den wir wieder lieben. Denn sie wird in den heißen Ländern, in denen ihre Heimat ist, manchmal über zwanzig Ellen lang und so dick, daß schon Reisende, die durch Grasgegenden kamen, wo eine solche Schlange in der kühlen Zeit der Regenmonate erstarrt da lag, sie für einen dicken Baumstamm hielten, aber freilich erschrocken genug davon flohen, wenn sie bemerkten, daß sich der vermeintliche Baumstamm zu bewegen anfing. Denn diese gefräßige Schlange frißt nicht bloß Menschen, sondern nimmt es auch mit dem großen afrikanischen Büffel und mit starken Tigern auf, und wenn sie solche Thiere, die ihren Durst an den Wassern zu löschen suchen, in deren Nähe die furchtbare Schlange lauert, erpackt und einmal mit ihren Windungen umschlungen hat, da hört man jene nur kurze Zeit dumpf brüllen und mit den Füßen um sich stampfen, dann wird aber gleich alles still und man hört nur das Krachen der Rippen, die ihnen die große Schlange zer-

drückt wie Rohrstäbchen und dann das länglich wie eine Wurst zusammengequetschte Thier hinunterschlingt. Colonistenleute, die ihre franke zwölfjährige Tochter herausgelegt hatten in die Abendsonne, während sie drinnen das Abendessen zubereiteten, hörten das Kind auch dumpf schreien, liefen heraus und sahen nun wie eine solche, noch nicht sehr große Schlange das Kind schon im Machen hatte. Der Vater zerhieb die Schlange mit dem Beil, aber das Kind war von den Umschlingungen und von den Zähnen derselben so übel zugerichtet, daß es doch sterben mußte. Wenn sich aber eine solche Schlange recht satt gefressen hat, dann liegt sie einige Zeit ganz still und kann sich, wie gelähmt, gar nicht bewegen. Dann suchen sie die Neger oder Indianer auf und schlagen sie todt, ziehen ihr ihr buntes Fell ab und genießen das Fleisch, das so fett sein und so schmecken soll, wie Schweinefleisch.

Die Natter hat am Rücken kleine, am Bauche größere und breite Schuppen, die bis zum After ungetheilt, hinter dem After aber immer in zwei getheilt sind. Von dieser Thiergattung leben besonders in den schönen Palmenländern, wo es so tausendfältige bunte Blumen, so herrliche Früchte und so kostbare Edelsteine gibt, so viele fürchtbar giftige Arten, deren Biß in wenigen Minuten tödtet, daß einem schon dieß allein jene schönen Länder gar sehr verbittern kann. Denn wenn man oft seine Hand nach einer prächtigen Blume oder Frucht ausstreckt, oder sich auf einen smaragdgrünen Rasen niedersetzen will, da schießt eine giftige Schlange heraus, und nimmt alle Freuden sammt dem Leben selber weg. Ja, nicht einmal in seinem eigenen Hause ist man davor sicher, und jene Schlangen verbergen sich selbst in den Schlafkammern, fahren plötzlich, wenn man eine Thüre öffnet, auf einen herein, verstecken sich selbst unter den Bettstellen. Darum will ich denn doch lieber in meinem Lande bleiben, wo es zwar keine Palmen- und Bananenfrüchte, aber doch auch nicht so viele giftige Schlangen, Skorpionen und Tiger gibt, und es ist doch gut, daß jedes Land seine Freuden, aber auch jedes in demselben Verhältnis seine Plage hat, und daß, wo viel Lust, auch viel Last ist. Freilich gewöhnen sich die Menschen in den Ländern, wo es die vielen giftigen Schlangen gibt, am Ende so sehr daran, daß ein Missionär, der auf den Nicobar-Inseln wohnte, mit seinen dicken Leberstiefeln, einem Stocke mit einem Stachel und einem großen Filzhut bewaffnet, ordentlich auf den Fang der giftigen Schlangen, (die er für Naturalienliebhaber in Europa sammelte,) wie auf eine Lustjagd ausgieng. Er reizte die Schlange mit dem Stock zum Zorn; wenn sie auf den Stock lossprang, hielt er seinen großen Filzhut wie einen Schild hin, die Schlange biß wüthend hinein, und nun riß er ihr die krummen Giftzähne, die ganz locker in den Kinnladen stehen und sich in den Filz verwickelt hatten, heraus und brachte das Thier um.

Der Kampf der Riesenschlange mit dem Tiger.

(Von Friedrich Rückert.)

An einem Morgen sahn wir nach den Palmen wieder,
da wars, als hieng ein Ast vom höchsten Gipfel nieder,

Ein Ast, der wunderbar sich auf und niederzog,
in Schlangentwindungen sich hin und wider bog.

Als den Verschlingungen wir zugesehen lange,
erkannten wir, es sei die Königsriesenschlange.

An Dicke wie ein Mann und sechszig Fuß an Länge,
so schätzten wir, daß sie von oben niederhänge.

In Lüften war der Schweif, verhüllt vom Palmenlaub,
der Nacken erdennah, weit aufgethan zum Raub,

Weit aufgethan zum Raub ohnmächtger kleiner Thiere,
die ihr Verhängnis trieb zu diesem Jagdreviere.

Sie schien, am Zorngebrüll des Tigers wars zu hören,
zu schmälern seine Jagd und sein Gehäg zu stören.

Da trat er, wie zum Kampf gerüstet, selbst hervor,
und jene ringelte sich in sich selbst empor.

Doch als grad unter ihr er hob den stolzen Nacken,
schosß sie ihr Haupt herab, von hinten ihn zu packen.

Er krampfte sich zurück, als sie mit einem Biß
ein ungeheures Stück vom bunten Fell ihm riß.

Daran hielt sie ihn fest, ließ dann von oben nieder
stets mehr und mehr von sich, und schnürt ihm alle Glieder.

In ihrem Nacken wird des seinigen Geheul
erstickt, und athemlos preßt ihn der Riesenknaul.

Bu schwach doch, daß ihr Druck allein den Feind zermalme,
zog sie zur Hilfe bei den Schaft der Kokospalme.

Sie zog zum Schaft hinan den Tiger, und ein Krach
war hörbar, als sie ihm die ehrnen Rippen brach.

Am Boden lag er nun, sie aber kampfesmatt
zog sich, um auszuruhn, hinauf ins Palmenblatt.

Eintwürgend hatte sie den Tag vollauf zu thun,
worüber Nacht es ward und wir sie ließen ruhn.

Am dritten Morgen kam herbeigeströmt die Schar
von Weib und Kind, da nun vorbei war die Gefahr.

Da lag die Siegerin, die starre, schlaffe, matte,
die an dem Siegesmahl sich übernommen hatte.

Sie konnte sich getraun, den Tiger ohne Graun
zu tödten, aber nicht, den Lobten zu verbaun.

62.

Die Kartoffel.

(Von G. S. Schubert. Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen. 1839. S. 121.)

Dieses nützliche Gewächs kam erst vor etlichen hundert Jahren aus Amerika zu uns. Und fast hätte sie der Freund von Franz Drake, dem dieser aus Amerika Kartoffeln zur Aussaat schickte, und dazu schrieb, „die Frucht dieses Gewächses sei so trefflich und nahrhaft, daß er ihren Anbau für sein Vaterland für höchst nützlich halte,“ aus seinem Garten wieder herausreißen und wegwerfen lassen. Denn er dachte, Franz Drake habe mit dem Worte „Frucht“ die Samentkollen gemeint, die oben am Kräuterrich hängen. Da es nun Herbst war und die Samentkollen waren gelb, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahl ein, wobei es hoch hergieng. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worinnen er diesen sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzutheilen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren aus dem Parlament*) kosteten die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmet bestreut war, aber sie schmeckte abschaulich und es war nur Schade um den Zucker. Darauf urtheilten sie alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da hieß denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträucher herausreißen und wollte sie wegwerfen lassen. Aber eines Morgens, im Herbst, gieng er durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht, schwarze runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und siehe, der duftete so lieblich, wie eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären? und der sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun gieng dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten, und lud dann die Parlamentsherren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, von der der Inhalt der gewesen sein wird, daß der Mensch, wenn er bloß nach dem urteilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht auch tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren könne.

*) Parlament heißt in England die Versammlung der Stände des Landes.

Abendlied eines Bauersmanns.

(Von Matthias Claudius. Sammtl. Werke III. Seite 10.)

Das schöne große Taggestirne
vollendet seinen Lauf; [Stirne, denn hör, mich hungerts sehr;
Komm, wisch den Schweiß dir von der Stirne,
lieb Weib, und dann tisch auf. Bring auch den Kleinsten aus dem Neste,
wenn er nicht schläft, mit her.

Kannst hier nur auf der Erde bedden,
hier unterm Apfelbaum: Es leuchtet uns bei unserm Mahle
der Mond, so silberrein,
Da pflegt es Abends gut zu schmecken,
und ist am besten Raum. Und kuckt von oben in die Schale
und thut den Segen drein.

Mun, Kinder, eßet! eßt mit Freuden,
und Gott gesegn' es euch;
Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
bin arm und bin doch reich!

Der Brotbaum.

(Von Funte. Naturgeschichte. 1805. II. S. 323 ff.)

Der Brotbaum ist ein sehr wohlthätiges Geschenk für diejenigen Länder, in welchen unsere gemeinen Getraidearten wegen zu großer Hitze nicht wohl fortkommen. Er wächst theils in Ostindien, theils und vorzüglich auf den Inseln der Südsee, und wird ungefähr so groß wie eine mittelmäßige Eiche; die Blätter sind anderthalb Fuß lang und enthalten einen milchigen Saft. Die Frucht ist länglichrund, fast von der Gestalt einer Melone. Die samen tragende soll zuweilen hundert, gemeinlich aber nur zwanzig bis dreißig Pfund wiegen; die ohne Samen erreicht höchstens die Größe eines Menschenkopfes. Unter der rauhen, grünen Rinde derselben befindet sich ein weißes, schwammichtes Fleisch, so locker wie neugebackenes Brot. Die völlig reife Frucht flect gelb aus und enthält einen widerlich süßen Brei, der aber selten und nur mit Vorsicht genossen wird, weil er ungesund sein soll. Gewöhnlich nimmt man die Frucht vor der Reife ab, schneidet sie geschält oder ungeschält in drei bis vier Theile, wickelt sie in Blätter und röstet sie auf heißen Steinen; denn ungeröstet kann sie nicht geessen werden. Nach dieser Zubereitung schmeckt sie wie Waizenbrot, worunter etwas Kartoffelmehl gemischt ist. Man bereitet sie aber auch noch auf eine andere Art zu. Die nicht völlig reifen Früchte werden abgenommen und aufgeschüttet, damit sie nachreifen. Sodann wirft man das von der Rinde und dem Fruchtkern abgesonderte Fleisch in tiefe, gepflasterte Gruben, bedeckt es mit Blättern und Steinen und läßt es gären. Von diesem gegohrenen oder durchgesäuerten Teige bildet

man kleine Brote, wickelt sie in Blätter und bäckt sie auf heißen Steinen. So hält das Brot sich länger, als wenn es ungegoren geröstet wird, daher es die Labeitier auf weiten Reisen mit sich nehmen.

Der Brotbaum läßt sich in jenen Ländern sehr leicht fortpflanzen. Drei Bäume ernähren einen Mann beinahe ein ganzes Jahr, und zehn derselben sind für eine nicht allzu zahlreiche Familie hinreichend. Das Holz ist weich und gelblich, und wird zwar zu allerlei Arbeiten benutzt, nimmt aber keine Politur an. Aus dem Splinte bereitet man Zeuge, und die Blätter dienen theils zum Einwickeln der Frucht beim Rösten und Backen, theils statt Tischtücher beim Speisen. Die abgefallenen männlichen Blüten werden als Zunder benutzt. Der Saft, welcher nach gemachten Einschnitten aus dem Stamme hervordringt, gibt, mit Kokosmilch eingekocht, einen guten Bogelleim, und mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß, einen festen Kitt.

Man hat bisher vergebens versucht, diesen nützlichen Baum in Südeuropa anzupflanzen; doch hat man die Hoffnung eines glücklichen Erfolges noch nicht aufgegeben.

65.

Sprüche.

Eine eigne Hand dich nähren soll, so lebst du recht und es geht dir wohl.	Im Unglück hab einen Selbennuth; trau Gott, es wird noch Alles gut.
Ein frohes Herz, gesundes Blut ist besser als viel Geld und Gut.	Still von Mund und treu von Handen macht frei reisen in allen Landen.
Laß deinen Mund verschlossen sein, so schluckst du keine Fliegen ein.	Wer auf jede Feder acht, nie das Bette fertig macht.
Schweigen bis zu rechter Zeit übertrifft Beredtsamkeit.	Wer sein Bette macht am Morgen, braucht am Tag nicht mehr zu sorgen.
Es ist auf Erden keine bessere List, als wer seiner Zunge Meister ist.	Gute Sprüche, weise Lehren soll man üben, nicht blos hören.

66.

Hans im Glück.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gern wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir mein Lohn.“ Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst so soll der Lohn sein,“ und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter, und machte sich auf den

Weg nach Haus. Wie er so dahin gieng und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferde vorbei trabte. „Ach,“ sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh, und kommt fort, er weiß nicht wie.“ Der Reiter, der das gehört hatte, rief ihm zu: „Ei, Hans, warum laufft du auch zu Fuß?“ „Ach, da muß ich den Klumpen heimtragen, es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad halten, auch drückt mirs auf die Schulter.“ „Weißt du was,“ sagte der Reiter und hielt an, „wir wollen tauschen ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen.“ „Von Herzer gern,“ sprach Hans, „aber ich sage euch, ihr müßt euch damit schleppen.“ Der Reiter stieg ab, nahm das Gold, und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände, und sprach: „Wenns nun recht geschwind sol gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp, hopp rufen.“

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferd saß und so frank und frei dahin ritt. Ueber ein Weilschen fiels ihm ein, es sollte noch schneller gehen und er fieng an mit der Zunge zu schnalzen und hopp, hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Aecker von der Landstraße trennte. Das Pferd war auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich, und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal wenn man auf so eine Mähre geräth wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinter her gehen, und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewis. Was gäb ich drum, wenn ich so eine Kuh hätte!“ „Nun,“ sprach der Bauer, „geschieht euch so ein großer Gefallen, so will ich euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen.“ Hans willigte mit tausend Freuden ein: der Bauer schwang sich aufs Pferd, und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her, und bedachte den glücklichen Handel. „Hab ich nur ein Stück Brot, und daran wird mirs doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mirs beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab ich Durst, so melke ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?“ Als er zu einem Wirthshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrot rein auf, und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze wurde aber drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand

sich in einer Hitze, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist abzuhelfen,“ dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken, und mich an der Milch laben.“ Er band sie an einen dürren Baum, und stellte seine Lebermütze unter, aber so sehr er sich auch abmühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Weil er sich aber ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Thier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte, und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!“ rief er, und half dem armen Hans auf. Hans erzählte was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm die Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt euch! Die Kuh will wohl keine Milch geben? Das ist ein altes Thier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten.“ „Ei, ei,“ sprach Hans, und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht? Es ist freilich gut, wenn man so ein Thier ins Haus abschlachten kann, was gibts für Fleisch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! das schmeckt anders, dabei noch die Würste.“ „Hört, Hans!“ sprach da der Metzger, „euch zu Liebe will ich tauschen, und will euch das Schwein für die Kuh lassen.“ „Gott lohn euch eure Freundschaft,“ sprach Hans, übergab ihm die Kuh, und ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen, und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch gieng, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich darnach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fieng an, ihm von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vortheilhaft getauscht hätte. Der Bursch sagte, daß er die Gans zu einem Rindtauschmaus bringe. „Seht einmal,“ fuhr er fort, und packte sie bei den Flügeln, „wie sie schwer ist, sie ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten heißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen.“ „Ja,“ sprach Hans, und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau.“ Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört,“ fieng er darauf an, „mit eurem Schwein mag's nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, ihr habts da in der Hand; es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie euch damit fiengen, das geringste ist, daß ihr ins finstere Loch gesteckt werdet.“ Dem guten Hans ward

bang. „Ach Gott,“ sprach er, „helft mir aus der Noth! Ihr wißt hier herum beßern Bescheid, nehmt mein Schwein da, und laßt mir eure Gans.“ „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen,“ antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht Schuld sein, daß ihr ins Unglück gerathet.“ Er nahm also das Seil in die Hand, und trieb das Schwein schnell auf einem Seitenweg fort; der gute Hans aber gieng, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme seiner Heimat zu. „Wenn ichs recht überlege,“ sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vorthheil bei dem Tausch; erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die heraussträufeln wird, das gibt Gänsefettbrot, auf ein Vierteljahr; und endlich die schönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!“

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stund da ein Scheerenschleifer mit seinem Karren, und sang zu seiner schnurrenden Arbeit:

„Ich schleife die Scheere, und drehe geschwind,
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind.“

Hans blieb stehen, und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „Euch gehts wohl, weil ihr so lustig bei eurem Schleifen seid.“ „Ja,“ antwortete der Scheerenschleifer, „das Handwerk hat einen goldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt ihr die schöne Gans gekauft?“ „Die hab ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht.“ „Und das Schwein?“ „Das hab ich für eine Kuh gekriegt.“ „Und die Kuh?“ „Die hab ich für ein Pferd bekommen.“ „Und das Pferd?“ „Dafür habe ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf gegeben.“ „Und das Gold?“ „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst.“ „Ihr habt euch jederzeit zu helfen gewußt,“ sprach der Schleifer, „könnt ihrs nun dahin bringen, daß ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn ihr aufsteht, so habt ihr euer Glück gemacht.“ „Wie soll ich das anfangen?“ sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich; dazu gehört eigentlich nichts, als ein Wegstein, das andere findet sich schon von selbst. Da hab ich einen, der ist ein wenig schadhast, dafür sollt ihr mir aber auch weiter nichts, als eure Gans geben; wollt ihr das?“ „Wie könnt ihr noch fragen,“ antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da zu sorgen?“ und reichte ihm die Gans hin. „Nun,“ sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sichs gut schlagen läßt und ihr eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf.“

Hans lud den Stein auf, und gieng mit vergnügtem Herzen weiter;

seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein!“ rief er aus, „alles, was ich wünsche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskind.“ Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrath auf einmal in der Freude über die erhaltene Ruh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen, und mußte jeden Augenblick Halt machen, dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, da wollte er ruhen, und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf drehte er sich und wollte sich zum trinken bücken; da versah er's, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder, und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade erwiesen, und ihn auf eine so gute Art von den Steinen befreit, das sei das einzige, was ihm noch zu seinem Glück gefehlt habe. „So glücklich wie ich,“ rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne.“ Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun, bis er daheim bei seiner Mutter war.

67.

Die beiden Wächter.

(Von G. S. Sellert.)

Ween Wächter, die schon manche Nacht
 die liebe Stadt getren bewacht,
 verfolgten sich aus aller Macht
 auf allen Bier- und Brantweinbänken,
 und ruhten nicht, mit pöpelhaften Ränken
 einander bis aufs Blut zu kränken.
 Denn keiner brannte von dem Spahn,
 woran der andre sich den Tabak angezündet,
 aus Haß den seinen jemals an;
 kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
 den Feinde jemals Feinden angethan,
 den thaten sie einander an;
 und jeder wollte bloß den andern überleben,
 um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
 Man rieth, man wußte lange nicht,
 warum sie solche Feinde waren;
 doch endlich kam die Sache vor Gericht,

da mußte sich denn offenbaren,
 warum sie seit so vielen Jahren
 so heidnisch unversöhnlich waren.
 Was war der Grund? Der Brotneid? War ers nicht?
 Nein. Dieser sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
 Allein so sang der Andre nicht;
 er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
 Aus dieser so verschiednen Art,
 an die sich beid im Singen zänkisch banden,
 aus dem Bewahrt und dem Bewahrt
 war Spott, Verachtung, Haß und Rach und Wuth entstanden.

68.

Die Schwalben im Dorfe.

(Von Friedrich Rückert.)

Die Schwalben fliegen nächtig
 das Dorf noch einmal um,
 Gefellig und einträchtig,
 und sind dabei nicht stumm.

• dürften sie erzählen
 von lauter Einigkeit,
 Und müßten nicht verhehlen
 viel bösen Zanf und Streit,

Unfrieden, den mit Grauen
 so manche Hütt umschließt,
 Daß unterm Dach zu bauen
 die Schwalbe fast verbrießt.

69.

Der Pilger.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 95.)

In einem schönen Schloße, von dem schon längst kein Stein auf dem andern geblieben ist, lebte einst ein sehr reicher Ritter. Er verwandte sehr viel Geld darauf, sein Schloß recht prächtig auszugieren, den Armen that er aber wenig Gutes.

Da kam nun einmal ein armer Pilger in das Schloß, und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trozig ab, und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus.“ Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich wieder gehen.“ Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt ihr immer fragen. Ich will euch gerne antworten.“

Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor euch in diesem Schloße?“ „Mein Vater!“ sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor eurem Vater da?“ „Mein Großvater!“ antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach euch darin wohnen?“ fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn.“

„Nun,“ sprach der Pilger, „wenn jeder nur seine Zeit in diesem Schlosse wohnet, und immer einer dem andern Platz macht — was seid ihr denn anders hier, als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Wendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszuschnücken, das euch nur kurze Zeit beherberget. Thut lieber den Armen Gutes, so bauet ihr euch eine bleibende Wohnung im Himmel.“

Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, befiel den Pilger über Nacht und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht,
nur was wir Gutes thun, besteht.

70.

Beim Aufstehen.

(Von Friedrich Rückert.)

Rein gehalten dein Gewand,
rein gehalten Mund und Hand.

Rein das Kleid von Erdenpuß,
rein von Erdenschmuß die Hand.

Sohn, die ängste Reinlichkeit
ist der innern Unterpfaud.

71.

Winterlied.

(Von F. A. Krummacher.)

Wie ruhest du so stille
in deiner weißen Hülle,
du mütterliches Land!

Wo sind des Frühlings Lieder,
des Sommers bunt Gefieder
und dein beblümtes Festgewand?

Du schlummerst nun entkleidet,
kein Lamm und Schäflein weidet
auf deinen Aun und Hohn;
Der Böglein Lied verstummet
und keine Biene summet;
doch bist du auch im Schlummer schön.

Die Zweig' und Aestlein schimmern
und tausend Lichter flimmern,
wohin das Auge blickt.

Wer hat dein Bett bereitet,
die Decke dir gespreitet
und dich so schön mit Reis geschmückt?

Der gute Vater droben
hat dir dein Kleid gewoben,
er schläft und schlummert nicht.
So schlummre denn in Frieden!
Der Vater weckt die Müden
zu neuer Kraft und neuem Licht.

Salb in des Lenzes Wehen
wirft du verjüngt erstehen
zum Leben wunderbar:
Sein Obem schwebt hernieder,
dann, Erde, stehst du wieder
mit einem Blumenkranz im Haar.

Der Wolf.

(Von G. S. Schubert. Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen, 1839. Seite 342.)

Der Wolf ist jetzt immer mehr von uns weg auf die polnischen und russischen Wälder verwiesen, wo er noch in ganzen Scharen herumläuft und öfters in großer Menge die Schlitten und Wagen anfällt, die durch seine Wälder fahren, dann die Pferde und, wenn es ihm gelingt, auch die Menschen würgt und frist.

Vor nicht so gar langer Zeit gab es auch noch in unsern deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Es gieng nämlich einmal ein Geigermann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein gieng ohnehin nicht gerne auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seiten ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, da er so ohne Weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges auffiel, was wild aufsprang, und da er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn da mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in seiner Hand, als seine Geige, und in der Angst fängt er an, da vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber dießmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf mußte aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen, denn das dumme Vieh fieng an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein anderer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem Bißchen Fleisch in die Grube herein. Unser Capellmeister in der Wüste guckte indes einmal übers andere in die Höhe, obs noch nicht Tag werden wollte, denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür haben wollen zwanzig Jahre lang alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen, und da es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun bloß noch auf der vierten und letzten,

und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen, die ganze Nacht hindurch, nur noch hungriger war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glück der alte Jost, der Jäger, der den Wolf schon von weitem fingen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Capellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus, und erlegte dann diesen. Der Capellmeister gieng aber ganz still seines Weges, und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirtshaus war ihm auch so ganz entleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wollte sich lieber mit der Nähnaedel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brot erzeigen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so thäte ers lieber in der Kirche als im Wirtshaus, denn von dort sei ein geraderer und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin, als vom Wirtshaus.

73.

Das Kind und die Wölfe.

(Aus W. Sterns erstem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1839.)

Auf dem Riesengebirge lebte eine arme Frau; diese hatte ein kleines Kind, und hütete für andere Leute eine Viehherde. Ein Mal saß sie mit ihrem Kinde im Walde, und gab dem Kinde Brei aus dem Napfe; die Kühe aber weideten auf der Wiese. Von der Weide giengen die Kühe in den Wald. Die Frau lief zu den Kühen hin und wollte dieselben fortreiben. Unterdessen kam eine große Wölfin aus dem Dickicht des Waldes, gieng auf das Kind los, packte es an seinem Köckchen und trug es in das Innere des Waldes. Die Mutter kam von den Kühen zurück, fand aber ihr Kind nicht mehr; auch fehlte der Schlüssel. Die Mutter lief zu ihrem Dorfe zurück und jammerte gar sehr um ihr Kind. — Unterdessen kam ein Bote durch den Wald gegangen und verirrte sich. Aus einem Gebüsch vernahm er die Worte: „Geh, oder ich gebe dir Eins; geh, oder ich gebe dir Eins.“ Er geht in das Gebüsch, findet auf dem Boden ein kleines Kind und sechs junge Wölfe um dasselbe; die jungen Wölfe führen immer auf das Kind zu, schnappten nach seinen Händchen; das Kind aber schlug ihnen stets mit dem hölzernen Löffel auf die Nase, und sagte dabei die Worte: „Geh, oder ich gebe dir Eins.“ — Der Bote verwunderte sich, lief geschwind hin, holte einen Prügel und schlug damit die sechs jungen Wölfe todt. Das Kind nahm er geschwind auf die Arme, und eilte aus allen Kräften aus dem Gebüsch. Am Ende des Waldes kamen ihm Bauern mit Heugabeln und Dreschflegeln entgegen und wollten den Wolf erlegen. Die

Mutter war unter den Suchenden und empfing zu ihrer großen Freude aus den Händen des Boten ihr kleines Kind wieder. Das Kind ließ bis dahin den hölzernen Löffel nicht aus den Händen fahren.

74.

Im Sommer.

(Von Göthe.)

Wie Feld und Au
so blinkend im Thau!
Wie perlenschwer
die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüsch
die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstral
die süßen Vöglein allzumal!

75.

Deutsche Herzhaftigkeit.

(Aus dem „Lebenspiegel“ von H. Dittmar. II. Berlin 1824.)

Als Kaiser Friedrich I. im Jahr 1158 Mailand belagerte, ritt eines Tages ein stolzer Mailänder auf das deutsche Lager zu, und sprach den Deutschen Hohn, als seien sie in ritterlichen Uebungen ganz unerfahren. Er forderte den Tapfersten von ihnen zum Kampf auf, tummelte sein Ross vor ihren Augen sehr ringsfertig herum und zeigte ihnen seine Gewandtheit.

Die Deutschen sahen, nach ihrer gewöhnlichen Kaltblütigkeit, ihm lange zu, ohne daß sich einer vom Fleck geregt hätte. Einige hielten es gar nicht der Mühe werth, ihre Waffen gegen diesen Prahler zu ergreifen, und andere hielt der Gedanke zurück, daß es, ihn zu überwinden, eben keine allzugroße Ehre, aber überwunden zu werden, eine Schande sein würde; und so blieben sie alle ruhig.

Alein diese Ruhe machte den Mailänder nur noch verwegener, er legte sie für Furcht und Feigheit aus, und höhnte und spottete nur immer ärger.

Endlich aber konnte der junge Graf Albrecht von Tyrol die Unverschämtheit des Italieners nicht länger aushalten. Er setzte sich, ohne sich zu rüsten, zu Rosse, nahm, unbewappnet wie er war, nur Schild und Lanze zu sich, sprengte den Prahler an, streckte ihn mit dem ersten Stoße zu Boden und ließ ihn, ohne ihn zu tödten, weil er sich dessen schämte, liegen, ritt zu den Seinigen zurück und erwähnte der ganzen Sache mit keinem Worte.

„Er war ein gar bescheidener Herr, dieser Graf Albrecht, und that lieber brav handeln, als von sich sprechen.“

Graf Eberhard Weißborn.

(Von Ludwig Uhland.)

Graf Eberhard im Bart
vom Würtemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
zu Palästinas Strand.

Daselbst er einmals ritt
durch einen frischen Wald;
Ein grünes Reis er schnitt
von einem Weißborn bald.

Er steckt' es mit Beobacht
auf seinen Eisenhut,
Er trug es in der Schlacht
und über Meeres Flut.

Und als er war daheim,
ers in die Erde steckt,
Wo bald manch neuen Reim
der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
besucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth,
wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und laß,
das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung hoch und breit,
mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
und an das ferne Land.

Der kleine Bergmannsknabe.

(Von G. S. Schubert. Altes und Neues, I.)

„Was ich thue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernachmals erfahren.“
Joh. 13, v. 7.

Johann Gottlob Anger war zu Ober-S. bei S. im sächsischen Erzgebirge im Jahr 1768 geboren. Er war der jüngste Sohn einer herzlich guten aber armen Bergmannsfamilie. Als in den Jahren 1771 und 1772 die Teurung und der Mangel, besonders in dem armen sächsischen Erzgebirge, sehr groß war, reichte das, was seine Eltern durch ihre Arbeit verdienten, nicht mehr hin, um sie und ihre vielen Kinder zu sättigen. Wie damals in vielen tausend armen Hütten, legten sich auch in der armen Hütte der guten stillen Bergmannsfamilie Eltern und Kinder an den meisten Abenden hungernb und nach Brote weinend, und doch auch immer wieder gestärkt und aufrecht erhalten durchs gemeinschaftliche Gebet und Vertrauen zu Gott, auf ihr armes Lager. Die Noth gab damals den armen Menschen gar viele vorher nie versuchte Mittel, sich zu sättigen, an die Hand, wovon manche wohl sehr traurig waren. Einige buken sich eine Speise aus Kartoffelschälern und andern, als unbrauchbar für die Küche weggeworfenen Abgängen, die sie vor den Häusern der etwas wohlhabenderen Bauern und

Bürger aus dem Staube auflafen, Andere suchten wohl, so lange sie noch Kräfte zum Gehen oder auch nur zum Fortkriechen hatten, ihre Speise an noch traurigern Orten. Je mehr die Teuerung zunahm, desto seltner wurde auch die Gelegenheit, etwas zu verdienen, denn in einigen Gegenden wollten die meisten Bauern und Bürger keine Tagelöhner und Handarbeiter mehr dinge, weil sie nicht im Stande waren, ihnen Brot zu geben.

Der Winter von 1770 auf 71 war wohl recht jammervoll. Die Noth nahm immer zu, überall, wo man hinsah, traurige, bleiche Gesichter, die einander gegenseitig den Muth nur noch mehr benahmen, statt zu stärken; auf der Gasse sah man abgezehrte oder auch krankhaft geschwollene hungernde Kinder, die nicht, wie sonst, muthig kindlich herumliefen, sondern schlichen, und ganz stille waren; dazu war auch in dem traurigen Winter der Himmel fast immer trübe und neblig, eine fast beständige feuchte Kälte. Am Abend brannte wohl in den Oefen der armen Hütten das Feuer wie sonst, aber es war nichts, gar nichts da, was die Mutter ans Feuer setzen konnte; die kleinern Kinder zogen den Tischkasten heraus, wo sonst in bessern Zeiten das übrig bleibende Brot gelegen hatte, und suchten hinter dem alten Gebetbuch nach alten Bröckchen, die sich vielleicht da noch verhalten hatten, aber sie fanden nichts, denn es war schon lange kein Brot hineingekommen, weil nichts übrig blieb, und die Mutter hatte schon öfters den Tischkasten ganz umgestürzt, und die gefundenen Brofsamen den kleinsten Kindern zusammengekehrt und gegeben. Wenn sie denn gar nichts fanden, weinten die Kleinen, während das größere Töchterchen begierig an dem Tuche leckte, worinnen die Mutter gestern Mehl geholt hatte, und der größere Knabe den hölzernen Teller abschabte, worauf der Mehlbrei gewesen war, bis der Vater, der auch vor Hunger matt war, traurig sagte: Nun ihr Kinder, laßt uns das Abendgebet mit einander beten, und zu Bette gehen!

Wenn dann am Morgen die Kleinen wieder aufwachten, und die Mutter konnte ihnen keine Milch geben, weil die Ziege schon lange aus Noth verkauft oder geschlachtet war, da schaute sie wohl manchmal tief sehnend aus dem Fenster hinaus, wenn wieder ein Sarg vorbeigetragen wurde, und dachte: Selig, glücklich sind die, die in dem Herrn sterben, denn sie werden ruhen von ihrer Arbeit, ruhen von ihrem Elend, in der tiefen stillen Kammer, wo sie nicht hören mehr und versagen müssen die Bitte der unschuldigen hungernden Kinder.

Da gab das Mitleid und die zärtliche Liebe der Mutter ein Mittel ein, wie sie ihren jüngsten, liebsten Sohn, den zweijährigen Johann Gottlob, von dem Hungertode, dem ein so zartes Kind leicht wäre ausgesetzt gewesen, retten konnte. Sie trug nämlich den Knaben täglich hin zu einem Bäcker, und ließ ihn in der Nähe des Backofens, während sie aufs Tagelohn gieng, stundenlang sitzen, damit er den nahrhaften Dampf des frischen Brotes einathme.

Die mittelbige, aber selber arme und an Kindern reiche Bäckerfrau gab dem Kleinen wohl zuweilen auch einige Bissen. So wurde der Knabe jenen Winter hindurch, wo so unzählich viele arme Kinder von seinem zarten Alter starben, beim Leben erhalten.

Da nun der Frühling 1771 wieder kam und die Wiesen wurden wieder munter, faßten die Armen auch wieder Muth und Hoffnung. Die Eltern der Bergmannsfamilie giengen nach Tagelohn, die größern Kinder mit ihnen, die Kleinern wurden angewiesen, außen auf den Wiesen Primeln, aufknoispende Scabiosen und andere Kräuter zusammen zu lesen, die sie dann in der Apotheke verkaufen sollten. Da war einmal der kleine, noch nicht dreijährige Johann Gottlob ganz allein auf der Wiese und suchte Scabiosen. Die Sonne verbarg sich schon hinter dem Berge, ihn hungerte sehr, er wollte so gern nach Hause zur Mutter und doch kam keines seiner Geschwister ihn abzuholen. Da sieht er einen Postboten vorbeigehen. Er glaubt, es sei der nämliche Mann mit gelbem Rock und zinnernem Brustschild, der beinahe täglich von S. aus durch Ober-S. und dann bei seiner Eltern Hause vorbei gieng, und hinter dem er wohl öfters schon, aus kindischer Freude an dem gelben Rocke und zinnernen Brustschild, ein Stückchen Weges darein gelaufen war. Der Kleine läuft auch jetzt hinter dem Manne im gelben Rocke kindlich arglos drein, und glaubt, der soll ihn an das Haus seiner Eltern führen. Er bemerkt es nicht, daß der Postbote einen ganz andern Weg geht, statt im Thal hinunter den Berg hinauf, statt gegen Osten nach Westen.

Der zarte Knabe läuft, so gut er kann, mit dem Postboten, der nach der Art dieser guten, wortlosen Menschen, kein Wort zu ihm spricht, bis zur Abenddämmerung. Da geht der Postbote in ein Wirtshaus hinein, und ißt etwas. Der Kleine setzte sich, jenem sehnsüchtig zusehend, ihm gegenüber. Da reicht ihm der Postbote ein gutes Stück von seinem Brot und Käse, und fragt ihn, wo er hin wolle? Der Kleine sagt: Nach Ober-S. Da bist du, sagt jener, weit davon, von da nach S. ist's zwei Stunden, du bist ja hinter mir drein immer gerade von Ober-S. weggelaufen, statt hin. Darüber fängt nun der kleine Junge bitterlich an zu weinen, der Postbote nimmt sein Felleisen und sagt zu ihm: Jetzt bleib nur da, bis ich morgen wieder komme, dann will ich dich wieder mit nach S. nehmen.

Der arme Junge, der sich in der Wirtsstube unter lauter fremden Gesichtern sieht, weint den ganzen Abend nach der Mutter, und schläft endlich auf der Ofenbank ein. Am andern Morgen, da niemand auf das Kind achtet, läuft es, seine wellen, für die Mutter gepflückten Scabiosen noch immer fest in der Hand haltend, fort. Am Mittag speist und erquickt ihn eine mittelbige Bauernfamilie reichlich, am Abend wieder, und da er immer noch nach seinem S. fragt und immer hört, es sei ein paar Stunden dahin, läßt

er sich endlich in kindlicher Unüberlegtheit gefallen, so den Tag über zwischen den grünen Felbern und blühenden Bäumen herum zu laufen, und am Mittag und Abend doch immer seine Mahlzeit bei mitleidigen Menschen zu finden: er wirft die welken Scabiosen aus der Hand, und weint nur noch am Abend, wenn er zuweilen in Häusern ist, wo ihn die Leute nicht so freundlich ansehen, nach der Mutter.

So wandert der Kleine, der durch sein hübsches Gesicht und sein gar gutes, treuherzig blickendes Auge, so wie, wenn man ihn darum fragt, durch seine treuherzige Erzählung, überall Mitleiden weckt, eine ziemlich lange Zeit von Ort zu Ort. Bald pflegen seiner mitleidige Bauern, oder eine gute Predigersfrau reinigt und erquickt ihn, wohlmeinende Edelfrauen geben ihm Geld und Kleider. Geld zwar achtet er anfangs nicht, sondern gibt es andern armen Kindern, da er aber einmal von diesen bemerkt, daß man auch gutes, weißes Brot an Bäckerläden haben kann, wenn man dem Bäcker Geld gibt, lernt er nach und nach auch den Werth dieses Almosens kennen.

Endlich kommt er in eine, ihm damals sehr groß und prächtig scheinende Stadt (wahrscheinlich Zwicau). Die große Teurung im Gebirge hatte damals viele Arme nach den Städten hingezogen, die am Tage ihren Bißes Brot vor den Thüren der mitleidigeren Bürger suchten, und bei Nacht außen vor der Stadt schliefen. Der Kleine hatte bisher noch nie eigentlich gebettelt, sondern, wenn ihn hungerte, sich immer nur vor die Thüren still hingestellt, und gewartet, bis man ihn anredete und ihn zum Essen einlud; unter die Haufen der Almosen flehenden Armen gemischt, lernte er aber nun auch von diesen, um Almosen bitten. Dem kleinen, zarten, treuherzigen Knaben gab jedes reichlich, und er brachte gewöhnlich, wenn er nicht über dem Spielen mit andern armen Kindern das Almosenbitten vergaß, am Tage über so viel zusammen, daß er nur den geringsten Theil des empfangenen Brotes zu essen vermochte. Da nahm er denn am Abend seinen ganzen Vorrath an Brot und Geld, und gieng in der Vorstadt in eine Hütte, die ihm die ärmste schien und wo viele hungrige Kinder waren, denen gab er sein ganzes Brot und Geld und hatte dafür in der Hütte sein Obdach. So wurde er wirklich (denn das mitgebrachte Almosen ward immer reichlicher, weil der Kleine und seine ihm stückweise abgefragte Geschichte in der Stadt immer bekannter wurde) gerade in der Zeit des größten Mangels der wirkliche Erhalter und rettende Engel einiger ganz armen und kinderreichen Familien, die entweder zu schüchtern waren, um selbst Almosen zu erflehen, oder nicht das Glück hatten, so viel zu bekommen, wie der kleine Bergmannsknabe.

Auf jene Weise erhielt sich und Andere der verirrte Knabe während der ganzen Zeit der großen Teurung, die indessen im höheren Erzgebirge von Monat zu Monat so heftig zugenommen hatte, daß an der aus dieser Noth

entstehenden Seuche ungemein viele arme Familien ganz ausstarben, und viele arme Hütten alle ihre Bewohner verloren. Nachdem er lange in der Stadt und dann auch, da er aus Liebe zur Veränderung sie verließ, außer ihr seinen täglichen Unterhalt gefunden, reichlicher als jemals in der armen Hütte seiner Eltern, kommt er einmal an einem Herbstabend, da eben die Sonne über den Thürmen einer auf der nahen Anhöhe liegenden Stadt untergehen wollte, auf eine Berghöhe, von der er unten im Thal ein Dorf mit einer kleinen Kirche liegen sieht. Das Dorf und die Kirche kommen ihm so bekannt vor, und, nun schon dreister geworden, fragt er einen Bauer, der auf der Anhöhe ackert, wie der Ort heiße? Der antwortete: Ober-S. Da läuft der Kleine, vor Freude außer sich, den Berg hinunter und kommt noch in der Dämmerung ins Dorf. Er findet gar bald die wohlbekannte, liebe Hütte seiner Eltern, klopft an der Thüre an, aber die ist und bleibt verschlossen. Aber an der hintern Seite des Häuschens, nach oben, befand sich ein Laden, der gewöhnlich (denn Diebe fürchtet ein armer, guter Bergmann nicht) immer offen stand. Auch jetzt war er geöffnet, und der Kleine kletterte hinauf, wie er sonst öfters seine älteren Brüder hatte hinaufklettern sehen. Aber innen im Hause war alles still, und der Knabe, der glaubt, es schlafe schon alles, legt sich auch ganz still in einen oben auf dem Boden stehenden offenen Kasten, worinnen alte Kleider und Lumpen lagen. Zum ersten Male wieder in dem Hause seiner lieben Mutter, erwacht er am andern Morgen überaus froh und heiter, springt hinunter, öffnet Hausthüre und Fensterläden, und sieht sich nun im ganzen Hause um. Aber das ist still und leer; das Bette, wo sonst seine Eltern immer schliefen, war nicht mehr da, auf sein Rufen antwortet niemand. Endlich kommt ein Nachbar, verwundert, wer in dem einsamen Hause sei. Da der den Kleinen erkennt, sagt er: Du böses Kind, wo bist du gewesen? Deine Eltern und deine Geschwister (bis auf eine Schwester) sind alle an der Noth und an der Seuche gestorben, und die Sorge um dich hat deine Mutter noch in ihren letzten Stunden bekümmert.

Da fängt der arme Junge bitterlich an zu weinen, daß er seine Mutter, von der er ja gar nicht gerne weggelaufen war, nicht mehr sehen soll, und daß er sie so betrübt hat. Aber der ihn bisher so wunderbar aus der sehr wahrscheinlichen Todesgefahr gerettet, wunderbar bei der Hand geführt und genährt hatte, der sorgte nun auch ferner für ihn, erweckte ihm ein mitleidiges Herz, das sich seiner im Leiblichen sowohl als im Geistigen annahm, und durch noch gar viele merkwürdige, aber nicht hieher gehörige Lebensführungen wurde der Knabe das, was er jetzt ist, ein lieber, frommer, mit allen Gottesführungen zufriedener Bergmann, dem man es ansieht und anmerkt, daß er Christum kennt und liebt.

Schiffahrt.

(Von Friedrich Rückert.)

Wie ein Schifflein auf dem Meer Eine schwache Bretterwand
 schwebt das Leben überm Tod, trennet dich von deinem Grab,
 Oben, unten, rings umher Eines Hauches Unbestand
 von Gefahren stets umdroht. wiegt dich schaukelnd auf und ab.

Seien Lüfte noch so klar,
 sei die Tiefe noch so still:
 In Gefahr ist immerdar,
 wer durchs Leben schiffen will.

Der Rabe Noahs.

(Von Herber.)

Angstlich blickte Noah umher aus seinem schwimmenden Kasten, und wartete, bis die Wäßer der Sündflut stiegen. Kaum sahen der Berge Spitzen hervor, als er alles Gefieder um sich rief: „Wer,“ sprach er, „unter euch will Bote sein, ob unsere Rettung nahe ist?“

Da drängte sich vor allen der Rabe hervor mit großem Geschrei; er witterte nach seiner Lieblings Speise. Kaum war das Fenster geöffnet, so flog er hin, und kehrte nicht zurück. Der Undankbare vergaß des Retters und seines Geschäfts; er hing am Nase.

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll, und schwere Dünste hingen über den Leichen; die benebelten ihm sein Gesicht, und schwärzten seine Federn.

Zur Strafe seiner Vergeßlichkeit ward ihm auch sein Gedächtnis wie sein Auge düster; selbst seine neugebornen Jungen erkennet er nicht, und genießt an ihnen keine Vaterfreude. Erschrocken über ihre Häßlichkeit flieht er hinweg und verläßt sie. Der Undankbare zeugt ein undankbar Geschlecht; entbehren muß er des schönsten Lohns, des Dankes seiner Kinder.

Die Taube Noahs.

(Von Herber.)

Acht Tage hatte der Vater der neuen Welt auf die Wiederkunft des trägen Raben gewartet, als er auß neue seine Scharen um sich rief, Kundschafter auszuwählen. Schüchtern flog die Taube auf seinen Arm, und bot sich an zur Sendung.

„Tochter der Treue,“ sprach Noah, „du wärst mir wohl eine Dienerin guter Botschaft; wie aber willst du deine Reise thun, und dein Geschäft vollenden? Wie, wenn dein Flügel ermattet, und dich der Sturm ergreift, und wirft dich in die trübe Welle des Todes? Auch scheuen deine Flügel Schlamm, und deiner Zunge wibert unreine Speise.“

„Wer,“ sprach die Taube, „gibt den Müden Kraft, und Stärke genug den Unvermögenden? Laß mich, ich werde dir gewis eine Dienerin guter Botschaft.“

Sie entflog und schwebte hin und her, und nirgend fand sie, wo sie ruhen könnte; als schnell der Berg des Paradieses sich vor ihr erhob mit seinem grünenden Wipfel. Ueber ihn hatten nichts vermocht die Wasser der Sündflut, und der Taube war die Zuflucht zu ihm unverbotten. Freudig eilte sie und flog hinan, und ließ demüthig sich am Fuß des Berges nieder. Ein schöner Delbaum blüdete da: sie brach ein Blatt des Baums, eilte gestärkt zurück und legte den Zweig auf des schlummernden Noah Brust.

Er erwachte, und roch daran den Geruch des Paradieses.

Da erquickte sich sein Herz; das grüne Friedensblatt erquickte die Seinen, bis ihm sein Retter selbst erschien, bekräftigend der Taube gute Botschaft.

Seitdem dann ward die Taube Dienerin der Liebe und des Friedens. Wie Silber glänzen ihre Flügel, sagt das Lied; ein Schimmer noch vom Glanze des Paradieses, das sie auf ihrer Wanderschaft erquickte.

81.

Der Regenbogen.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotwell. Nr. 7.)

Nach einem furchtbaren Gewitter erschien ein lieblicher Regenbogen am Himmel. Der kleine Heinrich sah eben zum Fenster hinaus, und rief voll Freude: „Solche wunderschönen Farben habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen! Dort bei dem alten Weidenbaume am Bache reichen sie aus den Wolken bis auf die Erde herab. Gewis tröpfeln alle Blättlein des Baumes von den schönen Farben. Ich will eilends hin und alle Muschelschalen in meinem Farbekästlein damit füllen.“

Er sprang, so schnell er konnte; allein zu seinem Erstaunen stund der arme Kleine nur im Regen da, und ward nicht das Geringste von einer Farbe gewar. Ganz durchnäßt vom Regen gieng er traurig wieder heim, und klagte sein Misgeschick dem Vater.

Der Vater lächelte und sprach: Diese Farben lassen sich in keine Schale auffassen. Die Regentropfen scheinen nur im Glanze der Sonne einige Augenblicke so schön gefärbt. Diese schöne Farbenpracht aber ist nichts

Wirkliches und hat keinen Bestand. Und so, liebes Kind, ist es mit aller Herrlichkeit der Welt; sie dünkt uns etwas zu sein, ist aber nur eitler Schein. Darum

Laß dich vom Scheine nicht betrügen,
sonst kehrt in Schmerz sich das Vergnügen.

82.

Eichhorn und Wind.

(Fabel, von W. G e n.)

Huhu! wie bläst du kalt, Herr Wind! Der Wind der machte ein böß Gesicht,
mein Thürchen stopf ich zu geschwind das Eichhorn sah es eben nicht.
und thu mir ein andres auf da drüben. Der Wind der schüttelte an dem Baum,
„Ich blase auch dort ganz nach Belieben.“ das Eichhorn drinnen merkt es kaum:
So mache ich jenes wieder zu es ließ ihm draußen seinen Lauf
und rufe vergnügt: Bleib draußen, du! und knackte sich ein Nüsschen auf.

83.

Der Muth einer Kaze und ihre Bärtlichkeit gegen ihre Jungen.

(Aus W. Sterns zweitem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Eine Kaze spielte einmal in einem schottischen Dorfe mit ihren Jungen in der Frühlingssonne vor einer Stallthüre. Ein großer Habicht schoß aus der Luft herab, und ergriff eines der Käzchen. Die Mutter sprang grimmig auf ihn los und wehrte sich für ihr Junges. Der Habicht ließ es fahren, wendete sich aber gegen die große Kaze. Der Kampf von beiden Seiten war sehr heftig. Der Habicht behielt durch seinen mächtigen Flügel-schlag und durch seinen spitzen Schnabel und seine scharfen Klauen einige Zeit die Oberhand, zerfleischte jämmerlich die alte Kazenmutter und hackte ihr ein Auge aus. Sie verlor aber den Muth nicht, hielt ihren Gegner mit ihren Krallen fest und durchbiß ihm den rechten Flügel. Nun hatte sie zwar mehr Gewalt über ihn, aber der Habicht war noch immer sehr stark, und der Streit dauerte fort. Die Kaze war beinahe erschöpft; durch eine schnelle Wendung raffte sie sich aber nochmals auf, und brachte den Habicht unter sich. Siegreich biß sie ihrem grimmigen Wütherich den Kopf ab; dann lief sie, ohne den Verlust ihres Auges und ihrer Wunden zu achten, zu ihrem übel zugerichteten Käzchen, leckte ihm die von Blut triefenden Wunden ab, welche die Krallen des Habichts in die Seiten des zarten Thierchens gehauen hatten, und schnurrte, es lieblosend, als wenn Nichts vorgefallen wäre.

Die Katzen und der Hausherr.

(Von M. G. Lichtwer.)

Thier und Menschen schliefen feste,
selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
von den nächsten Dächern stieg.

In dem Borsaal eines Reichen
stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, daß Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Sinz, des Rurners Schwiegervater,
schlug den Taft erbärmlich schön,
Und zwei abgelebte Kater
quälten sich, ihm beizustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, krazen,
bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
in dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
wirft ein Dugend Tassen um;

Stolpert über ein'ge Späne,
stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwei Reihen Zähne:
blinder Eifer schadet nur.

Allein und groß.

(Von J. B. Sebel.)

In Asien, in dem Gebirge Taurus und an andern Orten, lebt eine Art von wilden Schafen, Argali genannt, die sind sehr groß, stark und schön, und haben sehr große Hörner. Wenn ein solches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was jezuweilen geschieht, so kommt es den dortigen Füchlein zu gut. Diese haben alsdann nicht nöthig einen Bau in die Erde zu graben, meinen, das Horn sei ihretwegen da, schlüpfen hinein, und wohnen darin. Worüber muß man sich mehr verwundern, über die großen Hörner, oder über die kleinen Füchse?

Die kleinsten Vögel, die man kennt, heißen Kolibri. Sie sind in Südamerika daheim, haben wunderschöne Farben von Gold- und Silberglanz, legen Eilein, so nicht größer sind, als eine Erbse, und werden nicht mit Schrotten geschossen, sondern mit kleinen Sandkörnlein, weil sonst nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die ist so groß, daß sie diese armen Thierchen wie Mücken fängt und aussaugt.

Andern Respect flößt der Herr Lämmergeier seiner Nachbarschaft ein, der in den Tyroler und Schweizergebirgen daheim ist. Denn mit seinen ausgespannten Flügeln bedeckt er eine Länge von acht bis neun Fuß, und ist stark genug, Gemsen, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen.

Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, ist der Kondur, ein

Landsmann des Kollibri. Dieser mißt mit ausgespannten Flügeln sechszehn Fuß, seine Flügelfedern sind vorne fingersdick, also daß man schön Fractur damit schreiben könnte, und das Klauschen seiner Flügel gleicht einem fernen Donner.

Aber der allergrößte Vogel ist der Strauß in den Wüsteneien von Asien und Afrika, der aber wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Fittiche gar nicht fliegen kann, sondern immer auf der Erde bleiben muß. Doch trägt er seinen Kopf neun, bis zehn Fuß hoch in der Luft, kann weit herumsehen, und könnte, wie ein guter Freund, neben einem Reiter auf seinem Ross herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wären.

In Asien lebt eine Art von Hirschen, Zwerghirschlein genannt, deren Füßlein sind fingerslang, und so dünn, wie der Stiel einer kölnischen Tabackspfeife. Das Spizmäuslein, ebenfalls in Asien, wiegt ein halbes Quintlein, und ist das kleinste unter allen bekannten Thieren, die auf vier Beinen gehen und ihre Jungen säugen. Der Elephant aber ist zwölf bis vierzehn Fuß hoch, funfzehn bis sebzehn Fuß lang, wiegt seine 7000 Pfund; und ein fleißiger Schüler soll mir ausrechnen: Wie viel Spizmäuslein müßte man haben, die zusammen so schwer sind, als ein einziger Elephant?

Das kleinste Thierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrößerungsglas wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das größte ist der Wallfisch, der bis zu einer Länge von einhundert und zwanzig Fuß wachsen kann, und seine tausend Centner und darüber wiegt.

In den fabelhaften Zeiten hat man geglaubt, daß es eine ganze Nation von Menschen gebe, die vom Boden weg nur zwei Fuß hoch seien. Der Lügenprophet Mohomet aber behauptete einmal, er habe den Erzengel Gabriel gesehen, und es sei von seinem rechten Auge über den Nasenwinkel bis zum linken ein Zwischenraum von 70,000 Tagereisen.

86.

Schwan und Kind.

(Fabel, von W. G. v.)

<p>Und dort, was schenst du dich? gar nicht so böß bin ich, schwimme daher ganz sacht, daß es kein Wellchen macht, möchte dich nur fragen eben: willst du ein Stückchen Brot mir geben?</p>	<p>Das Kind trat zu dem Teich heran und freute sich an dem schönen Schwan, wie rein und weiß war sein Gefieder, wie sanft er schwamm so hin und wieder; es wurde bald mit ihm bekannt, ließ das Brot ihn nehmen aus seiner Hand.</p>
---	--

Der Strauß.

(Nach der Naturgeschichte für Kinder, von G. G. Raff. Göttingen, 1833. Seite 304 ff.)

Strauß! du weißt doch, daß du der größte Vogel, der Kiese unter allen Vögeln in der Welt bist?

O ja, das weiß ich wohl. Ich bin so groß als der größte Mensch und wiege siebenzig bis achtzig Pfund. Nicht wahr, ich gebe einen ziemlichem Braten?

So kann man dich also essen?

Ja freilich, und meine Eier auch. Meine Eier sind so groß, daß sich zwei bis drei Personen an einem einzigen satt essen können, denn sie sind so groß als ein kleiner Kindskopf, und wiegen vier bis sechs Pfund. Und solche große Eier lege ich alle Jahre dreißig bis vierzig.

O, das ist erstaunlich viel! So viel Eier legt gewis kein einziger großer Vogel. Wenn du sie alle ausbrütest, so muß es entsezlich viel Strauße geben. Thust du das wohl, und brütest alle aus? — Doch davon nachher. Sage mir erst, großer Strauß, wo du zu Hause bist.

Ich lebe in den unfruchtbarsten Wüsten von Afrika, Arabien und Indien, wo keine Menschen wohnen, und auch selten welche hinkommen. Und, o wie lieb wäre es mir nicht, wenn ich nie einen Menschen sähe! Denn so oft einer zu mir kommt, raubt er mir meine Eier, oder meine Jungen, oder bringt mich gar selbst ums Leben. Wie sehr mich oft die häßlichen Neger quälen und verfolgen, ist nicht zu sagen!

Was frisst du?

Kraut und Gras, Samenkörner und Nüsse, und viele andere Baumfrüchte, die ich erwischen kann. Selten aber werde ich von diesen Dingen satt, daher stopfe ich meinen Magen gewöhnlich noch mit Steinen, Holz, Knochen, Stricken, Leder, Eisen, Kupfer, Messing, Zinn, Blei und Glas an. Und zuweilen bin ich auch so dumm, und verschlinge glühende Kohlen, die mir aber alle Mal sehr übel bekommen.

Wie alt wirst du?

Sechzig bis siebenzig Jahre, wenn mir kein Unfall begegnet. Werde ich aber gefangen, zum Ketten gebraucht, öfters meiner Federn beraubt, und sonst noch auf andere Weise gequält, so dauert mein Leben freilich kaum halb so lange.

Kettet man denn auf dir?

Ja, aber nur zum Spaß. Auch in Karren spannen mich die muthwilligen Neger zuweilen, denn ich bin sehr stark und flink, und kann in einer Stunde zwei bis drei Meilen weit laufen.

Samt Karren und Reiter?

Ja, mit beiden. Aber wehe dem Neger, der auf dem Karren oder auf meinem Rücken sitzt, wenn er das schnelle Fahren oder Reiten nicht gewohnt ist! Es vergeht ihm Sehen, Hören und Athemholen.

Nun erzähle mir, großer Strauß, wie du vom Kopf bis auf die Behen oder Klauen aussehst, und wie es mit dem Ausbrüten deiner Eier zugeht?

Ich bin so groß als ein Dragoner, der zu Pferde sitzt, und gleiche sehr dem vierfüßigen Thiere, das man Kameel nennt. Mein Kopf hat viel Ähnlichkeit mit einem Gänsekopf. Mein Schnabel ist kurz, krumm und spitzig. Die Oeffnung meiner Ohren liegt ganz unbedeckt. Meine oberen Augenlider sind beweglich und mit langen Augenwimpern versehen, wie beim Menschen. Mein Hals ist sehr lang und dünn, und nebst dem größten Theil meines Körpers mit dicken weißen Haaren bedeckt. In meinen Flügeln hingegen und in meinem Schwanz habe ich mehrentheils schöne weiße, aber auch viele schwarze und graue Federn. Und dieß sind die bekannten Federn, um deretwillen mich die Neger entsetzlich ängstigen und jämmerlich zu Tode prügeln. Sie verkaufen sie an die Europäer, welche dieselben auf die Hüte und Köpfe stecken, Fächer, Muffen und Federbüsche und sonst noch allerhand Puß und Bieraten davon machen. Meine schwarzen Federn sind teurer als meine weißen, weil ich deren weniger habe. Meine Füße sind kahl und sehr lang, und mit zwei Behen oder Klauen versehen; denn ich bin der einzige Vogel in der Welt, der nur zwei Behen hat. Fliegen kann ich nicht, weil meine Flügel zu klein sind und die Last meines Körpers zu groß. Aber laufen kann ich entsetzlich geschwind, so geschwind, daß mich weder Menschen noch Hunde und Pferde einholen können. Und doch gelingt es den listigen Negern, mich endlich zu fangen. Was meine Eier anbetrifft, so sind sie wirklich so groß als ein kleiner Kindskopf, länglich rund, glatt und weißlich, mit kleinen Pünktchen versehen. Man kann sie essen, und aus der Schale allerhand Trinkgeschirre machen, weil sie ziemlich dick und steinhart ist. Die Franzosen und Holländer bringen sie häufig nach Europa, und verkaufen sie an Naturalien-Liebhaber. Es kostet eins gewöhnlich einen Gulden, und wenn es recht schön ist, wohl noch mehr.

Und wie viel brütest du von den dreißig bis vierzig Eiern aus, die du alle Jahre legest?

Raum den vierten Theil. Denn viele stiehlt man mir, und viele lege ich bloß deswegen, damit meine Jungen gleich etwas zu freßen finden, wenn sie lebendig geworden sind und die Schale verlassen haben. Und von diesen sterben doch noch immer viele Hunger, oder kommen auf der Flucht vor den bösen Negern um. Ich lege meine Eier geschwind hinter einander her in den heißen Sand, aber nicht alle dreißig oder vierzig auf einen einzigen Haufen,

sondern nur allemal zehn bis zwölf zusammen, in einem kleinen Kreiße herum. Einige davon brüte ich selbst aus, wenn ich nicht davon verjagt werde; die andern aber laße ich durch den heißen Sand ausbrüten.

Du klagst über die unbarmherzigen Neger, dummer Strauß, daß sie dich immer ängstigten und grausam verfolgten: warum wehrst du dich denn nicht gegen sie?

O, ich thue es ja! Ich schlage manchem Arme und Beine ab, und schliße ihm oft sammt seinem Hunde und Pferde den Leib auf; aber es kommen immer wieder andere Mörder, die mich endlich, wenn sie mich zwei oder drei Tage im Kreiße herumgejagt, abgemattet und ausgehungert haben, nöthigen, daß ich meinen Kopf in den Sand oder sonst wohin stecke, mich fangen und tödten oder lebendig in die Gefangenschaft führen laße. In der Gefangenschaft habe ichs zwar gut: ich habe Fressen genug, kann hüpfen und springen wie ich will; aber ich muß es mir gefallen laßen, daß man mir von Zeit zu Zeit meine Federn auszieht, mich endlich gar abschlächtet, und aus meiner Haut allerhand Kleidungsstücke macht. Einige Afrikaner fangen alle Jahr eine Menge von uns zusammen, und ziehen uns um der Federn willen auf Nach Europa wird selten ein lebendiger Strauß gebracht.

Vom Bäumlein, das spazieren gieng.

(Mährchen, von Friedrich Rückert.)

Das Bäumlein stand im Wald,
in gutem Aufenthalt;
Da standen Busch und Strauch
und andre Bäumlein auch;
Die standen dicht und enge,
es war ein rechts Gebränge;
Das Bäumlein mußte sich bücken
und sich zusammendrücken.
Da hat das Bäumlein gedacht
und mit sich ausgemacht:
Hier mag ich nicht mehr stehn,
ich will wo anders gehn,
Und mir ein Dertlein suchen,
wo weder Birk noch Buchen,
Wo weder Tann noch Eichen,
und gar nichts dergleichen;
Da will ich allein mich pflanzen,
und tanzen.

Das Bäumlein das geht nun fort,
und kommt an einen Ort,
In ein Wiesenland,
wo nie ein Bäumlein stand;
Da hat sichs hingepflanzt,
und hat getanzt.

Dem Bäumlein hats vor allen
an dem Dertlein gefallen;
Ein gar schöner Bronnen.
kam zum Bäumlein geronnen:
Wars dem Bäumlein zu heiß,
fühlt 's Brunnlein seinen Schweiß.
Schönes Sonnenlicht
war ihm auch zugericht:
Wars dem Bäumlein zu kalt,
wärmt' die Sonn es bald.
Auch ein guter Wind
war ihm hold gesinnt,

Der half mit seinem Blasen
ihm tanzen auf dem Rasen.

Das Bäumlein tanzt' und sprang
den ganzen Sommer lang,
Bis es vor lauter Tanz
hat verloren den Kranz.
Der Kranz mit den Blättlein allen
ist ihm vom Kopf gefallen;
Die Blättlein lagen umher,
das Bäumlein hatt' keines mehr;
Die einen lagen im Brunnen,
die andern in der Sonnen,
Die andern Blättlein geschwind
flogen umher im Wind.

Wies Herbst nun war und kalt,
da frors das Bäumlein halb,
Es rief zum Brunnen nieder:
gib meine Blättlein mir wieder,
Damit ich doch ein Kleid
habe zur Winterszeit.

Das Brunnlein sprach: Ich kann eben
die Blättlein dir nicht geben;
Ich habe sie alle getrunken,
sie sind in mich versunken.

Da kehrte von dem Brunnen
das Bäumlein sich zur Sonnen:
gib mir die Blättlein wieder,
es friert mich an die Glieder.
Die Sonne sprach: Nun eben
kann ich sie dir nicht geben,
Die Blättlein sind längst verbrannt
in meiner heißen Hand.

Da sprach das Bäumlein geschwind
zum Wind:
Gib mir die Blättlein wieder,
sonst fall ich todt darnieder.
Der Wind sprach: Ich eben
kann dir die Blättlein nicht geben;
Ich hab sie über die Hügel
geweht mit meinem Flügel.
Da sprach das Bäumlein ganz still:
nun weiß ich, was ich will;
Da haufen ist mirs zu kalt,

ich geh in meinen Wald,
Da will ich unter die Hecken
und Bäume mich verstecken.

Da macht sichs Bäumlein auf,
und kommt in vollem Lauf
Zum Wald zurückgelaufen,
und will sich stellen in den Haufen.
'S fragt gleich beim ersten Baum:
hast du keinen Raum?
Der sagt: Ich habe keinen!
da fragt das Bäumlein noch einen,
Der hat wieder keinen;
da fragt das Bäumlein noch einen:
Es fragt von Baum zu Baum,
aber kein einzger hat Raum.
Sie standen schon im Sommer
eng in ihrer Kammer;
Jetzt im kalten Winter
stehn sie noch enger dahinter.
Dem Bäumchen kann nichts frommen,
es kann nicht unterkommen.

Da geht es traurig weiter
und friert, denn es hat keine Kleider;
Da kommt mittlerweile
ein Mann mit einem Beile,
Der reibt die Hände sehr,
thut auch, als obs ihn frör.
Da denkt das Bäumlein wacker:
das ist ein Holzhacker;
Der kann den besten Trost
mir geben für meinen Frost.

Das Bäumlein spricht schnell
zum Holzhacker: Gesell,
Dich frierts so sehr wie mich,
und mich so sehr wie dich.
Vielleicht kannst du mir
helfen und ich dir,
Komm, hau mich um,
und trag mich in deine Stub'n,
Schür ein Feuer an,
und leg mich dran:
So wärmst du mich,
und ich dich.

Das dünkt dem Holzhacker nicht schlecht, Das größte Scheit von allen
 er nimmt sein Beil zurecht, ist uns fürs Haus gefallen;
 Hauts Bäumlein in die Wurzel, Das soll die Magd uns holen,
 umfällt's mit Gepurzel; so legen wirs auf Kohlen;
 Nun hackt ers klein und kraus, Das soll die ganze Wochen
 und trägt das Holz nach Haus, uns unsre Suppen kochen.
 Und legt von Zeit zu Zeit Ober willst du Brei?
 in den Ofen ein Scheit. das ist mir einerlei.

89.

Die Bremer Stadtmusikanten.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende giengen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollte ihn der Herr aus dem Futter schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort, und machte sich auf den Weg nach Bremen: „Dort,“ dachte er, „kannst du ja Stadtmusikant werden.“ Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte, wie einer der sich müde gelaufen. „Nun, was jappst du so?“ sprach der Esel. „Ach,“ sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todt schlagen, da hab ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“ „Weißt du was,“ sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden, geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen.“ Der Hund wars zufrieden und sie giengen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Kage am Weg, und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir denn in die Quere gekommen?“ fragte der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenns einem an den Kragen geht,“ antwortete die Kage; „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rath teuer: wo soll ich hin?“ „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden.“ Die Kage wars zufrieden, und gieng mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein,“ sprach der Esel, „was hast du vor?“ „Da hab ich gut Wetter prophezeit,“ sprach der Hahn, „weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Tücher gewaschen hat und sie trocknen will: aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen,

und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heut Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, so lang ich noch kann.“ „Etwas, du Rothkopf,“ sprach der Esel, „zieh lieber mit uns fort nach Bremen, etwas besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme und wenn wir zusammen muscieren, so muß es eine Art haben.“ Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie giengen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen, und kamen Abends in einen Wald, wo sie übernachteten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Kaze und der Hahn machten sich hinauf, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da dächte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.“ Und der Hund sagte: „Ja, ein paar Knochen und etwas Fleisch daran thäten mir auch gut.“ Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich ans Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?“ fragte der Hahn. „Was ich sehe?“ antwortete der Esel: „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassens sichs wohl sein.“ „Das wäre was für uns,“ sprach der Hahn. „Ja, ja! ach, wären wir da!“ sagte der Esel. Da rathschlagten die Thiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen, endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Kaze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Kaze auf den Kopf. Wie das geschehen war, stengen sie insgesamt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Kaze miaute und der Hahn krächte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thüre, die Kaze auf den Herd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch

halb ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Hause war, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen,“ und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, gieng in die Küche, wollte ein Licht anzünden und nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Raze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Raze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrad er gewaltig, lief und wollte zur Hintertüre hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Mistte vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlafe geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!“ Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Hause sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt, und vor der Thüre steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen, und auf dem Hofe liegt ein schwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen, und oben auf dem Dache da sitzt der Richter, der rief: Bringt mir den Schelm her! da machte ich, daß ich fortkam.“ Von nun an getrauten sich die Räuber nicht wieder in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiels aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

90.

Drei Paare und Einer.

(Von Friedrich Rückert.)

Du hast zwei Ohren und Einen Mund,	Du hast zwei Augen und einen Mund,
willst dus beklagen?	mach dir's zu eigen!
Gar vieles sollst du hören, und	Gar manches sollst du sehen, und
wenig drauf sagen.	manches verschweigen.

Du hast zwei Hände und Einen Mund,
lern es ermessen!
Zwei sind da zur Arbeit, und
einer zum Essen.

91.

Schwäbische Kunde.

(Von Ludwig Uhland.)

Als Kaiser Rothbart lobesam	Da muß er mit dem frommen Heer
zum heiligen Land gezogen kam,	durch ein Gebirge wüßt und leer.

Daselbst erhob sich große Noth,
 viel Steine gabs und wenig Brot,
 Und mancher deutsche Reitersmann
 hat dort den Trunk sich abgethan.
 Den Pferden wars so schwach im Magen,
 fast mußte der Reiter die Nöhre tragen.
 Nun war ein Herr aus Schwabenland,
 von hohem Wuchs und starker Hand;
 Des Köselein war so krank und schwach,
 er zog es nur am Zaume nach,
 Er hätt es nimmer aufgegeben
 und kostets ihm das eigne Leben.
 So blieb er bald ein gutes Stück
 hinter dem Heereszug zurück.
 Da sprengten plötzlich in die Quer
 funfzig türkische Reiter daher;
 Die hütten an, auf ihn zu schießen,
 nach ihm zu werfen mit den Spießen.
 Der wackre Schwabe forcht sich nit,
 gieng seines Weges Schritt vor Schritt,
 Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken,
 und thät nur spöttlich um sich blicken:
 Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
 auf ihn den krummen Säbel schwang.
 Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
 er trifft des Türken Pferd so gut,

Er haut ihm ab mit einem Streich
 die beiden Vorderfüß zugleich.
 Als er das Thier zu Fall gebracht,
 da faßt er erst sein Schwert mit Macht:
 Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
 haut durch bis auf den Sattelnopf,
 Haut auch den Sattel noch zu Stücken,
 und tief noch in des Pferdes Rücken:
 Zur Rechten steht man wie zur Linken
 einen halben Türken heruntersinken.
 Da packt die andern kalter Graus:
 sie fliehen in alle Welt hinaus,
 Und jedem ist als würd ihm mitten
 durch Kopf und Leib hindurch geschnitten.
 Drauf kam des Wegs eine Christenschar,
 die auch zurückgeblieben war;
 Die sahen nun mit gutem Bedacht,
 was Arbeit unser Held gemacht.
 Von denen hats der Kaiser vernommen;
 der ließ den Schwaben vor sich kommen;
 Er sprach: Sag an, mein Ritter werth!
 wer hat dich solche Streiche gelehrt?
 Der Held bedacht sich nicht zu lang:
 die Streiche sind bei uns im Schwang,
 Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
 man nennt sie halt nur Schwabenstreiche!

92.

Meister Hämmerlein.

(Von J. F. Schlez. Der Denkfrennd. Gießen 1824.)

Vor etlichen und dreißig Jahren starb in einem preussischen Dorfe der Gemeinbeschmied Jakob Horn. Im gemeinen Leben hieß er nicht anders als Meister Hämmerlein.

„Meister Hämmerlein? Ei warum denn Meister Hämmerlein?“

Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er gieng und stund sein Hämmerlein und ein Paar Nägel in der Tasche zu führen, und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand. Vielleicht auch, weil er über seinem Hämmerlein Gemeinbeschmied des Dorfes geworden war.

„Wie wäre denn das zugegangen?“

Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackere Burschen hatten sich um den Dienst gemeldet und

Dem und Jenem Allerlei versprochen. Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen; er hämmerte bloß ein wenig an einer Gartenthür und erhielt dafür den Dienst.

„Und bloß für ein Bißchen Hämmern?“

Bloß für ein Bißchen Hämmern! An einer Gartenthüre, nahe am Dorfe, hieng schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein kam mit seinem Felleisen des Weges her. Flugs langte er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Das sah der Dorfschulze. Ihm schien es sonderbar, daß der landfremde Mensch das Brett nicht los sehen konnte, das doch selbst der Eigentümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden, aber der Bursche war fort, ehe er ihm nahe genug kam.

Ein Paar Stunden darauf gieng der Schulze in die Dorfschenke. Sogleich fiel ihm der junge Mensch ins Gesicht. Er saß ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrot. „Ei willkommen!“ rief der Schulze. „Treffen wir uns hier, guter Freund?“ Der junge Mensch stuzte, sah ihm steif ins Gesicht und wußte nicht, woher die Bekanntschaft kam. „Ist Er nicht der junge Wanderer,“ fragte der Schulze, „der diesen Abend da außen am Wege das Brett einer Gartenthüre fest gemacht hat?“ „Ja, der bin ich.“ — „Nun gut, so kommt, Nachbar Hans,“ sagte der Schulze zu dem Eigenthümer des Gartens, der zufällig auch zugegen war, „kommt und bedankt euch bei dem wackern Fremdlinge. Er hat im Vorbeigehen eure zerbrochene Gartenthür wieder zurecht gemacht.“ — Nachbar Hans schmunzelte, sagte seinen Dank, setzte sich neben dem Schulzen traulich zu dem Fremdling und alle Gäste lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Kundschaften desselben, und in Allen erwachte der einmüthige Wunsch, ihn zum Gemeinbeschmied zu bekommen, weil Allen der Zug von gemeinnütziger Denkart gefallen hatte.

Hämmerlein mußte bleiben; und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis von seiner Geschicklichkeit in der Vieharzneikunst und im Beschlage gab, so war nur Eine Stimme für ihn: „Dieser und kein Anderer soll Gemeinbeschmied werden.“ Man schloß den Vertrag mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermuthet Schmiedemeister eines großen Dorfes, das er wenig Stunden zuvor auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir nur noch Einer: „Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon.“

Zu seiner Besoldung gehörte unter andern ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln oder andern Gemüspflanzen bestellte. Da er den Acker zum ersten Male in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrwege verschiedene Löcher, in welche die Wagen halb rechts, halb links schlugen. —

„Warum füllt Ihr doch die Löcher nicht mit Steinen aus?“ fragte Meister Hämmerlein die Nachbarn, welche den Acker ihm zeigten. — „Ja,“ sagten diese, „man kann immer vor andern Arbeiten nicht dazu kommen.“ — Was that aber Meister Hämmerlein? — So oft er auf seinen Acker gieng, las er von ferne schon Steine zusammen und schleppte deren oft beide Arme voll bis zu den Löchern. Die Bauern lachten, daß er, der selbst kein Gespann hielt, für Andre den Weg beferte; aber, ohne sich stören zu lassen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedes Mal wenigstens ein Paar Steine auf dem Hin- und Herweg in die Löcher zu werfen, und in etlichen Jahren waren sie ausgefüllt. — „Seht ihrs?“ sagte er nun. „Hätte jeder von euch, der leer die Straße fuhr, auf dem Wege die Steine zusammengelesen, auf den Wagen geladen und in die Löcher geworfen, so wäre der Weg mit leichter Mühe in einem Vierteljährchen eben geworden.“

93.

Hinz und Kunz.

(Von Matthias Claudius. Werke 1819. I. Seite 31.)

- | | |
|--|--|
| H. Was meinst du, Kunz, wie groß die Sonne sei? | K. Was meinst denn du, wie groß sie sei? |
| K. Wie groß, Hinz? — als ein Straußenei. | K. Man dächt kaum, daß es möglich sei! |
| H. Du weißt es schön, bei meiner Treu! Die Sonne als ein Straußenei! | H. Boß tausend, als ein Fuder Heu! |

94.

Ochs und Esel.

(Von G. R. Pfefferl.)

Ochs und Esel zankten sich beim Spaziergang um die Wette, wer am meisten Weisheit hätte: keiner siegte, keiner wich.

Endlich kam man überein, daß der Löwe, wenn er wollte, diesen Streit entscheiden sollte, und was konnte klüger sein?

Beide reben tiefgebückt vor des Thierbeherrschers Throne, der mit einem edlen Hohne auf das Paar hinunter blickt.

Endlich sprach die Majestät zu dem Esel und dem Farren: ihr seid alle beide Narren! Jeder gafft ihn an und geht.

95.

Das Wiesel.

(Von H. D. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. I. Seite 111 ff.)

Das Wiesel ist oben röthlichbraun, unten weiß oder gelblichweiß; der Schwanz wie der Rücken gefärbt, nicht schwarz am Ende. Unter dem

Schwanze, wie beim Iltis, Stinkdrüsen. Seine Länge beträgt sechs bis sieben Zoll, die des Schwanzes anderthalb Zoll.

Dieses niedliche schlanke Thierchen ist in Europa gemein und bewohnt auch Asien. Seinen Aufenthalt nimmt es in Klüften und Ritzen, Maulwurfs- gängen, Hamster- und Rattenlöchern, im Winter auch in Scheuern und Ställen. Es ist bei Tag und Nacht munter, geht aber mehr des Nachts seiner Nahrung nach. Bei aller Schnelligkeit und Gewandtheit kann es doch nicht so gut klettern, wie das Hermelin oder der Marber. Wird es geplagt, so läßt es aus den genannten Drüsen einen abscheulichen Geruch von sich. Ist es ängstlich, so faucht es ganz leise; macht man es in der Gefangenschaft böse, so springt es, laut aber fein knessend, auf einen los; steckt es in der Falle, so quickt es; zanken sie unter einander, so zwitschern sie ganz fein. Seine Hauptnahrung besteht in Mäusen, Maulwürfen, jungen Hamstern, jungen Ratten, kleinen Vögeln und Eiern. Selbst Hühnereier tragen sie fort, aber nicht in den Zähnen, sondern unter dem Halse. Frösche verachten sie; aber Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern, ja selbst Kreuzottern werden ihnen zur Beute. Bekommen sie von letzteren mehrere starke Biße, so haben sie den Tod davon. Man sagt sie bezwängen die größte Wanderratte in wenig Augenblicken. Ich zweifle sehr daran, und zwar theils aus dem Grunde, weil ihr winziges Mäulchen mit den zwar spizen aber doch kleinen Zähnen keine Möglichkeit zu einem schnellen Siege der Art zu geben scheint, theils auf folgenden Versuch gestützt, der übrigens dem Muthe des kleinen Thierchens ein rühmliches Zeugnis gibt.

Zu einem alten Wiesel, das mit andrer Speise schon ganz gesättigt war, setzte ich einen Hamster, der es an Körpermasse wohl dreimal übertraf. Kaum hatte es den Feind bemerkt, vor dem es wie ein Zwerg vor einem Riesen stand, so rückte es im Sturmschritt vor, quikte laut auf und sprang unaufhörlich nach seinem Gesichte und Halse. Der Hamster richtete sich empor und wehrte mit den Zähnen und Vorderpfoten den quiksenden Waghals ab. Lange aber sollte er sich seiner vermeinten Uebermacht nicht freuen: es fuhr plötzlich zu, biß sich fest in seine Schnauze ein, und beide wälzten sich nun, das Wiesel laut quiksend, der Hamster dumpf fauchend, auf dem mit Blute sich röthenden Schlachtfelde. Die Streiter fochten mit allen Füßen. Bald war das leichte, gewandte Wiesel, bald der schwere, plumpe Hamster oben auf. Nach zwei Minuten ließ das Wiesel los, und der Hamster putzte, die Zähne fletschend, seine verwundete Nase. Aber zum Ruhen war wenig Zeit; schon war der kleine kühne Feind wieder da, zwickte bald links bald rechts, und wup! da saß er ihm wieder an der Schnauze und hatte sich fest eingebissen. Jetzt rangen sie eine Viertelstunde lang unaufhörlich unter lautem Quiksen und Fauchen, ohne daß man, bei der Schnelligkeit der Bewe-

gungen, recht sehen konnte, was geschah, wer siegte, wer unterlag. Zuweilen hörte man die gebissenen Knochen knirschen. Die Heftigkeit, womit sich das Wiesel bewegte, die zunehmende Mattigkeit des Hamsters, schien zu beweisen, daß jenes im Vorteil war. Endlich ließ das Wiesel los, hinkte in eine Ecke und kauerte sich da nieder. Daß eine Vorderbein war offenbar gelähmt, die Brust, welche es fortwährend leckte, war blutig. Der Hamster nahm von der andern Ecke Besitz, putzte seine angeschwollene Schnauze und röchelte. Aus dem wunden Fleische der Nase hieng einer seiner Schneidezähne hervor, und fiel bei der Bewegung endlich gänzlich heraus. Die Schlacht war nun entschieden. Beide Parteien waren zu einer neuen Anstrengung nicht mehr fähig. Nach vier Stunden war das tapfere Wieselchen todt. Ich untersuchte es genau und fand durchaus keine Verletzung, ausgenommen, daß die ganze Brust sowie der Schenkel des linken Vorderbeins von den Krallen des Hamsters ganz zertrabt war. Der Hamster überlebte seinen Feind nur um vier Stunden. Die Knochen seiner Schnauze waren ganz zermalmt; der eine Schneidezahn war ganz ausgefallen, zwei andre waren wacklig und nur der vierte saß noch fest. Uebrigens sah ich nirgends eine Verletzung, da ihn das Wiesel während des ganzen Kampfes immer fest an der Schnauze gehalten hatte. Kleine Thiere faßt das Wiesel im Genick oder beim Kopf; beim Hamster aber war das Genick für sein kleines Mäulchen viel zu breit, und es hatte sehr wohl berechnet, daß die Schnauze der einzige für einen vortheilhaften Angriff passende Theil war. Ein einziger vom Hamster in des Wiefels Kopf gethaner Biß hätte diesem tödtlich werden können; auf die Art, wie letzteres kämpfte, konnte es aber nicht gebissen werden.

Im Mai oder im Juni bekommt das Weibchen vier bis sieben blinde Junge, und trägt sie, wenn es beunruhigt wird, im Maule fort. Ein Gleiches thun die andern inländischen Wieselarten. Es sieht wunderbar aus, wenn die erwachsenen Jungen beim Sonnenschein auf Wiesen, wo viele Maulwurfslöcher sind, sich lustig machen und spielen. Jetzt kommen sie alle hervor, necken und beißen sich auf und nieder; man hustet ein wenig: sie stürzen voll Schrecken in die Löcher; dort kommt aber schon wieder eins hervor geguckt; es merkt keinen Feind, kriecht hervor, verschwindet wieder, kriecht wieder hervor, wird immer frecher und endlich sind sie alle wieder da.

Wo sie den Tauben, jungen Hühnern oder Eiern gefährlich werden, fängt man sie in Rattenfallen weg. Hunde beißen sie öfters todt, Katzen seltener, der Buffard fängt und frist sie. Auch der weiße Storch fängt Wiesel und verschluckt sie mit Haut und Haaren.

Ein gülden A. B. C.

(Von Matth. Claudius. Werke. 1819. VII. Seite 84 ff. Mit Austauschung des Spruches B.)

A.

Armut des Geistes Gott erfreut,
Armut, und nicht Armseligkeit.

B.

Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut,
fahr zu, gleich zu, wie Paulus thut.

C.

Creuz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
das ohne Blüte Früchte trägt.

D.

Dürst nicht nach Rache und nach Blut;
vergeben wäre wohl so gut.

E.

Ein edles Herz glänzt hell und hold,
ein gutes ist gediegen Gold.

F.

Für was du Gutes hier gethan
nimm keinen Lohn von Menschen an.

G.

Geduldig sein — Herr, lehr es mich,
ich bitte dich, ich bitte dich.

H.

Hau deinen Götzen muthig um,
er sei Geld, Wollust oder Ruhm.

I.

In dir ein edler Sklave ist,
dem du die Freiheit schuldig bist.

K.

Kämpf und erkämpf dir eignen Werth;
hausbaden Brot am besten nährt.

L.

Liebt euch auf Erden, liebt, und wißt,
daß Gott im Himmel Liebe ist.

M.

Merk auf die Stimme tief in dir:
sie ist des Menschen Kleinod hier.

N.

Nimm war die Zeit, sie eilet sich,
und kommt nicht wieder ewiglich.

O.

O Herr, lehr uns bedenken wohl,
daß wir sind sterblich allzumal.

P.

Preis, Ehr und Dank soll Gottes sein,
er ist und bleibt der Höchst allein.

Q.

Qual nicht dein Herz ohn Unterlaß
ein freier Muth gefällt Gott haß.

R.

Recht halte heilig bis in'n Tod,
so bleibt ein Freund dir in der Noth.

S.

Straf feck das Böse ins Gesicht;
vergiß dich aber selber nicht.

T.

Treib Tugend jeden Augenblick;
wer nicht vorangeht, geht zurück.

U.

Und wenn sie alle dich verschrein,
so wickle in dich selbst dich ein.

V.

Verlaß dich nicht auf diese Welt;
sie ist Schaum, der zusammen fällt.

W.

Wie wird es dann, o dann uns sein,
wenn wir der bessern Welt uns freun?

X.

Im Sturm die Sonne spiegelt nicht
im Meer ihr heilig Angesicht.

Y.

Verbrich den Kopf dir nicht zu sehr,
zerbrich den Willen, das ist mehr.

Wessen Licht brennt länger?

(Erzählungen von Carl Stöber. 1841. I. Seite 117 ff.)

Mitten im Böhmerwald steht der hohe Arber, ein Markstein zwischen dem deutschen Reiche und dem Lande der Böhmen. In seinen Klüften und auf seinen Urwäldern rasten die Wolken, die aus den südwestlichen Ebenen kommen, und speisen zum Dank dafür seine Brunnen, und die klaren Quellen sammeln sich am Fuß des Berges in einem kleinen See.

An dem See stand vor vielen, vielen Jahren eine Fischerhütte aus Holz und Stroh, und einen Steinwurf davon auf dem Hügel ein Schloß aus Granitquadern und mit einem kupfernen Dach, das Waidhaus genannt. In der Hütte wohnte ein Fischer mit seinem Knaben, und in das Schloß kam alle Jahre im Herbst oder Winter, je nachdem es den Hirschen galt oder den Säuen, der Herr von Haldenstein auf die Jagd, nicht allein, sondern immer mit einem wilden Haufen von Jägern und Hunden, Junkern und Edelfrauen, die den Jagdspieß geschickter führten, als die Nadel, und die Reitpeitsche lieber, als die Spindel.

Dann war eine böse Haushaltung in dem Schloß. Der Kellermeister fluchte zwischen den Fässern, der Koch in der Küche, der Wildmeister unter den Rüden, der Freiherr am Spieltisch, wenn kein Jagdwetter war, und seine Frau unter den Kammermägden. Auf dem Dache knarrten die Windfahnen, auf den Stiegen sangen die Katzen, in den Gängen dröhnte der Zugwind, die Hunde heulten im Hofe, und die Thüren wurden fort und fort zugeschlagen, daß es lautete, wie ein Heckenfeuer vor der Schlacht. Auf der hohen Mauer neben dem Schloß hatten zwei Elstern ihr Haushalten. Der Freiherr und seine Gefellen zechten bis Mitternacht, die Leibjäger, wenn sie ihre Herren zu Bette geführt hatten, noch ein paar Stunden länger. Waren sie dann endlich, wenn der Tag graute, zur Ruh gegangen, so schliefen sie, bis das Waldhorn sie wieder weckte. Ein Sonntag aber stand in dem Kalender des Freiherrn nicht; das Waidhaus hatte auch keine Capelle, wie andere christliche Schlößer, keinen Altar und kein Messbuch, und der Caplan, den der Herr von Haldenstein jedesmal in seinem großen Gefolge hatte, hielt da seine Ferien und nahm Theil an dem wilden Vergnügen.

In der Hütte am See war es anders. Wann im Winter das Feuer auf dem Herde und im Sommer das Feuer an dem Abendhimmel erloschen war, hörte man unter dem Strohdache nichts mehr, als ein Abendlied, ein Gebet und dann das leichte, ruhige Athmen des Fischers und seines Sohnes im Schlafe. Zum Morgenlied mäckeren die Geißen hinten im Stall um ihr Futter, und den ganzen Tag über wurden der Alte und sein Knabe nicht

lauter, als die Wellen im See, welche an die Seiten des Nachens schlugen, weil sie nichts Besseres zu thun hatten.

Auf das Schloß gieng der Fischer nicht gerne. Denn er war einer von den Böhmischn Brüdern, ein frommer gottesfürchtiger Mann, und die Flüche und Narrentheibinge, welche er im Waldhause hören mußte, waren ihm von ganzer Seele zuwider. Es dächte ihn zuweilen, als höre er durch den abschaulichen Lärm hindurch die Töne der Hölle, die sich ihrer Opfer freute und sie jubelnd dahin führte. Seinen Knaben, der ihm immer die Fische im Läger den Schloßberg hinauf tragen half, nahm er nie in das Waldhaus mit hinein, sondern ließ ihn draußen am Hofthore warten, bis er die Karpfen und Forellen dem Koche vorgewogen und dafür das Seine empfangen hatte. „Mein Kopf und mein Herz,“ dachte der fromme Mann, „tanzen nicht mehr nach dieser Musik; aber der Fuß meines Toni stehet noch nicht so fest.“

Aber einmal — es war am heiligen Christabend — rief die gnädige Frau den Jungen, der, mit den Händen unter dem Hosenträger, am Hofthore lehnte und pff, zu sich in ihr Zimmer, legte ein schweres böhmisches Goldstück in seine Hand, und sprach zu ihm: „Toni, geh eilends hinunter nach Zwiesel zum Italiener und kaufe sechs Pfund Wachskerzen; denn es ist heute bei uns Banket und Tanz, und den Küchenjungen hat der Sultan gebissen.“

Und der Knabe beurlaubte sich bei seinem Vater und lief hinab in den Flecken. Es hatte in diesem Jahre noch nicht geschneit. Die Meisen trieben in den Erlen- und Weidenbüschen ihre lustigen Gaukeleien, und die Felsen sonnten sich an der Sommerseite des Thals. Auch bei dem Krämer in Zwiesel war heiteres Wetter. Er gab mit großer Freundlichkeit dem Knaben zu den langen weißen Kerzen noch drei kleinere, bunte darein, und sagte: „Toni, die zündest du heute Abend dem Christkindelein an, und diesen Pfefferkuchen im Fließpapier theilst du mit deinem Vater. Wenn die Herrschaft im Waldhaus fort ist, soll er seine Fische wieder mit bringen und dem geistlichen Herrn auf die Fasttage.“

Den Knaben freute die Weihnachtsgabe, und ob es gleich heimwärts bergauf gieng, so brauchte er doch zum Rückweg eine halbe Stunde weniger, als zum Hinweg. Auf Geheiß der Schloßfrau bekam er als wohlverdienten Botenlohn einen Mariengroschen und ein Krüglein Meth. Die brachte er seinem Vater.

Der hätte nun gern die Kerzen des Toni aufgehoben und nach und nach angezündet; aber der Knabe meinte, man dürfe dem Jesuskinde schon etwas zu Ehren thun, machte Gestelle aus weichem Lhon, steckte die bunten Kerzen hinein, und zündete sie, als sich der Tag geneigt hatte, alle drei mit einander an, daß die Fischerstube noch nie so erleuchtet gewesen war, so lange sie stund. Mit seinen Fingern, die am Ruder hart geworden waren, puzte er sie, und sein

Vater las dabei die ersten zwei Kapitel des Evangelisten Lucas. Darnach genossen sie mit Dankagung den Meth und den Pfefferkuchen.

Draußen vor der Hütte auf der Bank, wo der Fischer seine Netze auszubessern oder auch zu stricken pflegte, saß der Engel des Herrn im Mondschein. Die Nacht war wohl ziemlich kalt; aber die Engel haben eine andere Natur, denn wir, und es friert sie auch in den Eisbergen nicht, zwischen denen das Nordlicht hervorstrahlt. Es war ihm aber befohlen worden, den Fischer und sein Haus zu behüten. Was er bewachen sollte, wußte er wohl nicht. Denn wenn in der Hütte auch Einiges war, was Rost und Motten verzehren können, so lag doch in ihr kein Ding, dem die Diebe nachgraben. Auch drohte kein Sturm. Denn der Himmel war Ein Stern, und der See darunter ein glatter Spiegel, in welchem die weißen und die gelben Lichter am Firmament und im Schloß widerstrahlen. An Feuersgefahr war auch nicht zu denken, denn auf dem Herd in der Hütte lag nur noch ein Kohlenhaufe, der unter seiner leichten Aschendecke ruhig fortglimmte. Aber die heiligen Engel sind gehorsamer und nicht vorwitzig, wie die Menschenkinder. Und der auf der Bank des Fischers sprach in seinem Herzen: „Weiß ich auch nicht, was ich hier schaffen oder hüten soll, so weiß es doch der Herr Herr, der mich hieher gesandt hat.“

Diemal wurde es dem Baalzebub, dem obersten der bösen Engel, draußen im Reiche immer schwüler und enger. Nahte er sich einer Kirche, so spielte die Orgel, und die Leute darin sangen dazu: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!“ Schaute er durch das schweigende Fenster in eine helle Stube hinein, so sah er nichts als Krippelein und goldene Engel, und unschuldige Kindlein, welche vor Freude darüber in die Hände schlugen und zu gleichen Füßen einen Sprung nach dem andern machten. Steckte er seinen Kopf in eine Wirtsstube, so wars darin so öd und wüste, daß Käuzlein und Uhu hätten einkehren mögen. Darüber ward er nach und nach so untwirsch, daß er sich auf den Rücken des Nachtwindes setzte und von demselben das Thal hinauf tragen ließ, um in den unterirdischen Klüften des Arber seinen Ingrimm zu verbergen. Nicht weit von der Fischerhütte stieg er ab und hinkte weiter. Als er aber um einen Felsen bog und das hell erleuchtete Waidhaus erblickte, da änderte er seinen melancholischen Vorsatz, und sprach bei sich: „Hier will ich bleiben, so wahr sie mich Belial heißen. Alle Lichter, welche da droben angezündet sind, vom ersten bis zum letzten, brennen für mich.“

Wiederum trozig geworden, wollte er auch an dem Engel vor der Fischerhütte nicht geradezu vorüber gehen, sondern sagte zu ihm: „Freund, welche Lichter werden heute länger brennen, die deinen oder die meinen?“

Der Engel des Herrn erwiderte sanft: „der Ewige weiß es,“ und setzte nach diesem seine Gut wieder fort.

Im Waidhaus mischte sich Belial ungesehen unter seine Leute, wie der Geist des Glühweins, der neben dem Saal auf dem Schenktische in großmächtigen Räpfen dampfte und dann den Pulsschlag in den Adern der Gäste beschleunigte, wie der Takt der Musikanten auf dem Orchester. Die Tanzenden wirbelten im Kreise umher, wie Blätter und Federn in der Windsbraut, die einer Gewitterwolke vorausläuft. Die Kerzen schneuzte dabei Satanas selbst mit unsichtbarer Hand. Denn seine Lichter sollten ja dreimal länger brennen, als die Lichter in der Hütte am See; und von der Dienerschaft dachte Niemand daran.

Was im Schloß diente, versah sein Amt in der Schenke oder gaffte durch die offenen Saalthüren auf die wirbelnden Frauen und Herren. Nur der Wildmeister war ganz allein unten im Keller, der fast durch das ganze Schloß hinlief, und selbst Satanas dachte nicht an ihn, weil man in so guter und großer Gesellschaft einen einzelnen alten Freund leicht vergift.

Der alte Schlemmer hätte schon längst wissen mögen, was für Weine in dem kleinen Seitengewölbe liegen, in welches man aus dem Hauptkeller durch ein niedliches Pförtlein gelangen konnte. Eine bessere Gelegenheit, den geheimnißvollen Inhalt der unterirdischen Zelle zu erforschen, konnte es nicht geben, als an diesem Abend. Er zündete daher die Ampel der Küchenmagd an, nahm den Schlüsselbund des Kellermeisters und flog in die Tiefe hinab. Die Lampe brannte ihm zu trübe, deswegen füllte er aus einem angezapften Faß einen Becher mit Franzbranntwein, nahm aus dem Korb des Kellermeisters eine Hand voll Berg, zündete es an und warf es auf den Spiritus. Nun erleuchtete eine große blaue Flamme das weite und hohe Gewölbe. Dann öffnete er die Seitenzelle, wälzte eines von den zwanzig Fäßlein, die darinnen auf einander lagen, heraus, bohrte ein Loch in den Boden, steckte eine Hollunderröhre hinein, und legte dann die Tonne auf ein Lager, um ihren Inhalt mit Muße zu kosten. Es war aber kein Wein darin, sondern schwarzes körniges Pulver, das durch die Röhre herausbrann, wie Streusand aus einer umgeworfenen Büchse. Denn in dem Gewölbe lag noch von dem dreißigjährigen Kriege her ein Vorrath von grobem Schießpulver, das man nicht in die Jagdfinten brauchen konnte.

Staunend glogte der Wildmeister das rinnende Pulver an. Aber nicht lange. Von der offenen Kellertüre herab kam ein Zugwind und führte von dem brennenden Berg ein Fünkeln in das auf dem Boden liegende Pulver.

In diesem Augenblicke sah der Engel vor der Hütte am See, wie sich das kupferne Dach auf dem Schloß von einander that und einer Rauchsäule Platz machte. Ein dumpfer, schwerer Knall folgte darauf. Und nun wußte der himmlische Bote, warum er zum Dienst um der frommen Leute willen ausgesandt worden war. Denn er hatte vollauf zu thun, um die schweren

fliegenden Trümmer des Schloßes von der Hütte abzuwehren, und so das Leben ihrer Bewohner zu erhalten. Ja, hätte er nicht seine Fittiche ausgebreitet, wie eine Henne über ihre Küchlein, so würde der gewaltige Luftstoß das Hüttlein ergriffen und in den See geworfen haben. Auf den Knall eilten auch der Fischer und sein Sohn bestürzt hinaus vor die Thüre, und sahen noch die turmhohe Rauchgarbe, die sich allmählich senkte und über den See hinlegte. Von dem Schloße stunden noch die vier Mauern, und durch die offenen Fenster und Thüren schien der Mond. Drinnen und rings umher glimmte kein Fünkeln mehr, und Alles war todtenstill. Nur der See war noch von den hineingeworfenen Trümmern bewegt. Erschüttert kehrten die Leute unter ihr Strohdach zurück, dankten dem Herrn für ihre gnadenvolle und wunderbare Erhaltung und löschten ihre Lichter aus.

Einige Monate darauf, als das Wasserhuhn im Schilfrohr am See brütete, kamen Verwandte des Freiherrn von Haldenstein aus Böhmen und suchten unter den Ruinen des Waidhauses. Aber obgleich noch Alles lag, wie es in der Schreckensnacht gefallen war, — der Fischer hatte gewißenshalber nichts angerührt, — so fanden sie doch nichts von den Kostbarkeiten, die sonst in dem Hause gewesen waren, nicht einmal ein Löffelein, das man in den Kaffee tauchte, geschweige denn mehr. Nach der vergeblichen Mühe erquickten sie sich aus dem wohlversehnen Behälter des Fischers mit Forellen und Karpfen. Bei dem Mahle sagte der Älteste unter ihnen zu dem Knaben, der ihm ein Körblein mit Erdbeeren vorgesetzt hatte: „Toni, was du noch von den Sachen im Schloß finden solltest, mit Schaufel oder Hand oder Netz, das sei dein. Gedanke dafür unserer in deinem Gebet.“

Mit Schaufel und Hand suchte zwar Toni auch, fand aber nie etwas. Erst später nach etlichen und mehreren Jahren, immer wenn das alte Netz am Zerreißen war, und ein neues geschafft werden sollte, fügte es sich, daß er einen Pokal oder eine silberne Schüssel oder des etwas aus der Tiefe des Wassers an das Land zog. In Zwiesel, wo er seinen Vater begraben hatte, kaufte er Hanf dafür. Sein Weib spann ihn, und er verstrickte das zubereitete Garn mitten unter vier Knaben, von denen einer rothwangiger war und munterer als der andere.

Da ward erfüllt das Wort der Schrift (Hiob 27, 13—21): Das ist der Lohn eines gottlosen Menschen bei Gott, und das Erbe der Tyrannen, das sie von dem Allmächtigen nehmen werden: Wird er viele Kinder haben, so werden sie des Schwerts sein, und seine Nachkömmlinge werden des Brots nicht satt haben. Seine Uebrigen werden im Tode begraben werden, und seine Wittwen werden nicht weinen. Wenn er Geld zusammen bringet wie Erde, und sammelt Kleider wie Leimen, so wird er es wohl bereiten, aber der Gerechte wird es anziehen und der Unschuldige wird das Geld aus-

teilen. Er bauet sein Haus wie eine Spinne und wie ein Hüter einen Schauer machet. Der Reiche, wenn er sich legt, wird er es nicht mitrassen, er wird seine Augen aufthun, und da wird nichts sein. Es wird ihn Schrecken überfallen wie Wasser, des Nachts wird ihn das Ungewitter wegnehmen. Der Ostwind wird ihn wegführen, daß er dahin fährt, und Ungeflüm wird ihn von seinem Ort treiben.

98.

Die Sternscherin.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. VII. Seite 167.)

Ich sehe oft um Mitternacht,
wenn ich mein Werk gethan,
Und Niemand mehr im Hause wacht,
die Stern am Himmel an.

Und funkeln alle weit und breit
und funkeln rein und schön;
Ich seh die große Herrlichkeit
und kann mich satt nicht sehn.

Sie gehn da, hin und her zerstreut,
als Lämmer auf der Flur,
In Rudeln auch, und aufgereiht
wie Perlen an der Schnur.

Dann saget unterm Himmelszelt
mein Herz mir in der Brust:
Es gibt was Bessres in der Welt
als all ihr Schmerz und Lust!

Ich werf mich auf mein Lager hin
und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn
und sehne mich darnach.

99.

Das zerbrochene Hufeisen.

(Von Christoph Schmit. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotwell. Nr. 63.)

Ein Bauer Mann gieng mit seinem kleinen Sohne Thomas über Feld. „Steh,“ sprach der Vater einmal unterwegs, „da liegt ein Stück von einem Hufeisen auf der Straße! Heb es auf und steck es ein.“ „Ei,“ sagte Thomas, „das ist ja nicht einmal der Mühe werth, daß man sich darum bückt!“ Der Vater hub das Eisen stillschweigend auf, und schob es in die Tasche. Im nächsten Dorfe verkaufte er es dem Schmiede für drei Pfenuige, und kaufte für das Geld Kirschen.

Beide giengen weiter. Die Sonne schien sehr heiß; weit und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu sehen. Thomas verschmachtete beinahe vor Durst und konnte dem Vater fast nicht mehr nachkommen.

Da ließ der Vater wie von ungefähr eine Kirsche fallen. Thomas hub sie so begierig auf, als wäre sie Gold, und fuhr damit sogleich dem Munde zu. Nach einigen Schritten ließ der Vater wieder eine Kirsche fallen. Thomas bückte sich eben so schnell darnach. So ließ der Vater den Thomas alle Kirschen aufheben.

Als nun die Kirſchen zu Ende waren und Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte der Vater ſich lachend um und ſprach: „Sieh, wenn du dich um das Suſeiſen einmal hättest hüden mögen, ſo hättest du dich um die Kirſchen nicht hundertmal hüden müſſen.“

Die nicht ſehn auf kleine Sachen,
ſich um kleinre Mühe machen.

100.

Die Brücke.

Kenntſt du die Brücke ohne Bogen
und ohne Joch, von Diamant,
Die über breiter Ströme Wogen
errichtet eines Greiſen Hand?

Er baut ſie auf in wenig Tagen,
geräuſchlos, du bemerkſt es kaum;
Doch kann ſie ſchwere Laſten tragen
und hat für hundert Wagen Raum.

Doch kaum entfernt der Greis ſich wieder,
ſo hüpfſt eine Knabe froh daher,
Der reiſt die Brücke eilig nieder,
du ſiehſt auch ihre Spur nicht mehr.

101.

Herzog Leopold von Braunschweig.

(Aus Vogels Reſebuch.)

Am unglücklichen 27ſten April des Jahres 1785 durchbrach die fürchtbar angeſchwollene Oder die Dämme bei Frankfurt, und überflutete ſchon die Dammvorſtadt, und bedrohte ſie mit ſchnellem Untergange. Ungeheure Eisblöcke zertrümmerten zwei Joche der Brücke, und ſchnitten hierdurch jene Vorſtadt von aller Hilfe ab. Ein Haus ſtürzte nach dem andern ein. Die Einwohner flüchteten nach dem hohen und feſten Gebäude der Seidenfabrik, dem letzten Rettungsorte. Man ſah wohl von der Stadt aus die mit jedem Augenblick zunehmende Gefahr der Hilfe Flehenden, wußte aber nicht, wie man ihnen Hilfe ſenden ſollte, da der wüthende, mit Eiſſchollen treibende Strom nicht mehr durchrudert werden konnte. Dennoch wollte der menſchenfreundliche, unerschrockene Leopold, der ſchon bei mancher Feuersnoth ſein Leben daran geſetzt hatte, ſich durch eine Gefahr, wovor alle Uebrigen zurüchſchauberten, nicht aufhalten laſſen. Zuerſt wollte er von der Subener Vorſtadt aus mit zwei Rähnen ſich durcharbeiten. Rathsherrn, die ihn begleiteten, boten Alles auf, ihn zurückzuhalten. Er antwortete: „Bin ich nicht ein Menſch, wie jene? Wir müſſen hier Menſchen retten!“ Nun aber warfen ſich zwei ſeiner Soldaten vor ihm auf die Knie, umfaßten die ſeinigen und flehten, er möchte doch ſein Allen ſo theures Leben hier nicht in den augenſcheinlichen Tod ſtürzen, ſondern deſſelben zur Stütze und Freude ſo

vieler Tausende schonen! — Dieses herzliche Flehen, womit sich die Bitten aller Umstehenden vereinten, bewog endlich den Herzog, dieses Mal wieder aus dem Kahn zu treten, und sich in die Stadt zu begeben, um dort Alles zur Mithilfe aufzubieten. Während dessen — Mittags 12 Uhr — hatte sich ein Schiffer entschlossen, vom Fischerthore aus nach dem Damme sich durchzuarbeiten. Da er aber hiezu die Hilfe zweier Knechte nöthig hatte, deren einer ein Soldat war, so eilte dieser zu dem Herzoge, um sich zu dem Wagflüß die Erlaubnis zu erbitten. Da loberte in dem menschenfreundlichen Herzen plötzlich das edle Feuer wieder auf; er eilte mit dem Soldaten ungefümt zum Fischerthore, stieg, ohne ein Wort zu reden, um nicht von Neuem aufgehalten zu werden, rasch in den Kahn und stieß ihn, ehe noch der Schiffer selbst herankam, vom Lande ab. Raum gewann dieser noch Zeit nachzuspringen, wollte durchaus nicht einwilligen, daß sich der Herzog in diese schreckliche Gefahr stürze, und versuchte — außer sich vor Bestürzung — die Ueberfahrt zu verhindern. „So werde ich,“ entgegnete Leopold mit fester Stimme, „ohne euch, mit euren beiden Knechten allein hinüberfahren.“ — „Aber es wird nicht gut gehen!“ rief der geängstigte Schiffer, „der Kahn hält es nicht aus!“ — „Ich muß sehen,“ antwortete Leopold, „ob es denn nicht irgend möglich sei, jene Unglücklichen zu retten!“ — Nun sah der Schiffer wohl ein, daß er sich fügen müsse. Die unglückliche Fahrt hub an. Zwar stieß der Kahn schon an der Brücke sehr hart an einen Eisblock, kam aber doch glücklich durch die zertrümmerten Joche, und Leopold war so vergnügt, daß er den Major von Köppern, der auf der Brücke stand und noch von dort herab bekümmert warnte, freundlich und tröstend grüßte. Alle Augen der großen Volksmenge, die zitternd das diesseitige Ufer bedeckte, waren auf den Herzog gerichtet; alle Herzen bebten und beteten für ihn. Aber Welch ein ungeheurer Schreck ergriff sie, als sie nun sahen, wie der wüthende Strom plötzlich den Kahn ergriff, ihn nach dem Dambruch bei der Seidenfabrik hinabriß, den Steuerbord an einem vorhängenden Weidenbaum zerschellte, der Kahn Wasser zu schöpfen anfieng, der Steuermann zuerst in den Strom hinabstürzte, und auch der Herzog taumelte, noch aber durch einen Sprung sich für einen Augenblick in die Mitte des Kahnes rettete, und sich an dem zweiten Schiffsknechte hielt, dann aber auch das Vordertheil des Kahnes gegen eine Weide anstieß, das Fahrzeug umschlug, und — Leopold — ach! — in den gräßlichen Strudel hinunterstürzte und eine hohe düstere Woge über ihn zusammenschlug und ihn verschlang! Zwar wurden straks Ruderstangen, Stricke vom Damme ausgestreckt und hineingeworfen; aber die wüthende Flut ließ nichts bis zu der Stelle der Noth hin gelangen. Die Schiffer tauchten indessen wieder auf und retteten sich; aber Leopold war verloren. „Ach! unser gütiger und bester Fürst!“

Dieses Wehgeschrei durchschallte die ganze Stadt. — Erst nach zwei Tagen unablässigen Nachsuchens entdeckte man des Herzogs Stod, dann auch den Hut. Aber erst sechs Tage nach dem unglücklichen Ereignis wurde, mittels der hervorragenden Haud, der Körper selbst gefunden, schon mit Sand überdeckt, 200 Schritte von dem Orte, wo der Menschenfreund sein Leben für die Brüder geopfert hatte; und wo ihm nachmals ein Denkmal errichtet worden ist.

102.

Die Kapelle.

(Von Ludwig Uhland.)

Oben steht die Kapelle,
schauet still ins Thal hinab;
Drunten sitzt bei Wies' und Quelle
froh und hell ein Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder
und der Knabe lauscht empor.

Proben bringt man sie zu Grabe,
die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
dir auch singt man dort einmal.

103.

Der Esel und die drei Herren.

(Von G. S. Nicolai.)

Ein armer Bauer wollte sterben,
drei Söhne stunden um ihn her.
Ach, arme Kinder! seufzet er,
euch hinterlaß ich nichts zu erben,
als meinen Esel! Und mein ganzes Testament
ist dies: Besitzt ihn ungetrennt;
dem dien er heute, jenem Morgen,
und wer ihn braucht, mag ihn versorgen.

Der Vater stirbt. Der Älteste muß
den Esel wohl am ersten haben.

Von früh bis in die Nacht läßt er den
Schimmel traben,

an Futter Nichts, an Schlägen Ueberfluß:
mein Bruder, denkt er, hat ihn morgen,

der wird ihn schon mit Kost versorgen.

Der zweite holt den matten Gaul
und überladet ihn mit Säcken.

Ha, ha! das Schmausen macht dich faul,
du ließ'st es dir beim Bruder schmecken!
Der Esel keucht mit dürrem Gaum
und schleppt sich bis zum Stalle kaum.

Den dritten Tag die alte Plage:

Es gibt nicht lauter Feiertage,
ein wenig Fasten ist gesund;

ich merke schon du wirst zu rund.

Der Esel fällt vor Schwäche nieder,
schnappt auf und regt sich nicht wieder.

Nun teilt euch in die Haut, ihr Brüder!

104.

Die Gemse.

(Von J. J. Raup. Das Tierreich. Darmstadt 1835. I. Seite 181 ff.)

Die Gemse hat eine Länge von drei Fuß 2 Zoll, eine Höhe von zwei Fuß, und ist ungefähr von der Größe einer großen Ziege; im Frühjahr

weißgrau, im Sommer rothbraun, im Herbst dunkelbraun und im Winter ganz schwarz. Zu allen Jahreszeiten sind die Nasengegend, die Stirn, die untere Kinnlade und das Innere der Ohren weißgelb, ebenso die Hinterbacken, das Innere der Beine und der Bauch, so wie auch die Haare an den Hufen. Durch das Auge geht ein brauner Streifen.

Das Weibchen ist zierlicher und kleiner als das Männchen. Die Jungen sind dunkelbraungelb; die untere Kinnlade weiß, ebenso die Hinterbacken, und über den Rücken läuft eine schwarze Linie.

Die Gemse ist eine Bewohnerin der Alpen von Europa und Asien, und der einzige Wiederfäuer des westlichen Europa, welchen man mit den Antilopen vergleichen kann. Im Sommer lebt sie auf den unzugänglichsten höchsten Alpen, welche an die Region des ewigen Schnees grenzen. In Europa kommt sie noch immer in den schweizerischen, savoischen und tyrolischen Alpen, so wie auch auf den Pyrenäen, wo sie *Mard* heißt, ziemlich häufig vor und, wo sie nicht zu sehr verfolgt wird, in Truppen von fünf bis vierzig Stücken. Da die Gemenen einer beständigen Verfolgung ausgesetzt sind, suchen sie nur die unzugänglichsten Orte auf, wo sie vor Menschen und Raubthieren am sichersten zu sein glauben. Im Sommer wagen sie sich nur Morgens und Abends etwas tiefer hinab, um zu grasen, am Tage suchen sie wilde schattige Thäler, um wiederzukäuen und bringen die Nächte unter ausgehöhlten Felsen und Felsentrümmern zu. Im Oktober, wenn die Pflanzenwelt der Alpen abstirbt, gehen sie tiefer, bleiben aber immer noch über der Region des Holzwuchses; erst im Winter steigen sie in die Wälder hinab, und wählen hier die dichtesten, um vor den Lawinen gesichert zu sein.

Die Gemenen sind ein Sinnbild der Wachsamkeit, und ihre äußerst feinen Sinne zeigen ihnen meistens den Feind schon aus weiter Ferne. Sie sehen sich beständig um, wittern nach allen Seiten, und die erste, welche etwas feindliches wahrnimmt, stößt ein Pfeifen aus und gibt, indem sie im Fluge davon stürzt, das Signal zur allgemeinen Flucht. Sie laufen nicht, sondern machen nur ungeheure Sätze, die man einundzwanzig Pariser Fuß weit gefunden hat. Die Schalen (Klauen) sind, wie bei dem Steinbock, unten ausgehöhlt und haben scharfe Ränder, so daß sie auf den steilen Klippen, wo öfters nur ihre vier Füße Platz haben, mit Sicherheit fassen können. Nur ihre flugähnliche Schnelligkeit und beständige Wachsamkeit rettet sie von dem gänzlichen Erlöschen der Art. Bei den Rudeln geht immer eine der größten Gemenen voran, welche die übrigen leitet; wird diese weggeschossen, so zerstreut sich der Rudel auf einige Zeit. Nur sehr alte Böcke leben einseblerisch. Das Junge folgt schon am ersten Tage der Mutter, die es sechs Monate säugt und sehr viele Liebe und Sorgfalt für dasselbe an den Tag legt. Die Mutter lehrt es über Felsen und Abhänge setzen, und macht ihm den Sprung

so lange vor, bis es denselben versucht, wobei sie wie eine Ziege meckert. Wird die Mutter geschossen, so verläßt das Junge, wenn es noch zart und klein ist, die Mutter nicht und wird gefangen. Ist es größer, so entflieht es, und soll dann von andern Müttern an Kindesstatt angenommen werden, was auch sehr wahrscheinlich ist, da die Weibchen mit den Jungen zusammenleben, bis diese erwachsen sind, und die Böcke sich erst im dritten Jahre von den Ziegen trennen. Jung eingefangene Gemsen lassen sich zähmen, werden aber nicht so munter und lebhaft, wie die wilden. Man läßt sie an Ziegen saugen, und wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt, so werden sie zahm, wie jedes Hausthier, folgen ihrem Herrn wie der treueste Hund, kommen auf den Ruf und springen an ihren Wohlthätern hinauf. Auch mit Hunden vertragen sie sich sehr gut, mit welchen sie sogar das Lager teilen. Zu ihrer Gesundheit trägt jedoch sehr viel ein geräumiger Aufenthalt bei, der aber nicht warm sein darf, sondern am besten ein mit hohen Mauern eingeschlossener Hof sein kann. Hier kann man ihre Gewandtheit und Stärke bewundern. Von Welden sah eine zahme Gemse eine vierzehn Fuß hohe Mauer hinauf und auf der andern Seite einem Mädchen, welches grasete, auf den Rücken springen, ohne es zu verletzen. Der geringste Vorsprung einer Mauer genügt ihr, darauf zu fußen, um in etlichen Ansätzen die Höhe wie im Flug zu erreichen.

Die Nahrung der Gemsen besteht aus den kräftigsten Alpenpflanzen, besonders jungen Trieben der Alpenrosen, Erlen, Weiden, Nadelbäume und Wachholder. Sie können lange hungern, allein Durst können sie nicht ertragen. Wie alle Wiederkäuer, lieben sie Salz und lecken sich an den kalkigen, etwas salzigen Felsen so durstig, daß sie zum nächsten Wasser laufen, um zu saufen.

Die Gemse hat mehr Feinde, als irgend ein Thier; die Schneelavinen allein vergraben oft ganze Heerden, und der Geleradler ergreift, aus hoher Luft herabstürzend, die Jungen, oder sucht die Alten mit seinen mächtigen Flügeln in den Abgrund zu kehren. Seltener mögen Luchse, Wölfe und Bären ihnen gefährlich werden.

Der allergefährlichste Feind bleibt jedoch der Mensch, der mit wahrer Tollkühnheit sie verfolgt, und keine Gefahr scheut, sie zu erlegen. Nichts in der Welt kann den Jäger von seiner Leidenschaft abhalten, die ihm um so reizender wird, mit je mehr Gefahren er zu kämpfen hat. Steht ihm selbst das schreckende Beispiel vor Augen, daß Vater und Großvater in Abgründe gestürzt und spurlos verschwunden sind, und weiß er selbst, daß ein ähnliches Schicksal ihm aufgehoben ist, so vermag er doch nicht, ein ruhiges Leben dem tage-, ja wochenlangen Herumstreifen vorzuziehen. Der berühmte Gemsenjäger Heiß aus Glarus, ein Zimmermann, erlegte aus bloßer Jagdlust an neunhundert Gemsen, büßte dieselbe aber endlich mit dem Leben, indem er in einen Abgrund stürzte. Der Gemsenjäger muß einen schwindel-

freien Kopf, scharfe Augen, gute Brust und sichere Füße haben. Er muß mit Sicherheit über die steilsten Klippen, neben den gährenden, schrecklichsten Abgründen hin und über Ueberhänge gehen können, und dabei vom Schwindel nichts wissen. Er muß gewohnt sein, über Eisfelder und Gletscher zu gehen, über Eisklüfte zu springen, Sturm, Ungewitter, Kälte und Hunger Troß zu bieten, dabei eine gute Brust haben, um die reinste Luft einathmen und Berg auf, Berg ab ohne Beklemmung steigen zu können. Allein alles dieß hilft ihm nichts, wenn er kein scharfes Auge hat und nicht mit der Büchse gut umzugehen weiß. Seine Rüstung besteht in einem leichten Kleide, stark benagelten Schuhen, woran er Fußeisen schnallen kann, einem Alpenstock, einer tüchtigen Büchse und einem Fernrohr. In der Jagdtasche hat er Brot und Käse, auch wohl ein Fläschlein mit Wein oder Brantwein. Kaum daß die Sonne die Gletscher röthet, durchspäht er schon mit dem scharfen Auge oder Fernrohr die höheren Gebirgsregionen, und wandert gegen den Wind, welchen er erforscht, indem er ein Haar im Winde spielen läßt. Hat er endlich eine oder mehrere Gemsen erspäht, so stellt er sich an einen Felsen und wartet mit vieler Geduld, bis die Gemse sich von dem Weidplage zurückzieht, um sie sicherer aufs Korn zu nehmen. Sobald er die Hörner unterscheiden kann, schießt er. Geht die Gemse mit vorrückendem Tage höher hinauf, so sucht er unvermerkt höher zu kommen, und schneidet ihr den Weg ab. Schwer ist es dem Jäger, einer ganzen Herde beizukommen, eine einzelne nur ist meistens seine Beute. Sie hat ein sehr zähes Leben und wenn er nicht Kopf oder Brust trifft, so hat er gewöhnlich das Nachsehen. Ofters stürzt auch die Gemse in einen Abgrund, daß sie gänzlich unbrauchbar wird. Am gefährlichsten für den Jäger wird das Verfolgen, wenn die Gemse auf flache und steile Felsenmassen flüchtet und der Jäger nachsteigt. Hier versteigt er sich oft so, daß er weder vor- noch rückwärts kann, und froh sein muß, wenn er nach stundenlangem Bemühen sich retten kann. Er soll sich dann öfters Hände und Füße ausschneiden, um durch das klebende gerinnende Blut sich besser anhalten zu können. Hat der Jäger nun endlich eine oder gar zwei Gemsen erlegt, so fängt die Last und Noth erst an; denn er muß nun mit der schweren Bürde wegsame Gegenden aufzufinden suchen. Zuerst weidet er die Thiere aus, bindet die vier Füße zusammen und hängt sie quer über die Stirn, so daß der Körper der Thiere über den Rücken des Jägers hängt. So beladen, steigt er, an den Alpenstock sich lehrend, behutsam hinunter.

Eisige Winde, Schneeestöber, dichter, undurchbringlicher Nebel und Stürme bereiten dem Gensenjäger Gefahren, denen er selten auf die Dauer entgeht. Allein die Leidenschaft ist bei diesen Menschen so stark, daß mancher auf der Jagd gestürzte Jäger, kaum geheilt, wieder in die Gebirge eilt, um frische Wunden oder den Tod zu holen.

Der ganze Gewinnst beträgt drei bis vier große Thaler, welche man für eine Gemse zahlt. Das Fleisch von jungen, nicht zu alten Thieren ist sehr schmackhaft und aus dem Leder werden vortreffliche Handschuhe verfertigt.

105.

Hirschlein.

Hirschlein gieng im Wald spazieren, Aber hinter einer Linde
trieb allda sein artig Spiel, hielt der Jäger und sein Hund,
Daß es allen andern Thieren Und der Jäger mit der Flinte
als ein lustiger Freund gefiel. schoß das arme Thierlein wund.

Hirschlein kann nun nicht mehr springen,
denn sein wundes Bein thut weh,
Aber wenn die Vöglein singen,
legt sich weinend in den Klee.

106.

Die vier Wünsche.

(Von Friedrich Rückert.)

Möcht ich doch der Felsen sein, tief im Grunde das Urgestein, Hoch im Himmel das Angesicht, ewig stehen und wanken nicht.	Möcht ich doch das Bäumlein sein, die Wurzel gestreckt ins Ufer hinein, Die Zweige wiegend im Himmelslicht, ewig blühen und welken nicht.
Möcht ich doch das Brunnlein sein, sprudelnd aus kühlem Grunde rein, Gehend durch grünes Ufergeschicht, ewig rinnen und rasten nicht.	Möcht ich doch das Vöglein sein, auf den Zweigen im Sonnenschein, Das Stimmlein tönend zum Himmel gericht, ewig tönen und schweigen nicht.

107.

Fischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Vor Zeiten war ein Schneider, der drei Söhne hatte und nur eine einzige Ziege. Aber die Ziege, weil sie alle zusammen mit ihrer Milch ernährte, mußte ihr gutes Futter haben und täglich hinaus auf die Weide geführt werden, und die Söhne thaten das nach der Reihe. Einmal brachte sie der älteste auf den Kirchhof, wo die schönsten Kräuter stunden, ließ sie da freßen und herumspringen. Abends, als es Zeit war heim zu gehen, fragte er: „Ziege, bist du satt?“ die Ziege antwortete:

Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus,“ sprach der Junge, faßte sie am Strickchen, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun,“ sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „D,“ antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der Vater wollte sich selbst überzeugen, gieng hinab in den Stall, streichelte das liebe Thier und fragte: „Ziege, bist du auch satt?“ Die Ziege antwortete:

Wovon sollt ich satt sein?

ich sprang nur über Gräbelein,

und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!

„Was muß ich hören?“ rief der Schneider, lief hinauf und sprach zu dem Jungen: „Ei! du Lügner, sagst die Ziege wäre satt, und hast sie hungern lassen?“ und in seinem Zorn nahm er die Elle von der Wand und jagte ihn hinaus.

Am andern Tag war die Reihe am zweiten Sohn, der suchte einen Platz aus, wo lauter gute Kräuter stunden, und die Ziege fraß sie rein ab. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du satt?“ Die Ziege antwortete:

Ich bin so satt,

ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus,“ sprach der Junge, zog sie heim und band sie fest. „Nun,“ sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „D,“ antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der Schneider wollte sich darauf nicht verlassen, gieng hinab in den Stall und fragte: „Ziege, bist du auch satt?“ Die Ziege antwortete:

Wovon sollt ich satt sein?

ich sprang nur über Gräbelein,

und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!

„Der gottlose Bösewicht!“ schrie der Schneider, „so ein frommes Thier hungern zu lassen!“ lief hinauf und schlug mit der Elle den Jungen zur Hausthüre hinaus.

Die Reihe kam jetzt an den dritten Sohn, der wollte seine Sache gut machen, suchte Buschwerk mit dem schönsten Laube aus und ließ die Ziege daran freßen. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du auch satt?“ Die Ziege antwortete:

Ich bin so satt,

ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus,“ sagte der Junge, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun,“ sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „D,“ antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt.“ Der Schneider traute nicht, gieng hinab und fragte: „Ziege, bist du auch satt?“ Das böshafte Thier antwortete:

Wovon sollt ich satt sein?
 ich sprang nur über Gräbelein,
 und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!

„O die Lügenbrut!“ rief der Schneider, „einer so gottlos und pflichtvergeßen wie der andere! ihr sollt mich nicht länger zum Starren haben!“ und vor Zorn außer sich, sprang er hinauf und gerbte dem armen Jungen mit der Elle den Rücken so gewaltig, daß er zum Haus hinaus sprang.

Der alte Schneider war nun mit seiner Ziege allein. Am andern Morgen gieng er hinab in den Stall, liebte die Ziege und sprach: „Komm, mein liebes Thierlein, ich will dich selbst zur Weide führen.“ Er nahm sie am Strick und brachte sie zu grünen Hecken und unter Schafrippe und was die Ziegen gerne fressen. „Da kannst du dich einmal nach Herzenslust sättigen,“ sprach er zu ihr, und ließ sie weiden bis zum Abend. Da fragte er: „Ziege, bist du satt?“ Sie antwortete:

Ich bin so satt,
 ich mag kein Blatt: meh! meh!

„So komm nach Haus,“ sagte der Schneider, führte sie in den Stall und band sie fest. Als er weggieng, kehrte er sich noch einmal um und sagte: „Nun bist du doch einmal satt?“ Aber die Ziege machte es ihm nicht besser und rief:

Wie sollt ich satt sein?
 ich sprang nur über Gräbelein,
 ich fand kein einzig Blättelein: meh! meh!

Als der Schneider das hörte, stuzte er und sah wohl, daß er seine drei Söhne unschuldig verstoßen hatte. „Wart,“ rief er, „du undankbares Geschöpf, dich fortzujagen ist noch zu wenig, ich will dich zeichnen, daß du dich unter ehrlichen Schneidern nicht mehr darfst sehen lassen.“ In einer Hast sprang er hinauf, holte sein Bartmesser, seifte der Ziege den Kopf ein und schor sie so glatt wie eine flache Hand. Und weil die Elle zu ehrenvoll gewesen wäre, holte er die Peitsche und versetzte ihr solche Hiebe, daß sie in gewaltigen Sprüngen davon lief.

Der Schneider, als er so ganz einsam in seinem Hause saß, verfiel in große Traurigkeit, und hätte seine Söhne gerne wieder gehabt, aber niemand wußte, wo sie hingerathen waren. Der älteste war zu einem Schreiner in die Lehre gegangen, da lernte er fleißig und unverdroßen, und als seine Zeit herum war, daß er wandern sollte, schenkte ihm der Meister ein Tischchen, das gar kein besonderes Ansehen hatte und von gewöhnlichem Holz war, aber es hatte eine gute Eigenschaft. Wenn man es hinstellte und sprach: „Tischchen, deck dich,“ so war das gute Tischchen auf einmal mit einem saubern Tüchlein bedeckt und da stund ein Teller und Messer und Gabel daneben

und Schüsseln mit Gesottenem und Gebratenem, so viel Platz hatten, und ein großes Glas mit rothem Wein leuchtete, daß einem das Herz lachte. Der junge Gesell dachte: „Damit hast du genug für dein Lebtag,“ zog guter Dinge in der Welt umher und bekümmerte sich gar nicht darum, ob ein Wirtshaus gut oder schlecht war, ob etwas darin zu finden oder nicht. Wenn es ihm einfiel, so lehrte er gar nicht ein, sondern im Feld, im Wald, auf einer Wiese, wo er Lust hatte, nahm er sein Tischchen vom Rücken, stellte es vor sich und sprach: „Deck dich,“ so war alles da, was sein Herz begehrte. Endlich kam es ihm in den Sinn, er wollte zu seinem Vater zurückkehren, sein Zorn würde sich gelegt haben, und mit dem Tischchen deck dich würde er ihn gern wieder aufnehmen. Es trug sich zu, daß er auf dem Heimweg Abends in ein Wirtshaus kam, das mit Gästen angefüllt war; sie hießen ihn willkommen und luden ihn ein, sich zu ihnen zu setzen und mit ihnen zu essen, sonst würde er schwerlich noch etwas bekommen. „Nein,“ antwortete der Schreiner, „die paar Bissen will ich euch nicht vor dem Munde nehmen, lieber sollt ihr meine Gäste sein.“ Sie lachten und meinten er treibe seinen Spaß mit ihnen. Er aber stellte sein hölzernes Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen deck dich.“ Augenblicklich war es mit Speisen besetzt, so gut, wie sie der Wirt nicht hätte herbeischaffen können, und wovon der Geruch den Gästen lieblich in die Nase flog. „Zugriffen, liebe Freunde,“ sprach der Schreiner, und die Gäste, als sie sahen wie es gemeint war, ließen sich nicht zweimal bitten, rückten heran, zogen ihre Messer und griffen tapfer zu. Und was sie am meisten verwunderte, wenn eine Schüssel leer geworden war, so stellte sich gleich von selbst eine volle an ihren Platz. Der Wirt stand in einer Ecke und sah dem Dinge zu, wußte gar nicht, was er sagen sollte, dachte aber: „Einen solchen Koch könntest du in deiner Wirtschaft wohl brauchen.“ Der Schreiner und seine Gesellschaft waren lustig bis in die späte Nacht, endlich aber legten sie sich schlafen, und der junge Gesell gieng auch zu Bett und stellte sein Wünscheltischchen an die Wand. Dem Wirte aber ließen seine Gedanken keine Ruhe; es fiel ihm ein, daß in seiner Kumpelkammer ein altes Tischchen stünde, das gerade so aussähe: das holte er ganz sachte herbei und vertauschte es mit dem Wünscheltischchen. Am andern Morgen zahlte der Schreiner sein Schlafgeld, packte sein Tischchen auf, dachte gar nicht daran, daß er ein falsches hätte, und gieng seiner Wege. Zu Mittag kam er bei seinem Vater an, der ihn mit großer Freude empfing. „Nun mein lieber Sohn, was hast du gelernt?“ sagte er zu ihm. „Vater, ich bin ein Schreiner geworden.“ „Ein gutes Handwerk,“ erwiderte der Alte, „aber was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?“ „Vater, das beste, was ich mitgebracht habe ist das Tischchen.“ Der Schneider betrachtete es und sagte: „Daran hast du kein Meisterstück gemacht, das ist ein altes und schlechtes

Tischchen.“ „Aber es ist ein Tischchen deck dich,“ antwortete der Sohn, „wenn ich es hinstelle und sage ihm, es solle sich decken, so stehen gleich die schönsten Gerichte darauf und ein Wein dabei, der das Herz erfreut. Labet nur alle Verwandten und Freunde ein, die sollen sich einmal laben und erquicken, denn das Tischchen macht alle satt.“ Als die Gesellschaft beisammen war, stellte er sein Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen, deck dich.“ Aber das Tischchen regte sich nicht und blieb so leer wie ein anderer Tisch, der die Sprache nicht versteht. Da merkte der arme Geselle, daß ihm das Tischchen vertauscht war, schämte sich, daß er wie ein Lügner dastund, und die Verwandten lachten ihn aus und mußten ungetrunken und ungeessen wieder heim wandern. Der Vater holte seine Lappen wieder herbei und schneiderte fort, der Sohn aber mußte bei einem Meister in die Arbeit gehen.

Der zweite Sohn war zu einem Müller gekommen und bei ihm in die Lehre gegangen. Als er seine Jahre herum hatte, sprach der Meister: „Weil du dich so wohl gehalten hast, so schenke ich dir einen Esel von einer besondern Art, er zieht nicht am Wagen und trägt auch keine Säcke.“ „Wozu ist er denn nütze?“ fragte der junge Geselle. „Er speit Gold,“ antwortete der Müller; „wenn du ihn auf ein Tuch stellst und sprichst: Bricklebrit, so speit dir das gute Thier Goldstücke aus.“ „Das ist eine schöne Sache,“ sprach der Geselle, dankte dem Meister und zog in die Welt. Wenn er Gold nöthig hatte, brauchte er nur zu seinem Esel „Bricklebrit“ zu sagen, so regnete es Goldstücke, und er hatte weiter keine Mühe, als sie von der Erde aufzuheben. Wo er hinkam, war ihm das Beste nicht gut genug, und je teurer, je lieber, denn er hatte immer einen vollen Beutel. Als er sich eine Zeitlang in der Welt umgesehen, dachte er: „Du mußt deinen Vater auffuchen; wenn du mit dem Goldesel kommst, so wird er seinen Joru verzeihen und dich gut aufnehmen.“ Es trug sich zu, daß er in dasselbe Wirtshaus gerieth, in welchem seinem Bruder das Tischchen vertauscht war. Er führte seinen Esel an der Hand, und der Wirt wollte ihm das Thier abnehmen und anbinden, der junge Gesell aber sprach: „Gebt euch keine Mühe, meinen Grauschimmel führe ich selbst in den Stall und binde ihn auch selbst an, denn ich muß wissen, wo er steht.“ Dem Wirt kam das wunderbar vor, und er meinte, einer der seinen Esel selbst besorge, habe nicht viel zu verzehren; als aber der Fremde in die Tasche griff und zwei Goldstücke herausholte, und sagte, er sollte nur etwas gutes für ihn einkaufen, so machte er große Augen, lief und suchte das beste, das er aufreiben konnte. Nach der Mahlzeit fragte der Gast, was er schuldig sei; der Wirt wollte die doppelte Kreide nicht sparen, und sagte, noch ein paar Goldstücke müsse er zulegen. Der Geselle griff in die Tasche, aber sein Gold war eben zu Ende. „Wartet einen Augenblick, Herr Wirt,“ sprach er, „ich will nur gehen und

Gold holen!" nahm aber das Tischtuch mit. Der Wirt wußte nicht, was das heißen sollte, war neugierig, schlich ihm nach, und da der Gast die Stallthüre zuriegelte, so guckte er durch ein Klotzloch. Der Fremde breitete unter dem Esel das Tuch aus, rief „Brieklebrit," und augenblicklich steng das Thier an Gold zu speien, daß es ordentlich auf die Erde herabregnete. „Ei der tausend," sagte der Wirt, „da sind die Ducaten bald geprägt! so ein Geldbeutel ist nicht übel!" Der Gast bezahlte seine Zechen und legte sich schlafen, der Wirt aber schlich in der Nacht herab in den Stall, führte den Münzmeister weg, und band einen andern Esel an seine Stelle. Den folgenden Morgen in der Frühe zog der Geselle mit seinem Esel ab, und meinte, er hätte seinen Goldesel. Mittags kam er bei seinem Vater an, der sich freute, als er ihn wieder sah, und ihn gerne aufnahm. „Was ist aus dir geworden, mein Sohn?" fragte der Alte. „Ein Müller, lieber Vater," antwortete er. „Was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?" „Weiter nichts, als einen Esel." „Esel gibts hier genug," sagte der Vater, „da wäre mir doch eine gute Ziege lieber gewesen." „Ja," antwortete der Sohn, „aber es ist kein gemeiner Esel, sondern ein Goldesel: wenn ich sage ‚Brieklebrit,‘ so spelt auch das gute Thier ein ganzes Tuch voll Goldstücke. Laßt nur alle Verwandten herbeirufen, ich mache sie alle zu reichen Leuten." „Das laß ich mir gefallen," sagte der Schneider, „dann brauch ich mich mit der Nadel nicht weiter zu quälen," sprang selbst fort und rief die Verwandten herbei. Sobald sie beisammen waren, hieß sie der Müller Platz machen, breitete sein Tuch aus und brachte den Esel in die Stube. „Jetzt gebt acht," sagte er und rief: „Brieklebrit," aber es waren keine Goldstücke, die herabfielen, und es zeigte sich, daß das Thier nichts von der Kunst verstand, denn es bringt's nicht jeder Esel so weit. Da machte der arme Müller ein langes Gesicht, sah, daß er betrogen war, und bat die Verwandten um Verzeihung, die so arm heim giengen, als sie gekommen waren. Es blieb nichts übrig, der Alte mußte wieder nach der Nadel greifen und der Junge sich bei einem Müller verdingen.

Der dritte Bruder war bei einem Drechsler in die Lehre gekommen, und weil das ein kunstreiches Handwerk ist, mußte er am längsten lernen. Seine Brüder aber meldeten ihm in einem Briefe, wie es ihnen ergangen wäre, und wie sie der Wirt noch am letzten Abende um ihre schönen Wunschdinge gebracht hätte. Als der Drechsler nun ausgelernt hatte und wandern sollte, so schenkte ihm sein Meister, weil er sich so wohl gehalten, einen Sack und sagte: „Es liegt ein Knüppel darin." „Den Sack kann ich umhängen, und er kann mir gute Dienste leisten, aber was soll der Knüppel darin? der macht ihn nur schwer." „Das will ich dir sagen," antwortete der Meister; „hat dir jemand etwas zu Leid gethan, so sprich nur: Knüppel aus dem Sack, so springt dir der Knüppel heraus unter die Leute und tanzt ihnen so

lustig auf dem Rücken herum, daß sie sich acht Tage lang nicht regen und bewegen können; und eher läßt er nicht ab, als bis du sagst: Knüppel in den Sack.“ Der Gesell dankte ihm, hieng den Sack um, und wenn ihm jemand zu nahe kam und auf den Leib wollte, so sprach er: „Knüppel aus dem Sack,“ so sprang der Knüppel heraus und klopfte einem nach dem andern den Rock oder Wams auf dem Rücken aus, und wartete nicht erst, bis er ihn ausgezogen hatte; und das gieng so geschwind, daß eh sich einer versah die Reihe schon an ihm war. Der junge Drechsler langte zur Abendzeit auch in dem Wirtshaus an, wo seine Brüder waren betrogen worden. Er legte seinen Manzen vor sich auf den Tisch und fieng an zu erzählen, was er alles merkwürdiges in der Welt gesehen habe. „Ja,“ sagte er, „man findet wohl ein Tischchen deck dich, einen Goldesel und dergleichen, lauter gute Dinge, die ich nicht verachte, aber das ist alles nichts gegen den Schatz, den ich erworben habe und mit mir da in meinem Sack führe.“ Der Wirt spitzte die Ohren: „Was in aller Welt mag das sein?“ dachte er, „der Sack ist wohl mit lauter Edelsteinen angefüllt; den sollte ich billig auch noch haben, denn aller guten Dinge sind drei.“ Als Schlafenszeit war, streckte sich der Gast auf die Bank und legte seinen Sack als Kopfkissen unter. Der Wirt wartete, bis er dachte, er läge im tiefen Schlaf, dann gieng er herbei, rückte und zog ganz sachte und vorsichtig an dem Sack, ob er ihn vielleicht wegziehen und einen andern unterlegen könnte. Der Drechsler hatte schon lange gewartet; wie nun der Wirt eben einen herzhaften Ruck thun wollte, rief er: „Knüppel, aus dem Sack.“ Als bald fuhr Knüppelchen heraus, dem Wirt auf den Leib und rieb ihm die Näfte, daß es eine Art hatte. Der Wirt schrie zum Erbarmen, aber je lauter er schrie, desto kräftiger schlug der Knüppel ihm den Takt dazu auf den Rücken, bis er endlich erschöpft zur Erde fiel. Da sprach der Drechsler: „Wo du das Tischchen deck dich und den Goldesel nicht wieder heraus gibst, so soll der Tanz von neuem angehen.“ „Ach nein,“ rief der Wirt ganz kleinlaut, „ich gebe alles gerne wieder heraus, laßt nur den Kobold wieder in den Sack kriechen.“ Da sprach der Geselle: „Ich will Gnade für Recht ergehen lassen, aber hüte dich vor Schaden.“ Dann rief er: „Knüppel in den Sack!“ und ließ ihn ruhen.

Der Drechsler zog am andern Morgen mit dem Tischchen deck dich und dem Goldesel heim zu seinem Vater. Der Schneider freute sich, als er ihn sah, und fragte ihn wie seine Brüder, was er gelernt habe. „Lieber Vater,“ antwortete er, „ich bin ein Drechsler geworden.“ „Ein kunstreiches Handwerk,“ sagte der Vater; „was hast du von der Wanderschaft mitgebracht?“ „Ein kostbares Stück, lieber Vater,“ sprach der Sohn, „einen Knüppel in dem Sack.“ „Was!“ rief der Vater, „einen Knüppel! das ist der Mühe werth: den kannst du dir von jedem Baume abhauen.“ „Aber einen solchen

nicht lieber Vater; sage ich: „Knüppel aus dem Sack,“ so springt der Knüppel heraus und macht mit dem, der es nicht gut mit mir meint, einen schlimmen Tanz, und läßt nicht eher nach, als bis er auf der Erde liegt und um gut Wetter bittet. Seht ihr, mit diesem Knüppel habe ich das Tischchen bedeckt und den Goldesel wieder herbeigeschafft, die der diebische Wirt meinen Brüdern abgenommen hatte. Jetzt laßt sie herbeirufen und ladet alle Verwandten ein, ich will sie speisen und tränken, und will ihnen die Taschen noch mit Gold füllen.“ Der alte Schneider wollte nicht recht trauen, brachte aber doch die Verwandten zusammen. Da deckte der Drechsler ein Tuch in die Stube, brachte den Goldesel herein und sagte zu seinem Bruder: „Nun, lieber Bruder, sprich mit ihm.“ Der junge Müller sagte: „Bridlebrit“, und augenblicklich sprangen die Goldstücke auf das Tuch herab, als käme ein Platzregen, und der Esel hörte nicht eher auf, als bis alle so viel hatten, daß sie nicht mehr tragen konnten. (Ich sehe dir's an, du wärst auch gerne dabei gewesen.) Dann holte der Drechsler das Tischchen, und sagte: „Lieber Bruder, nun sprich mit ihm.“ Und kaum hatte der Schreiner: „Tischchen, bedeck dich“ gesagt, so war es gedeckt und mit den schönsten Schüsseln voll auf besetzt. Da ward eine Mahlzeit gehalten, wie der gute Schneider noch keine in seinem Hause erlebt hatte, und die ganze Verwandtschaft blieb beisammen bis in die Nacht, und waren alle lustig und vergnügt. Der Schneider verschloß Nadel und Zwirn, Elle und Bügeleisen in einen Schrank, und lebte mit seinen drei Söhnen in Freude und Herrlichkeit.

Wo ist aber die Ziege hingekommen, die Schuld war, daß der Schneider seine drei Söhne fortjagte? Das will ich dir sagen. Sie schämte sich, daß sie einen kahlen Kopf hatte, lief in eine Fuchshöhle und verkroch sich hinein. Als der Fuchs nach Hause kam, funkelten ihm ein paar große Augen aus der Dunkelheit entgegen, daß er erschrocken und wieder zurücklief. Der Bär begegnete ihm, und da der Fuchs ganz verstört aussah, so sprach er: „Was ist dir, Bruder Fuchs? was machst du für ein Gesicht?“ „Ach,“ antwortete der Rothe, „ein grimmig Thier sitzt in meiner Höhle und hat mich mit feurigen Augen angeguckt.“ „Das wollen wir schon austreiben,“ sprach der Bär, gieng mit zu der Höhle, und schaute hinein; als er aber die feurigen Augen erblickte, wandelte ihn ebenfalls die Furcht an: er wollte mit dem grimmigen Thiere nichts zu thun haben und nahm Reißaus. Die Biene begegnete ihm, und da sie merkte, daß es ihm in seiner Haut nicht wohl zu Muth war, sprach sie: „Bär, du machst ja ein gewaltig verdrießlich Gesicht, wo ist deine Lustigkeit geblieben?“ „Du hast gut reden,“ antwortete der Bär, „es sitzt ein grimmiges Thier mit Glözgen in dem Hause des Rothen und wir können es nicht herausjagen.“ Die Biene sprach: „Du dauerst mich, Bär; ich bin ein armes schwaches Geschöpf, das ihr im Wege nicht

anguckt, aber ich will sehen, ob ich euch helfen kann.“ Sie flog in die Fuchshöhle, setzte sich der Ziege auf den glatten geschorenen Kopf, und stach sie so gewaltig, daß sie aufsprang, meh! meh! schrie, und wie toll in die Welt hineinlief, und weiß niemand auf diese Stunde, wo sie hingelaufen ist.

108.

Der Tanzbär.

(Von G. E. Lessing. Sämmtliche Schriften, I. Seite 102.)

Ein Tanzbär war der Kett entrißen,
kam wieder in den Wald zurück,
und tanzte seiner Schar ein Meisterstück
auf den gewohnten Hinterfüßen.
„Seht,“ schrie er, „das ist Kunst, das lernt man in der Welt!
Thut mir es nach, wenns euch gefällt,
und wenn ihr könnt!“ Geh! brummt' ein alter Bär,
dergleichen Kunst, sie sei so schwer,
sie sei so rar sie sei,
zeigt deinen niedern Geist und deine Slaverei.

109.

Räthsel.

Es gibt vier Brüder in der Welt,
die haben sich zusammengesellt:
Der erste läuft und wird nicht matt,
der andre frist und wird nicht satt,
der dritte trinkt und wird nicht voll,
der vierte singt und klingt nicht wohl.

110.

Der Tod des alten Eberhard Stilling.

(Aus „Heinrich Stillings Jugend.“ Lebensgeschichte. Stuttgart 1835. Seite 85 ff.)

Der alte Stilling fieng nunmehr an, seinen Vaterernst abzulegen und gegen seine wenigen Hausgenossen zärtlicher zu werden; besonders hielt er Heinrichen, der nunmehr eilf Jahre alt war, viel von der Schule zurück, und nahm ihn mit sich, wo er seiner Feldarbeit nachgieng; redete viel mit ihm von der Rechtschaffenheit eines Menschen in der Welt, besonders von seinem Verhalten gegen Gott; empfahl ihm gute Bücher, sonderlich die Bibel zu lesen, hernach auch, was Dokter Luther, Calvinus, Decolampadius und Bucerus geschrieben haben. Einmalen giengen Vater Stilling

Mariechen und Heinrich des Morgens früh in den Wald, um Brennholz zuzubereiten. Margareth hatte ihnen einen guten Milchbrei mit Brot und Butter in einen Korb zusammen gethan, welchen Mariechen auf dem Kopf trug; sie gieng den Wald hinauf voran, Heinrich folgte und erzählte mit aller Freude die Historie von den vier Salmonskindern, und Vater Stilling schritt, auf seine Holzart sich stützend, seiner Gewohnheit nach, mühsam hinten darein und hörte fleißig zu. Sie kamen endlich zu einem weit entlegenen Ort des Waldes, wo sich eine grüne Ebene befand, die am einen Ende einen schönen Brunnen hatte. „Hier laßt uns bleiben,“ sagte Vater Stilling, und setzte sich nieder; Mariechen nahm ihren Korb ab, stellte ihn hin und setzte sich auch. Heinrich aber sah in seiner Seele wieder die ägyptische Wüste vor sich, worin er gern Antonio geworden wäre; bald darauf sah er den Brunnen der Melusine vor sich, und wünschte, daß er Raimund wäre; dann vereinigten sich beide Ideen, und es wurde eine fromme romantische Empfindung daraus, die ihn alles Schöne und Gute dieser einsamen Gegend mit höchster Freude schmecken ließ. Vater Stilling stund endlich auf und sagte: „Kinder, bleibt ihr hier, ich will ein wenig herumgehen und abständig Holz suchen, ich will zuweilen rufen, ihr antwortet mir dann, damit ich euch nicht verliere.“ Er gieng.

Indessen saßen Mariechen und Heinrich beisammen und waren vertraulich. Nach einiger Zeit pffiff Vater Stilling. Mariechen und Heinrich antworteten mit einem He! he! Nicht lange hernach kam er, sah munter und fröhlich aus, als wenn er etwas gefunden hätte, lächelte wohl zuweilen, stund, schüttelte den Kopf, sah auf eine Stelle, faltete die Hände, lächelte wieder. Mariechen und Heinrich sahen ihn mit Verwunderung an; doch durften sie ihn nicht fragen; denn er thats wohl oft so, daß er vor sich allein lachte. Doch Stillingen war das Herz zu voll; er setzte sich zu ihnen nieder und erzählte; wie er anfing, so stunden ihm die Augen voll Wasser. Mariechen und Heinrich sahen es, und schon liefen ihnen auch die Augen über.

„Wie ich von euch in den Wald hinein gieng, sah ich weit von mir ein Licht, eben so, als wenn Morgens früh die Sonne aufgeht. Ich verwunderte mich sehr. Ei! dachte ich, dort steht ja die Sonne am Himmel; ist das denn eine neue Sonne? Das muß ja was Wunderliches sein, das muß ich sehen. Ich gieng darauf zu; wie ich vorn hin kam, siehe, da war vor mir eine Ebene, die ich mit meinen Augen nicht übersehen konnte. Ich hab mein Lebtag so etwas Herliches nicht gesehen, so ein schöner Geruch, so eine kühle Luft kam darüber her, ich kanns euch nicht sagen. Es war so weiß Licht durch die ganze Gegend, der Tag mit der Sonne ist Nacht dagegen. Da stunden viel tausend prächtige Schlösser, eins nahe beim andern. Schlösser! — ich kanns euch nicht beschreiben! als wenn sie von lauter Silber wären.

Da waren Gärten, Büsche, Bäche; o Gott, wie schön! — Nicht weit von mir stand ein großes herrliches Schloß. (Hier liefen dem guten Stilling die Thränen häufig die Wangen herunter, Mariechen und Heinrichen auch.) Aus der Thür dieses Schloßes kam Jemand heraus auf mich zu, wie eine Jungfrau. Ach! ein herrlicher Engel! — Wie sie nah bei mir war, ach Gott! da war es unser seliges Dörtchen! (Nun schluchzten sie alle drei, keins konnte etwas reden, nur Heinrich rief und heulte: „O meine Mutter! meine liebe Mutter!“) — Sie sagte gegen mich so freundlich, eben mit der Miene, die mir ehemals so oft das Herz stahl: „Vater, dort ist unsere ewige Wohnung, ihr kommt bald zu uns.“ — Ich sah, und siehe: alles war Wald vor mir; das herrliche Gesicht war weg. Kinder, ich sterbe bald! wie freu ich mich darauf.“ Heinrich konnte nicht aufhören zu fragen, wie seine Mutter ausgesehen, was sie angehabt und so weiter. Alle drei verrichteten den Tag durch ihre Arbeit, und sprachen beständig von dieser Geschichte. Der alte Stilling aber war von der Zeit an wie einer, der in der Fremde und nicht zu Hause ist.

Ein altes Herkommen, dessen ich (wie vieler andern) noch nicht erwähnt, war, daß Vater Stilling alle Jahre selber ein Stück seines Hausdaches, das Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun schon acht- undvierzig Jahr gethan, und diesen Sommer sollt es wieder geschehen. Er richtete es so ein, daß er alle Jahre so viel davon neu deckte, so weit das Roggenstroh reichte, das er für dieß Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelistag, und rückte nun mit Macht heran, so daß Vater Stilling ansteng, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu bestimmt, ihm zur Hand zu langem, und also wurde die lateinische Schule auf acht Tage ausgesetzt. Margarethe und Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rath über die bequemsten Mittel, wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie beschloßen endlich Beide, ihm ernstliche Vorstellungen zu thun, und ihn vor Gefahr zu warnen; sie hatten die Zeit während des Mittagessens dazu bestimmt.

Margarethe brachte also etne Schüssel Mus, und auf derselben vier Stücke Fleisches, die so gelegt waren, daß ein jedes just vor den zu stehen kam, für den es bestimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrocker Milch. Beide setzten ihre Schüsseln auf den Tisch, an welchem Vater Stilling und Heinrich schon an ihrem Ort saßen und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerei redeten. Denn, im Vertrauen gesagt, wie sehr auch Heinrich auf Studieren, Wissenschaften und Bücher verpicht sein möchte, so wars ihm doch eine weit größere Freude, in Gesellschaft seines Großvaters zuweilen entweder im Wald, auf dem Feld, oder gar auf dem Hausdach zu klettern; denn dieses war

nun schon das dritte Jahr, daß er seinem Großvater bei dieser jährlichen Feierlichkeit beigefanden. Es ist also leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrießlich werden mußte, als er Margarethens und Mariechens Absichten zu begreifen anfing.

Ich weiß nicht, Ebert, sagte Margarethe, indem sie ihre linke Hand auf seine Schultern legte, du fängst mir so an, zu verfallen. Spürst du nichts in deiner Natur.

„Man wird als alle Tage älter, Margarethe.“

O Herr ja! Ja freilich, alt und steif.

Ja wohl, versetzte Mariechen und seufzte.

Mein Großvater ist noch recht stark für sein Alter, sagte Heinrich.

„Ja wohl, Junge,“ antwortete der Alte. „Ich wollte noch wohl in die Wette mit dir die Leiter 'nauf laufen.“

Heinrich lachte laut. Margarethe sah wohl, daß sie auf dieser Seite die Festung nicht überrumpeln würde; daher suchte sie einen andern Weg.

Ach ja, sagte sie, es ist eine besondere Gnade, so gesund in seinem Alter zu sein; du bist, glaub ich, nie in deinem Leben krank gewesen, Ebert?

„In meinem Leben nicht, ich weiß nicht was Krankheit ist; denn an den Pocken und Rötheln bin ich herumgegangen.“

Ich glaube doch, Vater, versetzte Mariechen, ihr seid wohl verschiedene Male vom Fallen krank gewesen; denn ihr habt uns wohl erzählt, daß ihr oft gefährlich gefallen seid.

„Ja, ich bin dreimal tödtlich gefallen.“

Und das viertemal, fuhr Margarethe fort, wirst du dich todt fallen, mir ahnt es. Du hast lezthin im Wald das Gesicht gesehen; und eine Nachbarin hat mich kürzlich gewarnt und gebeten, dich nicht aufs Dach zu lassen; denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Küche gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserm Hause im Wege gehört. Ich bitte dich, Ebert! thu mir den Gefallen, und laß Jemand anders das Haus decken, du hast's ja nicht nöthig.

„Margarethe! — kann ich oder Jemand anders denn nicht in der Straße ein ander Unglück bekommen? Ich hab das Gesicht gesehen, ja, das ist wahr! — unsere Nachbarin kann auch diese Vorgeschichte gehört haben. Kann aber ein Mensch dem entlaufen, was Gott über ihn beschloßen hat? Hat er beschloßen, daß ich meinen Lauf hier in der Straße endigen soll, werd ich armer Dummkopf von Menschen das wohl vermeiden können? Und gar wenn ich mich todtfallen soll, wie werde ich mich hüten können? Gesezt, ich bleib vom Dach: kann ich nicht heut oder morgen da in der Straße einen Karren Holz losbinden wollen, drauf steigen, straucheln und den Hals abstürzen? Margarethe! laß mich in Ruh; ich werde so ganz gerade fortgehen,

wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werd ich willkommen heißen!“

Margarethe und Mariechen sagten noch ein und das andere, aber er achtete nicht darauf, sondern redete mit Heinrichen von allerhand die Dachdeckerei betreffenden Sachen; daher sie sich zufrieden gaben, und sich das Ding aus dem Sinne schlugen.

Des andern Morgens stunden sie frühe auf, und der alte Stilling steng an, während daß er ein Morgenlied sang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen, womit er denn diesen Tag auch hübsch fertig wurde, so daß sie des folgenden Tages schon anfiengen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen; mit einem Wort, sie machten es fertig, ohne die mindeste Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben; außer daß es noch einmal bestiegen werden mußte, um starke und frische Rasen oben über den First zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht; es giengen wohl noch acht Tag über, ehe es ihm einfiel, dieß letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwochs stund Eberhard ungewöhnlich früh auf, gieng im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er was suchte. Seine Leute verwunderten sich, fragten ihn, was er suche? „Nichts,“ sagt er. „Ich weiß nicht, ich bin so wohl, doch hab ich keine Ruhe, ich kann nirgend still sein, als wenn Etwas in mir wäre, das mich triebe, auch spür ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne.“ Margarethe rieth ihm, er sollte sich anziehen, und mit Heinrichen nach Lichthausen gehen, seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst die Rasen oben auf den Hausfirst legen und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frau und Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich, vom Dach zu bleiben; selbst Heinrich bat ihn, Jemand für Lohn zu kriegen, der vollends mit der Deckerei ein Ende mache. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her; ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte! Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist und von Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf diese treugemeinten Ermahnungen der Seinigen bestand darin: er wollte da auf den Kirschbaum steigen, und sich noch einmal recht satt Kirschchen eßen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hof stund, und sehr spät, aber desto vortrefflicher Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall, denn er war wohl in zehn Jahren an keinem Baum gewesen. Nun dann, sagte Margarethe,

du mußt nun vor diese Zeit in die Höh, es mag kosten, was es wolle. Eberhard lachte und antwortete: „Je höher, je näher zum Himmel!“ Damit gieng er zur Thüre hinaus und Heinrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Knie, und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furche des Baums, steng an, aß Kirschchen und warf Heinrichen zuweilen ein Nestchen herab. Margarethe und Mariechen kamen ebenfalls. Halt! sagte die ehrliche Frau, heb mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die untersten Nester faßen kann, ich muß da probieren, ob ich auch noch hinauf kann. Es gerieth; sie kam hinauf. Stilling sah herab und lachte herzlich, und sagte: „Das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler.“ Da saßen beide ehrlichen alten Grauköpfe in den Nesten des Kirschbaumes, und genoßen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margarethe flog wieder herab, und gieng mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb des Dorfes war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard herab, gieng und hatte einen Hacken, um Nasen damit abzuschälen. Er gieng dieshalb oben ans Ende des Hofes an den Walb; Heinrich blieb gegen dem Hause über unter dem Kirschbaum sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Nasen um den Kopf hängen, bückte sich zu Heinrichen, sah ganz ernsthaft aus und sagte: „Sieh, welch eine Schlafkappe!“ Heinrich fuhr in einander und ein Schauer gieng ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indessen flog Vater Stilling mit dem Nasen das Dach hinauf. Heinrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin, — vor seinen Augen wars schwarz, wie die Nacht — lang hingestreckt lag da der teure, liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefalten; die Augen starrten, die Zähne klapperten und alle Glieder bebten, wie ein Mensch in starkem Frost. Heinrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus, und lief wie ein Rasender das Dorf hinab, und erfüllte das ganze Thal mit Peter und Jammer. Margarethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen that einen hellen Schrei, rang die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margarethe strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmenden Brust ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Hände noch vor der Brust gefalten, und sein Odem gieng langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch

bemerkte man nirgend, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: Ach, mein Vater! mein Vater! Heinrich saß zu seinen Füßen im Staub, schluchzte und weinte. Indessen kam Margarethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stund auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indessen hinzugekommen; vergossen alle Thränen, denn er war allgemein geliebt gewesen. Margarethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bette zurecht; sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergespreitet. Nun kam sie ganz gelassen heraus, und rief: Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett! Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf, und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn aufs Bett, und Margarethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert, nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Aber und erklärte sich, daß zwar nichts zerbrochen sei, aber doch sein Tod binnen dreien Tagen gewis sein würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings' Kinder alle sechs zusammen berufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings ums Bette, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehangen, und Margarethe wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freitags Nachmittags fieng der Kopf des Kranken an zu heben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde bläulich, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher ums Bette zusammen. Margarethe sah es auch; sie nahm einen Stuhl und setzte sich zurück an die Wand ins Dunkle; alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit nasen Augen an und war auch stille. So saßen sie Alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Katharine zuerst, daß ihres Vaters Odem still stund. Sie rief ängstlich: Mein Vater stirbt! Alle fielen mit ihrem Angesicht auf das Bette, schluchzten und weinten. Heinrich stund da, ergriff seines Großvaters beide Füße, und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie Einer, der tief seufzet, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz still; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts als sein Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margarethe Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; so bald sie aber Katharinen rufen hörte, stund sie auf, gieng ans

Bett, und sah ihrem sterbenden Manne ins Gesicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus, denn sie war vom Alter ein wenig gebückt, richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel, und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedesmal aus tiefster Brust Obem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfing zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sanken am Bett auf die Knie und beteten in der Stille mit. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margarethe hörte auf zu beten, faßte dem entseelten Mann seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: „Leb wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel sehen wir uns bald wieder!“ So wie sie das sagte, sank sie nieder auf ihre Knie; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margarethe die bittersten Thränen, und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder stunden auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Wie Stilling ins Grab gesenkt wurde, weinte der Pastor helle Thränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben!“ Und der Text zur Leichenrede war: „O du frommer und getreuer Knecht! du bist über Weniges getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen, gegen die Kirchthür über, da, wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; aber oft fliegen im Frühling ein paar Täubchen einsam hin, girren und lieblosen sich zwischen dem Gras und den Blumen, die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen.

111.

Sterben.

(Philander von Sittewald. I. Erstes Gesicht.)

Ein Narr stirbt alle Tage, aus Furcht, daß er demaleins sterben muß.
 Ein Gottloser lebt alle Tage, als ob er nimmermehr sterben sollte.
 Der aber ist weise, welcher alle Tage also lebt, als ob er müßte alle Stunde sterben.

Stilles Gotteslob.

(Aus W. Diepenbrocks geistl. Blumenstrauch.)

Ach, hätt ich Engelzungen,
ich hätt euch wohl gesungen
das süße liebe Lied,
Das mir so still und selig
im jungen Herzen glüht.

Ich weiß gar keine Weisen,
den Herren so zu preisen,
den Vater treu und mild,
Wie meine ganze Seele
ihm singt und jauchzt und spielt.

Ich muß mein Haupt ihm neigen,
kann weinen nur und schweigen
in Seligkeit und Schmerz.

Ach, Kind, er weiß dein Leben,
er sieht dir ja ins Herz.

Die Stimme der Thränen.

(Von Herder.)

Drei Tage war Isaac im Herzen seines Vaters todt; denn am vierten Tage hatte Gott sich ihn zum Opfer erkoren. Schweigend zog Abraham gen Moriah hin, in den tiefsten Gram versunken, als ihn die freundliche Stimme des Kindes weckte: „Siehe, mein Vater, hier ist Feuer und Holz, wo ist aber das Lamm zum Opfer?“ —

„Mein Sohn,“ sprach Abraham, „Gott hat ihm selbst ersehen ein Opferlamm!“ So giengen die beiden schweigend mit einander.

Und als sie kamen an die Opferstätte und der Altar gebauet und alles bereitet war, ergriff der Vater seinen Sohn, und legte ihn auf den Altar, und faßete das Messer in die Rechte, und sah gen Himmel hinauf. Der Knabe duldete, schwieg und blickte mit weinendem Auge zum Himmel hinauf.

Die stumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken und trat zum Herzen Gottes mit großem Geschrei. „Abraham!“ rief der Engel des Herrn vom Himmel herab, „Abraham! schon des Knaben und thue ihm nichts. Es ist genug!“

Freudig nahm der Vater den wiedergeschickten Sohn, das Opfer Gottes, zurück, und hieß die schrecklich-frohe Stätte: „Jehova schaut!“ Er schaut die stumme Thräne im Auge des Leidenden, er sieht des Herzens Jammer, der ängstlicher ruft als alles Geschrei.

* * *

Dreifach ist das Gebet der Menschen zu Gott; und kräftiger ist eines als das andre.

Ein Gebet mit stiller Stimme gefällt ihm wohl; er hörets tief im Herzen, und nimmts auch von der stammelnden Lippe gnädig auf.

Das Gebet der Noth mit großem Geschrei durchbringt die Wolken, und häufet glühende Kohlen, auf des Unterbrückers Haupt.

Doch mächtig über alles ist die Thräne des Verlassenen, der fest an Gott sich hält und stirbt. Sie sprengt Pforten und Niegel, und bringt zum Herzen Gottes und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

114.

Wie oft Gott zu danken sei.

(Wunderhorn, Kinderlieder. Seite 27.)

Wie viel Körnlein Sand im Meer,	auf dem Acker wie viel Körner,
wie viel Sterne oben her,	auf den Wiesen wie viel Klee,
wie viel Thiere in der Welt,	wie viel Stäublein in der Höh,
wie viel Heller unterm Gelb,	in den Flüssen wie viel Fischlein,
in den Adern wie viel Blut,	in dem Meere wie viel Muschlein,
in dem Feuer wie viel Glut,	wie viel Tropfen in dem See,
wie viel Blätter in den Wäldern,	wie viel Flocken in dem Schnee,
wie viel Gräslein in den Fel dern,	so viel lebendig weit und breit:
in den Hecken wie viel Dörner,	so oft und viel sei Gott Dank in Ewigkeit.

Amen.

115.

Wandersmann und Lerche.

(Fabel, von W. Geh.)

Lerche, wie früh schon fliegst du	Und wie so laut in der Luft sie sang,
jauchzend der Morgensonne zu?	und wie er schritt mit munterem Gang,
„Will dem lieben Gott mit Singen	war es so froh, so hell den zween
Dank für Leben und Nahrung bringen;	im lieben klaren Sonnenschein,
das ist von Alters her mein Brauch:	und Gott der Herr im Himmel droben
Wandersmann, deiner doch wohl auch?“	hörte gar gern ihr Danken und Loben.

116.

Von der Fruchtbarkeit und der schnellen Verbreitung der Pflanzen.

(Von J. P. Sebel. Schafkästlein.)

1.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überschauen kann, welche eine Vielfachheit der Gestalten, welches ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit? Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die

Natur jede leere Stelle auf öden Felbern, verlassenen Wegen, fahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbare Erde hingefallen ist, ansäet und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtets nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verräth sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil alles so einfach und natürlich ist.

2.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Landwirt wohl weiß. Tausend Samenkörner von einer einzigen Pflanze, so lange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt; nicht jede trägt's, aber es ist auch noch lange nicht das Höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabakspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahre zur Reife brachte. Man schätzt einer Eiche, daß sie 500 Jahre leben könne; aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur 50mal Früchte trage, und jedesmal in ihren weit verbreiteten Nesten nur 500 Eicheln, so liefert sie doch 25,000, wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesezt, daß dieses geschehe, und es geschähe bei jeder von diesen wieder, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder 1000mal 1000 sei, glaubt man zu wissen, und doch erkennt es nicht jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang vom 1. Januar bis zum 31. Dezember alle Tage 1000 Striche an eine große Wand schreibt, so habt ihr am Ende des Jahres noch keine Million, sondern erst 365,000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, sondern erst 730,000 Striche, und erst am 26. September des dritten Jahres würdet ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichwald hätte 625 solcher Millionen! Und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Verhältnis in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzel sproßen und Knollen zu gedenken. Wenn man sich also einmal über die große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele Tausend Kerne und Körnlein alle Jahre von Menschen und Thieren verbraucht werden, viele Tausend im Boden ersticken, oder im Aufkeimen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch, Jahr aus Jahr ein, ein freudiger und unzerstörbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Gesäme, überall nur an Platz und Raum.

3.

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöst, unter ihr zur Erde fiel und liegen bliebe: alle lägen auf einander, keiner

könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht und nicht auf unsern guten Rath gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit aus einander; die meisten sind klein und leicht, und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen; manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwenzahn (Schlenke, Kettenblume), Kinder blasen sie zum Vergnügen aus einander und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen; andere gehen in zarte breite Flügel aus, wie die Samenkörner von Nadelholzstämmen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus und ist mit einer Wohlthat beschäftigt, während wir uns fürchten, oder über sie klagen und zürnen; dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum, und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und so wirds auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf Forst und Halben auch wahr, daß etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefressen wird, etliches unter den Dornen zu Grunde geht, etliches auf trockenem Felsengrund in der Sonnenhitze erstickt, etliches aber gut Land findet, und hundertfältige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer, aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter, und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen oder Häklein versehen, sie hängen sich an das Fell der Thiere oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift, oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es nicht oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Ort wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Thürmen Kirschbäume und andere auf, wo gewiß kein Mensch den Kern hin getragen hat. Noch andere fallen von den überhängenden Zweigen ins Wasser, oder sie werden durch Wind- und Ueberschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weiter geführt, und an andern Orten durch neue Ueberschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenseitige Gestade, und heimen sich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Samen dazu auf diese Art über das Meer

gekommen sei. Also müssen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten.

4.

Aber das ist ja eben die Plage des Landmannes! Daher kommt also das viele Unkraut im Gartengelände und auf den Ackerfurchen, das der schönen gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, so viel Mühe macht und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum ersten, so ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Viele tausend Thiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfnissen, wollen auch genährt sein, und warten auf ihre Speise zu seiner Zeit. Manche davon sind uns unentbehrlich, und wir wissen wohl; manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissen nicht; und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut, und sättiget alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Zum andern, so hat doch der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selbst gesäet und gepflanzt, nicht im Frühling frost gedeckt und in der Sommerhize begossen hat. Und eine einzige unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh; eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder das Leben rettet, belohnt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir Balbrian und Wolgemut, Ehrenpreis und Augentrost, und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in gesunden und franken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nöthig sind, selbst ansäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des vielbedürftigen Lebens Mühe und Sorgen!

117.

Der Blinde und der Lahme.

(Von G. F. Sellert.)

On Ungefähr muß einen Blinden
ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
daß ihn der Andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
ich armer Mann kann selbst nicht gehen.
Doch scheint's, daß du zu einer Last
noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließ du dich, mich fortzutragen,
so will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
mein helles Auge deines sein.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
sich auf des Blinden breiten Rücken:
Bereint wirkt also dieses Paar,
was einzeln keinem möglich war.

D e r B ä r.

(Von G. S. Schubert. Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen. 1839. S. 345.)

Eigentliche Bären unterscheiden wir bei uns in Europa den schwarzen (kleinen) und den braunen (großen). Es sind dieß wohl eigentlich zwei Arten, denn der kleine schwarze hält sich mehr nördlich auf, und lebt mehr von Pflanzenkost und Honig; der braune, der auch noch in unsern südlichen Nachbaralpen vorkommt, und bis ins südliche Europa und westliche Asien, frist lieber Fleisch. Beide haben sie indes vieles ganz Uebereinstimmende in ihrer Lebensart. Sie wohnen gern in einsamen Wäldern; beide, besonders aber den kleinen, schwarzen, führt ihre Liebhaberei zum Honig auch häufig zu den Wohnungen der Menschen, wo man sie gar oft und auf allerhand Weise beim süßen Honig, noch ehe sie ihn verkostet haben, fängt. Nach seinem Aufenthaltsorte im Waldgebirge hin führt ordentlich ein betretener Fußsteig, auf dem man dem Bären gewöhnlich mancherlei Fallstricke legt, unter andern ihn auch durch seinen dummen Jähzorn fängt. Denn am Bären sieht man recht, wie der Jähzorn ganz dumm und blind mache, wenn derselbe manchmal einen schweren Klotz, an dem er sich gefangen hat, zornig von einem Felsen hinunterstürzt und sich selber, weil er ja daran hängt, auch mit, und die Sache doch nicht merkt, sondern zornig brummend den Klotz noch einmal hinausschleppt, ihn wieder samt sich selber hinunter wirft, bis er sich zerschmettert und so matt gemacht hat, daß er nicht weiter kann. Der Bär hält einige Monate lang Winterruhe, das Weibchen und die Jungen in Höhlen, die alten Männchen in einem Moos- und Reisigbette im Walde, das sie sich selbst zusammengetragen haben. In diesem Lager schlafen sie zwar nicht immer, aber sie liegen doch ganz träge, an ihren Tagen, die sich dann häuten, saugend da, ohne Nahrung zu nehmen, und die Bärin bekommt auch im Winterlager ihre Jungen. Man jagt den Bären wegen seines Fleisches und Felles, und er ist in manchen Gegenden von Sibirien so hoch geachtet, daß der Mensch für ganz besonders artig gehalten wird, der die Manieren des Bären am meisten (beim Tanzen und so weiter an sich genommen hat, und daß die Leute dort, wenn sie einen Bären erlegt und aufgezehrt haben, zuletzt noch den Kopf, in welchem, wie sie glauben, die vernünftige Seele des Thieres wohne, ordentlich bewirten, ihn bitten, er solle doch seinen Verwandten auf den Bergen und im Walde sagen, wie hoch sie ihn geehrt hätten, damit mehrere sich von ihnen fangen ließen, dann aber doch auch den Kopf mit samt den Früchten essen, die sie ihm in den Hachen gesteckt hatten. Der Bär hat aber auch manchmal in seinem Anstand etwas so menschenähnliches, daß einmal Einer einen Bären, dem er den Kopf etwas barbirt hatte, für einen wilden Menschen

ausgab, der nicht sprechen, sondern bloß brummen könne wie ein Bär, auch fast am ganzen Leibe so behaart sei wie ein Bär. Der Mann ließ diesen Menschen, dem er einen rothen Rock und eine rothe Weste angezogen hatte, für Geld sehen, und es liefen viele Leute hin, die den Spaß glaubten, und sich von dem wilden braunen Manne, der auf einem Stuhle saß und Thee aus einer Tasse trank, gleich jedem andern Menschen, die Hand (Lage) geben ließen, und seine große Bärenähnlichkeit bewunderten. Einige glaubten wohl gar, es sei ein reisender Gelehrter, der sich nur gleich einem Bären anstelle, bis endlich ein feiner Kopf bemerkte, daß dieser Reisende nicht sowohl ein Mensch sei, der einige Bärenart und Manieren an sich genommen, als vielmehr ein Bär, der einige Hofmanieren gelernt hatte. Der Mann, dem dieser höfliche Bär gehörte, hatte übrigens bereits gar vieles Geld damit gelöst.

119.

Das Männlein in der Gans.

(Von Friedrich Rückert.)

Das Männlein gieng spazieren einmal
auf dem Dach, ei seht doch!

Das Männlein ist hurtig, das Dach ist
gib Acht, es fällt noch. [schmal,

Es sichs versteht, fällt's vom Dach herunter,
und bricht den Hals nicht, das ist ein
Wunder.

Unter dem Dach steht ein Wasserkuber,
hinein fällt's nicht schlecht;
Da wird es naß über und über,
ei, das geschieht ihm recht.
Da kommt die Gans gelaufen,
die wirbs Männlein saufen.

Die Gans hats Männlein 'nunter ge-
sie hat einen guten Magen; [schluckt,
Aber das Männlein hat sie doch gedrückt,
das wollt ich sagen;
Da schreit die Gans ganz jämmerlich;
das ist der Köchin ärgerlich.

Die Köchin weht das Messer,
sonst schneidts ja nicht:
Die Gans schreit so, es ist nicht besser,
als daß man sie sticht;
Wir wollen sie nehmen und schlachten
zum Braten auf Weihnachten.

Sie rupft die Gans und nimmt sie aus,
und brät sie,

Aber das Männlein darf nicht 'raus,
versteht sich.

Die Gans wird eben gebraten;
was kanns dem Männlein schaden?

Weihnachten kommt die Gans auf den
im Pfännlein; [Tisch
Der Vater thut sie 'raus und zerschneidts
sie frisch.

Und das Männlein?

Wie die Gans ist zerschnitten,
kriechts Männlein aus der Mitten.

Da springt der Vater vom Tisch auf,
da wird der Stuhl leer;
Da setzt das Männlein sich drauf,
und macht sich über die Gans her.
Es sagt: Du hast mich gefressen,
jetzt will ich dafür dich essen.

Da ist das Männlein gewaltig drauf los,
als wärens seiner sieben:
Da essen wir alle dem Männlein zum Trost,
da ist nichts übrig geblieben
Von der ganzen Gans, als ein Täglein,
das kriegen dort hinten die Käglein.

Nichts kriegt die Maus,
das Märlein ist aus.
Was ist denn das?
Ein Weihnachtspaß:

Aufs Neujahr lernst
du was?
Den Ernst.

120.

Rübezahl, der Geist des Riesengebirges.

(Von J. A. Musaus. Volksmärchen der Deutschen. 1826. II. Seite 67 ff.)

Einest Tages sonnte sich der Geist an der Hecke seines Gartens; da kam ein Weiblein ihres Weges daher in großer Unbefangenheit, die durch ihren sonderbaren Aufzug seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie hatte ein Kind an der Brust liegen, eines trug sie auf dem Rücken, eines leitete sie an der Hand, und ein etwas größerer Knabe trug einen ledigen Korb nebst einem Rehen; denn sie wollte eine Last Laub fürs Vieh laden. Eine Mutter, dachte Rübezahl, ist doch wahrlich ein gutes Geschöpf, schleppt sich mit vier Kindern und wartet dabei ihres Berufs ohne Murren, wird sich noch mit der Bürde des Korbes belasten müssen. Diese Betrachtung versetzte ihn in eine gutmüthige Stimmung, die ihn geneigt machte, sich mit der Frau in Unterredung einzulassen. Sie setzte ihre Kinder auf den Rasen und streifte Laub von den Büschen; indessen wurde den Kleinen die Zeit lang und sie fiengen an heftig zu schreien. Als bald verließ die Mutter ihr Geschäft, spielte und tändelte mit den Kindern, nahm sie auf, hüpfte mit ihnen singend und scherzend herum, wiegte sie in Schlaf, und gieng wieder an ihre Arbeit. Bald darauf stachen die Rücken die kleinen Schläfer, sie fiengen ihren Gesang von neuem an; die Mutter wurde darüber nicht ungeduldig, sie lief ins Holz, pflückte Erdbeeren und Himbeeren, und legte das kleinste Kind an die Brust. Diese mütterliche Behandlung gefiel dem Geiste. Allein der Schreier, der vorher auf der Mutter Rücken ritt, wollte sich durchaus nicht befriedigen lassen, war ein eigenfinniger, störriger Junge, der die Erdbeeren, die ihm die liebevolle Mutter darreichte, von sich warf und dazu schrie, als wenn er gespißt wäre. Darüber riß ihr doch endlich die Geduld aus: „Rübezahl,“ rief sie, „komm und friß mir den Schreier.“ Augenblicks verflüchtete sich der Geist in der Köhlergestalt, trat zum Weibe und sprach: „Hier bin ich, was ist dein Begehrt?“ Die Frau gerieth über diese Erscheinung in großen Schrecken; wie sie aber ein frisches herzhafes Weib war, sammelte sie sich bald und faßte Muth. „Ich rief dich nur,“ sprach sie, „meine Kinder schweigen zu machen; nun sie ruhig sind, bedarf ich deiner nicht; sei bedankt für deinen guten Willen.“ „Weißt du auch,“ entgegnete der Geist, „daß man mich hier nicht ungestraft ruft? Ich halte dich beim Wort, gib mir

deinen Schreier, daß ich ihn freße; so ein leckerer Bißen ist mir lange nicht vorgekommen.“ Darauf streckte er die ruhige Hand aus, den Knaben in Empfang zu nehmen.

Wie eine Gluckhenne, wenn der Weib hoch über dem Dache in den Lüften schwebt oder der schäferhafte Spiz auf dem Hofe hezt, mit ängstlichem Glucksen vorerst ihre Küchlein in den sichern Hühnerkorb lockt, dann ihr Gefieder emporsträubt, die Flügel ausbreitet und mit dem stärkern Feinde einen ungleichen Kampf beginnt, so fiel das Weib dem schwarzen Röhler wüthig in den Bart, ballte die kräftige Faust und rief: „Ungethüm! das Mutterherz mußt du mir erst aus dem Leibe reißen, ehe du mir mein Kind raubest.“, Eines so muthvollen Angriffs hatte sich Mübezahl nicht versehen, er wich gleichsam schüchtern zurück: dergleichen handfeste Erfahrung in der Menschenkunde war ihm noch nie vorgekommen. Er lächelte das Weib freundlich an: „Entrüste dich nicht; ich bin kein Menschenfresser, wie du wähest, will dir und deinen Kindern auch kein Leids thun; aber laß mir den Knaben: der Schreier gefällt mir, ich will ihn halten, wie einen Junker, will ihn in Sammet und Seide kleiden und einen wackern Kerl aus ihm ziehen, der Vater und Brüder einst nähren soll. Fordere hundert Schreckenberger, ich zahle sie dir.“

Ha! lachte das rasche Weib, gefällt euch der Junge? Ja, das ist ein Junge, wie'n Daus, der wär mir nicht um aller Welt Schätze feil.

Ehörin! versetzte Mübezahl, hast du nicht noch drei Kinder, die dir Last und Ueberdruß machen? Mußt sie kümmerlich nähren und dich mit ihnen placken, Tag und Nacht.

Das Weib. Wohl wahr, aber dafür bin ich Mutter, muß thun, was meines Berufs ist. Kinder machen Ueberlast, aber auch manche Freude.

Der Geist. Schöne Freude, sich mit den Bälgen tagtäglich zu schleppen, sie zu gängeln, zu säubern, ihre Unart und Geschrei zu ertragen.

Sie. Wahrlich, Herr, ihr kennt die Mutterfreuden wenig. Alle Arbeit und Mühe versüßt ein einziger freundlicher Anblick, das holde Lächeln und Lallen der kleinen unschuldigen Würmer. Seht mir nur den Goldjungen da; wie er an mir hängt, der kleine Schmeichler! Nun ist ers nicht gewesen, der geschrien hat. Ach, hätte ich doch hundert Hände, die euch heben und tragen und für euch arbeiten könnten, ihr lieben Kleinen!

Der Geist. So! hat denn dein Mann keine Hände, die arbeiten können?

Sie. O ja, die hat er! er rührt sie auch, und ich fühls zuweilen.

Der Geist, aufgebracht. Wie? dein Mann erkühnt sich, die Hand gegen dich aufzuheben? gegen solch ein Weib? Das Genick will ich ihm brechen, dem Mörder.

Sie, lachend. Da hättet ihr traun viel Hälse zu brechen, wenn alle Männer mit dem Halse büßen sollten, die sich an der Frau vergreifen.

Der Geist. Was treibt dein Mann für ein Gewerbe?

Sie. Er ist ein Glashändler, muß sich seinen Erwerb auch lassen sauer werden. Schleppt der arme Tropf die schwere Bürde aus Böhmen herüber, Jahr aus Jahr ein; wenn ihm nun unterwegs ein Glas zerbricht, muß ichs und die armen Kinder freilich entgelten; aber Liebesschläge thun nicht weh.

Der Geist. Du kannst den Mann noch lieben, der dir so übel mitspielt?

Sie. Warum nicht lieben? Ist er nicht der Vater meiner Kinder? Die werden alles gut machen und uns wohl lohnen, wenn sie groß sind.

Der Geist. Leidiger Trost! Die Kinder danken auch der Eltern Müh und Sorgen! Die Jungen werden dir den letzten Heller aus dem Schweißtuch pressen, wenn sie der Kaiser zum Heere schickt ins ferne Ungerland, daß die Türken sie erschlagen.

Das Weib. Ei nun, das kümmert mich auch nicht; werden sie erschlagen, so sterben sie für den Kaiser und fürs Vaterland in ihrem Beruf, können aber auch Beute machen und der alten Eltern pflegen.

Hierauf erneuerte der Geist den Knabenhandel nochmals, doch das Weib würdigte ihn keiner Antwort, raffte das Laub in den Korb, band oben drauf den kleinen Schreier mit der Leibschnur fest, und Rübezahl wandte sich, als wolt er fürdergehen. Weil aber die Bürde zu schwer war, daß das Weib nicht aufkommen konnte, rief sie ihn zurück: Ich hab euch einmal gerufen, sprach sie, helst mir nun auch auf, und wenn ihr ein übriges thun wolt, so schenkt dem Knaben, der euch gefallen, ein Gröschel zu einem paar Semmeln; morgen kommt der Vater heim, der wird uns Weißbrot aus Böhmen mitbringen. Der Geist antwortete: Aufhelfen will ich dir wohl, aber gibst du mir den Knaben nicht, so soll er auch keine Spende haben. Auch gut, versetzte das Weib, und gieng ihres Weges.

Je weiter sie gieng, je schwerer wurde der Korb, daß sie unter der Last schier erlag und alle zehn Schritte verschrauben mußte. Das schien ihr nicht mit rechten Dingen zuzugehen; sie wähnte, Rübezahl habe ihr einen Poffen gespielt, und eine Last Steine unter das Laub prakticiert; darum setzte sie den Korb ab auf dem nächsten Rande und stürzte ihn um. Doch es fielen eitel Laubblätter heraus und keine Steine. Also füllte sie ihn wieder zur Hälfte, und raffte noch so viel Laub ins Bortuch, als sie darein faßen konnte; aber bald ward ihr die Last von neuem zu schwer, und sie mußte nochmals ausleeren, was die rüstige Frau groß Wunder nahm; denn sie hatte gar oft hochbepanste Graslasten heimgetragen und solche Mattigkeit noch nie gefühlt. Desungeachtet beschickte sie bei ihrer Heimkunft den Haushalt, warf den Ziegen und den jungen Hipplein das Laub vor, gab den Kindern

das Abendbrot, brachte sie in Schlaf, betete ihren Abendsegen und schlief flugs und fröhlich ein.

Die frühe Morgenröthe und der wache Säugling, der mit lauter Stimme sein Frühstück heischte, weckten das geschäftige Weib zu ihrem Tagewerk aus dem gesunden Schlaf. Sie gieng zuerst mit dem Melkfaße ihrer Gewohnheit nach zum Ziegenstalle. Welch schreckenvoller Anblick! das gute nahrhafte Hausthier, die alte Ziege, lag da, rohhart und steif, hatte alle Viere von sich gestreckt und war verschieden; die Hipplein aber verdröhten die Augen gräßlich im Kopfe, streckten die Zunge weit von sich, und gewaltsame Zuckungen verriethen, daß sie der Tod ebenfalls schüttele. So ein Unglücksfall war der guten Frau noch nicht begegnet, seitdem sie wirtschafete; ganz betäubt von Schrecken sank sie auf ein Bündlein Stroh hin, hielt die Schürze vor die Augen, denn sie konnte den Jammer der Sterblinge nicht ansehen, und erseufzete tief: Ich unglückliches Weib, was fang ich an! und was wird mein harter Mann beginnen, wenn er nach Hause kommt? Ach, hin ist mein ganzer Gottessegen auf dieser Welt! — Augenblicklich strafte sie das Herz dieses Gedankens wegen: Wenn das liebe Vieh dein ganzer Gottessegen ist auf dieser Welt, was ist denn Steffen und was sind deine Kinder? Sie schämte sich ihrer Uebereilung. Laß fahren dahin aller Welt Reichthum, dachte sie, hast du doch noch deinen Mann und deine vier Kinder. Ist doch die Milchquelle für den lieben Säugling noch nicht verlegt, und für die übrigen Kinder ist Wasser im Brunnen. Wenns auch einen Strauß mit Steffen absetzt und er mich übel schlägt, was ist's mehr, als ein böses Ehestündlein? hab ich doch nichts verwarlost. Die Ernte stehet bevor, da kann ich schneiden gehen, und auf den Winter will ich spinnen bis in die tiefe Mitternacht; eine Ziege wird ja wohl wieder zu erwerben sein, und hab ich die, so wirds auch nicht an Hipplein fehlen.

Indem sie das bei sich gedachte, ward sie wieder frohes Muthes, trocknete ab ihre Thränen, und wie sie die Augen aufhob, lag da vor ihren Füßen ein Blättlein, das flitterte und blinkte so hell und hochgelb, wie gebiegen Gold; sie hob es auf, besahs, und es war schwer wie Gold. Rasch sprang sie auf, lief damit zu ihrer Nachbarin, der Judenfrau, zeigt' ihr den Fund mit großer Freude, und die Jüdin erkannts für reines Gold, schwachte es ihr ab, und zählte ihr dafür zween Dickthaler baar auf den Tisch. Vergessen war nun all ihr Herzeleid. Solchen Schatz an Baarschaft hatte das arme Weib noch nicht im Besitz gehabt. Sie lief zum Bäcker, kaufte Strözel und Butterkringel und eine Hammelkeule für Steffen, die sie zurichten wollte, wenn er müde und hungrig auf den Abend von der Reise käm. Wie zappelten die Kleinen der fröhlichen Mutter entgegen, da sie hereintrat und ihnen ein so ungewohntes Frühstück ausstelte. Sie überließ sich ganz der mütter-

lichen Freude, die hungrige Kinderschar abzufüttern; und nun r
Sorge, das ihrer Meinung nach von einer Unholbin gesterb
Seite zu schaffen, und dieses häusliche Unglück vor dem Manne
möglich zu verheimlichen. Aber ihr Erstaunen gieng über alles
ungefähr in den Futtertrog sah, und einen ganzen Haufen gol
darin erblickte. Daher schärste sie geschwind das Küchenmesser
Ziegenleichen auf, und fand im Magenschlunde einen Klump
groß, als einen Paulinerapfel, und so auch nach Verhältnis in
der Zicklein.

Jetzt wußte sie ihres Reichthums kein Ende; doch mit d
mung empfand sie auch die drückenden Sorgen desselben; sie wa
scheu, fühlte Herzklopfen, wußte nicht, ob sie den Schatz in
schließen oder in den Keller vergraben sollte, fürchtete Diebe
gräber, wollte auch den Knauser Steffen nicht gleich alles wissen
gerechter Besorgnis, daß er vom Wuchergeist angetrieben den
sich nehmen und sie dennoch nebst den Kindern darben lassen m
sann lange, wie sieß klug genug damit anstellen möchte, und
Rath. Endlich nahm sie ihre Zuflucht zu dem trostreichen
des Dorfes, berichtete ihm unverholen das Abenteuer mit Mühe
ihr zu großem Reichthum verholfen und was sie dabei für Mü
Nachdem er lange nachgesonnen hatte, sagte er: Hör an, me
ich weiß guten Rath für alles. Wäge mir das Gold zu, daß
treulich aufbeware; dann will ich einen Brief schreiben in welsch
der soll dahin lauten: dein Bruder, der vor Jahren in die F
sei in der Benediger Dienst nach Indien geschifft und daselbst gef
hab all sein Gut dir im Testament vermacht, mit dem Bedin
Pfarrer des Kirchspiels dich bevormunde, damit es dir allein
andern zu Nutz komme. Ich begehre weder Lohn, noch Dank v
gedenke, daß du der heiligen Kirche einen Dank schuldig bist für
den dir der Himmel bescheert hat, und gelobe ein reiches Messäge
Sacristei. Dieser Rath behagte dem Weibe herzlich: sie g
Pfarrer das Messägewand; er wog in ihrem Beisein das Gold
bis auf ein Quentlein aus, legt' es in den Kirchenschatz, und das
mit frohem und leichtem Herzen von ihm.

Mübezahl war nicht minder ein Weiberpatron. So sehr die n
ferin mit ihren Gesinnungen und ihrem Benehmen seine Gewogenh
hatte, so ungehalten war er auf den barschen Steffen, trug groß
das biedere Weib an ihm zu rächen, ihm einen Poffen zu spielen
angst und weh dabei würde, und ihn dadurch so kirre zu mac
der Frau unterthan würde und sie ihm nach Wunsche den D

Auge halten könne. Zu diesem Behuf sattelte er den raschen Morgenwind, saß auf und galoppierte über Berg und Thal, spionierte wie ein Ausreiter auf allen Landstraßen und Kreuzwegen von Böhmen her, und wo er einen Wanderer erblickte, der eine Bürde trug, war er hinter ihm her, und forschte mit dem Scharfblick eines Korbbeschauers nach seiner Ladung. Zum Glück führte kein Wanderer, der diese Straße zog, Glaswaare, sonst hätte er für Schaden und Spott nicht sorgen dürfen, ohne Ersatz zu hoffen, wenn er auch gleich der Mann nicht gewesen wäre, den Rubezahl suchte.

Bei diesen Anstalten konnt ihm der schwer beladene Steffen allerdings nicht entgehen. Um Vesperzeit kam ein rüstiger frischer Mann angeschritten mit einer großen Bürde auf dem Rücken. Unter seinem festen sichern Tritt ertönte jedesmal die Last, die er trug: Der Laurer freute sich, sobald er ihn in der Ferne witterte, daß ihm nun seine Beute gewis war, und rüstete sich, seinen Meisterstreich auszuführen. Der keuchende Steffen hatte beinahe das Gebirge erstiegen; nur die letzte Anhöhe war noch zu gewinnen, so giengs bergab nach der Heimat zu, darum sputete er sich, den Gipfel zu erklimmen; aber der Berg war steil und die Last schwer. Er mußte mehr als einmal ruhen, stützte den knotigen Stab unter den Korb, um das drückende Gewicht desselben zu mindern, und trocknete den Schweiß, der ihm in großen Tropfen vor der Stirne stund. Mit Anstrengung der letzten Kräfte erreicht' er endlich die Rinne des Berges, und ein schöner gerader Pfad führte zu dessen Abhang. Mitten am Wege lag ein abgesägter Fichtenbaum und der Ueberrest des Stammes stund daneben, kerzengerad und aufrecht, oben geebnet wie ein Tischblatt. Rings umher grünete Tunkagrass, Schwallenzagel und Marienflachs. Dieser Anblick war dem ermüdeten Lastträger so anlockend und zu einem Ruheplatz so bequem, daß er alsbald den schweren Korb auf den Klotz absetzte, und sich gegenüber im Schatten auf das weiche Gras streckte. Hier übersann er, wie viel reinen Gewinn ihm seine Waare diesmal einbringen würde, und fand nach genauem Ueberschlag, daß, wenn er keinen Groschen ins Haus verwendete und die fleißige Hand seines Weibes für Nahrung und Kleider sorgen ließe, er gerade so viel lösen würde, um auf dem Markte zu Schmiedeberg sich einen Esel kaufen und befrachten zu können. Der Gedanke, wie er in Zukunft dem Grauschimmel die Last aufbürden und gemächlich nebenher gehen würde, war ihm zu der Zeit, wo seine Schultern eben wund gedrückt waren, so herzerquickend, daß er ihm, wie natürlich, weiter nachhieng. Ist einmal der Esel da, dacht er, so soll mir bald ein Pferd draus werden, und hab ich nun den Klappen im Stalle, so wird sich auch ein Acker dazu finden, darauf sein Hafer wächst. Aus einem Acker werden dann leicht zwei, aus zweien vier, mit der Zeit eine Hufe, und endlich ein Bauerngut, und dann soll Ilse auch einen neuen Rock haben.

Er war mit seinen Entwürfen beinahe so weit wie jenes Milchmädchen, da tummelte Rubezahl seinen Wirbelwind um den Holzstoß herum, und stürzte mit einemmal den Glaskorb herunter, daß der zerbrechliche Kram in tausend Stücke zerfiel. Das war ein Donnerschlag in Steffens Herz; zugleich vernahm er in der Ferne ein lautes Gelächter, wenns anders nicht Täuschung war und das Echo den Laut der zerschollenen Gläser nur wieder zurückgab. Er nahm's für Schadenfreude, und weil ihm der unmäßige Windstoß unnatürlich schien, auch, da er recht zusah, Klotz und Baum verschwunden war, so rieth er leicht auf den Unglücksstifter. O! wehklagt' er, Rubezahl du Schadenfroh, was hab ich dir gethan, daß du mein Stückchen Brot mir nimmst, meinen sauern Schweiß und Blut! Ach, ich geschlagener Mann auf Lebenszeit! Hierauf gerieth er in eine Art von Wuth, und stieß alle erdenklichen Schmähreden gegen den Berggeist aus, um ihn zum Zorn zu reizen. Hallunke, rief er, komm und erwürge mich, nachdem du mir mein Alles auf der Welt genommen hast! In der That war ihm auch das Leben in dem Augenblick nicht mehr werth als ein zerbrochenes Glas! Rubezahl ließ indessen weiter nichts von sich sehen noch hören. — Der verarmte Steffen mußte sich entschließen, wenn er nicht den ledigen Korb nach Hause tragen wollte, die Bruchstücke zusammen zu lesen, um auf der Glashütte wenigstens ein Paar Spitzgläser zu Anfang eines neuen Gewerbes dafür einzutauschen. Tieffinnig wie ein Kaufmann, dessen Schiff der gefräßige Ocean mit Mann und Maus verschlungen hat, gieng er das Gebirg hinab, schlug sich mit tausend schwermüthigen Gedanken, machte zwischenein dennoch auch allerlei Speculationen, wie er den Schaden ersetzen und seinem Handel wieder aufhelfen könne. Da fielen ihm die Ziegen ein, die seine Frau im Stalle hatte; doch sie liebte sie schier wie ihre Kinder, und im Guten, wußt er, waren sie ihr nicht abzugewinnen. Darum erdacht er diesen Kniff: sich seinen Verlust gar nicht daheim merken zu lassen; auch nicht bei Tage in seine Wohnung zurückzukehren, sondern um Mitternacht sich ins Haus zu schleichen, die Ziegen nach Schmiedeberg auf den Markt zu treiben, und das daraus gelöste Geld zum Ankauf neuer Waare zu verwenden, bei seiner Zurückkunft aber mit seinem Weibe zu habern und sich bärbeißig zu stellen, als habe sie durch Unachtsamkeit das Vieh in seiner Abwesenheit stehlen lassen.

Mit diesem wohlersonnenen Vorhaben schlich der unglückliche Mann nahe beim Dorfe in einen Busch, und erwartete mit sehullichem Verlangen die Mitternachtsstunde, um sich selbst zu bestehlen. Mit dem Schlag zwölf macht' er sich auf den Diebsweg, kletterte über die niedrige Hofthür, öffnete sie von innen, und schlich mit Herzklopfen zum Ziegenstalle; er hatte doch Scheu und Furcht vor seinem Weibe, auf einer ungerechten That sich erfinden zu lassen. Wider Gewohnheit war der Stall unverschlossen, was ihn

Wunder nahm, obß ihn gleich freute; denn er fand in dieser Fahrlässigkeit einen Schein Rechens, sein Vornehmen damit zu beschönigen. Aber im Stalle fand er alles öd und wüste, da war nichts, was Leben und Odem hatte, weder Ziege noch Böcklein. Im ersten Schrecken vermeint' er, es hab ihm bereits ein Diebsgenosse vorgegriffen, dem das Stehlen geläufiger sei als ihm: denn Unglück kommt selten allein. Bestürzt sank er auf die Streu und überließ sich, da ihm auch der letzte Versuch, seinen Handel wieder in Gang zu bringen, mißlungen war, einer dumpfen Traurigkeit.

Scitdem die geschäftige Ilse vom Pfarrer wieder zurück war, hatte sie mit frohem Muthe alles fleißig zugeschickt, ihren Mann mit einer guten Mahlzeit zu empfangen, wozu sie den Geistlichen auch eingeladen hatte, welcher verhiess, ein Rännlein Speisewein mitzubringen, um beim fröhlichen Gelag dem aufgemunterten Steffen von der reichen Erbschaft des Weibes Bericht zu geben, und unter welcherlei Bedingungen er daran Genuß und Anteil haben solle. Sie sah gegen Abendzeit fleißig zum Fenster aus, ob Steffen käme, lief aus Ungeduld hinaus vors Dorf, blickte mit ihren schwarzen Augen gegen die Landstraße hin, war bekümmert, warum er so lange weile, und da die Nacht hereinbrach, folgten ihr bange Sorgen und Ahndungen in die Bettkammer, ohne daß sie ans Abendessen gedachte. Lange kam ihr kein Schlaf in die ausgeweinten Augen, bis sie gegen Morgen in einen unruhigen matten Schlummer fiel. Den armen Steffen quälten Verdruß und Langeweile im Ziegenstalle nicht minder; er war so niedergedrückt und kleinlaut, daß er sich nicht traute an die Thür zu klopfen. Endlich kam er doch hervor, pochte ganz verzagt an, und rief mit wehmüthiger Stimme: Liebes Weib, erwache und thue auf deinem Manne! Sobald Ilse seine Stimme vernahm, sprang sie flink vom Lager wie ein munteres Reh, lief an die Thür und umhalsete ihren Mann mit Freuden; er aber erwiderte diese herzlichen Liebkosungen gar kalt und frostig, setzte seinen Korb ab, und warf sich mißmuthig auf die Ofenbank. Wie das fröhliche Weib das Jammerbild sah, giengß ihr ans Herz. Was plagt dich, lieber Mann? sprach sie bestürzt, was hast du? Er antwortete nur durch Stöhnen und Seufzen; dennoch fragte sie ihm bald die Ursach seines Kummerß ab, und weil ihm das Herz zu voll war, konnt er sein erlittenes Unglück dem trauten Weibe nicht länger verhehlen. Da sie vernahm, daß Rübzahl den Schabernack verübt hatte, errieth sie leicht die wohlthätige Absicht des Geistes, und konnte sich des Lachens nicht erwehren, welches Steffen ihr bei muthigerer Gemüthsfassung übel würde gelohnet haben. Jetzt ahndete er den scheinbaren Leichtsin nicht weiter, und fragte nur ängstlich nach dem Ziegenvieh. Das reizte noch mehr des Weibes Zwerchfell, da sie merkte, daß der Hausvogt schon allenthalben umher spioniert hatte. Was kümmert dich mein Vieh? sprach sie, hast

du doch noch nicht nach den Kindern gefragt: das Vieh ist wohl aufgehoben draußen auf der Weide. Laß dich auch den Lück von Rübzahl nicht anfechten und gräme dich nicht: wer weiß, wo er ober ein anderer uns reichen Ersatz dafür gibt. Da kannst du lange warten, sprach der Hoffnungslose. Ei nun, versetzte das Weib, unverhofft kommt oft. Sei unverzagt, Steffen! hast du gleich keine Gläser und ich keine Ziegen mehr, so haben wir doch vier gesunde Kinder und vier gesunde Arme, sie und uns zu nähren, das ist unser ganzer Reichtum. Ach, daß es Gott erbarme! rief der bedrängte Mann, sind die Ziegen fort, so trag die vier Bälge nur gleich ins Wasser, nähren kann ich sie nicht. Nun so kann ichs, sprach Ilse.

Bei diesen Worten trat der freundliche Pfarrer herein, hatte vor der Thür schon die ganze Unterredung abgelauscht, nahm das Wort, und hielt Steffen eine lange Predigt über den Text, daß der Geiz eine Wurzel alles Uebels sei; und nachdem er ihm das Gewissen genugsam geschärft hatte, verkündigte er ihm nun auch die Nachricht von der reichen Erbschaft des Weibes, zog den welschen Brief heraus, und verdolmetschte ihm daraus, daß der zeitige Barochus in Kirsdorf zum Vollstrecker des Testaments bestellt sei, und die Verlassenschaft des abgeschiedenen Schwagers zu sicherer Hand bereits empfangen habe.

Steffen stand da wie ein stummer Delgöz, konnte nichts, als sich dann und wann verneigen, wenn bei Erwähnung der durchlauchten Republik Venedig der Pfarrer ehrerbietig ans Käpplein griff. Nachdem er wieder zu mehrerer Besonnenheit gelangt war, fiel er dem trauten Weibe in die Arme; er wurde von nun an der freundlichste, gefälligste Ehemann, ein liebevoller Vater seiner Kinder und dabei ein fleißiger und ordentlicher Wirt, denn Müßiggang war nicht seine Sache.

Der redliche Pfarrer verwandelte nach und nach das Gold in klingende Münze, und kaufte davon ein großes Bauerngut, worauf Steffen und Ilse wirtschafteten ihr Lebenlang. Den Ueberschuß ließ er auf Zins aus und verwaltete das Capital so gewissenhaft als den Kirchenschatz, nahm keinen andern Lohn dafür als ein Messgewand, das Ilse so prächtig machen ließ, daß kein Erzbischof sich desselben hätte schämen dürfen.

Die zärtliche treue Mutter erlebte noch im Alter große Freude an ihren Kindern; und Rübzahl's Günstling wurde gar ein wackerer Mann, und diente im Heer des Kaisers lange Zeit unter Wallenstein im dreißigjährigen Kriege.

121.

Gott ist's.

(Von W. Sey.)

Keine Biene, wer sagt es dir,
 daß die Blumen blühen hier?
 Wer hat denn dir den Tisch gedeckt,
 daß es dir so lieblich schmeckt?
 Weißt du, wer so an dich gedacht?
 Gott ist's, der alles hat gemacht.

122.

Das kostbare Kräutlein.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 16.)

Zwei Mägde, Brigitte und Wallburg, giengen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig; Wallburg aber lachte und scherzte nur.

Brigitte sagte: Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer wie der meinige, und du bist um nichts stärker als ich.

Wallburg sprach: Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Last gelegt, und so fühle ich sie kaum. Mach es auch so.

Ei! rief Brigitte, das muß ein kostbares Kräutlein sein. Ich möchte mir meine Last damit auch gern erleichtern. Sag mir doch einmal, wie es heißt.

Wallburg antwortete: Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld. Denn

Leichter träget, was er trägt,
 wer Geduld zur Bürde legt.

123.

Der Lenz.

(Von Friedrich Sageborn.)

Der Nachtigall reizende Lieder
 ertönen und locken schon wieder
 die fröhlichsten Stunden ins Jahr,
 Nun singet die steigende Lerche,
 nun klappern die reisenden Störche,
 nun schwäzlet der gaukelnde Staar.

Nun heben sich Binsen und Reime,
 nun kleiden die Blätter die Bäume,
 nun schwindet des Winters Gestalt,
 Nun rauschen lebendige Quellen
 und tränken mit spielenden Wellen
 die Triften, den Ager, den Wald.

Mährchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

(Von den Brüdern Grimm.)

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste flug und geschickt und mußte sich in alles wohl zu schicken, der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen, und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „Mit dem wird der Vater noch seine Last haben!“ Wenn nun etwas zu thun war, so mußte es der älteste allezeit ausrichten; hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen, und der Weg gieng dabei über den Kirchhof oder sonst an einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl: „Ach, Vater, es gruselt mir!“ denn er fürchtete sich. Oder wenn Abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „Ach, es gruselt mir!“ Der Jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit an, und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie: es gruselt mir! es gruselt mir! Mir gruselts nicht; das wird wohl eine Kunst sein, von der ich auch nichts verstehe.“

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „Hör, du in der Ecke dort, du wirst groß und stark und mußt auch etwas lernen, womit du dein Brot verdienst. Siehst du, wie sich dein Bruder Mühe gibt, aber an dir ist Hopfen und Malz verloren.“ „Ei, Vater,“ antwortete er, „ich will gern was lernen; ja wenns angienge, so möchte ich lernen, daß mirs gruselte; davon verstehe ich noch gar nichts.“ Der Älteste lachte, als er das hörte, und dachte bei sich: „Du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart, aus dem wird mein Lebtag nichts; was ein Häfchen werden will, muß sich bei Zeiten krümmen.“ Der Vater seufzte, und antwortete ihm: „Das Gruseln, das sollst du schon noch lernen, aber dein Brot wirst du damit nicht verdienen.“

Bald hernach kam der Küster zum Besuch ins Haus; da klagte ihm der Vater seine Noth, und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wisse nichts und lerne nichts. „Denkt euch, als ich ihn gefragt, womit er sein Brot verdienen wolle, hat er gar verlangt, das Gruseln zu lernen!“ „Ei,“ antwortete der Küster, „das kann er bei mir lernen, thut ihn nur zu mir, ich will ihn schon abhobeln.“ Der Vater war es zufrieden, weil er dachte, der Junge wird doch ein wenig abgehobelt, und der Küster nahm ihn zu sich ins Haus, und er mußte ihm die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchturm steigen und läuten. „Da wirst du schon lernen, was Gruseln ist,“ dachte er; doch um ihm noch einen rechten Schrecken einzujagen, gieng er heimlich voraus und stellte sich ins Schallloch, da sollte der Junge meinen, es wäre ein Gespenst. Der Junge flog ruhig den Turm hinauf; als er oben

hinkam, sah er eine Gestalt im Schallloch. „Wer steht dort?“ rief er, aber es regte und bewegte sich nicht. Da sprach er: „Was willst du hier in der Nacht? mach, daß du fort kommst, oder ich werf dich hinunter.“ Der Rümer dachte, es wird so arg nicht gemeint sein, schwieg und blieb unbeweglich stehn; da rief ihn der Junge zum drittenmal an, und als er immer keine Antwort erhielt, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst hinab, daß es Hals und Bein brach. Darauf läutete er die Glocke, und wie das geschehen war, stieg er wieder hinab, legte sich ohne ein Wort zu sprechen ins Bett und schlief fort. Die Rümerfrau wartete auf ihren Mann lange Zeit; aber der kam immer nicht wieder; da ward ihr endlich Angst, daß sie den Jungen weckte und fragte: „Weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? er ist mit auf den Turm gestiegen.“ „Nein,“ antwortete der Bub; „aber da hat einer im Schallloch gestanden, und weil er nicht weggehen und keine Antwort geben wollte, so habe ich ihn hinunter geschmissen; geht einmal hin, so werdet ihr sehen, ob er's ist.“ Die Frau eilte voll Angst auf den Kirchhof, und fand ihren Mann todt auf der Erde liegen.

Da lief sie schreiend zu dem Vater des Jungen und weckte ihn und sprach: „Ach, was hat euer Taugenichts für ein Unglück angerichtet! meinen Mann hat er zum Schallloch hinuntergestürzt, daß er todt auf dem Kirchhof liegt!“ Der Vater erschrak, kam herbeigelaufen und schalt den Jungen: „Was sind das für gottlose Streiche! die muß dir der Böse eingegeben haben!“ „Ei Vater,“ antwortete er, „ich bin ganz unschuldig; er stund da in der Nacht, wie einer der Böses vor hat, ich wußte nicht wer's war, ich hab's ihm ja dreimal vorausgesagt, warum ist er nicht weggegangen.“ „Ach,“ sprach der Vater, „mit dir erleb ich nur Unglück, geh mir vor den Augen weg, ich will dich nicht mehr ansehen.“ „Ja, Vater, recht gern, wartet nur, bis es Tag ist, da will ich ausgehen und das Gruseln lernen, so versteh ich doch auch eine Kunst, die mich ernähren kann.“ „Lerne, was du willst,“ sprach der Vater, „mir ist alles einerlei. Da hast du funfzig Thaler, damit geh mir aus den Augen, und sag keinem Menschen, wo du her bist und wer dein Vater ist, denn ich muß mich deiner schämen.“ „Ja, Vater, wie ihr's haben wollt, wenn ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in Acht behalten.“

Als nun der Tag anbrach, steckte der Junge seine funfzig Thaler in die Tasche, gieng hinaus auf die große Landstraße und sprach immer vor sich hin: „Wenn mir's nur gruselte! wenn mir's nur gruselte!“ Da gieng ein Mann neben ihm, der hörte das Gespräch mit an, und als sie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen sehen konnte, sagte er zu dem Jungen: „Siehst du, dort ist der Baum, wo Siebene mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben: setz dich darunter und warte, bis die Nacht kommt, so wirst du schon das Gruseln lernen.“ „Wenn weiter nichts dazu gehört,“ antwortete der Junge, „das will ich gern thun; lern ich aber so geschwind das Gru-

sein, so sollst du meine funfzig Thaler haben: komm nur morgen früh wieder zu mir.“ Da gieng der Junge zu dem Galgen und setzte sich darunter, und wartete bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er sich ein Feuer an; aber um Mitternacht gieng der Wind so kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Geheften gegen einander rieß, daß sie sich hin und her bewegten, da dachte er; du frierst unten bei dem Feuer, was mögen die da oben erst frieren und zappeln. Und weil er mitleidig war, legte er die Leiter an, stieg hinauf, knüpfte einen nach dem andern los, und holte sie alle sieben herab. Darauf schürte er das Feuer und blies es an, und setzte sie herum, daß sie sich wärmen sollten. Aber sie saßen da und regten sich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da sprach er: „Nehmt euch in Acht, sonst häng ich euch wieder hinauf.“ Die Todten aber hörten nicht, schwiegen und ließen ihre Lumpen fort brennen. Da ward er böß und sprach: „Wenn ihr nicht Acht geben wollt, so kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen,“ und hieng sie nach der Reihe wieder hinauf. Nun setzte er sich zu seinem Feuer, und schlief ein, und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die funfzig Thaler haben und sprach: „Nun, weißt du, was gruseln ist?“ „Nein,“ antwortete er, „woher sollt ichs wissen? Die da droben haben das Maul nicht aufgethan, und waren so dumm, daß sie die paar alten Lappen, die sie am Leibe haben, verbrennen ließen.“ Da sah der Mann, daß er die funfzig Thaler heute nicht davon tragen würde, gieng fort und sprach: „So einer ist mir noch nicht vorgekommen.“

Der Junge gieng auch seines Weges, und steng wieder an vor sich hinzureben: „Ach, wenn mirs nur gruselte! ach, wenn mirs nur gruselte!“ Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm her schritt, und fragte: „Wer bist du?“ „Ich weiß nicht,“ antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „Wo bist du her?“ „Ich weiß nicht.“ „Wer ist dein Vater?“ „Das darf ich nicht sagen.“ „Was brummst du so in den Bart hinein?“ „Ei,“ antwortete der Junge, „ich wollte, daß mirs gruselte; aber Niemand kann michs lehren.“ „Laß das dumme Geschwäg,“ sprach der Fuhrmann; „komm, geh mit mir, ich will sehen, daß ich dich unterbringe.“ Nun gieng der Junge mit dem Fuhrmann. Abends gelangten sie zu einem Wirtshaus, wo sie übernachten wollten, da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „Wenn mirs nur gruselte; wenn mirs nur gruselte!“ Der Wirt, der das hörte, lachte und sprach: „Wenn dich darnach lüftet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit sein.“ „Ach, schweig stille,“ sprach die Wirtsfrau, „so mancher Vorwitzige hat schon sein Leben eingebüßt, es wäre Jammer und Schade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wieder sehen sollten.“ Der Junge aber sagte: „Wenn es noch so schwer ist, ich wills einmal lernen, dazu bin ich ja ausgezogen.“ Er ließ dem Wirt auch keine Ruhe, bis dieser

erzählte, nicht weit davon stünde ein verwünschtes Schloß, worin einer wohl lernen könnte, was gruseln wäre, wenn er drei Nächte darin schlafen wollte. Der König hätte dem, ders wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen, und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien; in dem Schloß steckten große Schätze, von Geistern bewacht, die würden dann frei. Schon viele wären wohl hinein, aber noch keiner wieder heraus gekommen. Da gieng der Junge am andern Morgen vor den König, und sprach: „Wenns erlaubt wäre, so wollt ich wohl drei Nächte in dem verwünschten Schloß wachen?“ Der König sah ihn an, und weil er ihm gefiel, sprach er: „Du darfst dir noch dreierlei ausbitten, aber von leblosen Dingen, das du mit ins Schloß nimmst.“ Da antwortete er: „So bitt ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnitzbank mit dem Meßer.“

Der König ließ ihm das alles bei Tag in das Schloß tragen; als es Nacht werden wollte, gieng der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Meßer daneben und setzte sich auf die Drehbank. „Ach, wenn mirs nur gruselte!“ sprach er, „aber hier werd ichs auch nicht lernen.“ Gegen Mitternacht wollte er sich sein Feuer einmal auffschüren; wie er so hinein blies, da schries plötzlich aus einer Ecke: „Au, miau! was uns friert!“ „Ihr Narren!“ rief er, „was schreit ihr? wenn euch friert, kommt, setzt euch ans Feuer und wärmt euch.“ Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Katzen in einem gewaltigen Sprunge herbei, und setzten sich ihm zu beiden Seiten, und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Ueber ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?“ „Ja,“ antwortete er, „aber zeigt einmal eure Pfoten her.“ Da streckten sie die Krallen aus. „Ei,“ sagte er, „was habt ihr lange Nägel! wartet, die muß ich euch erst abschneiden.“ Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch hab ich auf die Finger gesehen,“ sprach er, „da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel,“ und schlug sie todt, und warf sie hinaus ins Wasser. Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht hatte und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden schwarze Katzen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte; die schrieen gräulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. Das sah er ein Weilchen ruhig mit an, als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnitzmeßer: „Ei, du Gesindel! fort mit dir!“ und hieb hinein. Ein großer Theil sprang fort, die andern schmiß er todt, und trug sie hinaus in den Teich. Als er wieder gekommen war, blies er aus den Funken sich sein Feuer frisch an, und wärmte sich. Und als er so saß, wollten ihm die Augen nicht länger offen

bleiben, und er bekam Lust zu schlafen. Da blickte er um sich, und sah in der Ecke ein großes Bett, gieng und legte sich hinein. Als er aber die Augen eben zuthun wollte, so fieng das Bett von selbst an zu fahren, und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht so!“ sprach er, „nur besser zu.“ Da fieng das Bett an zu fahren, als wären sechs Pferde vorgespannt, fort über Schwellen und Treppen auf und ab: hopp, hopp! warf es um, das unterste zu oberst, und er lag mitten drunter. Da schleuberte er Decken und Rißen in die Höhe, stieg heraus und sagte: „Nun mag fahren, wer Lust hat!“ legte sich an sein Feuer, und schlief bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn da auf der Erde liegen sah, meinte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht, und er wäre todt. Da sprach er: „Es ist doch schade um den schönen Menschen!“ Das hörte der Junge, richtete sich auf und sprach: „So weit ist's noch nicht!“ Da verwunderte sich der König, freute sich aber und fragte, wie es ihm gegangen wäre. „Recht gut,“ antwortete er, „eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herum gehen.“ Als er nun zum Wirt kam, machte der große Augen, und sprach: „Ich dacht nicht, daß ich dich wieder lebendig sehen würde; hast du nun gelernt was gruseln ist?“ „Nein,“ sagte er, „ich weiß es nicht, wenn mirs nur einer sagen könnte!“

Die zweite Nacht gieng er wieder hinauf ins alte Schloß, setzte sich zum Feuer und sprach: „Wenn mirs nur gruselte.“ Wie Mitternacht herankam, fieng ein Lärm und Gepolter an, erst sachte, dann immer stärker, dann wars ein bißchen still, endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein herab, und fiel vor ihn hin. „Heida!“ rief er, „noch ein halber gehört dazu, das ist zu wenig.“ Da gieng der Lärm von frischem an, es tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab. „Wart,“ sprach er, „ich will dir erst das Feuer ein wenig anblasen.“ Wie er das gethan hatte, und sich wieder umsah, da waren die beiden Stücke zusammengefahren, und saß da ein gräulicher Mann auf seinem Platz. „So ist's nicht gemeint,“ sprach der Junge, „die Bank ist mein.“ Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ sichs nicht gefallen, schob ihn mit Gewalt weg, und setzte sich wieder auf seinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, die hatten neun Todtenbeine und zwei Todtenköpfe, setzten auf und spielten Regel. Der Junge bekam auch Lust und fragte: „Hört ihr, kann ich mit sein?“ „Ja, wenn du Geld hast.“ „Geld genug,“ antwortete er, „aber eure Kugeln sind nicht recht rund?“ Da nahm er sie, setzte sie in die Drehbank, und drehte sie rund. „Jetzt werden sie besser schüppeln,“ sprach er, „heida! nun geht's lustig!“ Er spielte mit und verlor etwas von seinem Geld; als es aber zwölf Uhr schlug, war alles vor seinen Augen verschwunden, und er legte sich nieder und schlief ruhig ein. Am andern Morgen kam der König und wollte sich erkundigen: „Wie ist dir diesmal gegangen?“ fragte

er. „Ich habe gefegelt,“ antwortete er, „und ein paar Heller verloren.“ „Hat dir denn nicht gegruselt?“ — „Ei was,“ sprach er, „lustig hab ich mich gemacht; wenn ich nur wüßte, was das Gruseln wäre!“

In der dritten Nacht setzte er sich wieder auf seine Bank, und sprach ganz verdrießlich: „Wenn es mir nur gruselte!“ Als es spät ward, kamen sechs große Männer, und brachten eine Todtenlade hereingetragen. Da sprach er: „Ha ha! das ist gewis mein Betterchen, das erst vor ein paar Tagen gestorben ist,“ winkte mit dem Finger und rief: „Komm Betterchen, komm!“ Sie stellten den Sarg auf die Erde, er aber gieng hinzu und nahm den Deckel ab, da lag ein tochter Mann darin; er fühlte ihm ans Gesicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart,“ sprach er, „ich will Dich ein bißchen wärmen,“ gieng ans Feuer, wärmte seine Hand und legte sie ihm aufs Gesicht, aber der Todte blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, setzte sich ans Feuer, und legte ihn auf seinen Schoß, und rieb ihm die Arme, um ihn zu erwärmen. Als auch das nicht helfen wollte, fiel ihm ein: wenn zwei zusammen im Bett liegen, so wärmen sie sich, brachte ihn ins Bett, deckte ihn zu, und legte sich neben ihn. Ueber ein Weilchen ward auch der Todte warm, und fieng an, sich zu regen. Da sprach der Junge: „Siehst du, Betterchen, hätt ich dich nicht gewärmt!“ Der Todte aber hub an und rief: „Jetzt will ich dich erwürgen.“ „Was,“ sagte er, „ist das mein Dank? nun sollst du wieder in deinen Sarg,“ hub ihn auf, warf ihn hinein und machte den Deckel zu; da kamen die sechs Männer, und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruseln,“ sagte er, „hier lerne ichs mein Lebtag nicht.“

Da trat ein Mann herein, der war größer als alle andern, und sah fürchterlich aus, doch war er schon alt und hatte einen langen weißen Bart, und sprach: „D du Wicht, nun sollst du bald lernen, was gruseln ist, denn du sollst sterben.“ „Nicht so schnell,“ antwortete er, „da muß ich auch dabei sein.“ Sprach der Mann: „Dich will ich schon packen!“ — „Nur sachte, mach dich nicht gar zu breit: so stark wie du bist, bin ich auch, und wohl noch stärker.“ „Das will ich sehen,“ sprach der Alte, „bist du stärker als ich, so will ich dich lassen; komm, wir wollens versuchen.“ Da führte er ihn durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuer, und nahm eine Art, und schlug den einen Ambosß mit einem Schläge in die Erde. „Das kann ich noch besser,“ sprach der Junge, und gieng zu dem andern Ambosß, und der Alte stellte sich neben ihn und wollte zusehen, und sein weißer Bart hieng herab. Da faßte der Junge die Art, und zerspaltete den Ambosß auf einen Hieb, und klemmte den Bart mit hinein. „Nun hab ich dich,“ sprach der Junge, „jetzt ist das Sterben an dir.“ Dann faßte er eine Eisenstange, und schlug auf ihn los, bis der Alte wimmerte und bat, er möchte aufhören, er wolle ihm große Reichtümer geben. Der Junge zog die Art heraus und ließ den Alten

los; der führte ihn wieder ins Schloß zurück, und zeigte ihm im Keller drei Kisten voll Gold. „Davon,“ sprach er, „ist ein Teil den Armen, der andere dem König, der dritte dein.“ Indem schlug es zwölf, und der Geist verschwand, also, daß der Junge im Finstern stand. „Ich werde mir doch heraus helfen können,“ sprach er, tappte herum, suchte den Weg in die Kammer, und schlief bei seinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und sagte: „Nun wirst du gelernt haben, was gruseln ist?“ „Nein,“ antwortete er, „was ist's nur? Mein todter Vetter war da, und ein härtiger Mann ist gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt, aber das Gruseln hat mich keiner gelehrt.“ Der König sprach: „Du hast das Schloß erlöst und sollst meine Tochter heiraten.“ „Das ist all recht gut,“ antwortete er, „aber ich weiß immer noch nicht, was gruseln ist.“

Da ward das Gold gehoben und die Hochzeit gehalten, aber der junge König, so lieb er seine Gemahlin hatte und so vergnügt er war, sagte doch immer: „Wenn mir nur gruselte, wenn mir nur gruselte!“ Das verdroß sie endlich. Ihr Kammermädchen sprach: „Ich will ihm Hilfe schaffen, das Gruseln soll er schon noch lernen.“ Und gieng hinaus, und ließ sich einen großen Eimer voll Gründlinge holen. Und Nachts, als der junge König schlief, mußte seine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kalt Wasser mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herum zappelten. Da wachte er auf und rief: „Ach was gruselt mir, was gruselt mir, liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was gruseln ist.“

125.

Roland Schildträger.

(Von Ludwig Uhland.)

Der König Karl saß einst zu Tisch
zu Aachen mit den Fürsten.

Man stellte Wildpret auf und Fisch
und ließ auch keinen dürsten.

Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
manch rothen, grünen Edelstein
sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
das fehlet uns noch immer.“

Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
ein Riese trägt's im Schilde sein,
tief im Ardennertwalde.“

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Heimon, Naim's von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
die wollten da nicht feiern,

Sie haben Stahlgewand begehrt
und hießen satteln ihre Pferd',
zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater! hört, ich bitte;
Vermeint ihr mich zu jung und schwach,
daß ich mit Riesen fritte,

Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
euch nachzutragen euren Speer
samt eurem guten Schilde.“

Die sechs Genossen ritten bald
vereint nach den Ardennen,
Doch als sie kamen in den Wald,
da thäten sie sich trennen.

Roland ritt hinterm Vater her;
wie wohl ihm war, des Helden Speer,
des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
streiften die kühnen Degen,
Doch fanden sie den Riesen nicht
in Felsen noch Gehegen.

Bur Mittagsstund am vierten Tag
der Herzog Milon schlafen lag
in einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Stralen in dem Wald
die Hirsch und Reh ausscheuchten;

Er sah, es kam von einem Schild,
den trug ein Riese, groß und wild,
vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
im besten Schlaf erwecken?“

Es wachet ja sein gutes Pferd,
es wachet sein Speer, sein Schild und
es wachet Roland, der junge.“ [Schwert,

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffnen,
Die Lanze nahm er in die Hand
und thät den Schild aufraffen.

Herrn Milons Ross bestieg er dann,
und ritt erst sachte durch den Lann,
den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felsenwand,
da sprach der Rief' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
auf solchem Rosse machen?“

Sein Schwert ist zwier so lang als er,
vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
der Schild will ihn erdrücken.“

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
dich reuet noch dein Necken.
Hab ich die Lantsche lang und breit,
kann sie mich besser decken;

Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
muß eins dem andern helfen.“

Der Riese mit der Stange schlug,
auslangend in die Weite,
Jung Roland schwenkte schnell genug
sein Ross noch auf die Seite;

Die Lanz er auf den Riesen schwang,
doch von dem Wunderschilde sprang
auf Roland sie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Hast
das Schwert in beide Hände,
Der Riese nach dem seinen faßt',
er war zu unbehende:

Mit sinkem Hiebe schlug Roland
ihm unterm Schild die linke Hand,
daß Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Muth dahin,
wie ihm der Schild entrißen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
mußt er mit Schmerzen missen.

Dwar lief er gleich dem Schilde nach,
doch Roland in das Knie ihn stach,
daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
hieb ihm das Haupt herunter;
Ein großer Strom von Blute lief
ins tiefe Thal hinunter:

Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach,
und freute sich am Glanze.

Dann barg ers unterm Kleide gut,
und gieng zu einem Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle;

Zurück ritt der jung' Roland,
dahin, wo er den Vater fand
noch schlafend bei der Eiche.

Er legt' sich an des Vaters Seit,
vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:

„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
daß wir den Riesen suchen!“

Sie stiegen auf und eilten sehr,
zu schweifen in der Wilbe,
Roland ritt hinterm Vater her,
mit dessen Speer und Schilde;

Sie kamen bald zu jener Stätt,
wo Roland jüngst gestritten hätt,
der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt',
als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
so er ihm abgehauen,

Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
nur Kumpf und blutge Glieder.

Milon besah den großen Kumpf;
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhaunem Stumpf,
wie mächtig war die Eiche.

Das ist der Riese! frag ich mehr?
verschlafen hab ich Sieg und Ehr,
drum muß ich ewig trauern!“ —

Du Nachen vor dem Schlosse stund
der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund?
sie weilen allzu lange.

Doch seh ich recht, auf Königswort!
so reitet Herzog Heimou dort,
des Riesen Haupt am Speere.“

Herr Heimou ritt in trübem Muth,
und mit gesenktem Spieße
legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
dem König vor die Füße:

„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
und funfzig Schritte weiter lag
des Riesen Kumpf am Boden.“

Bald auch der Erzbischof Turpin
den Riesenhandschuh brachte;
Die ungefüge Hand noch drin,
er zog sie aus und lachte:

„Das ist ein schön Reliquienstück,
ich bring es aus dem Walde zurück,
sah es schon schon zugehauen.“

Der Herzog Rains von Vaterland
kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
ein Waffens stark und lange.

Wohl schwitz ich von dem schweren Druck;
hei! bairisch Bier, ein guter Schluck,
sollt mir gar köstlich munden!“

Graf Richard kam zu Fuß daher,
gieng neben seinem Pferde,
Das trug des Riesen schwere Wehr,
den Harnisch samt dem Schwerte:

„Wer suchen will im wilden Tann,
manch Waffensstück noch finden kann,
ist mir zuviel gewesen.“

Der Graf Garin thät ferne schon
den Schild des Riesen schwingen:
„Der hat den Schild, des ist die Kron,
der wird das Kleinod bringen!“

„Den Schild hab ich, ihr lieben Herrn,
das Kleinod hätt ich gar zu gern!
doch das ist ausgebrochen.“

Dulezt thät man Herrn Milon sehn,
der nach dem Schlosse lenkte;
Er ließ das Kösslein langsam gehn,
das Haupt er traurig senkte.

Roland ritt hinterm Vater her,
und trug ihm seinen starken Speer
zusamt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß
und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
den Zierrath in der Mitten,

Das Riesenkleinod setzt' er ein,
das gab so wunderklaren Schein
als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Glut
im Schilde Milons brannte,
Da rief der König wohlgemuth:
„Heil Milon von Anglante!

Der hat den Riesen übermannt,
ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
das Kleinod ihm entrißen.“

Herr Milon hatte sich gewandt,
sah staunend all die Helle:
„Roland, sag an, du junger Fant,
wer gab dir das, Gefelle!“

„Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
daß ich erschlug den groben Wicht,
derweil ihr eben schließet.“

126.

Das Dromedar.

(Von J. J. Raup. Das Thierreich. Darmstadt 1835. I. Seite 127 ff.)

Das einbuckelichte Kameel, welches man Dromedar nennt, hat nur einen Höcker und ist weniger häßlich, als das mit zwei Buckeln. Es ist häufiger, und über Arabien, Nordafrika, von Aegypten bis nach Mauritien, vom Mittelmeere bis zum Senegal, Abyssinien, Persien, der südlichen Tartarei und Indien verbreitet.

Dieses höchst merkwürdige Thier, welchem der Araber in seiner blumenreichen Sprache mit Recht den Beinamen „Schiff der Wüste“ gegeben hat, ist zur Durchreise der heißen afrikanischen Wüsten unentbehrlich und dem Araber so nothwendig, wie dem Lappländer das Rennthier. Ohne dieß höchst nützliche Geschöpf, welches der Araber als das kostbarste Geschenk des Himmels ansieht, würde man Sandmeere, wie die Sahara, wo das Auge nur eine endlose Fläche Flugandes sieht, nicht durchreisen können, und nur mit dem Dromedar, das wenig frist und viele Tage den Durst bezwingen kann, ist dieses Wagstück möglich. In der frühesten Jugend wird es schon an Entbehrungen aller Art gewöhnt, zum Niederknieen gebracht, und gezwungen, in dieser Lage zu verweilen. Später erhält es eine beträchtliche Last aufgebürdet, die einer noch schwereren Platz macht.

Die meisten dieser Thiere werden zum Lasttragen gebraucht; einiger andern, die sich zu diesen wie Reitpferde zu Lastpferden verhalten und Maherri genannt werden, bedient man sich nur zum Reiten. Der Araber sitzt oben auf seinem Höcker und ist mit einer Klinte, Lanze, Peise und anderem Geräthe versehen. Der Maherri läuft gewöhnlich nur zwanzig Stunden; allein angetrieben legt er auch sechszig Stunden zurück. Sonnini erzählt, daß ein Beduinen-Araber die Reise von Kairo in Aegypten bis Mekka in fünf Tagen zurücklegte, ein Weg von vierhundert Stunden, wozu die Pilgrims-Karavanen mehr als dreißig Tage nöthig haben; er machte mithin achtzig Stunden in einem Tage. Die Sättel der Dromedare sind in der

Mitte hohl, und haben an den beiden Bogen ein Stück rundes, wagrecht gestelltes Holz, an welchem der Reiter sich fest hält. Lange, an den Seiten herabhängende Beutel mit einiger Nahrung für den Reiter und das Kameel, ein Schlauch Wasser und ein lederner Gurt zur Peitsche ist das ganze Geräth. Der gewöhnliche Gang ist ein weites Traben, wobei sie den Kopf und den Schwanz in die Höhe richten. Für jeden Ungeübten ist diese Art zu reisen höchst beschwerlich: die Hände schwellen an und schmerzen, die Schultern werden wie zerbrochen, dabei stellt sich der heftigste Kopfschmerz ein durch die beständige Erschütterung, denn das Thier hat einen schweren Tritt; auch lebt der Reiter in Furcht, von dem hohen Sitze das Gleichgewicht zu verlieren und hinunter zu stürzen, und die Schnelligkeit des Laufs in der glühenden Luft soll ihm fast den Athem nehmen. Zu den Unbequemlichkeiten sind noch ferner die Wangen und anderes Ungeziefer zu zählen, welche sich auf dem Höcker aufhalten, und wenn die Dromedare sich beim Eintritt in eine Stadt drängen, wird die Sorge um die Existenz des Reiters noch größer.

Alle Kameele lieben Musik, und scheinen an der menschlichen Stimme Wohlgefallen zu haben; der Araber, wenn er einen starken Marsch machen will, feuert sie durch Gesang an, der mehr auf sie wirken soll, als alle Schläge; auch sollen sie, nach den Zeugnissen einiger Reisenden, langsamer und rascher gehen, je nach dem langsameren oder schnelleren Takt des Gesanges. Werden sie überladen, so steigen sie nicht eher auf, als bis die Bürde erleichtert ist. Sie sind äußerst mäßig, und zur Zeit der Noth ist, nach eines Reisenden Versicherung, ein alter Weidenkorb ein ganz gutes Essen. Haben sie jedoch reiche Weide, so suchen sie nur die besten Gräser. Auf langen Reisen füttert man sie mit etwas Gerste, Bohnen, Datteln oder mit Kugeln von Weizenmehl.

Die köstlichste und nothwendigste Eigenschaft dieses Thieres ist die, daß es viele Tage ohne Beschwerde das Wasser entbehren kann, und dieß allein macht es zu dem nützlichen, für den Araber unentbehrlichen Geschöpf. Hat es lange gedürstet, so wittert es hoch in der Luft, um in weiter Ferne eine Quelle zu entdecken, und verdoppelt seine Schritte, um dahin zu gelangen und den brennenden Durst zu löschen, welcher es jedoch weniger plagt, als seinen Herrn. Hat es zwölf bis zwanzig Tage nicht getrunken, dann ist es aber auch im Stande, zwei Tonnen oder 240 Flaschen Wasser zu sich zu nehmen, sonst freilich nicht so viel. Wenn daher eine Karavane von dreihundert Stück Kameelen an eine der dürftigen Quellen der Wüste kommt, wo nur eins nach dem andern saufen kann, so währt es wohl drei Tage, bis alle ihren Durst gelöscht haben. Ist jedoch eine solche Quelle, welche die Führer der Karavanen kennen, versiegt, und sind die Wasserschlänche geleert,

so treibt die Noth den Menschen, ein Kameel oder mehrere zu schlachten, um das im Pansen befindliche Wasser zu erhalten und dem verzehrenden grim- migen Durste nicht zu unterliegen. Man weiß nicht, ob sich das Wasser in den Zellen erzeugt, oder von dem getrunkenen zurückbleibt. Dieses Wasser, welches Einige als klar, hell und erquickend beschreiben, schildern Andere als bitter, warm und noch gemischt mit unverdaulichem Futter: um es trinkbar zu machen, muß es durch ein Tuch geschlagen werden.

Ehe noch die Wüste endigt, öfters schon zwei Tage vorher, erheben die Thiere ihre Köpfe, wittern die in weiter Ferne gelegenen Weiden und Quel- len; und verdoppeln ihre Schritte, sie zu erreichen.

Das Kameel wird mit den Knie- und Brustschwelen geboren, ist erst im fünften Jahre erwachsen, und kann fünfzig Jahre alt werden. Es schläft auf den Knien und ruht auf diesen und den Brustschwelen. Seine Augen sollen im Schlafe offen bleiben. Es ist wachsam und wird durch das geringste Geräusch erweckt.

Auch zum Krieg wird dasselbe gebraucht, denn die Perser haben abge- richtete Kameele, welche kleine Kanonen auf ihrem Rücken tragen und bei jedem Schusse stille stehen und den Kopf senken.

Die Araber bewahren das Fleisch der jungen Dromedare in Gefäßen auf, indem sie es mit Fett übergießen. Aus der fetten, bläulichen, ohne Zu- satz von Wasser nicht genießbaren Milch wird Butter und Käse bereitet. Aus den groben Haaren werden Decken und Kleider gemacht; selbst der Mist wird in diesen von allem Holz entblößten Gegenden zum einzigen Brenn- material verwendet.

127.

Das Fräulein Luft und Junker Duft.

(Von Friedrich Rückert)

ES kam das zarte Fräulein Luft
vom Himmel her entstiegen,
und sah in Blumenwiegen
den zarten Knaben liegen,
den zarten Knaben Duft.

Da rief das zarte Fräulein Luft
und ließ sein Stimmlein fliegen:
Zu dir komm ich gestiegen,
wie lange willst du liegen
in deiner stummen Gruft?

Da sprach der zarte Knabe Duft,
der bis daher geschwiegen,
still blieb er dabei liegen
in seiner sanften Wiegen,
und sprach: Wer ist's, der ruft?

Ich bin das edle Fräulein Luft,
es sei dir nicht verschwiegen;
ich, die kann gehn und fliegen
und mich auf Flügeln wiegen,
ich bins, mein Junker Duft.

Ich will, o süßer Junker Dufst,
aus deinen eignen Wiegen
will ich dich lehren fliegen,
und Flügel sollst du kriegen
wie ich, das Fräulein Luft.

Da sträubte sich der Knabe Dufst,
da gieng es an ein Kriegen:
es stritten um die Wiegen,
darin er wollte liegen,
sich Dufst und Fräulein Luft.

Da wehrte noch der kleine Schuft
so streng sich und gebiegen,
er mußte doch erliegen,
es wußt ihn zu besiegen
das starke Fräulein Luft.

In Blättlein, hoch und tief gestuft,
wie er sich möchte schmiegen,
sie wußte sich zu biegen
und ihn hervor zu kriegen
aus der geheimen Schluft.

Hinflogen freudig Dufst und Luft;
und es ist uns verschwiegen,
ob sie zum Himmel fliegen,
ob noch zusammen fliegen,
durch Feld und Wald und Klust.

128.

Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

(Von S. B. Sebel.)

Hat jede Gegend ihr Liebes, so hat sie auch ihr Leides, und wer manchmal erfährt, was an andern Orten geschieht, findet wohl Ursache, zufrieden zu sein mit seiner Heimat. Hat zum Beispiel die Schweiz viel herdenreiche Alpen, Käse und Butter und Freiheit, so hat sie auch Lavinen. Der zwölfte Dezember des Jahres 1809 brachte für die hohen Bergthäler dieses Landes eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen.“ Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer, frisch gefallener Schnee. Der zwölfte Dezember brachte Thauwind und Sturm. Da dachte Jedermann an großes Unglück und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübnis und Angst für die Armen, die es treffen werde, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf,“ und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rissen sich auf einmal und an allen Orten von den Firnen der höchsten Berge die Lavinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Losen und Krachen über die langen Halben herab, wurden immer größer und größer, schoßen immer schneller, toseten und frachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor sich und so durcheinander, daß im Sturm, noch ehe die Lavine ankam, ganze Wälder zusammenfrachten und Ställe, Scheuern und Waldungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lavinen sich in den Thälern niederstürzten, da wurden stundenlange Strecken,

mit allen Wohngebäuden, die darauf stunden, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander hauseten, war auf dem Dach, das hinten an den Berg anstößt, und dachte: „Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen, und alles eben machen, auf daß, wenn die Lavine kommt, sie über das Häuslein wegfahre, daß wir vielleicht“ — und als er sagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen“, da führte ihn der plötzliche Windbraus, der vor der Lavine hergeht, vom Dach hinweg und hielt ihn schwebend in der Luft wie einen Vogel über einem entsetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war, in die unermessliche Tiefe hinab zu stürzen, und wäre seines Gebeins nimmer gefunden worden, da streifte die Lavine an ihm vorbei und warf ihn seitwärts an eine Halde. Er sagt, es habe ihm nicht wohl gethan, aber in der Betäubung umflammerte er noch einen Baum, an dem er sich fest hielt, bis Alles vorüber war, und kam glücklich davon, und gieng wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war. Da konnte man wohl auch sagen: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu seinen Boten, und die Lavinen, daß sie seine Befehle ausrichten.“

Anderß gieng es in Sturnen, ebenfalls im Kanton Uri. Nach dem Abendsegen sagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind.“ Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lavinen, und während sie noch beteten, stürzte plötzlich der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweggeführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgesetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er; als er aber den andern Morgen mit unmenschlicher Anstrengung sich hervorgegraben, und die Stätte seiner Wohnung wieder erreicht hatte, und sehen wollte, was aus den Seinigen geworden sei: barmherziger Himmel! da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängstlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grab, die Stimme seines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er sie glücklich und unbeschädigt hervorgegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben,“ rief ein Kind, „aber ich kann nicht heraus.“ Nun arbeiteten Vater und Mutter noch einmal, und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm abgebrochen. Da

ward ihr Herz mit Freuden und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen floßen Thränen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Kanton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerißen, und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lavine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antlitz. Als die Mutter halb nackt umherschaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Retter selbst war ohnmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee, und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da sagte die Mutter: „Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen beten, und uns dem Willen Gottes überlassen.“ Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zusprach, und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine vierzehntägige Kindbetterin, und sie sank, mit dem theuern Leichnam ihres Kindes in dem Schoß, ebenfalls leblos darnieder. Die andere eilfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie todt waren, drückte ihnen alsdann, ehe sie auf ihre eigene Rettung bedacht war, mit stummem Schmerz die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen herauf, und kam gegen Mitternacht endlich in ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen, und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz, in allen Bergkantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwiz, Graubünden, sind in Einer Nacht, und fast in der nämlichen Stunde, durch die Lavinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehherden mit ihren Ställen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt, und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie ins Thal gestürzt sind, oder die Bäume lagen übereinander zerschmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Kanton Uri fast mit Einem Schlag eilf Personen unter dem Schnee begraben worden, und sind nimmer auferstanden, gegen dreißig Häuser und mehr als einhundert und funfzig Heuställe zerstört und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man wußte nicht, auf wie vielmal hunderttausend Gulden man sollte den Schaden berechnen, ohne die verlorenen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder eines frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

Gottes Lob.

(Von Clemens Brentano.)

Kein Thierlein ist auf Erden
dir, lieber Gott, zu klein,
Du ließ'st sie alle werden
und alle sind sie dein.

Das Vöglein in den Lüften
singt dir aus voller Brust,
Die Schlange in den Klüften
zischt dir in Lebenslust.

Die Fischlein, die da schwimmen,
sind, Herr, vor dir nicht stumm,
Du hörst ihre Stimmen,
vor dir kommt keines um.

Vor dir tanzt in der Sonne
der kleine Mückenschwarm,
Zum Dank für Lebenswonne
ist keins zu klein und arm.

Sonn, Mond gehn auf und unter
in deinem Gnadenreich,
Und alle deine Wunder
sind sich an Größe gleich.

Kein Sperling fällt vom Dache
ohn dich, vom Haupt kein Haar:
O teurer Vater, wache
bei uns auch in Gefahr.

Bu dir, zu dir
ruft Mensch und Thier,
Der Vogel dir singt
das Fischlein dir springt.

Die Biene dir summt,
der Käfer dir brummt,
Auch pfeifet dir das Mäuslein klein:
Herr Gott, du sollst gelobet sein.

Von der Geschichte unseres festen Erdkörpers.

(Von G. H. Schubert. Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen, 1839. S. 1. ff.)

Mit Recht haben mehrere weise Männer die große, schöne Natur um uns her, mit ihren Sternen, Bergen, Blumen und vielerlei Thieren, auch ein großes Buch Gottes für den Menschen genannt, das nur statt der Buchstaben, worinnen die heilige Schrift verfaßt ist, in lauter Gestalten geschrieben sei. Auf jedem Blatte dieses großen Naturbuches steht auch von der Liebe Gottes zu den Menschen und zu allen seinen Geschöpfen geschrieben; eben so wie in der heiligen Schrift auf jedem Blatte von Gottes Weisheit und Größe.

Eigentlich ist freilich jedes kleine Thier und jedes kleine Pflänzchen, wenn man seinen innern Bau und seine ganze Lebensart betrachtet, ein eben so wundervolles Werk und Zeugnis von Gottes Güte und unendlicher Allmacht, als das ganze schöne Weltgebäude und unsere große Erde. Aber der Mensch bewundert gewöhnlich doch das mehr, was als recht ungeheuer groß und gewaltig ins Auge fällt, und sieht erst nachher ein, daß er dieselben Wunder, die er dort im Großen anstaunte, auch im Kleinen bei und um sich hat. Wir wollen uns hier mit etwas recht Großem, mächtig ins Auge

Fallendem, mit der festen Erdmasse, beschäftigen, auf welcher dem Menschen und der ganzen ihn umgebenden Natur ihre Wohnstätte bereitet ist.

Tief ist der Mensch freilich noch nicht in die feste Erdrinde eingedrungen, die er bewohnt. Denn obgleich die tiefsten Bergschächte in Tyrol und Böhmen über 1500 Ellen, und also gegen zwölfmal so tief hinunter in die Erde giengen, als die großen Thürme in Nürnberg hoch sind, oder siebenmal so tief, als der große Turm in Straßburg: so ist das doch wie gar nichts zu rechnen gegen die Dicke unseres Erdkörpers von seiner Oberfläche bis zu seinem Mittelpunkte. Denn diese Dicke beträgt über zehn Millionen Ellen, oder 82,000 mal die Höhe der großen Nürnberger Thürme, und 47,000 mal die Höhe des Straßburger Münster-Turmes, (jene zu 123, diese zu 220 Ellen gerechnet).

Dagegen ist die Höhe, auf welche der Mensch hier auf seiner lieben Erdoberfläche aus seinen Thälern und Ebenen hinaufgestiegen ist, schon ungleich beträchtlicher, und obgleich wir auf unserer Erde keine so gar hohen Berge kennen, wie auf dem Planeten Venus, wo es nach den Messungen der Astronomen welche gibt, die fünfmal so hoch sind wie unsere höchsten; so ist doch schon der schöne Dertelerberg in Tyrol über 6000 Ellen, mithin gegen vierzig mal so hoch, als die Sebalder Thürme in Nürnberg, und über siebenundzwanzigmal so hoch als der in Straßburg; und der Chimborasso in Amerika ist noch um etliche tausend Ellen höher, ja der Dhaulagiri-Berg in Asien ist mehr als noch einmal so hoch, als der Dertelerberg, denn sein Gipfel reicht mehr als 13,000 Ellen hoch über die Meeresfläche hinauf.

Wenn man nun alles das, was den Menschen bei ihrem Hinabgraben in die Tiefe, welches freilich wegen des immer hinunterbringenden Wassers und wegen der da unten verdorbenen Luft gar schwer ist, bekannt geworden, zusammen nimmt, und dann mit dem vergleicht, was die Naturforscher beim Hinaufsteigen auf die höchsten Berge gefunden haben, so hat man Alles beisammen, was wir über den Bau des festen Erdkörpers bis jetzt wissen. Dieß besteht ungefähr in Folgendem:

Tief unter der Erdoberfläche, auf der wir wohnen, scheint es große Weitungen zu geben, die wohl meistens mit Wasser ausgefüllt sein mögen. Denn bei starken Erdbeben, wie sie zuweilen in Asien und auch bei uns in Europa und Amerika zugleich waren, hat sich die Erschütterung öfters fast zur nämlichen Zeit über eine Strecke von mehreren tausend Meilen, zum Beispiel im Jahre 1755 von Lissabon bis hinüber nach Amerika, verbreitet. Das ließe sich wohl nicht erklären, wenn man das Innere der Erde, von der Oberfläche hinein, als eine ganz dichte Masse ohne alle Höhlungen annehmen wollte; leichter aber, wenn man sich in der Tiefe Weitungen denkt, die mit Wasser angefüllt und untereinander im Zusammenhange sind, wodurch sich dann

die Erschütterung von einer zur andern fortpflanzen muß. Manche solche Höhlen sind auch leer, und so weit nach oben gelegen, daß man zuweilen gar hineinsteigen und ihr Inwendiges betrachten kann. Da sind nun freilich die Höhlen, die wir in unserem deutschen Vaterlande haben, wie die Baumanns- und Bielsöhle am Harz, oder die um Ruggendorf in Franken, noch lange nicht die größten. Selbst jene, Meilen weit sich fortsetzenden unterirdischen Gewölbe, zu denen die Abelsberger Grotte bei Triest und die Höhle des Cintragebirges in Estremadura gehört, sind noch nicht die größten, die man auf der Erde kennt, sondern schon Norwegen und die genauer bekannten Gegenden von Nordamerika haben Höhlen von unvergleichbar viel mächtigerem Umfange aufzuweisen. In einer solchen Weitung der Tiefe verlor sich im Jahr 1344 plötzlich der wasserreiche Fluß Gaule in Norwegen, und es dauerte mehrere Tage, bis er die Räume derselben erfüllt hatte, und an der Oberfläche wieder hervorbrechen konnte. In eine solche Weitung versank im Jahr 1702 unweit Fridrichshall in Norwegen der Hof Borge mit dem ganzen zu ihm gehörigen Flächenraum, und das benachbarte Felsengebirge enthält Oeffnungen, welche zu unergründbar tiefen Räumen führen. Die Höhle Dolsten auf dem Norwegischen Sundmör scheint sich unter das Felsenbette des Meeres fortzusetzen, und endigt an unzugänglichen Abgründen. In Nordamerika hat noch Niemand den Umfang der mächtig weiten unterirdischen Gewölbe überblickt, - die sich im Gebiet von Warren County in Kentucky eröffnen. Neunzehn Stunden lang hatte Ward diese Weitungen, deren viele er, wegen ihrer ungeheuren Ausdehnung, mit Städten verglich, durchwandelt, ohne das Ende zu erreichen; die größte der Weitungen ist sechs englische Meilen vom Eingang entfernt. Und dennoch erscheinen die Höhlen, in welche der Mensch einzubringen vermag, meist nur als das obere Geschloß der großen, damit zusammenhängenden Räume, die ihm die Tiefe verbirgt. In dieser unbekanntem Tiefe braust der Wasserfall der Höhle bei Livingston, in welcher Baker mit seiner Familie sich verirrt hatte, so daß er erst nach mehreren Tagen einen der beiden mächtig großen Ausgängen wieder fand; in diese Tiefen stürzen die Wasser der Castletons- und Paolsöhle in England hinab.

In der Tiefe der Erde muß aber auch, wenigstens an manchen Orten, Feuer oder sonst eine Ursache wirksam sein, welche große Wärme hervorbringt. Denn wenn man in manche Bergschächte in England, die zum Teil unter den Meeresgrund hinabreichen, oder in die Bergschächte vieler andern Länder der Erde hinuntersteigt, findet man da nicht bloß die gewöhnliche Wärme, die die Keller im Winter haben und die nur daher kommt, daß die Kälte der Luft dahin nicht so eindringen kann, sondern eine andere selbständige Wärme, die immer zunimmt, je tiefer man hinabkommt, und die ihre

Ursache tief unter der Erdoberfläche haben muß. Die Erde selbst muß von innen heraus, außer dem, was die Sonne thut, Wärme verbreiten können, daher grünet und wächst das Gras in Finnmarken tief unter dem Schnee fort.

Die feurigen und geschmolzenen Massen, welche die feuerspeienden Berge auswerfen, müssen auch aus einer sehr großen Tiefe heraufkommen, und wahrscheinlich wohl eben daher, wo jene von unten herauf bringende Wärme herkommt. Der berühmte Reisende A. von Humboldt hat in einen gerade damals ganz ruhigen Schlund eines feuerspeienden Berges hinuntergesehen. Da erblickte er in einer ungeheuren Tiefe, unten, in einer weiten Höhlung, drei unterirdische Bergspitzen, aus denen oben Feuer und Rauch herausdrangen. Auch im Aetna sieht man, wenn er ganz ruhig ist, in der Tiefe unten das Feuer beständig aufwallen, die Lavamasse wie ein siedendes Wasser immer heraufkochen und wieder niederstinken. Aber der eigentliche Ort, von wo diese geschmolzenen Massen emporbringen, muß von der Stelle, die man dort sehen kann, wohl noch Meilen weit entfernt liegen. Denn ehe der Vesuv oder Aetna zu speien anfangen, wird Meilen weit davon das Meer unten an seinem Grunde ganz siedwarm, so daß auch die dort liegenden eisernen Schiffsanker sehr heiß werden, und die Fische vom Grunde heraufkommen in die Nähe des Ufers, wo sie dann oft in gar großer Menge gefangen werden.

Daß der eigentliche Herd der Vulkane sehr tief und weit entfernt sein müsse, zeigen die öfters dreißig Meilen weit gehenden Erdbeben, die bei solchen Ausbrüchen statt finden. Ueberhaupt sind alle die Erscheinungen, die bei großen vulkanischen Ausbrüchen vorkommen, sehr gewaltig und merkwürdig. Die Luft wird oft, bei denen auf Island, auf dreißig Meilen weit umher so finster, daß man bei Tage Licht anzünden muß; auf das unterirdische Brüllen und auf das Beben der Erde folgen dann berghohe Rauch- und Feuersäulen. Dabei scheint auch der Himmel in der Gegend des feuerspeienden Berges in Feuer zu stehen; Blitze fahren aus den Wolken hinunter nach dem brennenden Schlunde, und Blitze fahren aus diesem hinauf, öfters so gewaltig, daß sie bei den Ausbrüchen des Katlegiaa auf Island Felsen durchbohrten, und in einem eiliche Meilen weit entfernten Bauernhose die Pferde im Stalle tödteten. Regengüsse stürzen nieder und machen die aufgeworfene Asche zu einem Schlammstrom, wie denn ein solcher im Jahr 79 nach Christo in der Nähe des Vesuvs zwei Städte begrub, die man erst im vorigen Jahrhundert wieder zum Teil ausgegraben hat.

Die geschmolzene Materie, die nach oder bei solchen Ausbrüchen aus den Bergen herausfließt, nennt man Lava; sie ist öfters, wie zum Beispiel 1783 auf Island, in einer solchen Masse ausgefloßen, daß sie, wenn man sie zusammen nehmen könnte, ganze hohe Berge geben würde. Manche Vulkane, die Anfangs fast auf ebenem Boden ihre Oeffnungen hatten, haben sich

aus jenen geschmolzenen und ungeschmolzenen ausgeworfenen Materien nach und nach einen hohen Berg aufgebaut. Zuweilen ist auch die herausfließende Masse ein weicher, wäſſriger, heißer Schlamm, der erst nach und nach hart wird.

Ein Teil der Quellen, besonders die heißen, mögen wohl auch aus großer Tiefe heraufkommen, in der Gestalt von Dämpfen, die aber, wo es oben kälter wird, zu Wasser werden. Die meisten Quellen entstehen jedoch dadurch, daß die kalten, dichten, hoch in die kühle Luft hinaufreichenden oder waldbewachsenen Berge (denn ein im Schatten stehender Stein fühlt sich auch im Sommer viel kälter an, als ein Stück Holz oder als die Luft) die Wolken und Wasserdämpfe aus der Luft an sich ziehen, eben so wie ein Stein oder Spiegel, die man im Winter aus der Kälte hineinbringt in die warme Stube, und die beide feucht werden. Das Wasser läuft dann an den Wänden der Bergriſen hinunter und fließt unten als Quelle heraus.

Es gibt gar viele Quellen, die Salz-, andere, die Eisen- oder Schwefel- teile in sich haben. Es gibt auch Quellen, wie zum Beispiel den Bullenborn im Paderbornischen, die abwechselnd in regelmäßigen Zwischenzeiten Wasser in Menge ausströmen, dann wieder damit einhalten.

Die Quellen laufen zu Bächen zusammen, diese zu Flüssen, die Flüſſe vereinigen sich zu Strömen, und diese gehen am Ende ins Meer. Dieses verdeckt uns nun freilich mit seinem Gewässer, das an manchen Orten wohl eben so tief sein mag, als die höchsten Berge hoch sind, fast drei Viertel von unserer Erdoberfläche. Aber unten im Meeresgrund ist wieder dieselbe Abwechslung von Höhen und Tiefen, von ganzen Bergzügen und Thälern, wie auf dem festen Lande. Man sieht dieses, wo sich solche unter dem Wasser gelegenen Berge bis hinan an die Oberfläche desselben erheben, mit bloßen Augen, oder die Schiffleute fühlen es und bemerken es mit ihren Ankern. Und da zum Beispiel der große feuerspielende Berg Awatſcha auf Kamtschatka im Jahr 1737 einen Ausbruch machte, da trat das Meer meilenweit vom Ufer zurück, und die auf die Höhen geflüchteten Bewohner der Küsten sahen mit Schrecken in seine grause Tiefe, in seine Berge und Thäler, die nun aufgedeckt da lagen, hinein. Aber gleich darauf kam das Meer wieder, und trat nun mit solcher Gewalt über das Ufer hinüber, daß es bis zu neunzig Ellen Höhe hinaufstieg und viele ziemlich weit landeinwärts stehende Häuser und Bäume wegriß und wegspülte.

Wenn daher auf einmal das Meer abgelassen werden könnte, würde es in seiner Tiefe auch nicht viel anders aussehen, als auf vielen Stellen unserer Erdoberfläche. Wir würden da große, lange Sandflächen, und Berge von Kalk und Gyps sehen, die sich aus dem anfänglichen Gewässer gebildet haben; alle untermischt mit häufigen Muscheln und andern Seethier-Ueberresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß

sie auch einmal alle unter Wasser gestanden, ja, daß sie in einem großen Meere und unter einem großen Meere gebildet worden sind. Denn viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel- und Seethier-Ueberresten, und auf manchen Bergen von Neuhoolland, die sehr hoch sind und jetzt viele Meilen weit vom Meere landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Corallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlassen worden, von dem er einmal Jahrhunderte lang bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Aehnliches zu beobachten. Auch in und auf unsern Kalkbergen findet man Corallenarten und Muscheln, die nur im Meer gelebt haben und gewachsen sein können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit hindurch Wasser darüber geflutet haben muß, und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stand.

Manche Naturforscher glauben, das Meer sei nach und nach kleiner geworden, und nehme noch jetzt ab. Denn einige Städte an der Ostsee und am Mittelmeere sollen wirklich nach alten Aussagen und Zeugnissen ehemals näher am Meere gelegen sein als jetzt. Das Meer soll sich schon seit Menschengedenken hier und da gesenkt haben, daß die Zeichen, die man vor etwa sechszig Jahren an Felsenklippen eingehauen, gerade an der Stelle, zu der das Meer damals hinaufreichte, jetzt schon ziemlich weit darüber herausragen. Aber andere, und eben so gründliche Naturforscher haben bewiesen, daß dieß nur an manchen Meeren und an manchen Orten so erscheine, daß aber das Meer seit Jahrtausenden weder um ein Merkliches angewachsen sei, noch auch abgenommen habe.

Es muß also jene große Veränderung, wodurch viele unserer Länder und Berge vom Meere, unter dem sie vorher standen, verlassen und nun zum festen Lande wurden, auf einmal gekommen sein. Ueberhaupt ist das nicht die einzige Veränderung, die mit unserm Erdboden vorgegangen sein muß. Bei Cannstadt im Württembergischen, bei Burgtonna in Thüringen und in gar verschiedenen Gegenden von Deutschland, zum Beispiel im Braunschweigischen und Hannöverschen, dann auch in Frankreich, ja sogar in dem kalten Sibirien, hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, von Nashörnern und andern solchen Thieren herkamen, welche nur in sehr heißen Ländern leben können. Dabei auch an den nämlichen Orten Palmen, Bambusröhre und andere Gewächse aus warmen Ländern. Diese Thiere und Pflanzen, die oft mit einander, wie noch in ihrem jetzigen Vaterlande, zusammen vorkommen, müssen einmal in jenen jetzt so kalten Ländern, eben so wie im nördlichen Amerika, wo man sie auch findet, gelebt haben. Es muß also da einmal viel wärmer gewesen sein, als es jetzt ist.

Wie es nun damit zugegangen und wodurch eine solche Veränderung entstanden sei, das wissen die Gelehrten selber nicht, wie sie denn überhaupt gar vieles nicht wissen. Die heilige Schrift aber und die Sagen vieler Völker in Europa, Asien und Amerika, erzählen uns von einer großen Flut, von der Sündflut, die über den ganzen Erdboden kam und seine höchsten Berge bedeckte, und wobei fast alle damals auf der Erde lebenden Wesen zu Grunde giengen. Und an eine solche Flut, nach deren Verlauf die Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt erhielt und ihr jetziges Klima, muß man glauben, wenn man allen Zeugnissen der Natur nicht geradezu ins Angesicht widersprechen will. Ein Teil des damaligen festen Landes scheint (wie noch jetzt einzelne Inseln) ins Meer versunken zu sein; ein Teil des Meergrundes ist dabei zum trocknen Lande geworden.

Zwar führen nicht alle Berge solche Muscheln oder Seegewächse oder Salz bei sich, woraus man schließen könnte, daß sie ehemals Meeresgrund gewesen wären, aber alle, auch die, bei denen das nicht der Fall ist, sind offenbar (bis auf die wenigen aus vulkanischem Feuer erzeugten) aus dem Wasser und im Wasser gebildet. Und das sagt uns auch die heilige Schrift, die, sobald man nur die Natur recht genau ansieht, auch in solchen Dingen immer Recht behält, und auch ewig Wahrheit bleiben wird. Die Gebirge, die keine Muscheln, keine Steinkohlen und keine Salze enthalten, heißt man Urgebirge. Sie haben sich, wie man das an manchen Orten in Norwegen, in Südthrol und in der Schweiz sehen kann, auch noch zu einer Zeit gebildet, wo es schon ein belebtes Meer gab, und haben sich zum Teil über Lagen und zwischen Lagen erzeugt, in denen Seegeschöpfe eingeschlossen sind (woraus eben folgt, daß auch die Urgebirge in dem Elemente entstanden, worin solche Wesen leben können, nämlich im Wasser). Sie finden sich meist nur an den höchsten Stellen der Erde, und aus ihnen werden die meisten Erze: Zinn, Silber, Gold, Blei, Kupfer und Eisen, gewonnen. Man findet diese größtentheils in sogenannten Gängen, welche man allerdings öfters mit ehemaligen Spalten in den Gebirgen vergleichen kann, die sich durch die hineingefloßenen Erzmassen ausgefüllt haben.

Die Gebirge, welche hauptsächlich aus Kalk, aus Sandstein, aus Gyps bestehen, welche viele Muscheln und Steinkohlen und auch Salz in sich führen, und noch andere Eigenschaften haben, die hier nicht weiter beschrieben werden können, nennt man Flözgebirge. Diese enthalten zwar im Allgemeinen nicht so viel Erze als die Urgebirge, doch an manchen Orten einen sehr kupferreichen Schiefer, und auch anderwärts etwas Blei, Galmei und vieles Eisen.

Den losen Sand, Lehm, Lösserthon, die in unsern Ebenen und Thälern liegen, nennt man aufgeschwemmtes Land. Da findet man, außer eben diesem

Lehm und Töpferthon, und außer Braunkohlen, nicht viel Besonderes. Ueber allen diesen Gebirgsarten liegt dann die Damm- oder Gartenerde.

131.

Die Erde.

(Aus dem Rosenthal von Samuel v. Butschky.)

Die Erde ist das unterste Element und unser Aller Mutter, das Wirtshaus, in welchem wir unser Leben verschließen, das Grab und die Ruhestatt unserer Arbeit. Die Erde ist also der Anfang, der Fortgang und der Ausgang unseres Lebens, welche von viel tausend Jahren her viel tausend Geschlechter des Menschen auf ihrem Rücken getragen, verschlungen, hervorgebracht, und ist bereit, auf solches ihr Werk zu beharren und ihre Bürden zu verschlingen. Also wandert die lebendige Erde auf der todtten Erde, bis endlich eine mit der andern vermengt wird.

Wann ich nun die Erde anschau, so gedenk ich, daß ich davon genommen bin, und gleich allen Menschen wieder zu Erde werden muß. Es ist eine mütterliche Begünstigung, daß mich die Erde trägt, ernähret und meinen Leib zu ihr nehmen wird; aber noch eine größere Gunst erweist sie mir, indem sie mich stillschweigend des Todes erinnert, und lehret, daß zwar der Leib irdisch, meine Seele aber himmlisch sei.

132.

Morgenlied.

(Von M. A. Buchner. Anfang des 17. Jahrhunderts.)

Der schöne Tag bricht an,
die Nacht ist abgethan,
Die Finsternis vergangen:
laß uns dein Licht umfassen,
Du, unsre Sonn und Leben,
der Welt zum Heil gegeben!

Laß uns in deiner Hut
das thun, was recht und gut,
Und stets als Kinder leben,
die dir sich ganz ergeben,
In deinen Wegen gehen
und fest im Glauben stehen.

Befällt uns Kreuz und Noth,
so hilf, du treuer Gott,
Daß wir in allen Stücken
uns drein geduldig schicken,
Denn dir nicht widerstreben
ist ja das beste Leben.

Gib Speis und Trank dem Leib,
daß er bei Kräften bleib,
Und soll die Seele scheiden,
so seis zu deinen Freuden,
Daß wir auf deinen Namen
getrost hinfahren. Amen!

Die weiße Schlange.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Es ist nun schon lange her, da lebte ein König, dessen Weisheit im ganzen Lande berühmt war. Nichts blieb ihm unbekannt, und es war, als ob ihm Nachricht von den verborgensten Dingen durch die Luft zugetragen würde. Er hatte aber eine seltsame Sitte. Jeden Mittag, wenn von der Tafel alles abgetragen und niemand mehr zugegen war, mußte ein vertrauter Diener noch eine Schüssel bringen. Sie war aber zugedeckt, und der Diener wußte selbst nicht, was darin lag, und kein Mensch wußte es, denn der König deckte sie nicht eher auf und aß nicht davon, bis er ganz allein war. Das hatte schon lange Zeit gedauert, da überkam eines Tages den Diener, als er die Schüssel wieder wegtrug, die Neugierde so heftig, daß er nicht widerstehen konnte, sondern die Schüssel in seine Kammer brachte. Er verschloß die Thüre sorgfältig, hub den Deckel auf, und da sah er, daß eine weiße Schlange darin lag. Bei ihrem Anblick konnte er die Luft nicht zurückhalten, sie zu kosten; er schnitt ein Stückchen davon ab und steckte es in den Mund. Kaum aber hatte es seine Zunge berührt, so hörte er vor seinem Fenster ein seltsames Gewisper von feinen Stimmen. Er gieng und horchte, da merkte er, daß es die Sperlinge waren, die mit einander sprachen und sich allerlei erzählten, was sie im Felde und Walde gesehen hatten. Der Genuß der Schlange hatte ihm die Fähigkeit verliehen, die Sprache der Thiere zu verstehen.

Nun trug es sich zu, daß gerade an diesem Tage der Königin ihr schönster Ring fort kam, und auf den vertrauten Diener, der überall Zugang hatte, der Verdacht fiel, er habe ihn gestohlen. Der König ließ ihn vor sich kommen, und drohte ihm unter heftigen Scheltworten: wenn er bis Morgen den Thäter nicht zu nennen wisse, so sollte er dafür angesehen und gerichtet werden. Es half nichts, daß er seine Unschuld beteuerte, er ward mit keinem bessern Bescheid entlassen. In seiner Unruhe und Angst gieng er hinab in den Hof, und bedachte, wie er sich aus seiner Noth helfen könne. Da saßen die Enten an einem fließenden Wasser friedlich neben einander, ruhten sich, putzten sich mit ihren Schnäbeln glatt, und hielten ein vertrauliches Gespräch. Der Diener blieb stehen und hörte ihnen zu. Sie erzählten sich, wo sie heute Morgen alle herumgewackelt wären, und was für ein gutes Futter sie gefunden hätten; da sagte eine verdrießlich: „Mir liegt etwas schwer im Magen, ich habe einen Ring, der unter der Königin Fenster lag, in der Hast mit hinunter geschluckt.“ Da packte sie der Diener gleich beim Kragen, trug sie in die Küche, und sprach zum Koch: „Schlachte doch diese fette zuerst ab.“ „Ja,“ sagte der Koch, und wog sie in der Hand, „die hat schon lange darauf

gewartet und gibt einen guten Braten,“ und schnitt den Hals ab. Und als sie ausgenommen wurde, so fand sich der Ring der Königin in ihrem Magen. Der Diener konnte nun leicht vor dem Könige seine Unschuld beweisen, und da dieser sein Unrecht wieder gut machen wollte, erlaubte er ihm, sich eine Gnade auszubitten, und versprach ihm die größte Ehrenstelle, die er sich an seinem Hofe wünschte.

Der Diener schlug alles aus, und bat nur um ein Pferd und Reisegeld, denn er hatte Lust die Welt zu sehen und eine Weile darin herumzuziehen. Er machte sich auf den Weg, und kam eines Tages zu einem Teich, da bemerkte er drei Fische, die sich im Rohr gefangen hatten und nach Wasser schnappten. Da er die Thiersprache verstund, so hörte er, wie sie klagten, daß sie so elend umkommen müßten. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so stieg er vom Pferde ab, und setzte die drei Gefangenen wieder ins Wasser. Sie zappelten vor Freude und riefen ihrem Erretter zu: „Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten.“ Er ritt darauf weiter, und nach einem Weilchen kam es ihm vor, als hörte er zu seinen Füßen in dem Sand eine Stimme. Er horchte und vernahm, wie sich ein Ameisenkönig beklagte: „Wenn uns nur die Menschen mit den plumpen Thieren vom Leibe blieben! Da tritt mir das ungeschickte Pferd mit seinen schweren Hufen meine Leute ohne Barmherzigkeit nieder.“ Er lenkte auf einen Seitenweg ein, und der Ameisenkönig rief ihm zu: „Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten.“ Da führte ihn der Weg in einen Wald, und er sah zwei Rabeneltern, die stunden bei ihrem Nest und warfen ihre Jungen heraus. „Fort mit euch, ihr Galgenschwengel!“ riefen sie, „wir können euch nicht mehr satt machen, ihr seid groß genug, und könnt euch selbst ernähren.“ Die armen Jungen lagen auf der Erde, flatterten und schlugen mit ihren Fittichen, und schrien: „Wir hilflosen Kinder, wir sollen uns ernähren, und können noch nicht fliegen! Uns bleibt nichts übrig, als hier Hungers zu sterben.“ Da stieg der gute Jüngling ab, tödtete das Pferd mit seinem Degen, und überließ es den jungen Raben zum Futter. Die kamen herbeigehüpft, sättigten sich und riefen: „Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten.“

Er mußte jetzt zu Fuße weiter gehen, und als er lange Wege gegangen war, kam er in eine große Stadt. Da war großer Lärm und Gedränge in den Straßen, und kam einer zu Pferde und machte bekannt: die Königstochter suche einen Gemahl, wer sich aber um sie bewerben wolle, der müsse eine schwere Aufgabe vollbringen, und könne er es nicht glücklich ausführen, so habe er sein Leben verwirkt. Viele hatten es schon versucht, aber vergeblich ihr Leben daran gesetzt. Der Jüngling, als er die Königstochter in ihrer großen Schönheit sah, vergaß alle Gefahr, trat vor den König, und meldete sich als Freier.

Er ward hinaus ans Meer geführt und vor seinen Augen ein goldener Ring hineingeworfen; dann ward ihm aufgegeben, den Ring aus dem Grunde herauszuholen, und ihm gedroht, wenn er ohne ihn wieder in die Höhe käme, so würde er aufs neue hinabgestürzt und müsse in den Wellen umkommen. Alle bedauerten den schönen Jüngling und ließen ihn einsam am Meere zurück. Da stund er unentschlossen am Ufer, und überlegte, was er wohl thun sollte, als er auf einmal drei Fische daher schwimmen sah, und es waren keine andern als jene, welchen er das Leben gerettet hatte. Der mittelfte hielt eine Muschel im Munde, die er an den Strand zu Füßen des Jünglings hinlegte, und als dieser sie aufhob und öffnete, so lag der Goldring darin. Voll Freude brachte er ihn dem Könige, und erwartete, daß er ihm dafür den verheißenen Lohn gewähren würde. Die stolze Königstochter aber, als sie vernahm, daß er ihr nicht ebenbürtig war, verschmähte ihn und verlangte, er solle erst eine zweite Aufgabe lösen. Sie gieng hinab in den Garten, und streute selbst zehn Säcke voll Hirsen ins Gras. „Die muß er morgen, eh die Sonne hervorkommt, aufgelesen haben,“ sprach sie, „und darf kein Körnchen fehlen.“ Vergeblich sann der Jüngling, wie er diese Forderung erfüllen könnte; er saß traurig im Garten, und erwartete, bei Anbruch des Morgens zum Tod geführt zu werden. Als aber die ersten Sonnenstrahlen in den Garten fielen, so sah er die zehn Säcke rund um gefüllt neben einander stehen, und kein Körnchen fehlte darin. Der Ameisenkönig war mit seinen viertausend Ameisen in der Nacht herangekommen, und die dankbaren Thiere hatten den Hirsen mit großer Emsigkeit aufgelesen und in die Säcke gesammelt. Die Königstochter kam selbst in den Garten herab und sah mit Bewunderung, daß der Jüngling vollbracht hatte, was ihm aufgegeben war. Aber sie konnte ihr stolzes Herz noch nicht bezwingen, und sprach: „Hat er auch die beiden Aufgaben gelöst, so soll er doch nicht eher mein Gemahl werden, bis er mir einen Apfel vom Baume des Lebens gebracht hat.“ Der Jüngling hätte aber niemals den Baum des Lebens gefunden, wenn die jungen Raben, um dankbar für ihre Erhaltung zu sein, sich seiner nicht angenommen hätten. Sie waren indessen groß geworden und waren ihrem Erretter nachgezogen, und als sie hörten, was die Königstochter forderte, flogen sie zu dem Baume des Lebens, und einer brachte im Schnabel einen Apfel, den er in die Hand des Jünglings fallen ließ. Er überreichte ihn der schönen Jungfrau, und da auch die letzte Bedingung erfüllt war, so blieb keine Ausrede mehr übrig. Sie ward seine Gemahlin, und als der alte König starb, erhielt er die Krone, und da sie den Apfel von dem Baume des Lebens geessen hatten, so erreichten sie in ungestörtem Glück ein hohes Alter.

Ehidher. ●

(Von Friedrich Rückert.)

Ehidher, der ewig junge, sprach: **Da** fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
 Ich fuhr an einer Stadt vorbei; ein Schiffer warf die Rege frei;
 Ein Mann im Garten Früchte brach; Und als er ruhte vom schweren Zug,
 ich fragte, seit wann die Stadt hier sei? fragt' ich, seit wann das Meer hier sei?
 Er sprach, und pflückte die Früchte fort: Er sprach, und lachte meinem Wort:
 Die Stadt steht ewig an diesem Ort, So lang als schäumen die Wellen dort,
 und wird so stehen ewig fort. fischt man und fischt man in diesem Port.

Und aber nach fünfhundert Jahren Und aber nach fünfhundert Jahren
 kam ich desselbigen Wegs gefahren. kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt; **Da** fand ich einen waldbigen Raum,
 ein einsamer Schäfer blies die Schalmel, und einen Mann in der Siebelei,
 Die Herde weidete Laub und Blatt; Er fällte mit der Art den Baum;
 ich fragte: Wie lang ist die Stadt vorbei? ich fragte, wie alt der Wald hier sei?
 Er sprach, und blies auf dem Rohre fort: Er sprach: der Wald ist ein ewiger Hort,
 Das eine wächst, wenn das andere dorrt, schon ewig wohn ich an diesem Ort,
 das ist mein ewiger Weideort. und ewig wachsen die Bäume hier fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren Und aber nach fünfhundert Jahren
 kam ich desselbigen Wegs gefahren. kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
 erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
 Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
 Wohin ist Wald und Meer und Schalmel?
 Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
 So gieng es ewig an diesem Ort,
 und wird so gehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
 Will ich desselbigen Weges fahren.

Der Hahn.

(Von G. D. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. Seite 210 ff.)

En recht schöner, stolzer und kühner Hahn ist unter allen Vögeln
 der angenehmste. Hoch trägt er sein gekröntes Haupt, nach allen Seiten
 spähen seine feurigen Augen, unvermuthet überrascht ihn keine Gefahr und
 jeder möchte er Troß bieten. Wehe jedem fremden Hahne, der es wagt, sich
 unter seine Hühner zu mischen, und wehe jedem Menschen, der sich erkühnt,
 in seiner Gegenwart ihm eine seiner Lieben zu rauben! Alle seine Gedanken

weiß er durch verschiedene Töne und verschiedene Stellungen des Körpers auszudrücken. Bald hört man ihn mit lauter Stimme seine Lieben rufen, wenn er ein Körnchen gefunden hat, denn er teilt mit ihnen jeden Fund; bald steht man ihn in einem Eckchen kauern, wo er eifrig bemüht ist, ein Nestchen für die Henne zu bilden, die er vor allen liebt; jetzt zieht er an der Spitze seiner Schar, deren Beschützer und Führer er ist, hinaus ins Freie; aber kaum hat er hundert Schritte gethan, so hört er vom Stalle her den freudigen Ruf einer Henne, welche verkündet, daß sie ein Ei gelegt hat. Spornstreichs kehrt er zurück, begrüßt sie mit zärtlichen Blicken, stimmt in ihren Freudenruf ein und eilt dann in vollem Laufe dem ausgezogenen Heere nach, um sich wieder an dessen Spitze zu stellen. Die geringste Veränderung der Luft fühlt er, und verkündet sie durch sein lautes Krähen; mit lautem Krähen verkündet er den anbrechenden Morgen und weckt den fleißigen Landmann zu neuer Arbeit. Ist er auf eine Mauer oder ein Dach geflogen, so schlägt er die Flügel kräftig zusammen und kräht und scheint sagen zu wollen: „Hier bin ich Herr! wer wagt's mit mir?“ Ist er von einem Menschen gejagt worden, so kräht er wieder aus Leibeskräften, und verhöhnt wenigstens den Feind, dem er nicht schaden kann.

Am schönsten entfaltet er seine ganze Pracht, wenn er früh Morgens, der langen Ruhe müde, das Hühnerhaus verläßt und vor demselben die ihm nachfolgenden Hühner freudig begrüßt; aber noch schöner und stolzer erscheint er in dem Augenblicke, wo das Geschrei eines fremden Hahnes seine Ohren trifft. Er horcht, senkt die Flügel, richtet sich kühn empor, schlägt mit den Flügeln, und fordert mit lautem Krähen zum Kampfe. Erblickt er den Feind, so rückt er ihm, sei er groß oder klein, muthig entgegen oder stürzt in vollem Laufe auf ihn zu. Jetzt treffen sie zusammen, die Halsfedern sind aufgerichtet und bilden einen Schild, die Augen sprühen Feuer, und jeder sucht den andern nieder zu schmettern, indem er mit aller Macht gegen ihn springt. Wer wird Sieger sein? Beide scheinen an Muth, an Kräften gleich. Jeder sucht ein höheres Plätzchen zu gewinnen, um von dort aus mit größerer Gewalt fechten zu können. Lange währt die Schlacht, aber immer kann sie nicht dauern. Die Kräfte nehmen ab; es tritt eine kurze Ruhe ein; mit gesenktem Haupte, zu Verteidigung und Angriff jederzeit bereit, mit dem Schnabel Erdkrümchen aufspickend, als wollten sie den Feind dadurch verhöhnen, daß sie mitten im Kampfe sich wohlschmecken lassen, stehen sie einander gegenüber. Jetzt kräht der eine mit schwankender Stimme, denn er ist noch außer Athem, und augenblicklich stürzt der andere wieder auf ihn los. Mit erneuerter Wuth treffen sie zusammen, sie kämpfen wie früher, aber endlich sind Füße und Flügel vor Mattigkeit zum Kampfe nicht mehr tauglich, da greifen sie zu der letzten und furchtbarsten Waffe.

Sie springen nicht mehr, aber hagelicht fallen die Schnabelhiebe nieder, und bald triefen die Köpfe vom Blute. Endlich verläßt den Feind der Muth; er wankt, er weicht zurück; jetzt kriegt er noch einen tüchtigen Hieb, und die heiße Schlacht ist entschieden: er flieht, sträubt die Nackenfedern empor, hebt die Flügel, senkt den Schwanz, sucht eine Ecke, macht sich klein, und kratelt wie eine Henne, denn, für eine Henne gehalten, glaubt er das Mitleid zu finden, welches er als Hahn nicht zu erwarten hat. Doch der Sieger ist durch sein Gekratel zu bethören; er schöpft erst wieder Athem, schlägt mit den Flügeln, kräht und macht sich dann zur Verfolgung des Feindes auf, der sich nun nicht mehr wehrt, und wenn er auch unter den Hieben des ergrimnten Gegners sein Leben aushauchen sollte. Daß in der Regel der Haushahn mit größerem Muth kämpft, ist natürlich, und selten wagt es der Besiegte, wenn er mit diesem denselben Hof bewohnen muß, sich künftig von neuem mit ihm zu messen.

Will man Hähne haben, die sich mit einander vertragen, so thut man am Besten, einen jungen beim alten, oder zwei junge zusammen aufzuziehen, obgleich auch dann meist heftige Verfolgungen nicht ausbleiben. Hat man einen alten Hahn, oder mehrere, und bekommt einen neuen, schöneren, den man mit jenen zugleich halten möchte, und zwar so, daß er die Oberherrschaft führt, so muß man letzteren ja nicht plötzlich hinlaufen lassen, so daß jene ihn sogleich überfallen können, sondern muß jene erst einen oder einige Tage wegsperrern, und erst dann loslassen, wenn dieser mit den Hühnern ganz bekannt und auf dem Hofe ganz einheimisch geworden ist; dennoch werden sie oft fliegen, wenn man ihnen nicht die Flügel bindet und auch um die Füße über den Sporen ein loses Band zieht, welches ihnen beim Springen hinderlich ist.

Wie die Menschen, so sind auch die Hähne an Muth sehr verschieden. Es gibt feige, aber auch welche, die nicht nachgeben, so lange sie sich noch regen können. Hier nur ein Beispiel statt vieler. Als Kind hatte ich drei, zwar häßliche aber kampfbegierige junge Hähnchen aufgezogen, die ich übrigens nicht nach Belieben einsperren oder schlachten durfte. Nun kaufte ich mir ein größeres und schöneres Hähnchen, das ich zum Haushahn bestimmte, und das also, um seinen Muth zu erhöhen, sogleich auf dem Hofe herrschen sollte. Bei seiner überwiegenden Größe fürchtete ich nichts Böses, ließ es los; aber die drei kleinen Thierchen, welche ich einzeln nach und nach hervorließ, fielen es so wüthend an, daß trotz seiner Tapferkeit an keinen Sieg zu denken war. Ich steng sie weg, nahm den schlimmsten vor, band ihm die Flügel fest zusammen, und ließ ihn wieder los. Half nichts, er socht nun desto wüthender und gefährlicher mit dem Schnabel. Ich band ihm auch die Beine zusammen, so daß er nicht stehen konnte, er socht liegend wieder mit großer Erbitterung, so daß ich ihn endlich nochmals vornahm, und ihm gar den Schnabel zuband. Jetzt wurde er von dem Gegner tüchtig

gerauft, ohne daß er sich wehren konnte; aber so oft ich einen Versuch machte, ihn von seinen Fesseln zu befreien, begann er doch jedesmal den Kampf wieder mit alter Hartnäckigkeit. Auch in der Art des Kampfes sind die Hähne verschieden; die meisten bedienen sich erst zuletzt des Schnabels, aber manche fangen gleich damit an, und ich habe einen gekannt, der gleich auf seinen Gegner losfuhr, ihn mit dem Schnabel fest packte, und wo möglich nicht eher losließ, als bis jener die Segel strich. So lange die Hähne nur mit Flügeln und Füßen kämpfen, thun sie sich sehr selten Schaden, obgleich es ausnahmsweise auch vorkommt, daß einem mit dem Sporn das Auge ausgestochen wird; sobald sie aber sich mit dem Schnabel zu hacken beginnen, sollte man sie gleich auseinander treiben.

136.

Räthsel.

Es ist nicht Fabel und nicht Wahn,
wenn ich dir sag von einem Hahn,
Der einen Stein im Munde trägt,
womit er Blitz und Donner schlägt.

137.

Der Vogel am Nest.

(Fabel, von W. Geh.)

Knabe, ich bitt dich so sehr ich kann: Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern,
rühre mein kleines Nest nicht an, doch stund er behutsam still von fern.
D steh nicht mit deinen Blicken hin! Da kam der arme Vogel zur Ruh,
es liegen ja meine Kinder drin, flog hin und deckte die Kleinen zu,
Die werden erschrecken und ängstlich schreien, Und sah so freundlich den Knaben an:
wenn du schaust mit den großen Augen hab Dank, daß du ihnen kein Leid gethan!
hinein.

138.

Die sieben Stäbe.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 68.)

Ein Bauersmann hatte sieben Söhne, die öfter mit einander uneins waren. Ueber dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen machten sich diese Uneinigkeit zu Nutzen, und trachteten, die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr väterliches Erbteil zu bringen.

Da ließ der Vater eines Tages alle sieben Söhne zusammen kommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammen gebunden waren, und

sagte: Dem, der diesen Bündel Stäbe abbricht, zahle ich hundert große Thaler baar.

Einer nach dem andern strengte lange seine Kräfte an, und jeder sagte am Ende: Es ist gar nicht möglich!

Und doch, sagte der Vater, ist nichts leichter! Er löste den Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe! Ei! riefen die Söhne, so ist es freilich leicht, so könnte es ein kleiner Knabe!

Der Vater sprach: Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne! so lang ihr fest zusammen haltet, werdet ihr bestehen und Niemand wird euch überwältigen können. Bleibt aber das Band der Eintracht, das euch verbinden sollte, aufgelöst, so wird es euch gehen, wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen.

Das Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt,
nur Einigkeit erhält die Welt.

139.

Ehrlichkeit und Dankbarkeit eines Juden.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Ein Jude, Namens Isaaß zu K., ernährte sich lange Zeit vom Handel mit alten Kleidern, wobei er oft kaum das tägliche Brot verdiente. Doch dankte er seinem Gott, daß er ihm wenigstens dieses gab, und war in seiner Dürftigkeit zufrieden.

Aber nun starben ihm schnell hinter einander zwei Kinder, und er mußte, um sie begraben zu lassen, fast alle seine Habseligkeiten verkaufen. Zudem wurde seine Frau krank, mit der er zwanzig Jahre in Frieden gelebt hatte, und da er sie selbst pflegen mußte, so konnte er seinen kleinen Handel nicht abwarten und Wenig oder gar Nichts verdienen. Mehr als einmal gieng er hungrig zu Bette, ohne zu wissen, wo am künftigen Tage einige Groschen zu Brot und Arznei herkommen sollten.

Er wandte sich an seine wohlhabenden Glaubensgenossen, und stellte ihnen seine Noth vor, aber er wurde hart abgewiesen. Nicht besser gieng es ihm bei verschiedenen Christen. Doch trug er sein Schicksal mit Geduld, und vertraute auf den Gott, welcher die Unglücklichen hört.

Eines Tages, da es ihm auch an Brot fehlte, und er betrübten Herzens über die Straße gieng, rief ihn ein junger Herr zu sich, und bot ihm einige abgelegte Kleidungsstücke zum Verkaufe an. Sie waren halb des Handels eins. Da Isaaß aber kein Geld hatte, so bat er, ihm die Sachen aufzuheben, bis er wiederkomme, und gieng zu seinen Bekannten, sie um einen Vorschuß anzusprechen. Aber es war vergeblich. Er mußte also zu dem

jungen Herrn zurückkehren und ihm sagen, daß er die Kleidungsstücke nicht kaufen könne.

Dieser kannte den Juden als einen ehrlichen Mann, und erbot sich, ihm den Betrag des Geldes zu borgen. Der arme Isaaak dankte herzlich für dieses Zutrauen, und trug die Sachen nach Hause.

Hier untersuchte er nochmals, was daraus zu lösen sein möchte. Indem er ein Paar Beinkleider genau ansah, fühlte er zwischen dem Oberzeuge und dem Futter etwas Hartes. Er lösete das Futter ab, und siehe, es waren drei Friedrichsd'or, die durch ein Loch in der Tasche heruntergefallen waren.

Schnell gieng er mit dem Funde zu dem jungen Herrn zurück. Dieser erstaunte über die Ehrlichkeit, welche bei so sichtbarer Armut doch kein ungerechtes Gut behalten wollte. Er drückte ihm die Hand und sagte: „Höre, lieber Isaaak, ich besinne mich, daß mir das Geld vor Jahr und Tag fortgekommen ist. Ich glaubte, es verloren zu haben, und dachte schon längst nicht mehr daran. Es soll dein sein, weil du so ehrlich bist, und die Kleider schenke ich dir auch.“

Isaaak war durch dieses gütige Anerbieten sehr gerührt, machte aber Schwierigkeiten, das Geld anzunehmen, weil es ihm dünkte, als solle damit seine Ehrlichkeit bezahlt werden. Der gutmüthige Herr rebete ihm jedoch zu, daß er es als ein Geschenk von Gott betrachten müsse, um sein krankes Weib dafür zu pflegen, und sich selbst seine Lage zu erleichtern. So ließ es Isaaak sich ausbringen, und gieng mit hundertfältigem Danke gegen Gott und seinen Wohlthäter nach Hause.

Er hatte das Glück, seine Frau wieder hergestellt zu sehen; auch sein kleiner Handel erweiterte sich, und nach einigen Jahren lebte er in einer Art Wohlstand. Da gedachte er an seinen Wohlthäter. Er ließ ihm eine silberne Rauchtabaksdose machen, worauf die Worte stunden:

Aus Dankbarkeit vom armen Isaaak.

Der edelmüthige Herr nahm dieses Geschenk sehr hoch auf, und erzählte bei gegebenem Anlasse gern das schöne Beispiel von hoher Ehrlichkeit.

140.

Der Kranz der Frommen.

(Von Simon Dach.)

Der Lilien farbenreiche Pracht,
die Zier der Tulipan und Nelken
Muß oft vor Abends noch verwelken,
wie schön sie uns auch angelacht:

Der ewig grüne Kranz der Frommen
wird nie um seinen Zierrath kommen.

Des Rudi Mutter stirbt.

(Von Pestalozzi. Lenhard und Gertrud. Dritte Aufl. I. Seite 76 ff.)

Der Hübelrudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack und sagte zu Rudi:

Suche mir doch Nachmittag etwas Laub in meine Decke, ich friere.

O Mutter! sobald das Feuer im Ofen verloschen sein wird, will ich gehen.

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein; du kannst nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi! ach, ich bin dir zur Last.

Rudi. O Mutter, Mutter! sag doch das nicht, du bist mir nicht zur Last. Mein Gott! mein Gott! Könnte ich dir nur auch, was du nöthig hast, geben. — Du dürstest, du hungerst, und klagst nicht. Das geht mir ans Herz, Mutter!

Die Mutter. Gräme dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen sind, Gott Lob! nicht groß; und Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust.

Rudi. O Mutter, noch nie that mir meine Armut so wehe, als jetzt, da ich dir nichts geben und nichts thun kann. Ach Gott! so krank und elend leibest du, und trägst meinen Mangel.

Die Mutter. Wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, gibt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; er stärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen). Meinst du denn, Mutter! du erholest dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudi! Gewiß nicht.

Rudi. O mein Gott!

Die Mutter. Tröste dich! Rudi; ich geh ins bessere Leben.

Rudi (schluchzend). O Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Du warst die Freude meiner Jugend, und der Trost meines Alters. Und nun danke ich Gott! Deine Hände werden jetzt bald meine Augen schließen. Dann werde ich zu Gott kommen, und ich will für dich beten, und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denk an mich, Rudi. Alles Leiden und aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, machen einem nur wohl. Mich tröstet und mir ist wie heilig alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens. Ich danke Gott für diese frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit; aber wenn die

Frucht des Lebens im Herbst reifet, und wenn der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert, dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig, und die Freuden des Lebens sind ihm nur ein Traum. Denk an mich, Rudi! Es wird dir wohl gehen bei all deinem Leiden.

Rudi. O Mutter! Liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi. Was, Mutter?

Die Mutter. Es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen. Ich muß dir's sagen.

Rudi. Was ist's denn, liebe Mutter?

Die Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudi hinter meinem Bette versteckte, und gebratene Erdäpfel aus seinem Sack aß. Er gab auch seinen Geschwistern, und auch sie aßen verstoßen. Rudi! Diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst würde der Junge sie auf den Tisch geworfen, und seinen Schwestern laut gerufen haben, ach! er würde auch mir einen gebracht haben, wie er's tausendmal that. Es gieng mir allemal ans Herz, wenn er mit etwas in Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: Iß auch, Großmutter! O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte. O Rudi! wie mir dieser Gedanke seit gestern so schwer macht! Wo ist er? Bring mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (Er läuft geschwind, suchte den Knaben und bringt ihn der Mutter ans Bett.)

Die Mutter setzt sich mühselig zum letztenmal auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme und senkt das schwache sterbende Haupt hinab auf den Knaben. Der Kleine weint laut — Großmutter! Was willst du? Du stirbst doch nicht — ach stirb doch nicht, Großmutter! Sie antwortete gebrochen: Ja Rudi! ich werde gewiß bald sterben. Jesus! ach mein Gott! stirb doch nicht, Großmutter, sagte der Kleine. Die Kranke verliert den Athem und muß sich niederlegen. Der Knabe und sein Vater zerfließen in Thränen. — Sie erholt sich aber bald wieder und sagt: Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege. — Und der Rudi: Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter!

Die Mutter. Thu doch nicht so, du Lieber! ich sterbe ja gern; und werde dann auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudi! wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudi. Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst.

Die Mutter. Nein, Rudi! du wirst nicht mit mir sterben, du wirst, wills Gott, noch lange leben und brav werden; und wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hilfe und sein Trost sein. Gelt, Rudi!

du willst ihm folgen und brav werden und recht thun? Versprich mirs, du Lieber!

Rudeli. Ja, Großmutter! ich will gewis recht thun und ihm folgen.

Die Mutter. Rudeli! der Vater, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört alles, was wir thun und was wir versprechen! Gelt, Rudeli! du weißt das? und du glaubst es?

Rudeli. Ja, Großmutter! ich weiß es, und glaube es.

Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel geessen?

Rudeli. Verzeih mirs doch, Großmutter! ich wills nicht mehr thun. Verzeih mirs doch, ich wills gewis nicht mehr thun, Großmutter!

Die Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudeli (schluchzend). Ja ja, Großmutter!

Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. Dem Mäu- Mäu- Mäurer.

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli! und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter! um Gotteswillen, ich darf nicht!

Die Mutter. Du mußt, Rudeli! damit du es ein andermal nicht mehr thust. Ohne Widerrede mußt du gehen! Und um Gottes willen, mein Lieber! wenn dich schon hungert, nimm doch nichts mehr. Gott verläßt niemand; er gibt allemal wieder — O Rudeli! wenn dich schon hungert, wenn du schon nichts hast und nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott, und stiehl nicht mehr.

Rudeli. Großmutter, Großmutter! ich will gewis nicht mehr stehlen, wenn mich schon hungert; ich will nicht mehr stehlen.

Die Mutter. Nun, so segne dich denn mein Gott! auf den ich hoffe — und er beware dich, du Lieber! Sie drückt ihn an ihr Herz, weinet und sagt dann: Du mußt jetzt zum Mäurer gehen und ihn um Verzeihung bitten. Rudi! geh doch auch mit ihm — und sag des Mäurers, daß auch ich sie um Verzeihung bitte, und daß es mir leid sei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht wieder zurückgeben könne — sag ihnen, ich wolle Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Uebriges segne — Es thut mir so wehe — Sie haben das Ihrige auch so nöthig — und wenn die Frau nicht so Tag und Nacht arbeitete, sie könnten bei ihrer großen Haushaltung fast nicht durchkommen. Rudi! du arbeitest ihm gern ein paar Tage dafür, daß er das Seinige wieder erhalte.

Rudi. Ach mein Gott! von Herzen gern, meine liebe Mutter!

Da er eben das sagte, klopfte der Bogt ans Fenster.

Und die Kranke erkannte ihn an seinem Husten, und sagte: O Gott! Rudi! es ist der Bogt! Gewis sind das Brot und der Butter, wovon du mir Suppen kochest, noch nicht bezahlt.

Rudi. Um Gottes Willen, bekümmere dich nicht, Mutter! Es ist nichts daran gelegen. Ich will ihm arbeiten und in der Ernte schneiden, was er will.

Ach! er wartet dir nicht, sagt die Mutter, und der Rudi geht aus der Stube zum Vogt. Die Kranke aber seufzet bei sich selber, und sagt: Seit unserm Handel, Gott verzeih ihm dem armen verblendeten Tropf! ist mir immer ein Stich ins Herz gegangen, wenn ich ihn sah. — Ach Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenster kommen und husten — Es ist Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe, und den letzten Groll überwinde, und für seine Seele bete. Ich will es thun. Gott, du leitetest den Handel! Verzeih ihm. Vater im Himmel! Verzeih ihm.

Sie hört jetzt den Vogt laut reden, erschrickt und sagt: Ach Gott, er ist zornig! O du armer Rudi! Du kommst um meinetwillen unter seine Hände. Sie hört ihn noch einmal reden, und sinkt in Ohnmacht.

Der Rudi springt aus der Stube zum Vater und ruft ihm: Vater! Komm doch, komm doch! die Großmutter ist, glaub ich, todt. Der Rudi antwortete: Herr Jesus! Vogt, ich muß in die Stube. Und der Vogt: Ja, es thut Noth: das Unglück wird gar groß sein, wenn die Hexe einmal todt sein wird. Der Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Die Kranke erholte sich bald wieder, und wie sie die Augen öffnete, sagte sie: Er war zornig Rudi? Er will dir gewiß nicht warten.

Rudi. Nein Mutter! es ist etwas recht Gutes. Aber hast du dich auch wieder recht erholet?

Ja, sagt die Mutter, sieht ihn ernsthaft und wehmüthig an. Was Gutes kann dieser bringen? Was sagst du? willst du mich trösten, und allein leiden? Er hat dir gedrohet!

Rudi. Nein, weiß Gott, Mutter! Er hat mir angesagt, ich sei Tagelöhner beim Kirchbau; und der Junker zahle einem des Tages fünfundzwanzig Kreuzer.

Die Mutter. Herr Gott! ist das auch wahr?

Rudi. Ja gewiß, Mutter! und es ist da mehr als für ein ganzes Jahr Arbeit.

Die Mutter. Nun, ich sterbe leichter, Rudi! Du bist gut, mein lieber Gott. Sei doch bis an ihr Ende ihr guter Gott! Und Rudi, glaub's doch ewig fest: Je größer Noth, je näher Gott.

Sie schwieg jetzt eine Weile; dann sagte sie wieder: Ich glaube, es sei mit mir aus — Mein Athem nimmt alle Augenblicke ab — Wir müssen scheiden, Rudi, ich will Abschied nehmen.

Der Rudi bebt, zittert, nimmt seine Kappe ab, fällt auf seine Knie, vor

dem Bette seiner Mutter, faltet seine Hände, hebt seine Augen gen Himmel, und kann vor Thränen und Schluchzen nicht reden.

Dann sagt die Mutter: faße Muth, Rudi! zu hoffen aufs ewige Leben, wo wir uns wieder sehen werden. Der Tod ist ein Augenblick, der vorübergeht; ich fürcht ihn nicht. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß er, mein Erretter, wird über meinem Staub stehen; und nachdem sich meine Haut wiederum wird über das Gebein gezogen haben, alsdann werde ich in meinem Fleische Gott sehen. Meine Augen werden ihn sehen, und nicht eines andern.

Der Rudi hatte sich jetzt wieder erholt, und sagte: So gib mir deinen Segen, Mutter! Will's Gott, komm ich dir auch bald nach ins ewige Leben.

Und dann die Mutter: Erhöre mich, Vater im Himmel! und gib deinen Segen meinem Kinde — meinem Kinde, dem Einigen, so du mir gegeben hast, und das mir so innig lieb ist — Rudi! mein Gott und mein Erlöser sei mit dir; und wie er Isaak und Jakob um ihres Vaters Abrahams willen Gutes gethan hat, ach! so möge er auch, um meines Segens willen, dir Gutes thun die Fülle, daß dein Herz sich wieder erfreue und frohlocke, und seinen Namen preise.

Höre mich jetzt, Rudi! und thue, was ich sage. Lehre deine Kinder Ordnung und Fleiß, daß sie in der Armut nicht verlegen, unordentlich und lieberlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel trauen und bauen, und Geschwister aneinander bleiben in Freude und Leid; so wird ihnen auch in ihrer Armut wohlgehen.

Verzeih auch dem Bogt, und wenn ich todt und begraben sein werde, so geh zu ihm hin, und sage ihm: ich sei mit einem versöhnten Herzen gegen ihn gestorben; und wenn Gott meine Bitte erhört, so werde es ihm wohlgehen, und er werde noch zur Erkenntnis seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheiden werde.

Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: Rudi! Gib mir meine zwei Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuche in einem Schächtelchen liegt. Und Rudi stund von seinen Knien auf, und brachte alles der Mutter. Da sagte sie: Bring mir jetzt auch die Kinder alle. Er brachte sie vom Tische, wo sie saßen und weinten, zu ihrem Bette. Und auch diese fielen auf ihre Knie vor dem Bette der Mutter. Da sagte sie zu ihnen: Weinet nicht so, ihr Lieben! Euer Vater im Himmel wird euch erhalten, und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Teuren! und es thut mir weh, daß ich euch so arm und ohne Mutter verlassen muß. Aber hoffet auf Gott, und trauet auf ihn in allem, was euch begegnen wird; so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhilfe und

Muttertreue finden. Denket an mich, ihr Lieben! ich hinterlasse euch zwar nichts; aber ihr waret mir lieb, und ich weiß, daß ich euch auch lieb bin.

Da meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast alles, was ich noch habe: aber haltet es nicht gering, Kinder! Es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Laßt Gottes Wort euch euren Trost sein, Kinder! und eure Freude; und liebet einander, und helfet und rathet einander, so lang ihr leben werdet; und seib aufrichtig, treu, liebeich und gefällig gegen alle Menschen, so wirb's euch wohl gehen im Leben.

Und du Rudi! behalte dem Bethelt die größere, und dem Rudi die kleinere Bibel, und dem Kleinen die zwei Betbücher zum Angedenken von mir. Ach, dir habe ich keines, Rudi! Aber du hast keines nöthig: du vergißest meiner nicht.

Dann ruft sie noch einmal dem Rudi: Gib mir deine Hand, du Lieber! Gelt; du nimmst doch niemand nichts mehr?

Nein doch auch, Großmutter! glaub mir's doch auch: ich werde gewis Niemand nichts nehmen, sagte der Rudi mit heißen Thränen.

Nun, ich will dir's glauben, und zu Gott für dich beten, sagte die Mutter. Sieh Lieber! da geb ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich diente. Wenn du älter sein wirst, so lies es, und denk an mich, und sei fromm und treu.

Es war ein Zeugnis von dem verstorbenen Pfarrer in Eichstätten, daß die franke Katharine zehn Jahre bei ihm gedient, und ihm so zu sagen geholfen hätte, seine Kinder erziehen, nachdem seine Frau ihm gestorben war; daß der Katharine alles anvertraut gewesen sei, und daß sie alles wohl so sorgfältig, als seine Frau sel., regiert habe. Der Pfarrer dankt ihr darum, und sagt: daß sie wie eine Mutter an seinen Kindern gehandelt habe; und daß er in seinem Leben nicht vergeßen werde, was sie in seinem Witwenstande an ihm gethan habe. Sie hatte auch wirklich ein beträchtliches Stück Geld in diesem Dienste erworben, und solches ihrem seligen Manne an die Matte gegeben, die der Vogt ihnen hernach wieder abprozeßirt hatte.

Nachdem sie dem Rudi dieses Papier gegeben hatte, sagte sie ferner: Es sind noch zwei gute Hemder da. Gib mir keines von diesen ins Grab; das, so ich trage, ist recht.

Und meinen Rock und meine zwei Fürtücher laß, sobald ich todt sein werde, den Kindern verschneiden.

Und dann sagte sie bald darauf: Sieh doch sorgfältig zum Bethelt, Rudi! es ist wieder so flüßig.* Halt die Kinder doch immer rein mit

* Zu Kopfelterungen geneigt.

Waschen und Strehlen,* und suche ihnen doch alle Jahre Ehrenpreis und Hollunder, ihr Geblüt zu verbessern; sie sind so verderbt. Wenn du immer kannst, so thue doch ihnen eine Geiß zu den Sommer durch, das Betheli kann sie jetzt hüten. — Du dauerst mich, daß du so alleine bist; aber faße Muth, und thue was du kannst. Der Verdienst an dem Kirchbau erleichtert dich jetzt auch wieder. Ich danke Gott auch für dieses.

Die Mutter schwieg jetzt — und der Vater und die Kinder blieben noch eine Weile auf ihren Knien, und der Vater und die Kinder beteten alle Gebete, die sie konnten. Dann stunden sie auf von ihren Knien, und Rudi sagte zu der Mutter: Mutter, ich will dir jetzt auch Laub in die Decke holen. Sie antwortete: Das hat jetzt nicht Eil, Rudi! Es ist, Gott Lob! jetzt wärmer in der Stube; und du mußt mit dem Kleinen jetzt zum Mäurer.

Und der Rudi winkt dem Betheli aus der Stube, und sagt: Gib auf die Großmutter Acht; wenn ihr etwas begegnet, so schick das Anneli mir nach: ich werde bei des Mäurers sein.

Und nahm dann den Kleinen an die Hand, und gieng mit ihm. Gertrud war allein bei Hause, als sie kamen, und sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten. Was willst du, Nachbar Rudi? Warum weinest du? warum weint der Kleine? fragte sie liebeich, und bot dem Kleinen die Hand.

Ach Gertrud! Ich bin im Unglück, antwortete Rudi — ich muß zu dir kommen, weil der Rudieli euch etliche Mal aus eurer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hats gestern gemerkt; und er hats ihr bekennet. — Verzeih es uns, Gertrud! Die Großmutter ist auf dem Tod-bette. Ach, mein Gott! sie hat so eben Abschied von uns genommen. Ich weiß vor Angst und Sorge nicht, was ich sage. Gertrud! Sie läßt dich auch um Verzeihung bitten. Es ist mir leid, ich kann sie dir jetzt nicht zurückgeben; aber ich will gern ein paar Tage kommen, dafür zu arbeiten. Verzeih uns! Der Knabe hats aus dringendem Hunger gethan.

Gertrud. Schweig einmal hievon, Rudi! Und du, lieber Kleiner! komm, versprich mir, daß du Niemand nichts mehr nehmen willst. Sie küßt ihn, und sagt: Du hast eine brave Großmutter, werde doch auch so fromm und brav wie sie.

Rudeli. Verzeih mir, Frau! ich will, weiß Gott! nicht mehr stehlen.

Gertrud. Nein, Kind! thue es nicht mehr; du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thu es doch nicht mehr! Und wenn dich hungert, komm lieber zu mir und sag es mir; wenn ich kann, ich will dir etwas geben.

* Kämmen.

Rudi. Ich danke Gott, daß ich jetzt bei der Kirche zu verdienen habe, und hoffe, der Hunger werde ihn nun nicht mehr so bald zu so etwas verleiten.

Gertrud. Es hat mich und meinen Mann gefreut, daß der Junker mit dem Verdienst auch an dich gedacht hat.

Rudi. Ach! es freuet mich, daß die Mutter noch den Trost erlebt hat. Sage doch deinem Mann, ich wolle ihm ehrlich und treu arbeiten, früh und spät sein; und ich wolle mir die Erdäpfel doch herzlich gern am Lohn abziehen lassen.

Gertrud. Von dem ist keine Rede, Rudi! Mein Mann thut das gewis nicht. Wir sind, Gott Lob! durch den Bau jetzt auch erleichtert. Rudi! ich will mit dir zu deiner Mutter gehen, wenn es so schlimm ist.

Sie füllt dem Rudi seinen Sack mit dürrem Obst — sagt ihm noch einmal: Du Lieber! nimm doch Niemand nichts mehr; und geht dann mit dem Rudi zu seiner Mutter. Und als er unter einem Nußbaum Laub zusammen laß, die Decke ihres Betts besser zu füllen, half ihm Gertrud Laub auffammeln, und dann eilten sie zu ihr hin. Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand und weinte. Du weinst, Gertrud! sagte die Großmutter; wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?

Gertrud. Ach! was verziehen. Kathrine! Eure Noth geht mir zu Herzen, und mehr noch deine Güte und deine Sorgfalt. Gott wird deine Treue und deine Sorgfalt gewis noch an den Deinen segnen, du Gute!

Kathrine. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweig doch hievon Kathrine! Ich wollte, ich könnte dich in etwas in deiner Krankheit erleichtern.

Kathrine. Du bist gut, Gertrud! Ich danke dir; aber Gott wird bald helfen — Rudi! hast du sie um Verzeihung gebeten? Hat sie dir verziehen?

Rudi. Ja, Großmutter! fleh doch, wie gut sie ist. (Er zeigt ihr den Sack voll dürrem Obst.)

Wie ich schlummere, sagte die Großmutter. Hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudi. Ja, Großmutter. Es war mir gewis Ernst.

Kathrine. Es übernimmt mich ein Schlummer, und es dunkelt vor meinen Augen. — Ich muß eilen, Gertrud! sagte sie leise und gebrochen — Ich wollte dich noch etwas bitten; aber darf ich? Dieses unglückliche Kind hat dir gestohlen — darf ich dich noch bitten, Gertrud — wenn — — ich todt sein — — diesen armen verlassenen Kindern — — sie sind so verlassen — — Sie streckt die Hand aus — (die Augen sind schon zu) darf ich — — hoffen — — folg ihr — — Rud — — Sie verschied, ohne ausreden zu können.

Der Rudi glaubte, sie sei nur eingeschlafen, und sagte den Kindern: Rede feins ein Wort, sie schläft. Wenn sie sich auch wieder erholte! Gertrud aber vermuthete, daß es der Tod sei, und sagte es dem Rudi. Wie jetzt dieser und wie alle Kleinen die Hände zusammenschlugen und trostlos waren, das kann ich nicht beschreiben — Leser — laß mich schweigen und weinen; denn es geht mir ans Herz — wie die Menschheit im Staube der Erden zur Unsterblichkeit reifet, und wie sie im Prunk und Tand der Erden unreif verwelket.

Wäge doch, Menschheit! wäge doch den Werth des Lebens auf dem Todtbette des Menschen — — und du, der du den Armen verachtest, bemitleidest, und nicht kennest — sage mir, ob der also sterben kann, der unglücklich gelebt hat? Aber ich schweige; ich will euch nicht lehren, Menschen! Ich hätte nur dieß gern, daß ihr selber die Augen aufthätet, und selbst umsähet, wie Glück und Unglück, Segen und Unsegen in der Welt ist.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm noch den letzten Wunsch der edlen Mutter, den er in seinem Jammer nicht gehört hatte. Der Rudi nimmt treuherzig ihre Hand — Wie mich die liebe Mutter reuet! wie sie so gut war! Gertrud! gelt, du willst auch an ihre Bitte denken?

Gertrud. Ich müßte ein Herz haben wie Stein, wenn ichs vergeßen könnte. Ich will an deinen Kindern thun, was ich kann.

Rudi. Ach! Gott wird dir's vergelten, was du an uns thun wirst.

Gertrud kehrte sich gegen das Fenster, wischt ihre Thränen vom Angesicht, hebt ihre Augen gen Himmel, seufzet, nimmt dann den Rudeli und seine Geschwister, eins nach dem andern mit warmen Thränen, besorgt die Todte zum Grabe, und geht erst, nachdem sie alles, was nöthig war, gethan hatte, wieder in ihre Hütte.

142.

An das gestorbene Schwesterlein.

(Von Friedrich Rückert.)

Du bist vergangen, eh ichs gedacht, Es sprüht umsonst der frühe Thau,
wie eine Blume verblüht über Nacht, wie auf dich meine Thränen lau.

Wie eine Blum über Nacht verblüht, Es sprühen meine Thränen lau auf dich
auf die umsonst der Frühthau sprüht. und du bist nicht erwacht für mich!

Und du bist nicht für mich erwacht,
meine Blume, verblüht über Nacht!

Abendgebet.

(Von Ernst Moritz Arndt.)

Der muntre Tag ist wieder still,
und Alles schlafen gehen will,
Das Wild auf weichen Mooses Flaum,
der Vogel auf den grünen Baum,
Der Mensch in seine stille Kammer,
zu ruhen aus von Müh und Jammer.

Noch tritt er aus der Hütten Thür
zuvor noch in die Nacht herfür,
Sich christlich erst bereiten muß
mit Liebesdank und Liebesgruß,
Muß sehen wie die Sterne blinken,
und noch den Obem Gottes trinken.

Du, der von Oben Wache hält,
du milder Vater aller Welt,
Bernimm mein stammelndes Gebet,
das zu den hellen Sternen geht,
Wollst mich von deinen Sonnenkreisen
im rechten Beten unterweisen.

Ich war den Tag in deiner Hut,
behüt auch heint* mich, Vater gut,
Durch deine milde Gütigkeit
vorm bösen Feind und seinem Neid;
Denn was den Leib mir mag befallen,
das ist das kleinste Leid von allen.

© sende von dem Stralenschein
den liebsten Engel zu mir ein,
Als Friedensboten unters Dach,
als Wächter in mein Schlafgemach,
Daß alle Sinne und Gedanken
sich fest um deinen Himmel ranken.

Dann geht der Tag so lustig fort,
dann ist die Nacht ein Liebeswort,
Dann ist der Morgen Engelgruß,
daß alles Böse weichen muß,
Und wir hienieden schon auf Erden
wie lichte Kinder Gottes werden.

Und fällt der letzte Abendschein
einst in das müde Aug hinein,
Sehnt meine Seele sich hinauf
zum ewig selgen Sonnenlauf,
So werden alle Engel kommen,
mich heimzuholen zu den Frommen.

Ein gutes Rezept.

(Von J. B. Sebel. Schatzkästlein, 1827. Seite 244 ff.)

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kuriert hat. Eine arme franke Frau sagte zu ihrem Bublein: „Kind, hol mir einen Doktor, sonst kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Bublein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen,

* Heint bedeutet: diese Nacht.

die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser war, und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr,“ sagte er, „wolltet ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: „Der faßt's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln.“ „Thuts ein Gäsperlein oder zwei Zwanziger nicht auch?“ fragte ihn der Kaiser. Das Bublein sagte: „Nein,“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heiße, und wo sie wohne, und während das Bublein zum dritten Doktor springt, und die franke Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der franken Frau in ihr Stüblein kam, und es sah recht leer und betrübt darin aus, meint sie, es sei der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei, und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch dann jetzt ein Rezept verschreiben,“ und sie sagte ihm, wo des Bubleins Schreibzeug sei. Also schrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkomme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor nach. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer da gewesen, und hab ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Bublein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig, und sagte zu ihr: „Frau, ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt ich euch nicht verschreiben können. Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel, und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stund sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die franke Frau kuriert, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch, und hat sich nachgehends wieder verheiratet.

145.

Einkehr.

(Von Ludwig Uhland.)

Bei einem Wirte wundermild
da war ich jüngst zu Gaste,
Ein goldner Apfel war sein Schild
an einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
hat er mich wohlgenähret.

Es kamen in sein grünes Haus
viel leichtbeschwingte Gäste,
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
und fangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
auf weichen grünen Matten,
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt ich nach der Schuldigkeit,
da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
von der Wurzel bis zum Gipfel.

146.

Knabe und Schmetterling.

(Fabel, von W. Hey.)

Schmetterling,
kleines Ding,
Sage, wovon du lebst,
daß du nur stets in Lüften schwebst?
„Blumenduft, Sonnenschein,
das ist die Nahrung mein.“

Der Knabe der wollte ihn fangen,
da hat er mit Zittern und Bangen:
Lieber Knabe, thu es nicht!
Laß mich spielen im Sonnenlicht!
Oh vergeht das Abendroth,
lieg ich doch schon kalt und todt.

147.

Die Spinnen.

(Von L. B. Sebel. Schatzkästlein. 1827. Seite 89 ff.)

Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel: die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblicke und zu erhaschen wiße. Allein das macht's nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen; und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verbor-

genen Fallstricke gerathen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf und absteigen, und sich im Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen an ihrer stillen und unverbrochenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Daß es mancherlei Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch viel mehr im trocknen warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herumfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo die Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewis, daß es lauter Gespinnst ist von unzähllich viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das Nämliche thun.

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beißen, und durch den giftigen Biß krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz sein, die Tarantella genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde; allein es ist doch, wie man für gewis weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabei, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika, und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift

ste an und zwingt sie, tödtet sie, und saugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

148.

Der grüne Esel.

(Von C. F. Sellert.)

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen viel tausend Thoren zu beschämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
am Leibe grün, roth an den Beinen,
fängt an, mit ihm die Gassen zu durchziehn:
er zieht, und Jung und Alt erscheinen.

Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
ein Esel, zeisiggrün! der rothe Füße hat!

Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!

Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen;
man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
denn alles will den grünen Esel sehn,
und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.

Man lief die beiden ersten Tage
dem Esel mit Bewundrung nach.

Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
wenn man vom grünen Esel sprach.

Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf:
vom grünen Esel hört man singen
und so geräth das Kind in Schlaf.

Drei Tage waren kaum vergangen,
so war es um den Werth des armen Thiers geschehn:
das Volk bezeigte kein Verlangen,
den grünen Esel mehr zu sehn.
Und so bewundernswerth er anfangs allen schien,
so dacht doch jetzt kein Mensch mit einer Sylb an ihn.

149.

Nothkäppchen.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war einmal ein kleines liebes Mädchen, die hatte jedermann gern, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kind geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein

Käppchen von rothem Sammet, und weil ihm das so wohl stund, und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rothkäppchen. Da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „Komm, Rothkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, die bring der Großmutter hinaus: weil sie krank und schwach ist, wird sie sich daran laben; sei aber hübsch artig, und grüß sie von mir, geh auch ordentlich, und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällt du, und zerbrichst das Glas, dann hat die kranke Großmutter nichts.“

Rothkäppchen sagte: „Ja, ich will alles recht gut ausrichten,“ und versprach der Mutter in die Hand. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rothkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf; Rothkäppchen aber wußte nicht, was es für ein böses Thier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rothkäppchen,“ sprach er. — „Schönen Dank, Wolf.“ — „Wo willst du so früh hinaus, Rothkäppchen?“ — „Zur Großmutter.“ — „Was trägst du unter der Schürze?“ — „Kuchen und Wein, für die kranke und schwache Großmutter; gestern haben wir gebacken, da soll sie sich stärken.“ — „Rothkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?“ — „Noch eine gute Viertelstunde im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen,“ sagte Rothkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: Das junge, zarte Mädchen, das ist ein guter, fetter Bissen für dich; wie fängst du an, daß du den kriegst? Da gieng er ein Weilchen neben Rothkäppchen her, dann sprach er: „Rothkäppchen, steh einmal die schönen Blumen, die im Walde stehen, warum guckst du nicht um dich; ich glaube, du hörst gar nicht darauf, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehst ja für dich hin, als wie zur Schule, und ist so lustig haufen in dem Wald.“

Rothkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonne durch die Bäume hin und her sprang und alles voll schöner Blumen stund, dachte es: Ei! wenn ich der Großmutter einen Strauß mitbringe, der wird ihr auch lieb sein; es ist noch früh, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme, — und sprang in den Wald und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meint' es, dort stünde noch eine schönere, und lief darnach, und lief immer weiter in den Wald hinein. Der Wolf aber gieng geradewegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Thüre. — „Wer ist draußen?“ — „Das Rothkäppchen, ich bring dir Kuchen und Wein, mache mir auf.“ — „Drück nur auf die Klinke,“ rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen!“ Der Wolf drückte an die Klinke und er trat hinein ohne ein Wort zu sprechen, geradezu an das Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann nahm er ihre Kleider, that sie an, setzte sich ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rothkäppchen aber war herumgelaufen nach Blumen, und als es so

viel hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Wie es ankam, stund die Türe auf, darüber verwunderte es sich, und als es in die Stube kam, sah es so seltsam darin aus, daß es dachte: *Ei! du mein Gott, wie ängstlich wird mirs heut zu Muth, und bin sonst so gern bei der Großmutter.* Drauf gieng es zum Bett und zog die Vorhänge zurück, da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt, und sah so wunderbar aus. *„Ei Großmutter, was hast du für große Ohren!“ — „Daß ich dich besser hören kann.“ — „Ei Großmutter, was hast du für große Augen!“ — „Daß ich dich besser sehen kann.“ — „Ei Großmutter, was hast du für große Hände!“ — „Daß ich dich besser packen kann!“ — „Aber Großmutter, was hast du für ein entseßlich großes Maul!“ — „Daß ich dich besser freßen kann.“* Und wie der Wolf das gesagt hatte, sprang er aus dem Bette und auf das arme Rothkäppchen, und verschlang es.

Wie der Wolf den fetten Biß im Leibe hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein, und sieng an, überlaut zu schnarchen. Der Jäger gieng eben vorbei, und dachte bei sich: *Wie kann die alte Frau so schnarchen, du mußt einmal nachsehen, ob ihr etwas fehlt.* Da trat er in die Stube, und wie er vorß Bett kam, so lag der Wolf darin, den er lange gesucht hatte. Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein: *vielleicht hat er die Großmutter gefreßen, und ich kann sie noch erretten, und schoß nicht, sondern nahm eine Scheere und schnitt dem schlafenden Wolf den Bauch auf.* Wie er ein paar Schnitte gethan, da sah er das rothe Käppchen leuchten, und wie er noch ein wenig geschnitten, da sprang das Mädchen heraus und rief: *„Ach, wie war ich erschrocken! was wars so dunkel in dem Wolf seinem Leib!“* und dann kam die Großmutter auch lebendig heraus. Rothkäppchen hatte aber große schwere Steine, damit füllte sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich todt fiel.

Da waren alle drei vergnügt, der Jäger nahm den Pelz vom Wolf, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rothkäppchen gebracht hatte, und Rothkäppchen dachte bei sich: *Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Weg ab in den Wald laufen, wenn dirß die Mutter verboten hat.*

150.

Das Blümlein.

(Von Göthe.)

Ich gieng im Walde
so für mich hin,
Und nichts zu suchen
das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
ein Blümlein stehn,
Wie Sterne leuchtend,
wie Auglein schön.

Ich wollt' es brechen,
da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
gebrochen sein?

Ich grubs mit allen
den Würzlein aus,
Zum Garten trug ichs
am hübschen Haus.

Und pflanzt es wieder
am stillen Ort:
Nun zweigt es immer
und blüht so fort.

151.

Der Wolf und der Mensch.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen, kein Thier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen.“ „Dazu kann ich dir helfen,“ sprach der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs gieng mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. „Nein,“ antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen.“ Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?“ „Nein, das will erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“ Der Wolf gieng nun auf den Menschen los; der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist Schade, daß ich keine Kugel geladen habe,“ legte an und schoß dem Wolf das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und gieng vorwärts, da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe, da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er über und über blutend und heulend zu dem Fuchs zurücklief. „Nun, Bruder Wolf,“ sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig worden?“ — „Ach,“ antwortete der Wolf, „so hab ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt; erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt, darnach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mirs um die Nase, wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nah war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leib, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe todt wäre liegen geblieben.“ „Siehst

du," sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist! du wirfst das Beil so weit, daß du's nicht wieder holen kannst.“

152.

Der Hengst und die Wespe.

(Von J. M. L. Gleim.)

Eine kleine Wespe stach
einen Hengst. Er schlug darnach;
doch die kleine Wespe sprach:
Liebes Hengstchen, nur gemacht!
denn ich sitz am sichern Orte;

glaube mir, du triffst mich nicht!
Endlich gibt er gute Worte,
und die kleine Wespe spricht:
Sanftmuth findet doch Gehör:
sieh, nun stech ich dich nicht mehr!

153.

Kinderlied von den grünen Sommervögeln.

(Von Friedrich Rückert.)

Es kamen grüne Vögelein
geflogen her vom Himmel,
Und setzten sich im Sonnenschein
in fröhlichem Gewimmel

All an des Baumes Nester,
und saßen da so feste
als ob sie angewachsen sei'n.

Sie schaukelten in Lüften lau
auf ihren schaukelnden Zweigen,
Sie aßen Licht und tranken Thau,
und wollten auch nicht schweigen,

Sie sangen leise leise
auf ihre stille Weise
von Sonnenschein und Himmelblau.

Wenn Wetternacht auf Wolken saß
so schwirrten sie erschrocken,
Sie wurden von dem Regen naß,
und wurden wieder trocken;

Die Tropfen rannen nieder
vom grünenden Gefieder,
und desto grüner wurde das.

Da kam am Tag der scharfe Strahl
ihr grünes Kleid zu sengen,
Und nächtlich kam der Frost einmal,
mit Reif es zu besprengen;

Die armen Vögelein froren,
ihr Frohsinn war verloren,
ihr grünes Kleid war bunt und fahl.

Da trat ein starker Mann zum Baum,
und hub ihn an zu schütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
mit Schauern zu durchrütteln;

Die bunten Vögelein girrten,
und auseinander schwirrten;
wohin sie flogen, weiß man kaum.

154.

Der Buffard.

(Von H. D. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. S. 42 ff.)

Der Buffard oder Mäusefall ist über die ganze nördliche Erde verbreitet, auch in Deutschland gemein: theils zieht er im Herbst, oft scharen-

weis, hochfliegend und schön schwebend hinweg, theils bleibt er und überwintert bei uns. Er schreit laut, hoch und gedehnt: Giäh: oder abgebrochen gä, gä, gä, gä!, nährt sich von Mäusen, Maulwürfen, jungen Hasen, jungen Vögeln, Fröschen, Regenwürmern, fängt häufig Schlangen und trägt solche auch seinen Jungen zu. In der Noth frisst er Nas, oder nimmt dem Wandervogel seine gute Beute ab, die jener auch feiger Weise hergibt.

Der Buffard ist ein sehr nützlicher Vogel, der allgemeine Schonung verdient. Im Herbst frisst er so viel Mäuse, Maulwürfe und Hamster, daß er davon schneckenfett wird; die Maulwürfe zieht er aus der Erde hervor, indem er, während sie wühlen, plötzlich zupackt. Desters lauert er ihnen stundenlang auf. Die Haut seiner Behen ist so verb, daß selbst große Ratten und Hamster, die er gepackt hat, nicht durchzubeißen vermögen. Er frisst im Hunger einen ganzen Hamster stückweis, ohne etwas von Haut und Knochen übrig zu lassen. Aus Knochen und Haar bildet er das Gewölle. Kann er eine Zeit lang nur Frösche haben, die kein Gewölle geben, so wird ihm unwohl. Aus den stärksten Schuppen der Schlangen bildet er dagegen Ballen. Er horstet auf hohen Bäumen, und legt zwei bis vier grünlichweiße, hellbraun gefleckte Eier.

Merkwürdig sind die Schlangenkämpfe der Buffarde. Es gewährt ein herrliches Schauspiel, wenn ein Buffard eine recht große Ringelnatter mit den Krallen gepackt hat, und diese sich so um ihn herumwindet, daß er kaum mehr stehen kann, schwankt, und sich mit den Flügeln stützen muß. Frisst er viele Blindschleichen hinter einander, so kriecht ihm manches dieser glatten Thierchen, ehe er sich versteht, wieder zum Schnabel heraus, zuweilen zerbricht es, und der Leib eilt weg, während er den sich krümmenden Schwanz zu verschlucken bemüht ist. Kommt er an eine Kreuzotter, so sagt ihm gleich der erste Blick, daß sie giftig ist, er sucht sich beim Kampfe vor ihren Bissen zu sichern, und zerreißt und frisst jedesmal zuerst den Kopf, in welchem bekanntlich das Gift steckt, während er bei giftlosen Schlangen bald beim Schwanz, bald beim Leibe, bald beim Kopfe zu freßen anfängt.

Als die beiden Buffarde, die ich besaß, ziemlich erwachsen waren, und der größte einmal auf dem Boden, der kleinste auf der Bank saß, legte ich vor jenem eine große Kreuzotter nieder. Ruhig, mit gestäubtem Gefieder, stand er da, blickte sie unverwandt an, und schien den Augenblick zu erwarten, wo er sie mit Vorteil angreifen könnte. Jetzt warf ich einen halben Frosch hinter die Otter: er stürzte los, packte, ohne den Frosch zu berühren, die Otter mit den Krallen mitten am Leibe, und wollte eben mit der sich verzweiflungsvoll krümmenden und um sich beißenden in eine Ecke hüpfen, als plötzlich der andere Buffard von der Hobelbank herabstieß, und das Schwanzende der Schlange ergriff. Sie rissen sich um den Raub, indem jeder mit der einen Kralle ihn hielt, mit der andern Kralle gegen seinen Kameraden

heftig kämpfte. Giltigst trennte ich die Hitzköpfe, und ließ dem die Beute, der sie zuerst gepackt hatte. Er hielt sie schreiend und heftig mit den Flügeln schlagend zwischen beiden Krallen; sie biß unaufhörlich zischend um sich, und die Biße trafen teils seine Federn oder die Luft, teils glitten sie an dem Hornpanzer seiner Füße ab. Den Kopf, welchen er hoch hielt, konnte sie nicht treffen. Jetzt zielte er mit dem Schnabel nach ihrem Kopfe, traf und zermalmte ihn. Dann wartete er in gespannter Aufmerksamkeit ab, bis das Unthier ganz kraftlos zu sein schien, rieß zuerst den Kopf in Stücken, die er verschlang, fraß darauf den Hals und das Uebrige. Schon während er noch fraß, hatte ich bemerkt, daß sein linker Fuß etwas lahm war; bald schwoll er da, wo die Zehen vom Fuße ausgehen, so bedeutend auf, als es nur die zähe Hautbedeckung gestatten konnte; an dieser Stelle ist der Fuß nur mit kleinen Schuppen bedeckt, daher hatten die Giftzähne der Otter hier durchbringen können. Ohne weiter ein Zeichen des Schmerzes zu äußern, als daß er den schwellenden Fuß unter die Federn zog, setzte er sich gelassen nieder. Mit Einbruch der Nacht sank die Geschwulst schon; am folgenden Tage war sie kaum noch bemerkbar, auch trat er häufig wieder mit dem Beine auf, und am dritten Tage war er wieder ganz gesund.

155.

Schützenlied.

(Von Schiller. Wilhelm Tell, 3. Aufzug.)

M it dem Pfeil, dem Bogen, durch Gebirg und Thal, Kommt der Schütz gezogen früh am Morgenstral.	W ie im Reich der Lüfte König ist der Weih, Durch Gebirg und Klüfte - herrscht der Schütze frei.
---	--

Ihm gehört das Weite,
was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
was da krecht und flucht.

156.

Die Geschichte von den jungen Burggrafen zu Nürnberg.

(Aus dem „Lebensfrühling“ von H. Dittmar. Berlin 1824.)

Zwischen den Jahren 1246 und 1264 lebte auf der Beste zu Nürnberg der Burggraf Friedrich III. von Hohenzollern und seine Gemahlin Elisabeth. Sie hatten sich außerordentlich lieb; ihr häuslicher Wohlstand war blühend, ihre Unterthanen waren ihnen treu und anhänglich, die freien Bewohner der erfindungsreichen und gewerbsthätigen Stadt, die eben damals anfieng

recht aufzublühen, liebten und achteten sie, und so kam es, daß das Leben dieses fürstlichen Paares recht heiter und froh war. Sie bekamen innerhalb zwölf Jahren zwei Söhne und vier Töchter, die alle recht gute Kinder waren. Johann, der ältere Sohn war nun achtzehn, und sein Bruder Sigmund sechzehn Jahr alt. Beide waren Meister in allen Ritterkünsten, zogen mit gegen die Raubritter aus, und halfen der bewaffneten Mannschaft Nürnbergs die Landstraßen vom Raubgesindel reinigen, so daß die Umgegend der reichsten Stadt Frankens auch die sicherste wurde. Ruhte der Kampf mit den Räubern, so zog man gegen wilde Thiere aus. Allen Hirten, Bauern und Zeidlern ober Honigbauern waren Johann und Sigmund als gewaltige Jäger bekannt.

Im Anfang des Herbstes 1264 richteten eine große Menge Wölfe in den Dörfern des Fichtelgebirgs schreckliche Verheerungen an, so daß die Bewohner sich zusammenthaten und sie vertrieben. Mehrere hundert Wölfe hatten sich vor den Speißen und Pfeilen der Fichtelberger auf das offene Gebiet des Burggrafthums Nürnberg unterhalb Gebirgs geflüchtet, und machten vorzüglich den Sebalder und Lorenzer Wald sehr unsicher. Kein Tag vergieng, an dem man nicht hörte, daß die Wölfe wieder einen Menschen zerrißen hätten.

Der gräßlichste Vorfall dieser Art begab sich am dritten Tage vor Michaelis. In dem Sebalder so wie im Lorenzer Wald bei Nürnberg wurden von einigen Bauern, die man Zeidler nannte, so viele Bienen gehegt, daß die beiden Wälder in den Reichsschriften der damaligen Zeit „des Reiches Bienen-garten“ genannt wurden. Die Bienenzucht wurde aber darum in so großem Umfange getrieben, weil der fremde Rohrzucker noch nicht bekannt war. Da versorgten denn die Zeidler die ganze Gegend mit Honig, und mußten auch ihre Steuer an die Obrigkeit in Honig abgeben. An dem genannten Tage nun hatte ein solcher Zeidler, einer obrigkeitlichen Aufforderung zufolge, seine dießjährige erst am Michaelistage fällige Honigsteuer in zwei großen Kübeln, mit Hilfe seiner Frau, von dem nördlichen Saume des Sebalder Waldes in das drittehalb Stunden entfernte Nürnberg getragen. Da ihr Häuschen in einer Einöde stand, so konnten sie keinem Nachbar die Obhut über dasselbe empfehlen. Weil übrigens die längste Zeit ihrer Entfernung nur sechs Stunden dauern konnte, so hatten sie ihrem ältesten Kind Wolfgang, einem lebhaften und brauchbaren Knaben von acht Jahren, die Aufsicht über seinen vierjährigen Bruder und sein zweijähriges Schwesterlein übergeben, und ihm sorgfältig eingeschärft, ja stets mit den beiden Kleinen zu spielen, und sich nicht aus dem Hause zu entfernen, wofür sie ihm einen Lebkuchen aus der Stadt mitbringen würden. Die drei Kinder blieben glücklich beisammen im Zimmer bis gegen fünf Uhr Abends, wo die Erscheinung des zehnjährigen Sohnes eines andern Zeidlers vor der Hausthüre seine Gespielen

aus der Stube lockte. Neugierig folgte der vierjährige muntre Rudolf dem ältern Bruder nach, und das einsam zurückgelassene Schwesterchen durch die offene Thür den im Freien spielenden Brüdern. Plötzlich erschienen zwei Wölfe. Der fremde Junge klettert behend auf die vor dem Hause stehende, hochstämmige Linde und ruft laut seinem Gespielen Wolfgang zu, ein Gleiches zu thun. Allein der gute Knabe, weit mehr bekümmert um seine jüngern Geschwister, als um sich, nimmt schnell das Schwesterchen auf den rechten Arm und den Bruder mit der linken Hand, und eilt mit ihnen der nahen Hausthüre zu. Als er schon den Fuß hineinsetzen will, erhascht ihn der eine Wolf bei der Schulter, und sogleich wühlen seine scharfen Zähne in den Eingeweiden des Unglücklichen. Der andere Wolf zerfleischte inzwischen unbarmherzig den vierjährigen Rudolf, der bis zu seinem letzten Athemzuge unaufhörlich: „Vater! Mutter! lieber Gott!“ rief. Darnach ergriffen die beiden Würger auch noch das übrige Schwesterlein, das in ein ängstliches Weinen ausgebrochen war, welches ihr schneller Tod bald stillte. In diesem Augenblick erschienen die Eltern der getödteten Kleinen, die aus der letzten Stunde des Rückwegs, von einer traurigen Ahnung ergriffen, eine halbe gemacht hatten, vor ihrer Hütte, und die Wölfe, von ihrem Jammergeschrei geschreckt, ergriffen die Flucht. Als wäre es unmöglich, daß die daliegenden noch rauchenden Gebeine die Reste ihrer geliebten Kinder seien, tobten Vater und Mutter ins Haus, und riefen mit verzweifelter Stimme: „Kinder, kommt! kommt, Kinder! da habt ihr Lebklein!“ Außer sich vor Freude stürzten sie sich zur Thüre, als an derselben eine Knabenstimme erscholl; aber es war die klägliche Stimme des von dem Baume herabgekommenen Knaben, der den armen Eltern die gräßlichen Umstände des Todes ihrer Lieb-linge berichtete. Nach einer Viertelstunde sprachloser Wehmuth brach das Weib die Todesstille, indem sie mit ruhigem Wahnsinn zu dem Gatten sagte: „Komm, Heinrich! laß uns nach Nürnberg gehen, und bei dem Reichsvogt unsere Kinder holen; und wenn er sie uns nicht wieder gibt, so nehmen wir ihm seine Kinder, und werfen sie den Wölfen vor.“ „Ach, warum mußte er auch diesmal die Honigsteuer vor dem Ziele einfordern lassen!“ seufzte der tiefgebeugte Vater, warf, ohne zu wissen, was er thue, den teuren Ueberrest in seinen noch auf dem Rücken hängenden Tragkübel, und wankte damit unwillkürlich seiner hastig nach Nürnberg zurückeilenden Frau nach.

Raum in der Stadt angekommen, stürmte diese in das Haus des Reichsvogts. Den Lanzenträger, der an der Treppe Wache hielt, fragte sie gebieterisch: „Wo ist der Reichsvogt mit den Kindern?“ Trotzig versetzte dieser: „Auf der Burg bei dem Burggrafen. Was wollt ihr so spät von ihm?“ Blitzschnell eilte das Weib der Burg zu, drang unaufhaltsam über die erleuchteten Treppen des burggräflichen Hauses in den Gastsaal des Burggrafen,

der eben mit seinen besten Freunden, worunter auch der Reichsvogt war, den achtzehnten Geburtstag seines ältern Sohnes Johann feierte. Eine ernste Stimmung hatte sich eben aller Gemüther bemächtigt, da in diesem Augenblicke der Burgwächter vom Turm herab mit dem Horn den Eintritt der vorletzten Stunde vor Mitternacht verkündigte, den wichtigen Augenblick, wo die edle Burggräfin vor achtzehn Jahren, zwischen Tod und Leben wankend, ihr erstes Kind glücklich geboren hatte. Da stürzte die unglückliche Mutter unter die Knaben und Mädchen, die im Saale spielten, hob ein Kind um das andere hastig empor, und rief immer dabei: „Emma! Rudolf! Wolfgang! wo seid ihr denn?“ Da fragte man sie, wer sie sei? wen sie suche? Aber sie hörte nicht, und die Anwesenden erriethen den traurigen Vorfall erst aus den Worten des Zehlers, der nun auch in den Saal trat, die blutigen Gebeine in das Zimmer warf, und sagte: „Da, ihr mächtigen Herren, nehmt die letzte Steuer von mir armen, unglücklichen Vater!“ —

Diese Geschichte machte einen tiefen Eindruck auf das burggräfliche Haus und alle anwesenden Gäste. Die beiden jungen Burggrafen, vom tiefsten Mitleid erschüttert, faßten den Entschluß, alles aufzubieten, um das arme Landvolk von dieser furchtbaren Plage der Wölfe zu befreien. Es wurde eine große Wolfsjagd für den folgenden Tag verabredet. Am frühesten Morgen zogen die burggräflichen Jünglinge an der Spitze von dreißig geübten Jägern und mehr als hundert rüstigen Knechten, die etliche und dreißig tüchtige Hunde führten, dem nördlichen Walde zu. Durch zweckmäßige Anstalten versperreten sie dem Wilde jeden Ausgang, und so waren nach Sonnenuntergang achtzehn Wölfe und überdies sechs Eber, fünf Hirsche und zehn Füchse erlegt. Am furchtbarsten wüthete die Jagd um die Hütte des unglücklichen Zehlers. Er selbst hatte die Burggrafen in dieselbe geführt, und bei dem Anblick des Spielzeugs seiner lieben Kinder fast seine Seele mit seinen Thränen ausgegossen. Auch die Wangen der Burggrafen neigten menschliche Zähren, und Johann wiederholte sich hier, das Auge durch das Fenster zum Himmel gerichtet, sein Gelübde, alles schädliche Wild vollkommen auszurotten. In diesem Augenblick steht er zwei Wölfe heißhungrig die von dem gestern vergossenen Blut bezeichnete Stelle belecken. Ohne Kopf und Speiß — denn diese stunden jenseits der Wölfe an der Linde — stürzt er sich mit dem gezückten Schwert pfeilschnell auf die Wüthriche, und haut mit einem furchtbaren Streich dem einen den Kopf ab. Schon hatte der andere den verderblichen Rachen in Johannes rechte Seite eingehauen, als ein langsam nachgefolgter Hund Johannes dem zerfleischenden Wolf an den Hals flog, daß derselbe, mit seiner eigenen Gefahr beschäftigt, den tödtlichen Biß nicht vollbringen konnte. Durch eine verzweifelte Schwenkung schleuderte das Unthier den treuen Hund von sich und warf sich wüthend auf ihn, aber eben so schnell wühlte Johannes Schwert

in des Wolfes Eingeweiden. Man denke sich das Entsetzen Sigmunds über des Bruders bestandene Gefahr, als ihn das plötzliche Geräusch aus dem Hause rief! Nengstlich unterfuchte er mit einem Köhler Johanns Seite, welche jedoch nur scharf geritzt und kaum blutrünstig war.

Schnell war das Gerücht dieser glücklichen Jagd in die Stadt geflogen, und der edle Rath hatte im Stillen Anstalten zum würdigen Empfang der Sieger getroffen. Gegen acht Uhr des Nachts zogen die Jäger durch das Thiergärtnerthor in die Stadt. An der Spitze des Zuges ritt mit Bogen und Köcher, die mit Trauerflor umwunden waren, der Zeibler auf einem schneeweißen Roß aus dem Stall der Burggrafen. Hinter ihm trugen fünfzig Knechte auf ihren Schultern an Stangen das gefällte Wild. Fünfzig andere giengen auf beiden Seiten mit brennenden Windlichtern. Hinter ihnen ritten die Burggrafen Johann und Sigmund auf zwei Rappen, und hinter diesen, je drei und drei die dreißig edlen Schützen. Neben und hinter ihnen giengen nach der Verordnung des Rathes fünfundzwanzig Waffenschmiede in glänzender Rüstung mit Windlichtern. Als der Zug an die Sebalder Kirche gelangte, dankten der Reichsvogt und zwei Rathsherrn den braven Jünglingen im Namen der Stadt, für die zum Besten derselben bestandene Gefahr und Mühe, und luden sie zum Abendbrot in den festlich geschmückten Hauptsaal des damaligen Rathhauses. Als die Jäger in den Saal traten, kamen die Töchter der edelsten nürnbergischen Geschlechter herbei, und setzten jedem der Jäger, unter dem Schalle der Trompeten und Pauken, einen Blumenkranz auf. An den Tafeln saßen die Eltern der Bekränzenden und der Bekränzten, an ihrer Spitze der Burggraf und die Burggräfin. Man denke sich das freudige Staunen der Jünglinge! Mahl und Tanz dauerte bis Mitternacht, und ehe sie nach Hause giengen, wurde eine zweite Wolfsjagd auf den morgenden Michaelistag verabredet.

Um fünf Uhr früh waren die burggräflichen Jünglinge im Begriffe, sich an die mit ihren Jagdfreunden verabredeten Sammelplätze zu begeben. Da trat die Burggräfin Elisabeth mit rothgenreinten Augen und verstörten Blicken in das Zimmer der Söhne, und beschwor sie bei ihrer kindlichen Liebe, an diesem Tage zu Hause zu bleiben, und die Burg nicht zu verlassen. Dieser Wunsch der heißgeliebten Mutter befremdete die jungen Burggrafen. Sie versicherten, daß nur außerordentliche Ursachen sie hindern dürften, ihr gegebenes Wort, die heutige Jagd zu leiten, zu brechen, und wünschten zu hören, ob solche Ursachen vorhanden wären. „Tausend solche Ursachen,“ versetzte die Burggräfin, „umschließt ein einziger Traum.“ „Dacht ichs doch, liebe Mutter!“ fiel Johann ein, „daß dir die Kunde von der Verwundung meiner Seite böse Träume bringen würde; darum wollt ich sie dir geheim halten.“ Die Burggräfin entgegnete: „Nein, mein Sohn, so hell und umständlich träumt keine Seele durch menschliche Veranlassung. Ich sah

eure Leichname, von mehr als tausend Wunden zerrissen, den Burgberg herauftragen. Ich zittere, wenn ich daran denke.“ Herzlich ergriffen hier die Söhne zugleich der Mutter Hand, und beteuerten ihr, daß sie, aus gehorsamer Rücksicht auf den Traum der guten Mutter, jeder Lebensgefahr, so weit es sich nur mit der Ehre vertrage, sorgfältig ausweichen wollten. „Siehst du, Mutter!“ fügte freudig Sigmund hinzu, „nun hat dein Traum seine Absicht erreicht, und du darfst nicht die Schande erleben, daß deine Söhne aus übergroßer Angstlichkeit vor Traumgebilden wortbrüchig oder ein Spott der Kinder werden.“ Nach einem Augenblick sprachloser Wehmuth fiel hastig die Mutter den Söhnen um den Hals, deckte ihr Gesicht mit Küffen und Thränen, rief mit lauter Stimme: „Lebt wohl, meine Kinder! Gott geleit euch! ich kann nichts weiter!“ und eilte der Thüre zu. Aber noch auf der Schwelle rief sie mit scheinbarer Ruhe zurück: „Haltet Wort! seid vorsichtig, und vergeßt vor allem die treuen Hunde nicht.“ Mit flehender Stimme erwiderte Johann: „Erlaß uns die Hunde; sie sollen verabredeter Maßen zu Hause bleiben. Sie haben gestern häufig unsere Jagd gestört und uns außer dem Dienst, den sie mir erwiesen und den mir von nun an größere Vorsicht entbehrlich machen soll, keinen einzigen Vorteil gebracht. Darum hab ich sie schon gestern in unser Schlößchen der Vorstadt* bringen lassen.“ Da sprach die Burggräfin: „So befehle ich euch denn als Mutter, daß ihr die beiden treuen Hunde, die euch schon zweimal das Leben retteten, selbst aus dem Schlößchen holt.“ Betroffen antworteten die beiden Jünglinge zugleich: „Wir gehorchen dir.“

Ernst giengen nun Johann und Sigmund die Schloßstreppe hinab, bestiegen schweigend die Pferde, geboten zwei Knechten, voranzugehen und im Schlößchen den Drusus und Nero, der jungen Burggrafen Leibhunde, am Strick zu nehmen, und ritten dann langsam den Burgberg hinab über die Begniß dem Schlößchen zu. Hier befahlen sie den Knechten, den Weg nach dem Thore einzuschlagen, und ermahnten sie mit ungewöhnlicher Angstlichkeit zur Vorsicht. Indes der Schloßwärter einige nöthige Worte mit Johann sprach, nahm Sigmund zu Pferd von dem Fenster ein Reißblei und schrieb über die Hausthüre: „Der guten Mutter gehorsam, waren wir heut am Michaelstage 1264 wider unsern Willen hier. Sigmund.“ Darunter schrieb Johann auf Sigmunds Bitte, des Bruders sonderbaren Scherz belächelnd: „Johann.“ Als die Burggrafen vom Schlößchen aus den vorangeeilten Knechten folgten, erscholl in einiger Ferne plötzlich ein gräßliches Geschrei, und in einem Augenblick hatten sich mehr als tausend Menschen in einen Klumpen zusammengebrängt. In schnellem Trab eilten

* Die Orgel um die Jakobskirche und das deutsche Haus war damals noch Forststadt Wäckernagel, deutsches Lesebuch. L. 12. Abdr.

die Burggrafen mit den Laufenden, und vernahmen am deutschen Haus, wie vom Blitz gerührt, daß ihre Hunde so eben eines Senseschmids Kind zerrißen hätten. Als nämlich die Knechte einige Minuten vor den Burggrafen an diese Stelle gekommen waren, gieng das siebenjährige Söhnchen eines Senseschmids, von der allzusorgsamem Mutter zum Schutze vor der frischen Morgenluft in einen Wolfspelz gehüllt, über den Weg. Der verzogene Junge hatte sich eben Raschwerk in einem Laden gekauft, wo ihn die unkluge Mutter früher, den ernstlichen Warnungen des Vaters zum Trost, oft mit Leckereten gefüttert hatte. Eben zehrte er aus der Tasche, als die Knechte mit den jagd lustigen Hunden am deutschen Hause vorbeigingen. Kaum hatten die Hunde die Wolfshaut am Knaben bemerkt, als sie mit einem starken Miß sich aus den Händen der Knechte befreiten und den Jungen, den sie für einen Wolf gehalten, mit grimmigen Bissen erwürgten. Als Johann und Sigmund sich bis zum Leichnam durchgedrängt hatten, neben dem die unvorsichtigen Knechte mit den nun straffgehaltenen Hunden standen, so sprangen sie von den Hossen, zogen wüthend die Schwerter und tödteten in einem Augenblick die beiden Hunde, die in ihrer Vernunftlosigkeit ihre Pflicht gethan zu haben geglaubt und daher ihren heranstürmenden Herren freudig entgegengewinselt hatten. Dann rißen sie ihnen die Stricke vom Hals, banden damit den leichtsinnigen Knechten die Hände auf den Rücken, und baten dringend die mit Hämmern, Sensen und Aexten immer zahlreicher herbeiströmenden Senseschmide, die Strafbarern in das Burgverließ zur langwierigen Einsperrung abzuliefern. Dann kniete Johann vor die auf ihrem todtten Kinde laut klagende Mutter nieder, faßte ihre Hand, und suchte sie weinend zu trösten.

Indes die Augen fast aller Umstehenden sichtlich von innerer Rührung zeugten, rief ein sich neugierig herzubrängender Bauer, dessen kaum bestellte Winterfaat gestern das Heer der Hunde zermühlt hatte: „Sagte ichs nicht? Das sind die Wölfe, welche der Zeidler Kinder würgen.“ Dieses mit Gift der Hölle gewürzte Wort fiel fruchtbar auf den schwarzen Boden einiger unedlen Gemüther: das schon früher entstandene Gemurr nahm zu, Verwünschungen erfüllten die Luft — und ehe dem verruchten Beginnen gewehrt werden konnte, lag Johann von mörderischen Händen erschlagen zu den Füßen der verzweifelten Mutter. Sigmund, der sich schützend auf seinen Bruder geworfen hatte und, als dessen Loos auch ihm drohte, von mitleidigen Händen auf sein Pferd gesetzt, bewußtlos entflohen war, ward eingeholt und nach kurzer Frist von seinen blutdürstigen Verfolgern ebenfalls ermordet. Da aber fielen den wüthenden Senseschmiden die blutigen Mordwerkzeuge aus den Händen. Auf einmal erschollen Worte der Reue und gegenseitiger Vorwürfe, und zwar am lautesten aus dem Munde der Schlechten, die durch ihre höllischen Thaten den Brand des Aufruhrs entzündet. Sie hoben die

beiden Leichen auf, legten sie auf Tragbahren und wandelten unter heuchlerischen Wehklagen mit denselben der Burg zu, auf welche noch nicht die geringste Kunde von dem gräßlichen Vorfall gedrungen war, da alle Bewohner der inneren Stadt, entweder aus Neugier oder redlichem Eifer der Hilfeleistung, dem Schauplatz des Greuels zugeeilt waren. Eben lächelte der Burggraf Friedrich während des Frühstücks über den Traum, den seine Gemahlin ihm erzählt hatte, und diese trat mit der jungen Gräfin von Nassau*, Hedwig, an eines der gegen den Markt gefehrten Bogensenster, um dem ungläubigen Gatten ihre Thränen zu verbergen. Plötzlich schrie sie auf: „Himmel, was seh ich! Ein ungeheurer Menschenhaufe drängt sich über den Markt heran: Dieser Gang, diese Bewegung zeigen keine Freude an! Sie kommen näher! Sie weinen! Siehst du nicht, Hedwig, die vielen Tücher! Sie weinen laut den Burgberg herauf! Friedrich! Hedwig! O mein Traum!“ Der Burggraf, von dem Geschrei seiner Gemahlin erschüttert, sprang ihr zu Hilfe. Aber auch er stand wie versteinert, als er vom Fenster aus die Menschenmenge mit zwei Todtenbahren und Sigmunds Ross sah. Hedwig schauerte bleich zusammen. Endlich brach der Burggraf Friedrich das fürchterliche Schweigen. „Komm Elisabeth! komm Hedwig!“ sprach er mit dem Ton der tiefsten Erschütterung. „Laßt uns sehen, was wir liebten. Auch im Tode soll es uns noch teuer sein.“ Unwillkürlich hiengen sich Elisabeth und Hedwig an seine Arme und wankten mit ihm die Treppe hinab. Die Träger schlugen das Leichentuch zurück. Da rief zuerst der Vater mit vom Schmerz gebrochener Stimme: „Sie sind es!“ in Verzweiflung die Mutter: „Sie sind es!“ Wer ein fühlendes Herz hatte, wer die jungen burggräflichen Jünglinge näher gekannt hatte, unzählige Zuschauer teilten schluchzend den Schmerz der unglücklichen Eltern. Auf einmal rief eines Kaufmanns Sohn, in dessen Brust sich Mitleid und Gerechtigkeitsliebe zu feurig regten, den Umstehenden mit ergreifender Stimme von den Bahren her zu: „Das Blut dieser Guten komme siebenfach über die Mörder!“ Und plötzlich entstand eine schreckliche Verschwörung gegen die Schuldigen, und mehr als tausend Bluträcher zogen mit gräßlichen Vorsätzen der Vorstadt zu. Als der Burggraf nach einigen Augenblicken die grausame Absicht der Weggehenden erfuhr, eilte er ihnen, sein eigenes Herzeleid vergeßend, spornstreichs nach, stellte sich ihrem Zug auf der Pegnitzbrücke entgegen, und obgleich er sie flehentlich bat, ihm des Jammers nicht noch mehr zuzuziehen,

* Bekanntlich waren in jenen Zeiten die Grafen von Nassau viele Jahre hindurch Bürger und Einwohner der Stadt Nürnberg, und einer von ihnen, derselbe, welcher der Stadt Nürnberg im Jahre 1273 den rechts gegen die Pegnitz stehenden Turm der Lorenzer Kirche, dieses herrliche Denkmal des Gemeinnsinnes jener Zeiten, auf seine Kosten erbauen ließ, wurde als Nürnberger Bürger im Jahr 1292 Kaiser der Deutschen.

so konnte er sie doch von der blutigen Ausführung ihres Entschlusses nur durch das feierliche Versprechen abhalten, daß er selbst die gerechte Bestrafung der Mörder ohne Verzug übernehmen wolle. „Aber nicht wahr, edler Burggraf, noch heute?“ sprach der Anführer, „sonst halten wir noch in der Nacht Gericht.“ Friedrich, ob dieser Worte schaudernd, sagte auch dieses zu, und gab auf der Stelle Befehl, daß aus den benachbarten Orten des Burggraftums fünfhundert Reifige in Eilmärschen zu ihm kommen sollten. Abfichtlich sprach der menschenfreundliche Burggraf diesen Befehl vor aller Welt und recht laut aus; denn die strafbaren Bewohner der Vorstadt, die sämtlich aus Sensenschmiden bestanden, nahmen nun, von ihrem bösen Gewissen gejagt, schleunig die Flucht nach Donauwörth, und überhoben so den tiefgebeugten Fürsten der traurigen Nothwendigkeit, das Blut seiner Söhne mit dem Blute von mehr als hundert Hausvätern zu versöhnen. Er drang nicht einmal auf die Einziehung ihrer Häuser, sondern begnügte sich damit, auf jedes derselben eine jährliche Straffsteuer von sieben Hellern zu legen, welches Blutgeld der Burggraf Friedrich V. im Jahr 1386 der Stadt Nürnberg wieder zu lösen gab.

Johanns und Sigmunds Gebeine ruhen in der Jakobskirche unter dem Altar in der Kapelle zur rechten Hand. Ein im Hofe des Wirthshauses zum Mondschein befindliches uraltes dreifaches Gemälde auf nassem Kalk, welches etwa vor fünf und achtzig Jahren erneuert ward, verfinnlicht die erzählte Begebenheit. Das Gemälde der mittlern Nische zeigt die beiden burggräflichen Jünglinge, wie sie mit Gefolge auf die Jagd reiten, das zur rechten Hand einen Hund, welcher des Sensenschmids Kind zerreißt, und das zur Linken die Ermordung des einen Prinzen. Schwer lag das Gedächtnis des unglücklichen Todes auf dem Herzen des burggräflichen Paares. Elisabeth starb im Jahre 1272, und Friedrich trauerte in düsterem Unmuth, bis im Jahre 1273 ihn die Wahl seines Oheims Rudolf von Habsburg zum deutschen Kaiser in den Strudel der großen Weltbegebenheit riß, und die heiligen Angelegenheiten seines Vaterlandes die Dede seines Herzens füllten.

157.

Abendlied.

Allede bin ich, geh zur Ruh,
 schließe beide Auglein zu;
 Vater, laß die Augen dein
 über meinem Bette sein.

Hab ich Unrecht hent gethan,
 sieh es, lieber Gott, nicht an.

Deine Gnad und Jesu Blut
 macht ja allen Schaden gut.

Vater, hab mit mir Geduld
 und vergib mir meine Schuld,
 Wie ich allen auch verzeih,
 daß ich ganz in Liebe sei.

Alle, die mir kund verwannt,
 Herr, laß ruhn in deiner Hand,
 Alle Menschen, groß und klein,
 sollen dir befohlen sein.

Kranken Herzen sende Ruh,
 nahe Augen schliesse zu,
 Laß den Mond am Himmel stehn
 und die stille Welt besehn.

158.

Welthrieg.

(Von Friedrich Rückert.)

Der Elemente liegen
 wie Raucher in dem Haas
 Einander und bekriegen
 sich wechselnd immerdar.

Es blizt das rothe Feuer
 aus Wolkewall mit Macht,
 Und donnert ungeheuer
 als wie zu rechter Schlacht.

Es schüttelt sich die Erde,
 die tief im Herzen brennt,
 Und wirft mit Drohgebärde
 Gestein aus Firmament.

Das Meer daneben bäumet
 als ein unbändig Ross
 Zum Kampfe sich, und schäumet
 auf Erd und Himmel los.

Der Sturmwind schnaubt dazwischen
 mit allgemeinem Brand,
 Luft, Erd und Meer zu mischen
 in eines Chaos Graus.

Der Mensch, das schwache Leben,
 steht mitten drein gebannt,
 Und fühlt mit dumpfem Beben
 der rohen Kämpfer Hand.

Da wirbt ihm wild zu Sinnen;
 am großen Weltgefecht
 Auch Anteil zu gewinnen,
 erwürgt er sein Geschlecht.

Und bald so ungeheuer
 beginnt er, daß zum Schluß
 Ihm Luft, Meer, Erd und Feuer
 den Vorrang lassen muß.

159.

Heldenmuth.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

„Herr Kapitän,“ sagte James Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitän, mir kommts vor, als röch ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist.“ Der Kapitän zieht den Athem an sich und riecht auch; aber bald ist ihm wieder, als wäre es Nichts, bald riecht er wieder. Er sucht Alles durch und kann Nichts finden. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Gestankes ist, ruft er: „Maxwell, ich hab's gefunden; die Flammen brechen bei dem Rade durch!“ „Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu,“ rief dieser entgegen, und schlug sich vor die Stirn, denn er kannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er faßte sich, und als er sich allein steht, fällt er auf seine Kniee und ruft Gott an und betet: „O allmächtiger Gott, verleihe mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen,

und werde du selbst Tröster meiner Witwe und Vater meiner acht Waislein.“ Darauf ergreift er wieder das Steuerruder, und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fliegt darauf los wie ein Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen, aber die Wuth der Flammen wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausenerregender Gewalt, und das Schiff schießt durch die Wellen hin, wie ein Sturmvogel. Alle Reisende hatten sich auf dem Vordertheile zusammengedrängt, denn der gewaltige Luftzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb denselben rückwärts. Da stund aber nun der arme Maxwell an seinem Steuerruder in dem erstickenden Qualm wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitän und die Matrosen thaten zwar, was sie konnten, um das Hinterteil mit Wasser zu begießen, aber das that dem wüthenden Brande keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwells Füßen an, sich zu entzünden; aber er weicht nicht von seinem Posten, denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Personen. Immer geradehin nach dem Lande schaut sein Blick, immer rasender treibt die Flamme das Schiff, immer unbeweglicher hält seine Hand das Ruder.

Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff, und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwell versteht; seine Füße fangen an zu braten, aber er bleibt; so sturmschnell das Schiff dahin saust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben, denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so sinkt es; und jetzt — jetzt ist's daran — da rückt sein Steuerruder und rutsch — rutsch! da sinkt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet, und Maxwell wird auch ans Land getragen: aber wie steht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Sunder vom Leibe, seine Füße sind ganz verbrannt. Doch Gott segnete die Hand des Arztes, und nach mehreren Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlassen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt, seine Haare sind ganz gebleicht, seine Füße bleiben schwach, und er hat daran seiner Lebtag zu leiden. Er ist Krüppel um Gottes Willen, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die sich seiner und der Seinigen treulich angenommen haben.

160.

Wanderer.

(Von W. Müller.)

Der Mai ist auf dem Wege,
der Mai ist vor der Thür:

Im Garten, auf den Wiesen,
ihr Blümlein, kommt herfür!

Da hab ich den Stab genommen,
da hab ich das Bündel geschnürt,
Zieh weiter und immer weiter,
wohin die Straße mich führt.

Und über mir ziehen die Vögel,
sie ziehen in lustigen Reihn,
Sie zwitschern und trillern und flöten,
als giengs in den Himmel hinein.

161.

Noten göttlicher Vorsorge.

(Aus dem Rosenthal von Samuel v. Butschky.)

Die Blumen, Kräuter und alle Erdgewächse treten mit anbrechendem Frühling gleichsam aus ihrer Schlaffammer, sie haben einen neuen Rock angelegt, und reden gleichsam durch ihren lieblichen Geruch, ihre unterschiedliche Gestalt und ihre bunte Farbe mit uns, sprechend auf ihre stumme Sprache: „O ihr ungläubigen Menschenkinder, sehet uns an, alle, die ihr Gottes Wort nicht glauben wollet! sehet uns, seine Werke, an! Wir waren todt, und sind nun lebendig worden; wir haben unsern alten Leib in der Erde verwesen lassen und sind neue Geschöpfe in unserem Ursprunge worden. So lernet nun von uns den alten Menschen aus- und den neuen anziehen; erneuert euch in euerem Schöpfer, welcher euer Ursprung ist und nach welchem ihr ursprünglich gebildet gewesen. Inzwischen aber ihr hier auf Erden waltet, forget nicht für eueren Leib, sondern laßet eueren Gott, der uns so herrlich gezieret und alle Jahre mit neuem Schmucke ankleidet, heget, nähret und mehret, auch für euch sorgen. Sehet, wir geben euch alle unsere Kräfte, welche wir euch und nicht uns zu dienen empfangen haben; und alle Blättlein sind gleich den Zungen, welche Gottes Milde, Güte, unendliche Allmacht und gnädige Vorsorge verkündigen.“ Ich höre diesen Feldpredigern zu, ich glaube ihren stummen Worten, und trete alle meine Sorgen mit Füßen. So gehe ich nun fröhlicher meinen Weg, weil ich der väterlichen Vorsorge meines Gottes versichert bin, und verlange getrost zu sterben, weil ich nicht zweifle, mein Leib werde verkläret auferstehen, und das Verwesliche werde auch in mir anziehen das Unverwesliche.

162.

Sommerlied.

(Von Paulus Gerhardt.)

Geh aus, mein Herz, und suche Freud
in dieser lieben Sommerzeit
an deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier,
und siehe, wie sie mir und dir
sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
das Erdreich decket seinen Staub
mit einem grünen Kleide.
Marziften und die Tulipan
die ziehen sich viel schöner an
als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
das Täublein fliegt aus seiner Klust
und macht sich in die Wälder,
Die hochbegabte Nachtigall
ergeht und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felser.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
der Storch baut und bewohnt sein Haus,
das Schwalblein speist ihr' Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
ist froh und kommt aus seiner Höh
ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand,
und mahlen sich an ihrem Rand
mit schattenreichen Myrthen;
Die Wiesen liegen hart dabei,
und klingen ganz von Lustgeschrei
der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschar
fliegt hin und her, sucht hier und dar
ihr' edle Honigspeise;
Des süßen Weinstocks starker Saft
kriegt täglich neue Stärk und Kraft
in seinem schwachen Reife.

Ich selber kann und mag nicht ruhn:
des großen Gottes großes Thun
erweckt mir alle Sinnen;
Ich singe mit, wenn alles singt,
und laße, was dem Höchsten klingt,
aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk ich, bist du hier so schön,
und läßt dus uns so lieblich gehn
auf dieser armen Erden:
Was will doch wohl nach dieser Welt
dort in dem reichen Himmelszelt
und güldnem Schloße werden?

O, wär ich da! o, stünd ich schon,
ach, süßer Gott, vor deinem Thron
und trüge meine Palmen!
So wollt ich nach der Engel Weis'
erhöhen deines Namens Preis
mit tausend schönen Psalmen.

163.

Der Jaunkönig und der Bär.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Bur Sommerzeit gieng einmal der Bär und der Wolf im Wald spazieren, da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?“ „Das ist der König der Vögel,“ sagte der Wolf, „vor dem müssen wir uns neigen;“ es war aber der Jaunkönig. „Wenn das ist,“ sagte der Bär, „möcht ich auch gern seinen königlichen Palast sehen, komm und führ mich hin.“ „Das geht nicht so, wie du meinst,“ sprach der Wolf, „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt.“ Bald darauf kam die Frau Königin, und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen äßen. Der Bär wäre gerne nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Nermel und sagte: „Nem, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind.“ Also nahmen sie das Loch in Acht, wo das Nest stand, und giengen wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den

königlichen Palaß sehen, und gieng nach einer kurzen Weile wieder fort. Da waren König und Königin wieder ausgeflogen, er guckte hinein, und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. „Ist das der königliche Palaß?“ rief der Bär, „das ist ein elender Palaß, ihr seid auch keine KönigsKinder, ihr seid unehrliche Kinder.“ Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig böse, und schrien: „Nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute: Bär, das soll ausgemacht werden mit dir.“ Dem Bären und dem Wolf ward angst, sie kehrten um, und setzten sich in ihre Löcher. Die jungen Zaunkönige aber schrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „Wir essen kein Fliegenbeinchen, und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausmacht, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht, denn der Bär ist da gewesen, und hat uns gescholten.“ Da sagte der alte König: „Seid nur ruhig, das soll ausgemacht werden.“ Flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor seine Höhle, und rief hinein: „Alter Brummbär, du hast meine Kinder gescholten, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen.“ Also war dem Bären der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüßige Gethier berufen, Ochse, Esel, Rind, Hirsch, Reh, und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt, nicht allein die Vögel groß und klein, sondern auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg anheben sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der kommandierende General des Feindes wäre. Die Mücke war die listigste von allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich, und sprach: „Fuchs, du bist der schlaueste unter allem Gethier, du sollst General sein, und uns anführen; was für Zeichen wollen wir verabreden?“ Da sprach der Fuchs: „Ich hab einen schönen langen bauschigen Schwanz, der sieht aus fast wie ein rother Federbusch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und ihr müßt darauf los marschieren: laß ich ihn aber herunter hängen, so fangt an und lauft.“ Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim, und verrieth dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu, da kam das vierfüßige Gethier daher gerannt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher, die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem angst wurde; und giengen sie da von beiden Seiten an einander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein anshob, doch ertrug er's, und ließ den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten

mußte er ihn einen Augenblick herunter lassen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Thiere sahen, meinten sie, alles wäre verloren, und fiengen an zu laufen, jeder in seine Höhle; und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern, und riefen: „Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.“ Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Noch essen wir nicht, der Bär soll erst vor's Nest kommen, und Abbitte thun, und soll sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen, und Abbitte thun, und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leib zertreten werden.“ Da kroch der Bär in der größten Angst hin, und that Abbitte, und darauf setzten sich die Zaunkönige zusammen, aßen und tranken, und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

164.

Der Maulwurf.

(Von Friedrich Rückert.)

Der Maulwurf ist nicht blind, gegeben hat ihm nur ein kleines Auge, wie er's brauchet, die Natur,

Mit welchem er wird sehn, so weit er es bedarf,
im unterirdischen Palast, den er entwarf;

Und Staub ins Auge wird ihm desto minder fallen,
wenn wühlend er empor wirft die gewölbten Hallen.

Den Regenwurm den er mit andern Sinnen sucht,
braucht er nicht zu erspähn, nicht schnell ist dessen Flucht.

Und wird in warmer Nacht er aus dem Boden steigen,
auch seinem Augenstern wird sich der Himmel zeigen,

Und, ohne daß er's weiß, nimmt er mit sich hernieder
auch einen Stral, und wühlt vergnügt im Dunkeln wieder.

165.

Der Weinberg.

(Von Christoph Schmid. Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder. Rotweil. Nr. 31.)

Ein Vater sagte kurz vor seinem Tode zu seinen drei Söhnen: „Liebe Kinder! Ich kann euch nichts zurücklassen, als diese unsere Hütte und den Weinberg daran. In dem Weinberge liegt aber ein verborgener Schatz. Grabt nur fleißig nach, so werdet ihr ihn finden.“

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg

mit dem größten Fleiße um — und fanden weder Gold noch Silber. Weil sie aber den Weinberg noch nie so fleißig bearbeitet hatten, so brachte er eine solche Menge Trauben hervor, daß sie darüber erstaunten.

Jetzt erst fiel den Söhnen ein, was ihr seliger Vater mit dem Schätze gemeint hatte, und sie schrieben an die Thüre des Weinberges mit großen Buchstaben:

Die rechte Goldgrub ist der Fleiß —
für den, der ihn zu üben weiß.

166.

Der kleine Hydriot.

(Von Wilhelm Müller.)

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand,
und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.

Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
und dreimal muß ich holen, eh ers zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
er selber blieb zur Seite mir unverbroßen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schläge bricht
wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung sicht.

Und von dem kleinen Rahne giengs flugs ins große Schiff;
'es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.

Ich saß auf hohem Mast, schaut' über Meer und Land,
es schwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.

Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;

Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
und sprützten dann die Wogen hoch über meinen Hut,

Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht —
ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht —

Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
Glück zu auf deinem Mast, du kleiner Hydriot! —

Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland,
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Feh'n,
mir wars, als thät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.

Ich hielt mein Schwert gen Himmel, und schaut ihn sicher an,
und dächte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.

Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!

Lebensbeschreibung des Thierbändigers Van Amburgh.

(Das Ausland, 1839. Nr. 256 ff.)

Isaac van Amburgh wurde im Monat Julius im Jahr 1811 in einer kleinen Stadt des Staates Kentucky in Nordamerika geboren. Undurchbringliche Wälder und ungeheure Weideplätze bedecken einen Theil dieses Landes, welches der Ohio, der Mississippi und andere große Flüsse durchziehen. Der Großvater Isaac van Amburghs war ein Indianer, sein eigentlicher Name war Langborgon d'Om, was großer König der Wälder heißt. Er nahm den Namen Amburgh von einem Landmann in Kentucky an, der so hieß, und den er, als derselbe in dem Walde von zwei Jaguars angefallen worden, gerettet hatte. Merkwürdig ist es, daß sein einziger Sohn, der Vater unseres Thierbändigers, eine unüberwindliche Angst vor allen Thieren hatte; seine Furchtsamkeit verkürzte sogar sein Leben, und man versichert, daß als er einst rasch um eine Straßenecke bog, und plötzlich einen frischgemalten Aushängeschild, auf welchem ein Wildschwein abgebildet war, vor sich sah, er so erschrak, daß ihn der Schrecken tödtete.

Isaac aber zeigte schon in seiner frühesten Jugend ungewöhnliche Eigenschaften. Er verachtete alle die gewöhnlichen Spiele des Kinderalters, und nur die Insekten, Wespen, Fliegen, Hornkäfer, Maikäfer und so weiter vermochten sein Spiel und seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Als er größer ward, übte er sich an kleinen vierfüßigen Thieren; er hatte sich die Mäuse und Ratten der nachbarlichen Speicher unterthänig gemacht, und man sah ihn oft in einer Scheune sein bescheidenes Abendbrot mit den Mäusen, Ratten und Eidechsen teilen, die ihn, wie einen Fürsten sein Hofstaat, umgaben. Seine Mutter wußte sich nicht zu helfen, und versuchte vergebens alles, um ihn dieser Thierwelt zu entziehen, die er allein suchte, und worin er Freuden fand, die den übrigen Menschen unbekannt sind. In seinem siebenten Jahre bestieg er alle Pferde, auf welchen er sich mit seinen kleinen Beinen halten konnte, und kein Springen noch Ausschlagen derselben war im Stande, ihn herunter zu werfen. Er ward in der Folge der geschickteste Reiter, und da man ihm aus allen Theilen des Landes die schlimmen Pferde zum Bändigen brachte, so machte er dann sein eigentliches Gewerbe daraus, und verschaffte sich dadurch in seinem zwölften Jahre schon ein freies selbständiges Leben. Im südlichen Amerika sind die wilden Pferde ungemein schwer zu bändigen, sie beißen fürchterlich und schlagen mit den Vorder- und Hinterfüßen aus. Auf folgende Art werden sie gefangen. Ein Reiter jagt im vollen Galopp in eine Herde wilder Pferde hinein,

wirft einem derselben eine Schlinge um den Hals und eine Schnur, die mit Bleifugeln behängt ist, zwischen die Füße, und wirft es so in den Sand. Dann springt er schnell von seinem Pferde ab, schwingt sich auf den Rücken des wilden Pferdes, das wie ein Pfeil mit ihm über die Grasfläche jagt. Nichts vermag den geschickten Bändiger abzuwerfen, und das wilde Pferd, durch die Stimme des Reiters, durch die Sporen und die Peitsche getrieben, läuft, bis es erschöpft niederstürzt. Dann ist es für immer gebändigt und läßt sich ruhig in den Stall führen. Der erfinderische Geist Van Amburghs fand von selbst diese Methode, die im südlichen Amerika die Frucht langjähriger Erfahrungen ist.

Wie viel Vergnügen es aber auch dem heldenmüthigen Isaac gewährte, wenn er die wildesten Pferde gebändigt hatte, so wollte doch seine lebhaftere Einbildungskraft einen größern Spielraum. Von seiner Mutter fromm erzogen, las er einst in dem ersten Buch Moses, und lies im ersten Kapitel auf den Berg, in welchem Gott zu dem Menschen spricht: „Füllet die Erde und machet sie euch unterthan, und herrschet über Fische im Meer, und über Vögel unter dem Himmel, und über alles Thier, das auf Erden kriechet.“ Van Amburgh dachte über diese Worte nach, und fragte sich: Wenn der Mensch über alle Thiere herrschen soll, wie kommt es denn, daß er vor dem Tiger flieht? Wie kommt es, daß er sich von dem Löwen zerreißen läßt? Die wilden Thiere sind darum so fürchterlich, weil wir so Kleimüthig sind. Es ist nicht an uns, sie zu fürchten, an ihnen ist es, vor uns zu zittern. Trotz ihrer Stärke und Grausamkeit sind sie feig und schwach, und es wäre hinreichend, wenn wir ihnen fest ins Auge blickten, um sie die Uebermacht der menschlichen Geschicklichkeit und des menschlichen Willens kennen zu lehren und um sie ihrem natürlichen Herrn gehorsam zu machen! — Von dieser Ansicht gieng Van Amburgh bald zur That über. In seinen Freistunden irrte er in den Wäldern Kentuckys umher, und übte sich, Wölfe, Füchse, Urtise, Hyänen, wilde Schweine, Büffel und wilde Stiere zu bändigen. Er zähmte nicht allein eine große Menge derselben, sondern er erhielt auch eine große Herrschaft über sie, und hielt eine wahre Waldpolizei. Hatten die Thiere in den naheliegenden Wäldern Kaninchen, Schafe oder Geflügel geholt, so wandten die Landleute sich an Van Amburgh und verlangten von ihm die Bestrafung oder Auslieferung des Thäters. Das einstimmige Zeugnis aller dortigen Bewohner setzt die Angabe außer Zweifel. Sie beteuern, daß Van Amburgh sehr oft das Thier auffand, das den Raub begangen, und den Eigentümern die verschwundenen Gänse und Schafe unverletzt wieder zurückbrachte. Er war der Aufspäher der vierfüßigen Diebe. Ein mächtiges Wildschwein hauste in einer ungefähr zwanzig Meilen von Van Amburghs Wohnung entfernten Waldung, und brachte den dortigen

Landleuten großen Schaden — denn bald brach es in ihre Gärten und wühlte sie um, bald zerfraß es die Rinden ihrer Kastanienbäume, oder brach in ihre Schweinftälle, — kurz, die verzweifelten Landleute stengen bereits an, sich dem Glauben hinzugeben, daß könne kein gewöhnliches Wildschwein thun, sondern es sei irgend ein böser Geist, der diese Gestalt angenommen habe. Man wandte sich an Van Amburgh, und in weniger als einer Woche hatten die Raubzüge des Wildschweins aufgehört und es herrschte wieder volle Ruhe in der Gegend.

Van Amburgh beherrschte die Thiere, aber nie vergoß er ihr Blut. Er hatte sich einen eisernen Stock als Waffe genommen, und schlug sie mit diesem auf eine gewisse Stelle des Rückgrates, aber ohne sie gefährlich zu verletzen. Er hielt es auch nicht für nöthig, daß man, um die Verheißung der Bibel wahr zu machen, sie ihrer Freiheit berauben müsse, aber er belauerte sie in den Gebüsch, überfiel sie in ihren Höhlen, und bändigte sie in ihren Wohnungen. Eine Begebenheit, bei welcher Van Amburgh weniger Schonung für die Menschen, als für die wilden Thiere zeigte, zwang ihn, sein Vaterland zu verlassen. Bienenkörbe waren geplündert worden, und mehrere Anzeigen waren vorhanden, die bewiesen, daß es kein zweibeiniger Verwüster gewesen, der den Raub begangen. Van Amburgh, den man zu Rathe zog, hatte nach vierundzwanzig Stunden herausgebracht, daß der Thäter ein guter Bekannter von ihm war — ein Bär, mit dem er sich besonders viel Mühe gab, und den er unter seine besten Jöglinge zählte. Er versprach dem Landmann, ihm den Wohnort des Bären zu sagen, jedoch unter der Bedingung, daß die Strafe seines Lieblings in nicht mehr, als einer derben Tracht Schläge bestehen dürfe. Der Landmann willigte ein, nahm aber drei mit guten Flinten bewaffnete Männer mit sich, tödtete den Bären, schnitt ihm die noch vom frischen Honig glänzenden flebrigen Tagen ab, und kehrte mit diesen Siegeszeichen stolz in seine Wohnung zurück. Unterwegs jedoch begegnete ihm Van Amburgh, der, tief gekränkt, ihm die heftigsten Vorwürfe über seine Wortbrüchigkeit machte. Vom Wortwechsel kam es zum Handgemenge; Van Amburgh wehrte sich tapfer und schlug den Pächter und einen seiner Leute so kräftig nieder, daß sie für todt auf dem Plage liegen blieben. In der Furcht, sie möchten wirklich todt sein, nahm Van Amburgh die Flucht, eilte der Küste zu, und gieng auf dem ersten Schiffe, das er traf, an Bord. Das Schiff fuhr nach Bombay, und legte während der Fahrt am Cap an. Van Amburgh stieg ans Land, und die Schiffsmannschaft war nicht wenig erstaunt, ihn Abends mit einem Bären, den er in den nahen Waldungen gefangen hatte, und den er mit seinem Eisenstock vor sich hertrieb, wiederkehren zu sehen. Die Erziehung seines Bären, dem Van Amburgh den Namen Hiob gab, und der bei dem ersten Zeichen, welches er ihm gab, sich ins Wasser stürzte,

beschäftigte ihn aber nicht hinlänglich, und er richtete sich auch noch zwei Seekälber ab, die, wie Hunde, ihm Fische stengen und apportierten. Ob er der Erste gewesen, der dieses Kunststück versucht, ob es Andere schon vor ihm gethan und er es nur wieder erneuert hat, die Sache bleibt gleich merkwürdig. Aber auch der gelungene Versuch mit den Seekälbern befriedigte ihn nicht; er wollte versuchen einen Haifisch zu zähmen, und blieb trotz der Warnungen des Kapitäns und der Mannschaft bei seinem Entschluß. Eines Morgens, als er eben mit seinem Bären auf dem Verdecke frühstückte, zeigte sich ein großer Haifisch. Van Amburgh faßt seinen Hebel, schwingt sich mit diesem über die Schanzbelleidung des Schiffes und schwimmt dem furchtbaren Thiere entgegen. Der Kapitän ließ das Schiff belegen,* und alle Mannschaft versammelte sich auf dem Verdeck. Van Amburgh schwamm gerade auf den Haifisch los, dieser aber packte den eisernen Hebel mit seinem Rachen, und zog seinen Gegner mit sich in die Tiefe. Nachdem Van Amburgh sich vergebens bemüht hatte, seine Waffe wieder frei zu bekommen, sah er sich genöthigt, sie aufzugeben, um wieder die Oberfläche des Wassers zu gewinnen. Aber der Haifisch verfolgte ihn — ehe noch unser Held ein Rettungsseil ergreifen konnte, sah er das Unthier an seiner Seite, und konnte ihm nur durch schnelles Untertauchen entgehen. Er taucht wieder auf, verlangt, daß man ihm eine Harpune zuwerfe, wartet ruhig, bis sich der Haifisch wieder naht — wirft ihm die Harpune in den Rücken und schleudert das Ende des Seils, an dem der tödtliche Haken hängt, in das Schiff. Während die Matrosen alle Kräfte anwenden, den Kopf des Thieres außer dem Wasser zu halten, befiehlt Van Amburgh seinem Diob, sich ins Wasser zu stürzen. Der Bär gehorcht sogleich, schwimmt gegen den Haifisch, der gewaltig um sich schlägt, und erbrückt, von seinem Herrn angeleitet, mit seinen furchtbaren Zähnen das gewaltige Thier. Einige Flintenkugeln endigten seinen Tobekampf. Man warf ihm eine Schlinge um den Hals, und zog ihn auf das Hinterkastell des Schiffes. Die Wahrheit dieser Erzählung ist durch mehrere Matrosen, die Augenzeugen waren, bestätigt. Wenige Tage nach diesem Abenteuer hüßte das Schiff durch einen jähen Windstoß seinen Hauptmast ein, und war genöthigt, mit seinen Nothmasten in den nächsten Hafen einzulaufen. Dort traf Van Amburgh einen Landmann, und erfuhr von diesem, daß der Bächter und sein Gefährte wieder vollkommen hergestellt seien. Er entschloß sich daher, in sein Vaterland zurückzukehren, und schiffte sich auf dem nächsten Schiffe, das nach Nordamerika gieng, ein.

Nachdem Van Amburgh sich in Kentucky bei seiner Mutter eine Woche lang aufgehalten, beschloß er, sich ganz der Thierbändigung zu widmen,

* Aufhalten.

und trat bei Titus in Dienste. Titus besitzt die schönste und größte Menagerie, die nicht bloß in Amerika, sondern in der Welt zu finden ist. Seine Reisen, besonders Nachts, bei dem Scheine der Bechfackeln, gewähren den merkwürdigsten Anblick. Seine Menagerie füllt sechzig Wagen, und ihr Geheul, Geschrei und Gebrüll zusammen geben ein Concert, das die Herzen und die Reisenden mit Schrecken erfüllt. Van Amburgh zeichnete sich bald bei Titus aus. Der Oberaufseher der Menagerie war an den Wunden, die ihm eine Löwin versetzt hatte, als er sie von einem Käfig in den andern jagen wollte, gestorben; zwei andere Wächter, die ihn begleitet hatten, waren ebenfalls stark von ihr verletzt. Van Amburgh erbot sich, sie zu bändigen, und trat allein, bloß mit seinem eisernen Hebel bewaffnet, in ihren Käfig. Drei Tage später zeigte er dem Publikum zum erstenmal das bis hernach von Niemand gewagte Kunststück eines Menschen, der seinen Kopf in den Maßen eines Löwen steckt — und zwar war es die wilde, kaum erst gebändigte Löwin, mit der er dieses gefährliche Spiel versuchte. Van Amburgh hatte gehört, daß, wenn der Löwe frisches Blut rieche, seine Staubgier in doppelter Stärke erwache. Entschlossen, sich selbst davon zu überzeugen, tauchte er seinen Arm bis an die Achsel in frisches Blut, und schob ihn dann dem Löwen in den Maßen, während er ein Kind und ein Schaf in den Käfig führen ließ. Er hatte dieses Kunststück oft und jedesmal mit glücklichem Erfolg in Kentucky und in mehreren Orten der Vereinigten Staaten vor einer großen Menge von Zuschauern gezeigt.

Gegen Ende des Jahres 1838 ward Van Amburgh mit einem Teil seiner Menagerie von Titus nach England geschickt. Bald nach seiner Ankunft in London zeigte er sich im Circus, umgeben von seinen Löwen und Tigern, die, demüthig zu seinen Füßen liegend, seinen leisesten Winken gehorchten. Der Zulauf, der ihm zu Theil wurde, war ungeheuer. Er wurde in die Gesellschaften des englischen Adels eingeführt und von diesen mit der größten Achtung aufgenommen. Londons berühmteste Schriftsteller und Gelehrte statteten ihm ihre Besuche ab, unterhielten sich mit ihm über die Kunst, wilde Thiere zu bändigen, und er gewann bedeutende Summen durch den Unterricht in seiner Kunst, den er jungen Leuten des höchsten Ranges erteilte. Man versichert sogar, daß die Königin Victoria ihn besucht, und ihm angeboten habe, ihn in den Mitterstand zu erheben, eine Ehre, die er, als unverträglich mit seinen politischen Grundsätzen, ablehnte. Den Eigentümern von Bauxhall * machte er den Vorschlag, mit seinem Lieblingstiger in einem großen Luftballon aufzusteigen, und sich mit dem Fallschirm herunter zu lassen; der Magistrat aber verbot dieses Schauspiel wegen des

* Großer Belustigungsort der Einwohner Londons.

ungeheuren Jubrangs, den es verursacht haben würde, und wegen der Gefahr, in welcher Herr Green, der Reisegefährte Van Amburghs und seines Tigers, bei dieser Luftfahrt geschweht hätte.

Van Amburgh hat nach englischem Maß 5 Fuß 10 1/2 Zoll, sein Körper ist unterseht gebaut, und ohgleich er eine seltene Kraft besitzt, so sind doch seine Muskeln nicht von besonderer Stärke. Seine physische Kraft, gehoben durch einen eisernen Willen, liegt hauptsächlich in seinen Nerven und seinem Knochenbau. Man sollte glauben, seine Züge wären in hohem Grade männlich und entschieden, aber sie sind im Gegentheil sehr zart, fast weiblich, und nur seine Augen haben einen ungewöhnlichen Ausdruck. Seine Augensterne sind sehr vorragend, und es scheint, als besäße er die Gabe, auf die rechte und linke Seite zu sehen, fast ohne den Kopf zu wenden. Es sind keine glänzenden Augen, sie haben etwas Kaltes, Bleiches, und würden, fast erstorben scheinen, wenn sie sich nicht unaufhörlich schnell nach allen Richtungen hin bewegten, wie wenn sie alles auf einmal übersehen wollten. In diesen Augen ruht eigentlich Van Amburghs Stärke; die wilden Thiere kennen und fürchten sie, als läge ein unwiderstehlicher Zauber für sie darin. Van Amburgh ist sehr angenehm im Umgang, er ist bescheiden, offen und gesprächig. Seine Ansicht über die Thiere, die der gewöhnlichen so sehr widerspricht, macht seinem Geiste wie seinem Herzen gleich viel Ehre.

Man wird dieß beurteilen können, wenn man folgendes Gespräch liest, das er im Jahr 1836 mit Ephraim Watts führte, bei welchem er zu New-York zu Mittag aß.

Er fieng an — erzählt Ephraim Watts — mir von der Stelle zu erzählen, die er in der Bibel gelesen, und mir die Folgerungen aneinander zu setzen, die er daraus gezogen. Er versicherte mich, daß die Gesellschaft der wilden Thiere für ihn immer die Quelle der reinsten Freuden gewesen sei, und daß die Stunden, die er in ihren Höhlen zugebracht, die schönsten seines Lebens seien. Ich fragte ihn, was er von den Wölfen halte? — „Wenn ich an diese denke,“ erwiderte er, „so schäme ich mich wahrhaftig für das ganze Menschengeschlecht. Es sind die verständigsten und sanftesten Thiere, die es gibt, wenn man sie zu behandeln weiß; und doch fürchten sich die Menschen vor ihnen. Die Indianer gebrauchen sie statt der Hunde, und ich sah einen Wolf auf dem Grabe seines Herrn vorummer stehen.“ — „Also, sagte ich, würden Sie sich nicht fürchten, unter einen Haufen hungriger Wölfe zu treten? — „Das wäre eine gefährliche Gesellschaft!“ erwiderte er, „ein ausgehungertes Wolf ist nicht in seinem gewöhnlichen Zustande und in dem Besiz seiner Geisteskräfte, er ist wüthisch.“ — Danach kamen wir auf die Hyänen zu sprechen. — „Das,“ sagte er mit bedenklichem Gesichte, „sind häßliche, falsche Thiere, die ihre Beute immer nur von hinten anfallen;

wenn ich den Rücken gesichert hätte, würde ich fünfzig auf einmal nicht fürchten.“ — Ich fragte, ob er auch schon mit den Schlangen Proben gemacht? — „Ich habe einen Abscheu vor allen Reptilien,“ erwiderte er erbläsend. „Ich habe von meinem Großvater Langborgon d'Om mit der Gewalt über die vierfüßigen Thiere auch den Abscheu vor allen kriechenden geerbt. Titus hat einen Eschirolesen, Namens A'Charullah, der ausdrücklich für die Schlangen da ist. Dieser Mann spielt mit den Boa's, fürchtet sich aber vor den Löwen und Tigern, — so hat eben jeder seine Eigentümlichkeit.“ — Man behauptet, sagte ich später zu ihm, daß Sie Ihre Thiere vor der Vorstellung mit Nahrung vollstopfen, und daß die Ueberfüllung ihres Magens dann eigentlich das Geheimnis ihrer Sanftmuth sei. — „Das ist falsch. Sie bekommen nur einmal im Tag zu freßen, und dieß nach der Vorstellung. Ich gebe ihnen immer ausgewählte Stücke, und sie sind weit mehr Leckermäuler als gefräßig. Wenn sie sich nicht gut aufführen, so gebe ich ihnen wenig zu freßen, sie müssen sich dann mit einem dünnen Rippenstückchen begnügen, aber es thut mir jedesmal weh, wenn ich sie strafen muß.“ — Bestürmen Sie sie manchmal mit Arznei? Man hat mir erzählt, daß boshafte Reitknechte in England den Rennpferden manchmal gewisse Mittel eingeben, die machen sollen, daß sie keinen Preis bekommen können. Auch hat man mir von einem englischen Dachshund, Namens Billy, gesagt, der in anderthalb Minuten hundert Motten tödtete; — man sagt, daß er diesen Steg mit Leichtigkeit dadurch erreichte, daß man ihm vorher Laudanum zu trinken gab. — „Verächtliches Mittel!“ rief Van Amburgh, „höchstens gut, um die Gewalt der Arznei zu zeigen.“ — Ich fragte ihn, ob er seine Lieblingstiger und Löwen selbst aufgezogen habe? — „Nein,“ erwiderte er, „aber ich wäre stolz darauf, wenn ich sie aufgezogen hätte. Wo ich schöne Thiere finde, nehme ich sie, ohne mich um ihr Alter zu kümmern; so habe ich meine ganze Menagerie eingerichtet. Mein schönster Tiger ist aus dem zoologischen Garten von Surrey, und ich habe ihn gleich bei der ersten Zusammenkunft gebändigt.“

Ich unterhielt mich lange in dieser Art mit ihm, und er stieß meine bisherigen Ansichten über die Natur der wilden Thiere um. Er glaubte nicht, daß irgend ein Thier, selbst nicht das Rhinoceros, das er für das dümme und schwerfälligste von allen hält, bei zweckmäßiger Behandlung sich nicht bezähmen lasse. Als ich von Van Amburgh schied, war ich wirklich durchdrungen von Hochachtung und Bewunderung für ihn.

Diese Unterredung kann uns einen Begriff von den Ansichten und der Geistesrichtung Van Amburghs geben. Der Zukunft bleibt es vorbehalten, zu entscheiden, ob die Wissenschaft, zu der er den Grund legen will, eine Aussicht auf Dauer hat.

168.

Der weiße Hirsch.

(Von Ludwig Uhland.)

Es giengen drei Jäger wohl auf die Hirsch, „Und als er sprang mit der Hunde Gellaff, sie wollten erjagen den weißen Hirsch. da brannt ich ihn auf das Fell, piff, pass!“

Sie legten sich unter den Tannenbaum, „Und als ich den Hirsch an der Erde sah, da hatten die drei einen seltsamen Traum. da stieß ich lustig ins Horn, trara!“

„Mir hat geträumt, ich klopft auf den Busch, So lagen sie da und sprachen, die drei, darauschte der Hirsch heraus, husch, husch!“ da rannte der weiße Hirsch vorbei.

Und eh die drei Jäger ihn recht gesehn,
so war er davon über Tiefen und Höhen.
Husch husch! piff pass! trara!

169.

Daumesdick.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Es war ein armer Bauersmann, der saß Abends beim Herd und schürte das Feuer, und die Frau saß und spann. Da sprach er: „Wie ist so traurig, daß wir keine Kinder haben! Es ist so still bei uns, und in den andern Häusern ist so laut und lustig.“ „Ja,“ antwortete die Frau, und seufzte, „wenns nur ein einziges wäre, und wenn es auch ganz klein wäre, nur Daumens groß, so wollt ich schon zufrieden sein: wir hätten doch von Herzen lieb.“ Nun geschah es, daß die Frau ein Kind bekam, das zwar an allen Gliedern vollkommen, aber nicht länger als ein Daumen war. Da sprachen sie: „Es ist, wie wir gewünscht haben, und es soll unser liebes Kind sein,“ und nannten es nach seiner Gestalt Daumesdick. Sie ließen nicht an Nahrung fehlen, aber das Kind ward nicht größer, sondern blieb, wie es in der ersten Stunde gewesen war; doch schaute es verständig aus den Augen, und zeigte sich bald als ein kluges und behendes Ding, dem alles glückte, was es anfieng.

Der Bauer machte sich einmal fertig, in den Wald zu gehen und Holz zu fällen; da sprach er vor sich hin: „Nun wollt ich, daß einer da wäre, der mir den Wagen nachbrächte.“ „O Vater,“ rief Daumesdick, „den Wagen will ich schon bringen, verlaßt euch drauf, er soll zur bestimmten Zeit im Walde sein.“ Da lachte der Mann und sprach: „Wie sollte das zugehen, du bist viel zu klein, um das Pferd mit dem Zügel zu leiten.“ „Das thut nichts, Vater, wenn nur die Mutter anspannen will, ich setze mich dem Pferd ins Ohr, und rufe ihm zu, wie es gehen soll.“ „Nun,“ antwortete der Vater,

„einmal wollen wirs versuchen.“ Als die Stunde gekommen war, spannte die Mutter an, und setzte den Daumesdick dem Pferd ins Ohr, drauf rief der Kleine, wie das Pferd gehen sollte, süß und hoch, hott und har! Nun gieng es ganz ordentlich als wie bei einem Meister, und der Wagen fuhr den rechten Weg nach dem Walde. Es trug sich zu, als er eben um eine Ecke bog und der Kleine „har, har!“ rief, daß zwei fremde Männer daher kamen. „Nein!“ sprach der eine, „was ist das? da fährt ein Wagen, und ein Fuhrmann ruft dem Pferde zu, und ist doch nicht zu sehen.“ „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ sagte der andere, „wir wollen dem Karren folgen und sehen, wo er anhält.“ Der Wagen aber fuhr vollends in den Wald hinein, und richtig zu dem Blase, wo das Holz gehauen wurde. Als Daumesdick seinen Vater erblickte, rief er ihm zu: „Siehst du, Vater, da bin ich mit dem Wagen, nun hol mich herunter.“ Der Vater faßte das Pferd mit der Linken und holte mit der Rechten sein Söhnchen aus dem Ohr, das sich ganz lustig auf einen Strohhalm niedersetzte. Als die beiden fremden Männer den Daumesdick erblickten, wußten sie nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Da nahm der eine den andern beiseit und sprach: „Hör, der kleine Kerl könnte unser Glück machen, wenn wir ihn in einer großen Stadt für Geld sehen lassen; wir wollen ihn kaufen.“ Sie giengen zu dem Bauer und sprachen: „Verkauft uns den kleinen Mann, er solls gut bei uns haben.“ „Nein,“ antwortete der Vater, „es ist mein Herzblatt, und ist mir für alles Geld nicht feil.“ Daumesdick aber, als er von dem Handel gehört, war an den Rockfalten seines Vaters hinauf gekrochen, stellte sich ihm auf die Schulter und sagte ihm ins Ohr: „Vater, gib mich nur hin, ich will schon wieder zu dir kommen.“ Da gab ihn der Vater für ein schönes Stück Geld den beiden Männern hin. „Wo willst du sitzen?“ sprachen sie zu ihm. „Ach, setzt mich nur auf den Rand von eurem Gut, da kann ich auf und ab spazieren, und die Gegend betrachten, und falle doch nicht herunter.“ Sie thaten ihm den Willen, und als Daumesdick Abschied von seinem Vater genommen hatte, machten sie sich mit ihm fort. So giengen sie bis es Abend und Dämmerung ward, da sprach der Kleine: „Seht mich einmal herunter, es ist nöthig.“ Der Mann nahm den Hut ab, und setzte den Kleinen auf einen Acker am Weg; da sprang und kroch er ein wenig zwischen den Schollen hin und her, und schlüpfte dann auf einmal in ein Mausloch, das er sich gesucht hatte. „Guten Abend, ihr Herrn, geht nur ohne mich heim,“ rief er ihnen zu, und lachte sie aus. Sie liefen herbei und stachen mit Stöcken in das Mausloch, aber das war vergebliche Mühe, Daumesdick kroch immer weiter zurück; bald auch war es stichdunkel, so daß sie mit Aerger und mit leerem Beutel wieder heim wandern mußten.

Als Daumesdick merkte, daß sie fort waren, kroch er aus dem unter-

irdischen Gang wieder hervor. „Es ist hier auf dem Acker in der Finsterniß so gefährlich gehen,“ sprach er, „wie leicht bricht einer Hals und Bein!“ Zum Glück stieß er an ein leeres Schneckenhaus. „Gottlob,“ sagte er, „da kann ich die Nacht sicher zubringen,“ und setzte sich hinein. Nicht lang, als er eben einschlafen wollte, so hörte er zwei Männer vorüber gehen, davon sprach der eine: „Wie wirs nun anfangen, um dem reichen Pfarrer sein Gold und sein Silber zu holen?“ „Das könnt ich dir sagen,“ rief Daumesdick bazarischen. „Was war das?“ sprach der eine Dieb erschrocken, „ich hörte jemand sprechen.“ Sie blieben stehen und horchten; da sprach Daumesdick wieder: „Nehmt mich mit, so will ich euch helfen.“ „Wo bist du denn?“ „Sucht nur hiev auf der Erde, und merkt wo die Stimme herkommt,“ antwortete er. Da fanden ihn endlich die Diebe und huben ihn in die Höhe. „Du kleiner Wicht, was willst du uns helfen,“ sprachen sie. „Seht,“ antwortete er, „ich kriech zwischen den Eisenstäben in die Kammer des Pfarrers hinein, und reiche euch heraus, was ihr haben wollt.“ „Wohlan,“ sagten sie, „wir wollen sehen, was du kannst.“ Als sie bei dem Pfarrhaus ankamen, froch Daumesdick in die Kammer, schrie aber gleich aus Leibeskräften: „Wollt ihr alles haben, was hier ist?“ Die Diebe erschrafen und sagten: „So sprich doch leise, damit Niemand aufwacht.“ Aber Daumesdick that, als hätte er sie nicht verstanden, und schrie von neuem: „Was wollt ihr? wollt ihr alles haben, was hier ist?“ Das hörte die Köchin, die in der Stube daran schlief, richtete sich im Betto auf und horchte. Die Diebe aber waren vor Schrecken ein Stück Wegs zurück gelaufen, endlich faßten sie wieder Muth, dachten, „der kleine Kerl will uns necken,“ kamen zurück und flüsterten ihm hinein: „Nun mach Ernst, und reich uns etwas heraus.“ Da schrie Daumesdick noch einmal, so laut er konnte: „Ich will euch ja alles geben, reicht nur die Hände herein.“ Das hörte nun die horchende Magd ganz deutlich, sprang aus dem Bett und stolperte zur Thüre herein. Die Diebe liefen fort und rannten, als wäre der wilde Jäger hinter ihnen, die Magd aber, als sie nichts bemerken konnte, gieng ein Licht anzuzünden. Wie sie damit kam, machte sich Daumesdick, ohne daß er gesehen wurde, hinaus in die Scheune: die Magd aber, nachdem sie alle Winkel durchgesucht und nichts gefunden hatte, legte sich endlich wieder zu Bett, und glaubte, sie hätte mit offenen Augen und Ohren doch nur geträumt.

Daumesdick war in den Heubälmen herumgeklettert und hatte einen schönen Platz zum Schlafen gefunden: da wollte er sich ausruhen bis es Tag wäre, und dann zu seinen Eltern wieder heim gehen. Aber es mußte andere Dinge erfahren! Ja es gibt viel Trübsal und Noth auf der Welt! Die Magd stieg, wie gewöhnlich, als der Tag graute, schon aus dem Bett und wollte das Vieh füttern. Ihr erster Gang war in die Scheune, wo sie

einen Arm voll Heu packte, und gerade dasjenige, worin der arme Daumesdick lag und schlief. Er schlief aber so fest, daß er nichts gewar wurde, und nicht eher aufwachte, als bis er in dem Maul der Kuh war, die ihn mit dem Heu aufgerafft hatte. „Ach Gott,“ rief er, „wie bin ich in die Walkmühle gerathen!“ merkte aber bald, wo er war. Da hieß es aufpassen, daß er nicht zwischen die Zähne kam und zerdrückt wurde, und darnach mußte er doch mit in den Magen hinabrutschen. „In dem Stübchen sind die Fenster vergessen,“ sprach er, „und scheint keine Sonne hindurch; ein Licht wird auch nicht wohl zu haben sein.“ Ueberhaupt gefiel ihm das Quartier schlecht, und was das schlimmste war, es kam immer mehr neues Heu zur Thür hinein und der Platz ward immer enger. Da rief er endlich in der Angst, so laut er konnte: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr.“ Die Magd melkte gerade die Kuh, und als sie sprechen hörte, ohne jemand zu sehen, und es dieselbe Stimme war, die sie auch in der Nacht gehört hatte, erschrak sie so, daß sie von ihrem Stühlchen herabglitschte, und die Milch verschüttete. Sie lief in der größten Hast zu ihrem Herrn und rief: „Ach Gott, Herr Pfarrer, die Kuh hat geredet.“ „Du bist verrückt,“ antwortete der Pfarrer, gieng aber doch selbst in den Stall, nachzusehen, was vor wäre. Aber kaum hatte er den Fuß hineingesetzt, so rief Daumesdick eben aufs neue: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr.“ Da erschrak der Pfarrer selbst, meinte, es wäre ein böser Geist, und hieß die Kuh tödten. Nun ward sie geschlachtet, der Magen aber, worin Daumesdick steckte, hinaus auf den Mist geworfen. Daumesdick suchte sich heraus zu arbeiten, das war nicht leicht, doch endlich brachte er es so weit, daß er Platz bekam, aber als er eben sein Haupt herausstrecken wollte, kam ein neues Unglück: ein hungriger Wolf sprang vorbei und verschlang den ganzen Magen mit einem Schluck. Daumesdick verlor den Muth nicht; „vielleicht,“ dachte er, „läßt der Wolf mit sich reden,“ und rief ihm aus dem Wanste zu: „Lieber Wolf, ich weiß dir einen herrlichen Fraß.“ „Wo ist der zu holen?“ sprach der Wolf. „In dem und dem Haus, da mußt du durch die Gasse hineinkriechen, und wirst Kuchen, Speck und Wurst finden, so viel du essen willst,“ und beschrieb ihm genau seines Vaters Haus. Der Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen, drängte sich in der Nacht zur Gasse hinein und fraß in der Vorrathskammer nach Herzenslust. Als er satt war, wollte er wieder fort, aber er war so dick geworden, daß er denselben Weg nicht wieder hinaus konnte. Darauf hatte Daumesdick gerechnet, und fieng nun an, in dem Leibe des Wolfs einen gewaltigen Lärmen zu machen, tobte und schrie, was er konnte. „Willst du stille sein,“ sprach der Wolf, „du weckst die Leute auf.“ „Ei was,“ antwortete der Kleine, „du hast dich satt gefressen, ich will mich auch lustig machen,“ und fieng nun

von neuem an, aus allen Kräften zu schreien. Davon erwachten nun sein Vater und seine Mutter, liefen an die Kammer und schauten durch die Spalte hinein. Wie sie sahen, daß ein Wolf darin hauste, erschrafen sie, und der Mann holte die Art und die Frau die Sense. „Bleib dahinten,“ sprach der Mann, als sie in die Kammer traten, „wenn ich ihm einen Schlag gegeben habe, und er davon noch nicht todt ist, so haust du auf ihn, und zerschneidest ihm den Leib.“ Da hörte Daumesdick die Stimme seines Vaters, und rief: „Lieber Vater, ich bin hier, ich stecke im Leibe des Wolfes.“ Sprach der Vater voll Freuden: „Gottlob, unser liebes Kind hat sich wieder gefunden,“ und hieß die Frau die Sense wegthun, damit es nicht beschädigt würde. Danach holte er aus, und schlug dem Wolf einen Schlag auf den Kopf, daß er todt niederstürzte, dann suchten sie Messer und Scheere, schnitten ihm den Leib auf und zogen den Kleinen wieder hervor. „Ach,“ sprach der Vater, „was haben wir für Sorge um dich ausgestanden!“ „Ja, Vater, ich bin viel in der Welt herumgekommen; gottlob, daß ich wieder frische Luft schöpfe!“ „Wo bist du denn all gewesen?“ „Ach, Vater, ich war in einem Mauselloch, in einer Kuh Bauch und eines Wolfes Mantel! nun bleib ich bei euch.“ „Und wir verkaufen dich um alle Reichthümer der Welt nicht wieder.“ Da herzten und küßten sie ihren lieben Daumesdick, gaben ihm zu essen und zu trinken, und ließen ihm neue Kleider machen, denn die seinigen waren ihm auf der Reise verdorben.

170.

Der gelähmte Kranich.

(Von Ewald Christ. v. Kleist.)

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain, und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur, als am Gestad ein Heer von Kranichen zusammenkam, um in ein wirtbar Land jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kra- nich, den des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden, und war der laute Spott der frohen Schar. „Ich bin durch meine Schuld nicht lahm,“ dacht er	in sich gefehrt, „ich half so viel als ihr zum Wohl von unserem Staat. Mich trifft mit Recht Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wirds mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz Muth und Vermögen raubt zum weitem Flug! Ich Unglückseliger! das Wasser wird bald mein gewisses Grab. Warum erschos der Grausame mich nicht?“ — Indessen weht gewogner Wind vom Land ins Meer. Die Schar
--	---

beginnt, geschmet, jenseit des Meiß und eilt. Die Wuth löthet ihn beglückt dahin,
mit schmalen Fittigeln fort, und schreit und vielen Spöttern ward die Flut zum
vor Lust. Ghah!

Der Kranke nun blieb weit zurück, und Ihr, die die schwere Hand des Unglücks
ruht. drückt,

auf Lotusblättern oft, womit die See ihr Redlichen, die ihr, mit Gram erfüllt,
bestreuet war, und seufzt vor Gram und das Leben oft verwünscht: verzaget nicht,
Schmerz. und wagt die Reise durch das Leben nur:

Nach vielem Mühen sah er das Beste Land, jenseit des Ufers gibts ein besser Land,
den gültigern Himmel, der ihn plötzlich heilt. Gestirne voller Lust erwarten euch.

171.

Walther von Thurn.

(Aus B. Stewens drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1839.)

Der tapfere, französische Ritter, Walther von Thurn, ritt in einer öden syrischen Wüste. Da hörte er von Ferne ein langes klägliches Geschöhne. Gewiß, dachte er, haben verruchte arabische Räuber einen Wanderer angefallen. Er sprengt hin auf seinem Streitrosse; aber als dieses vor der finstern engen Klust stand, flugte und zitterte es, bäumte sich und schäumte ins Gebiß. Die funkelnden Augen eines großen, männlichen Löwen bligten ihm entgegen. Dieser lag im Kampfe mit einer ungeheuren Schlange, welche sich schon um Leib und Schweif des Löwen gewunden hatte. Ohne sich zu besinnen, schwang Walther sein mächtiges scharfes Schwert, und mit einem tüchtigen glücklichen Streiche spaltete er der Schlange den Leib. Als der Löwe sich von der furchtbaren, wüthenden Feindin erlöst sah, erhob er sich, brüllte laut, schüttelte die Mähne, streckte den Leib, und nahte sich dann seinem Retter. Sanft schmeichelnd kroch er zu dem jungen unerschrockenen Helden, und leckte ihm Schild und Hand. Von nun an verließ er ihn nicht mehr, sondern folgte ihm, wie ein Hund, auf dem Marsche über Flüße und in den Streit.

Mehrere Jahre lang war der Ritter im heiligen Lande gewesen, und hatte viele tapfere Thaten verrichtet, und einen berühmten geachteten Namen sich erworben. Endlich empfand er Sehnsucht nach dem fernem, theuern Vaterlande, wollte dahin zurückkehren und den guten treuen Löwen mitnehmen. Aber kein Schiffer wollte das Thier in sein Schiff aufnehmen, obgleich Walther doppelten, ja vierfachen Lohn bot. Endlich ließ der Ritter ihn zurück, und er fuhr allein ab. Da erhob der Löwe ein langes klagendes Geschwül, lief ängstlich am Strande auf und ab, stand dann am Ufer stille, schaute dem Schiffe nach, und stürzte sich endlich ins Meer.

Man sah ihn vom Schiffe aus, und beschloß, das edle Thier aufzunehmen. Schon war er dem Schiffe nahe, da verließ ihn die Kraft, er blinnte noch einmal mit tomen, hellen Augen nach dem Mitter und versank.

172.

Friedrich Barbarossa.

(Von Friedrich Rückert.)

Der alte Barbarossa,
der Kaiser Friederich,
Im unterirdischen Schloße
hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
er lebt darin noch jetzt,
Er hat im Schloß verborgen
zum Schlaf sich hingesezt.

Er hat hinabgenommen
des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
darauf der Kaiser sitzt,
Der Tisch ist marmelsteinern,
darauf sein Haupt er stüzt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
er ist von Feueröglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
darauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
sein Aug halb offen winkt,
Und je nach langem Raume
er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und seh, ob noch die Raben
herfliegen um den Berg.“

Und wenn die alten Raben
noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
verzaubert hundert Jahr.“

173.

Der Löwe.

(Eenz, Naturgeschichte, I. Seite: 187 ff. und: Saur, Thierreich, I. Seite 305.)

Der Löwe ist einfarbig gelb; das Männchen hat vom vierten Jahre an eine Mähne, die Kopf, Hals und Schultern bedeckt; sie gibt ihm ein majestätisches Ansehen und zeichnet ihn vor allen Katzen aus. Seine Länge von der Schnauze bis zum Schwanz beträgt fünf Fuß zwei Zoll; der Schwanz, welcher am Ende mit einem Haarbüschel versehen ist, hat eine Länge von zwei Fuß zwei Zoll; doch wird derselbe mitunter bedeutend größer. Die Löwin bekommt zuweilen nur ein Junges und nie mehr als sechs. Die Jungen haben gleich offene Augen und sind so groß wie erwachsene Hauskatzen; anfangs haben sie braune Querstreifen; ihre Ohren richten sich erst im zweiten Monat auf, die Mutter verteidigt sie mit furchtbarer Wuth. Jetzt findet sich der Löwe nur noch in Afrika und einigen daran grenzenden Gegenden Asiens; in alten Zeiten bewohnte er auch Syrien und

Griechenland zwischen den Flüssen Nestus und Achelous. Er ist nach dem amerikanischen Jaguar und dem asiatischen Tiger das fürchterlichste Raubthier. Er erreicht ein bedeutendes Alter; im Jahr 1760 starb in England ein Löwe, welcher über siebenzig Jahr im Tower eingesperrt gewesen war, und ein anderer starb ebendasselbst in einem Alter von drei und sechzig Jahren.

Am besten werden wir den Löwen aus folgenden Mittheilungen kennen lernen:

„Der Löwe,“ sagt Lichtenstein, „erhascht, wie alle Katzenarten, seine Beute im Sprunge, und greift einen Menschen oder ein Thier, das nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von zehn bis zwölf Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benutzt, und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schießen, als bis er sich legt und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewis gerade vor den Kopf trifft. Will es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel Muth und Gegenwart des Geistes. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren; wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß es sich nicht irren lassen, wenn er auch nahe heran kommt und sich wie zum Sprunge hinlegt: er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben und ihm ruhig ins Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen flößt dem Löwen, vorausgesetzt, daß er den leichten Kampf mit dem Menschen noch nicht versucht hat, Ehrfurcht und Mißtrauen in seine eigene Kraft ein, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigene Furcht verlethe, oder ihn zur Verteidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er selbst nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch; denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer kürzeren Zwischenräumen, und nimmt endlich, wenn er ganz außer den Wirkungsbereich des Menschen gekommen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht. So einstimmig nun auch diese Thatsache von Landleuten aus allen Theilen der Capcolonie verifiziert wird, so mag dennoch dieser Versuch eben nicht oft angestellt sein.“

„Vormals, als es der Löwen dort noch mehr gab, und die Colonisten noch nicht auf seine Jagd eingelernt waren, stellte man große gemeinschaftliche Jagden auf einen Löwen an, suchte ihn in die Ebene zu locken und schloß einen großen Kreis um ihn her. So wie er an einer Seite durchbrechen wollte, ward von der entgegengesetzten auf ihn geschossen, und indessen er

sich nun zornig dorthin wandte, trafen ihn von der Rechten und Linken so viel Kugeln, daß er fiel. Jetzt aber geht man selten anders als selbänder auf die Löwenjagd, und recht fertige Schützen, die ihres Schusses gewis sind und sich darauf verlassen können, daß ihr Gewehr nicht versagt, wagen es auch wohl, ganz allein die Spur eines Löwen zu verfolgen und ihn in seinem Schlupfwinkel aufzusuchen. Gefährlich bleibt ein solches Unternehmen allerdings, und man erlebt häufige Unglücksfälle. Hier ein Paar Beispiele. Der Feld-Commandant Tjaard van der Wald und sein Bruder Johannes verfolgten nicht weit von ihren Wohnplätzen, am östlichen Abhange der Schneeberge, die Spur eines großen Löwen, der unter ihren Herden großen Schaden angerichtet hatte, und fanden ihn endlich in einer mit rauhem Gebüsch bewachsenen Schlucht. Sie nahmen ihre Stellung zu beiden Seiten des Ausgangs, und schickten ihre Hunde hinein, um den Löwen herauszujagen. Das glückte denn auch; der Löwe stürzte nach der Seite des letztgenannten Bruders hervor, legte sich zum Sprunge und ward von ihm geschossen. Unglücklicher Weise hatte aber der Schuß nicht recht getroffen, sondern nur das Ohr und die eine Seite der Brust gestreift. Nach einer kurzen Betäubung von wenigen Secunden erholte sich das Thier, und stürzte nun wüthend vor Schmerz mit solchem Grimm auf den Jäger, daß er kaum Zeit hatte, sich aufs Pferd zu werfen und noch einen Versuch zum Entfliehen zu machen. Aber in wenig Sägen hatte ihn der Löwe ereilt, war dem Pferde auf den Rücken gesprungen, das nun, niedergedrückt von der Last, nicht mehr aus der Stelle kommen konnte, und schlug seine Lagen dem Unglücklichen in die Schenkel, mit den Zähnen zugleich ihn an den Unterkleidern packend. Indessen er sich mit aller Kraft an das Pferd klammert, um nicht heruntergerissen zu werden, hört er seinen Bruder hinter sich heran galoppieren, und ruft ihm zu, nur um Gotteswillen loszuschießen, möge es treffen wen es wolle. Der wackere Tjaard springt vom Pferde, legt ruhig an und schießt den Löwen durch den Kopf, und wunderbar glücklich schlägt die Kugel durch den Sattel, ohne weder Ross noch Reiter zu verletzen.“

„Nicht so glücklich war ein anderer, Namens Rendsburg, der mit einem Better eben dieses Namens auf die Löwenjagd gieng. Das Abenteuer nahm ganz denselben Gang, aber der Löwe sprang von der Seite auf den Reiter los, und packte mit den Zähnen dessen linken Arm. Der feige Gefährte, statt dem Unglücklichen beizustehen, entfloß, um ein paar Gontentotten zu Hilfe zu rufen, die nicht weit von da an einem andern Ausgange des Gebüsches angestellt waren. Indessen hatte Rendsburg das letzte Rettungsmittel versucht, und während das Thier mit wüthenden Bissen seinen linken Arm zerfleischt und zersplittert, mit dem rechten ein Messer aus der Tasche gezogen, und damit der grimmigen Raube die Brust an mehreren Stellen

durchbohrt. Die Herbeileidenden fanden ihn vom Pferde gerissen, in seinem Blute schwimmend, den Arm und die ganze linke Seite aus einander gerissen, auf ihm den todtten Löwen, das Messer noch im Herzen. Nach wenigen Minuten gab auch der mutthige Kämpfer, erschöpft von dem Blutverluste, seinen Geist auf.“

„Ein glaubwürdiger Mann erzählte uns, daß sich in manchen Gegenden des Gebirges (unweit des Elephantenflusses) die Löwen in solcher Menge aufhalten, daß er einst auf einer Jagdreise deren zwei und zwanzig auf einem Fleck beisammen gesehen. Die meisten davon waren junge und nur acht völlig ausgewachsen. Er hatte eben auf einem offenen Plage ausgespannt, flüchtete sich mit seinen Hottentotten auf das Zelt eines Wagens, und gab, ohne einen Schuß zu wagen, seine Dachsen den Raubthieren Preis, die sechs davon erwürgten und fortschleppten.“

„Bei Nietrivierspoort kamen wir an die Wohnung eines gewissen van Wyk. Indessen wir unser Vieh ein wenig weiden ließen, und in der Thüre des Hauses den Schatten suchten, begann van Wyk folgendermaßen: Es ist etwas über zwei Jahre, daß ich auf der Stelle, wo wir hier stehen, einen schweren Schuß gewagt habe. Hier im Hause, neben der Thür, saß meine Frau. Die Kinder spielten neben ihr, und ich war draußen zur Seite des Hauses an meinem Wagen beschäftigt, als plötzlich am hellen Tage ein großer Löwe erscheint, und sich ruhig auf der Schwelle in den Schatten legt. Die Frau, vor Schrecken erstarrt, oder mit der Gefahr des Entfliehens unbekannt, bleibt auf ihrem Plage, die Kinder fliehen in ihren Schoß. Ihr Geschrei macht mich aufmerksam; ich eile nach der Thür, und man denke sich mein Erstaunen, als ich den Zugang mir auf diese Weise versperrt sah. Obgleich das Thier mich nicht gesehen hatte, so schien doch, unbewaffnet wie ich war, alle Rettung unmöglich; doch bewegte ich mich fast unwillkürlich nach der Seite des Hauses zu dem Fenster des Zimmers, in welchem mein geladenes Gewehr stand. Glücklicherweise hatte ich es zufällig in die nächste Ecke gestellt, und konnte es mit der Hand erreichen, denn zum Hineinsteigen ist, wie Sie sehen, die Oeffnung zu klein, und zu noch größerem Glücke war die Thür des Zimmers offen, so daß ich die ganze drohende Scene zu übersehen im Stande war. Jetzt machte der Löwe eine Bewegung; es war vielleicht zum Sprunge; da besann ich mich nicht länger, rief der Mutter leise Trost zu, und schoß in Gottes Namen, hart an den Locken meines Knaben vorbei, den Löwen über dem fundelnden Auge in die Stirn, daß er weiter sich nicht regte.“ —

Nicht selten wird der Löwe, wenn er schläft, von den Hunden geweckt welche stets die Begleiter der Karavannen sind; so erzählt Burchell einen hierher gehörigen Fall: „Es war ein heiterer Mittag, als unsere Hunde sich

gefielen, das schlammige Ufer eines Flusses zu durchspüren, und plötzlich ein ganz eigentümliches und bestimmtes Wellen anschlagen; wir forschten der Ursache des Wellens nach, und wurden bald überzeugt, daß sie einen Löwen erblickt hatten. Wir trieben sie an, und bald genossen wir den vollen Anblick eines großen mit schwarzer Mähne behangenen Löwen und einer Löwin. Die Letztere sahen wir jedoch kaum eine Minute, so schnell verschwand sie in den Wäldern. Der Löwe hingegen stand still, und fastete uns scharf ins Auge. Unsere Lage war nicht ohne Gefahr, denn der Löwe war nur wenige Schritte von uns entfernt, und schien einen Sprung auf uns vorzubereiten. Die meisten von uns waren zu Fuß, und ohne die gehörigen Waffen. Indessen hatten wir keine Zeit zur Flucht, und die Nothwendigkeit verlangte einen Angriff, um ihm zu entgehen. Ich war wohl auf meiner Hut, hielt mein Pistol in der Hand, den Finger auf dem Drücker, und ebenso vorbereitet hielten sich andere, welche mit Flinten versehen waren. Allein gar bald begannen die Hunde sich zwischen uns und den Löwen zu stellen, umzingelten ihn, und unterhielten ein heftiges Bellen. Der Muth dieser Thiere war wahrhaft bewundernswürdig; immer näher rückten sie von der Seite auf das mächtige Thier, und drohten dann ins Gesicht mit heftigem Bellen, ohne die geringste Spur von Furcht zu verrathen. Der Löwe, seiner Kraft bewußt, blieb ruhig, und wendete seine Augen nur gegen uns. Die Hunde wurden nun immer dreister, und wagten sich bis zu den gewaltigen Tagen heran. Da ward ihm ihr Treiben zu bunt; eine kleine Bewegung mit der Zunge, und todt lagen zwei der muthigen Kämpfer auf der Erde. Es geschah dieß ohne alle Anstrengung, und so schnell, daß man kaum den Erfolg davon begreifen konnte. Wir feuerten auf ihn, und eine Kugel traf ihn unter den kurzen Rippen, so daß das Blut hervorquoll. Er blieb in derselben ruhigen Stellung, und gieng hierauf weiter.“

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts war in der Menagerie zu Cassel unter andern ein Löwe, der wenigstens gegen seine Wärterin und Pflegerin in hohem Grade zahm war. Dieß gieng so weit, daß die verwegene Wärterin, um die Bewunderung der Zuschauer auf sich zu ziehen, es nicht selten wagte, nicht nur ihre Hand, sondern selbst ihren Kopf in den ungeheuern Rachen dieses Thieres zu stecken. Oft war dieß vollkommen glücklich abgelaufen, und doch gieng endlich das alte und wahre Sprichwort in Erfüllung: „Wer sich ohne Noth in Gefahr begibt, kommt darin um.“ Einst, als die Wärterin seinem Rachen ihren Kopf wiederum zur Hälfte anvertraut hatte, schnappte der Löwe zu, und riß ihr das Genick aus, so daß sie auf der Stelle ihren Geist aufgab. Ohne Zweifel geschah dieser Mord von Seiten des Löwen unwillkürlich, indem er unglücklicherweise gerade in dem für die Wärterin so entscheidenden Augenblick, vielleicht durch deren Kopf-

haare gekitzelt, zu niesen veranlaßt ward. Wenigstens scheint der Erfolg diese Voraussetzung vollkommen zu rechtfertigen, denn kaum hatte der Löwe bemerkt, daß er den Tod seiner Pflegerin verursacht hatte, als das gutmüthige, dankbare Thier äußerst traurig wurde, sich neben den Leichnam hinlegte, ohne sich denselben nehmen lassen zu wollen, alles ihm dargebotene Futter verschmähte und einige Tage nach diesem Unglück vor Gram starb.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts brachte der Bürger Felix zwei Löwen, ein Männchen und ein Weibchen, in die Nationalmenagerie zu Paris. Gegen den Anfang des Juni wurde Felix krank, und da er die Thiere nicht ferner warten konnte, so übernahm ein anderer dieß Geschäft. Das Männchen war von dem Augenblick an traurig, blieb einsam in einem Winkel seines Behältnisses sitzen und wollte durchaus nichts von dem Fremdlinge annehmen. Die Gegenwart desselben war ihm sogar verhaßt und er drohete ihm oft durch sein Brüllen. Ja selbst die Gesellschaft des Weibchens schien ihm zu misfallen; er erwies ihm gar keine Aufmerksamkeit. Man glaubte, das Thier wäre krank; niemand aber wagte sich an dasselbe heran. Endlich wurde Felix wieder gesund, schlich sich sachte nach dem Behälter hin, um den Löwen zu überraschen, und ließ sich bloß durch die Gitterpfähle sehen. Der Löwe machte augenblicklich einen Sprung an dem Gitter hinauf, schlug ihn sanft mit seinen Tagen, beleckte ihm Hände und Gesicht, und zitterte vor Freuden. Das Weibchen kam auch herbeigelaufen, allein der Löwe trieb es zurück, schien ärgerlich darüber, und da er fürchtete, es möchte irgend eine Gunstbezeugung von Felix erhalten, so schien sich ein Kampf zu entspinnen. Felix trat daher in den Käfig hinein, um Frieden zu stiften. Er liebkosete beide, und man sah ihn nachmals oft zwischen beiden stehen. Er hatte eine so große Gewalt über sie, daß, wenn er sie trennen und in ihre Behälter sperren wollte, er nur die Worte, die dieß bezeichneten, aussprechen durfte. Wenn er wünschte, daß sie sich niederlegen und Fremden ihre Tagen oder Rachen zeigen möchten, so legten sie sich auf das geringste Zeichen auf den Rücken, hielten ihre Tagen, eine nach der andern, in die Höhe, öffneten ihren Rachen, und erhielten dafür die Belohnung, daß sie ihm die Hand lecken durften. Diese Thiere waren damals sechstehalb Jahre alt.

Der Löwe.

(Von Christoph Schmid. Schreiecke kleine Erzählungen. Rotwell. Nr. 88.)

Ein armer Sklave, der seinem Herrn entlaufen war, wurde zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen großen weiten Platz, der mit

Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu.

Der Löwe sprang grimmig auf den armen Menschen zu — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, hüpfte voll Freude um ihn herum und leckte ihm freundlich die Hände. Die Leute verwunderten sich, und fragten den Slaven, wie das komme?

Der Slave erzählte: Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir herein und zeigte mir seine Prage, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich beisammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt und beide gefangen, und nun freut sich das gute Thier, mich wiederzufinden.

Alles Volk war über diese Dankbarkeit eines wilden Thieres entzückt, und rief laut: Es lebe der wohlthätige Mensch und der dankbare Löwe! Der Slave ward freigesprochen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn vom Nichtplatze wie ein zahmes Hündchen und blieb, ohne Jemand ein Leid zu thun, immer bei ihm.

Die Dankbarkeit kann wilde Thiere zähmen;
laß dich, mein Kind, von ihnen nicht beschämen.

175.

Jung Sigfrid.

(Von Ludwig Uhland.)

Jung Sigfrid war ein stolzer Knab,
gieng von des Vaters Burg herab.

Wollt rasten nicht in Vaters Haus,
wollt wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter werth,
mit festem Schild und breitem Schwert.

Sigfrid nur einen Stecken trug,
das war ihm bitter und leid genug,

Und als er gieng im finstern Wald,
kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug,
ein lustig Feuer Flammen schlug.

„O Meister, liebster Meister, mein!
laß du mich deinen Gefellen sein;

Und lehr du mich mit Fleiß und Acht,
wie man die guten Schwerter macht!“

Sigfrid den Hammer wohl schwingen kunnt,
er schlug den Ambosß in den Grund.

Er schlug, daß weit der Wald erklang
und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang
macht' er ein Schwert, so breit und lang.

„Nun hab ich geschmiedet ein gutes Schwert,
nun bin ich wie andre Ritter werth.“

Nun schlag ich wie ein anderer Held
die Riesen und Drachen in Wald und Feld.“

Der Schneider von Gastein.

(Erzählungen von Carl Stöber. 1841. I. Seite 246—253, 261—282, 290—296.)

In dem Wildbad Gastein gibt es gar viel Ungewöhnliches und Auffallendes, besonders für Leute, welche wie wir, der Erzähler und sein Freund, aus dem Hügellande an der Altmühl hinauf kommen. Ich will nur einer Merkwürdigkeit, welche so manchem wißbegierigen und sorgfältigen Beobachter entgangen ist, erwähnen, nämlich der wandernden Schneider in den Tauern,* über welche ich während meines Aufenthaltes in diesem Hochgebirge zuverlässige Nachrichten eingeزogen habe.

Wer sich als Schneider in den Tauern sein Stücklein Brot verdienen will, braucht nicht erst in Paris Meister zu werden. Hat er vollends ein Jahr in Salzburg als Utzefelle gearbeitet, so kann er auch seinen Pfarrherrn mit den nöthigen Kleidern versehen. Der Kleidermacher in diesen Bergwinkeln weiß nichts von der Mode, und kommt nicht aus der Mode, wie so viele seiner Kollegen auf dem ebenen Lande. Auch braucht er keine Werkstätte: mit einer guten Scheere und einem Duzend Schwabacher Nadeln in der Tasche, wandert er von Hof zu Hof und von Ort zu Ort, ißt und schläft bei seinen Kunden, bildet ein Glied ihrer Familien, bis er mit der Arbeit fertig ist, und setzt dann mit einigen verdienten Groschen im Beutel seinen Wanderstab weiter. Dieser Wanderstab ist von einem gewöhnlichen Stecken nur dadurch verschieden, daß die Drittel und Viertel der Landeselle an demselben mit Einschnitten bezeichnet sind. Das Richtmaß dazu ist die erste beste Elle in einem Kramladen und der Stempel Kreuz und Glauben, wie sie noch in diesen Thälern gefunden werden.

Ist ein solcher wandernder Kleidermacher nicht mehr als ein bloßer Schneider in seinem Geschlecht, so führt er entweder grämlich und stumm seine Nadel, oder er kramt vor seinen Kunden die Neuigkeiten aus, die er da und dort, wahr oder falsch, am rechten oder un rechten Ende aufgeklaubt hat. Ist er aber mehr als ein bloßer Schneider, hat er ein von dem Geiste Gottes belehrtes und beseltes Herz, und Lippen, welche von diesem Geiste übergehen und aus dem Schatze mannichfacher Erfahrungen reden, dann ist er eine wahre Wohlthat in seinem Revier, für die Kinder ein Lehrer, für die erwachsene Jugend ein Prediger, für Männer und Frauen ein Berather und Tröster. Ja, wenn ich als Seelenhirte in einem Sprengel lobte, wo die einzelnen Höfe und Häuser so weit auseinander lägen, wie in dem Hochgebirge, und das Glück hätte, einen solchen werthen Mann unter

* Tauern sind die Salzburger und Kärntner Alpen.

meiner Herde zu besitzen, ich würde ihn als meinen Mitarbeiter betrachten, und dann und wann eine Weste oder ein Paar Beinkleider mehr machen lassen, als ich eigentlich bedürfte, nur um ihn desto öfter und länger im Hause zu haben, wie der Teppichmacher Aquila in Korinth seinen Gesellen Paulus. — Uebrigens widmen sich diesem Handwerke meistens nur schwächliche junge Leute; die stärkeren gehen dem Vieh auf den Alpen, mehrtheils aber dem Verdienste in den Salinen und Bergwerken nach.

Indes ich diese und andere Nachrichten über die wandernden Schneider in den Tauern von meinem Tischnachbar an der Wirtstafel einzog, legte mein Reisegefährte Messer und Gabel auf die Gräten einer Forelle zur Ruhe, und ersuchte den Wirt, einen tüchtigen, starken und munteren Führer zu besorgen, der den folgenden Tag zwei Seelen mit ihrem Wanderbündlein nach Malniz an der südlichen Abdachung des Hochgebirgs bringen könnte.

Dieser Führer war am Morgen nach dem Bade beim Frühstück der Hauptgegenstand des Gesprächs. Wir erwarteten — denn wir waren damals noch um zwanzig Jahre jünger und unerfahrener als jetzt — einen jungen, rüstigen Mann in der vollen Tracht eines Bergjägers, mit der Feder des Auerhuhns auf dem Hute, mit dem großen silbernen Kampfring am Finger und mit der Blüchse am Schulterriemen. Wie wurde aber die Erwartung getäuscht! Der Führer, welchen der Wirt besorgt hatte, saß schon, während das Frühstück genossen wurde, hinter dem großen Ofen des gemeinschaftlichen Gastzimmers, und trat unter tiefen Verbeugungen hervor, als man, zum Aufbruch bereit, nach ihm fragte. Ein Männlein, an dem die Natur allenthalben gespart hatte, gleich dem Schneider, von dem es mit Rock, Weste und Hose überkleidet worden war. Die Haare dünn und glatt, die eingefal- lenen Wangen bleich und mit zwei rothen krankhaften Flecken bezeichnet. Eine von den dünnen Händen hielt einen Hut mit breiten Krempe und die andere einen großen Tragkorb, in welchem neben dem Wanderbündlein zur Noth der Träger selbst noch Platz gehabt hätte. Der tiefste Respekt schien das Männlein theils noch mehr zusammen zu drücken, theils seine Glieder zu lösen. Vielleicht trug auch das Gespräch beim Frühstück das Seinige dazu bei; denn er hatte es, ehe er von dem Wirte vorgestellt wurde, hinter dem Ofen ganz mit anhören können.

„Den können wir nicht brauchen!“ sagte mein Gefährte im ersten Zorn über den Wirt. „Wir haben einen starken Mann bestellt, der uns führe, nicht einen Patienten, den wir auf der Hälfte des Weges entweder liegen lassen oder tragen müssen. Die Tauern im Oktober sind keine Maulwurfs- haufen, über die könnte man auch ohne einen Schneider kommen.“

Bei diesen Worten meines Freundes beobachtete ich den Mann, über welchen sie ausgegossen wurden. Die Flecken auf seinen bleichen Wangen

wurden etwas dunkler und größer, aber nicht viel. Und dieß war gut, ein Zeichen, daß der feurige Pfeil seines Widersachers und Verächters zwar sein Herz getroffen, aber ihn sonst unberührt gelassen hatte. Mit einer bewundernswürdigen, nur den wahren Nachfolgern des Herrn eigentümlichen Ruhe erwiderte er seinem Beleidiger: „Gnädiger Herr, versucht's halt mit mir. Unser Herr Gott hat schon schwächeren Leuten, als ich bin, über die Tauern hinüber geholfen.“

„Sein Weib,“ fügte der Wirt hinzu, „ist schon lange krank und seine fünf Kinder haben nichts zu essen.“

Dieser Grund beschwichtigte auch den Zorn und die ausgetretene Galle meines Reisegefährten. — Lebensmittel auf drei Tage wurden sorgfältig in den Tragkorb des Führers gepackt, und dann brachen wir auf. Der Freund gieng immer weit voran. Denn er wollte auf diesem Wege keine Menschen, am wenigsten den Schneider plaudern, sondern nur die großen Werke Gottes reden hören, die Wasserschälle, den Morgenwind in den Steinflüsten, die rollenden Steine in der Gastein und die wandernden Vögel.

Ich für meinen Teil plauderte lieber mit einem christlichen, verständigen und vielersahnen Manne, als welchen sich der Führer immer mehr und mehr zu erkennen gab. Er steng nun an, eine Kammer seines Herzens nach der andern aufzuschließen, als er vernommen hatte, daß auch ich zu Hause Weib und Kinder hätte, welche mir mitunter viele Sorgen und nicht wenig Arbeit machten. Er eröffnete unter andern Dingen, daß er einer von den wandernden Schneidern sei, und daß er eigentlich Johannes Erzberger heiße, aber an der Gastein nur unter dem Namen Schnakenhans bekannt wäre, denn er sei schon als Knabe sehr mager und langbeinig, und unter seinen Jugendgenossen gewesen wie eine Schnake unter den breiten und runden Mistkäfern, mit Respekt zu vermelden.

Auf dem sogenannten Naßfelde, wo die schroffen Felswände an der Gastein rechts und links aufhören, eine enge Gasse zu bilden, und auf dem ein dicker, in Staubregen sich auflösender Nebel lag, wartete der Reisegefährte an einer Sennhütte, welche er für diejenige hielt, in der, nach einem von dem Wirte am Morgen erteilten Rathe, Mittag gehalten und dann erst der Giebel der Tauern überstiegen werden sollte.

In dieser Sennhütte, welche dem Wirte in Gastein selbst gehörte, aber schon vor etlichen Wochen mit dem Vieh verlassen worden war, schürten wir von dem noch vorräthigen Holz ein Feuer an, und setzten uns um den Herd. Der Führer würzte die Schnitten von einer Kalbskeule, indem er so manche von den Erfahrungen mittheilte, die er als wandernder Schneider in reichen und armen, christlichen und unchristlichen Familien gemacht hatte. Er war uns nun angenehmer und willkommener, als der erste Gemüthlicher in den

Lauern, der höchstens von überstandenen Gefahren und erlegtem Wild hätte erzählen können. Nach einiger Zeit aber schaute er durch die offene Thüre der Sennhütte in den grauen Nebel hinaus. „Der Tag dauert nicht ewig,“ sagte er, „und ich meine daher, es sei Zeit aufzubrechen und weiter zu gehen.“

2.

Wir an dem Herde folgten der Erinnerung des Freundes, löschten das Feuer aus, sammelten die übrigen Brocken von dem gehaltenen Mahle und brachen eilig auf. Der Nebel, in welchem wir aus der Sennhütte traten, war so dicht, daß wir keinen Gegenstand sehen konnten, der über drei Schritte von uns entfernt war. Die Wildbäche hörten wir von allen Seiten her rauschen, aber ihre gewaltigen Sprünge über die Felsenwände sahen wir nicht. Die Grüße, welche, vielleicht nur wenige Klaftern über uns, die wandernden Zugvögel unter einander wechselten, hörten wir, und es wurde uns dabei sonderbar zu Muth; aber die fliehenden Pilgrime selbst sahen wir nicht. Von der ganzen Herrlichkeit der langen Lauernkette sollten wir in jenen Stunden nichts schauen, als immer nur einen Platz von wenigen Quadratschuh, worauf wir stunden oder giengen. Die Schneeballen, die wir in das Graue hinein warfen, verschwanden fast unmittelbar vor unserer Hand, während wir bei heiterem Wetter ihrem Bogenflug über Felsentrümmer, Alpenrosen und Zwergföhren lange hätten nachsehen können.

Eine halbe Stunde hinter der Sennhütte gieng es auf einmal steil aufwärts. An einen betretenen Weg, dem wir hätten folgen können, war nicht mehr zu denken. Unser Führer schien sich mehr nach den Furchen zu richten, welche das herabrinneude Schneewasser in die nackten Seiten des Berges gezogen hatte. Teilweise mußten wir, weil nicht auszuweichen war, in diesen Furchen selbst aufwärts klimmen, was sehr ermüdete, uns junge Männer aus dem Altmühlthale jedoch sichtbar mehr, als unsern Mann von der Nadel. Wir hatten gleich anfangs beim Antritt unseres Weges zu viel unnöthige Schritte und Sprünge gemacht, während unser Führer die für Fußgänger und Tagelöhner so erspriessliche Kunst übte, mit den frischen Kräften hauszuhalten.

So kamen wir auf die Scheide der Bergkette, auf welcher die Grenze zwischen Salzburg und Kärnten hinläuft. Auf dieser Grenze und an dem Wege, den wir kamen, stand ein hohes und massives Kreuz von Eichenholz. Es schien noch nicht lange hier zu stehen. Denn seine Kanten waren noch ganz scharf und seine glatt gehobelten Seiten nur unbedeutend verwittert. Die nördlichen Flächen waren der Masse wegen ganz dunkel, die gegen Süden aber mit einer dichten weißen Glanzdecke überzogen. Der Wind, der diesen Nachmittag aus jener Himmelsgegend blies, hatte die großen und naßen Schneeflocken so kräftig an das Kreuz geworfen, daß sie hangen geblieben waren

und, als wir vorübergingen, noch einen dichten und durch die Ranten des heiligen Denkzeichens scharf begrenzten Ueberzug bildeten.

„Ei,“ sagte ich da zu meinem Reisegefährten, „welch ein Unterschied zwischen den zwei Hauptseiten dieses Kreuzes! Ist es nicht, als wenn die dunkle dem Charfreitag und die andere dem Osterfeste angehörte.“

„Ja, mein Herr,“ sagte der Führer, der mit mir stehen geblieben war, „dieses Kreuz hat überhaupt zwei sehr verschiedene Seiten. Wenn ich im Lande zu gebieten hätte, so würde ich an die Seite, welche nach Kärnten hinunterschaut, schreiben lassen: ‚Herr, so du willst, kannst du mich gesund machen.‘ Denn die Sichtbrüchigen, die aus dem Kärntner Lande oder noch weiter her auf diesem Wege nach Gastein getragen werden, pflegen sich auf dieser Seite des Kreuzes noch einmal niederzusetzen zu lassen und zu beten, ehe es über die Scheideck weg und den Berg hinunter geht, über den sie oft gar nicht mehr zurückkommen oder, was noch schlimmer ist, ohne Hoffnung auf Besserwerden. Diejenigen Leute aber, welche aus dem Bade ihre wiedergeschenkte Gesundheit, oder die Hoffnung bringen, bald zu genesen, pflegen auf jener Seite niederzufallen, wie der Aussätzige vor dem Herrn, und zu danken. Darum würde ich auf die Gasteiner Seite die Ueberschrift schreiben lassen: ‚Opfere Gott Dank, und bezahle dem Höchsten deine Gelübde. Siehe zu, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Ärgeres widerfahre.‘“

„Ich war einmal dabei, als zu gleicher Zeit zwei Personen an dem Kreuze knieten. Die eine auf dieser, und die andere auf jener Seite, beide in einer und eben derselben Angelegenheit, die eine um zu danken, und die andere um zu bitten. — Die Sache gieng aber so zu.“

„Es können jetzt zwölf Jahre oder darüber sein, als ich von daheim nach Malniz hinüber gieng, um Arbeit zu suchen, mit dem Glaser von Hofgastein, zu dem man auch nicht geht, sondern wartet, bis er, seine Butte auf dem Rücken, kommt, an das Fenster klopft und fragt, ob Alles noch ganz sei. So kam ich auch in ein Haus, wo man aber nicht des Schneiders, sondern des Arztes bedurfte. Denn die Hausfrau lag in großen Schmerzen auf ihrem Bette und von der Sicht an den Händen und Füßen gelähmt. Sie hatte schon viel erlitten von Aerzten, von studierten und unstudierten, und es half ihr nichts, sondern vielmehr ward es immer ärger mit ihr. Essen und Trinken mußte man ihr reichen, wie einem Kinde, dem die Hände in das Wickelfleisch gebunden sind. Die Thränen, die sie vergoß, konnte sie nicht abwischen, so wenig als der Weinstock, wenn er beschnitten und angebunden ist. Die Fliegen mußte sie in ihrem Gesichte sitzen lassen, bis eine fremde Hand oder die Nacht kamen und sie verscheuchten. Denn auch ihr Nacken war steif, wie ihre Glieder.“

„An einem solchen Schmerzenslager wird Jedermann zum Doktor. Ich

rieth der Patientin, unser Bad in Gastein zu brauchen, das schon gar vielen geholfen habe, und das Heilwasser zu versuchen, vorausgesetzt, daß ihre Brust nicht schwach und angegriffen, sondern gut und stark sei.“

„Ihre Brust, erwiderte das franke Weib, sei so gesund und gut, wie die Brust der Fischotter, die ein Vaterunser lang unter dem Wasser bleibe; aber sie sitze am Teiche Bethesda, und habe und wisse keinen Menschen, der sie hineintrage. Ihr Mann sei als Senn oben auf der Alpe des Klosters, und könne nicht weg, und könnte er es, so vermöchten es doch zwei Arme allein nicht, sie über die Tauern zu tragen. Und wer besorge ihr Haushalten die drei oder vier Wochen, die sie im Wildbad zubringen müßte? Und —“

„Kurz, wie es beladene Herzen im Gebrauch haben, die arme Frau hätte sich gewiß noch lange damit geplagt, Alles aufzuzählen, was sie nicht fortlasse. Aber ihr Töchterlein, welches ihr zu Füßen an der Bettstelle stund, that ihr Einhalt und sprach: „Mutter, sagt doch nicht, daß ihr nicht fort könnt. Verlaßt euch auf mich, ich will das Haushalten führen. So lang ihr gesund wart, bin ich wohl mit den andern Dirnen lieber hinter den Ziegen hergegangen an den Bäumen und unter den Büschen; seitdem ihr aber darnieder liegt, hab ich alles gethan nach eurem Wort, und so viel gelernt, daß ich weiß, was ich zu schaffen habe, vom Morgen bis zum Abend und vom Sonntag die ganze Woche durch. Und der Vater hat mir erst gestern gezeigt, was ich zu thun habe, wenn die Innen schwärmen. Und was man nicht weiß, habt ihr oft gesagt, lehre der Herr die, welche gutes Willens sind und ihn anrufen.““

„Und bei mir in meinem Hause, liebe Frau, sagte ich, einen Büchsen- schuß oder zwei vom Wildbad, könntet ihr bleiben, bis der Herr zu euch sagen wird: „Steh auf, nimm dein Bette und geh heim!“ Ich verlange nichts dafür, als daß ihr meiner kleinen Elisabeth dann und wann etwas erzählt, wenn sie euch die Fliegen wehrt. Ueber die Tauern werdet ihr aber bald sein; vorgestern schneiderte ich bei dem Walter am Gsteig; zu dem kamen noch fünf andere Männer, jünger als er, und verabredeten mit ihm, an Medardi nach Hofgastein zu der Mutter Gottes zu wallfahrten, weil sie, wie ihr wißt, vor einigen Wochen einer großen Gefahr entronnen sind. Zu diesen Leuten will ich jetzt sogleich gehen und sagen: Männer, tragt nicht den Rosenkranz allein über die Tauern, sondern macht es wie die Leute in Capernaum: nehmt euch eine Bahre dazu, und tragt die gichtbrüchige Staudacherin hinüber in das Wildbad zu mir. Dieß wird euch, wenn ihr es um Gottes willen thut, besser sein, als wenn ihr euren Odem allein auf viel Vaterunser und Ave Maria verwendet.“

„Der Staudacherin ließ ich nicht Zeit, Nein zu sagen; die sechs Männer unterzogen sich dem guten Werk mit Freuden, und so waren wir schon

am Medardi-Morgen an dem Kreuz auf der Scheideck. Wir verrichteten darunter unsere Andacht auf den Knien. Die Patientin lag daneben in Decken eingewickelt, und zusammengekrümmt wie ein Schaf, welches zur Schur gebunden ist. Mittags gelangten wir an meine Hütte. Die Malnitzer ließen die Sichtbrüchige samt der Bahre an meiner Hausthüre stehen, und giengen dann ihres Weges weiter hinunter.“

„Mein Weib nahm sich nun der Patientin schwesterlich an, und trug sie jeden Morgen auf ihrem Rücken in das Wildbad und wieder zurück. Aber es schien mit der Kranken eher schlimmer als besser zu werden, und ein starker Hautausschlag, der sich bald zu der Sicht gesellte, vermehrte die Zahl ihrer Schmerzen. Als daher nach drei Wochen ihr Töchterlein kam, sich nach der Mutter umzusehen, während eine Nachbarin in Malniz das verlassene Haus hütete, begehrte sie mit Thränen großer Sehnsucht, wieder heimgetragen zu werden, damit sie auf ihrem Bette sterben und in der Erde ihrer Heimat ruhen könnte. Aber ich trat kräftig und streng dazwischen, und sagte zur Tochter: Du, Christel, gehst wieder heim, und kommst nicht eher wieder, als bis ich es dir sagen laße. Du brauchst deiner Mutter das Herz nicht noch schwerer zu machen. Und zu der Andern sagte ich: Ihr aber, Staudacherin, bleibt, wo ihr seid. Ich meine, ihr habt euch bisher ein wenig zu viel auf das Wasser verlassen. Aber Wasser thuts nicht allein. Verlaßt euch nur von nun an ganz und allein auf den Herrn, und er wirds wohl machen.“

„Das Töchterlein versprach darauf, nimmer zu kommen, bis man es rufe, und kehrte im Mondschein über die Tauern zurück. Die Mutter machte dann wieder wie zuvor auf dem Rücken meines Weibes alle Tage den Weg in das Wildbad, und zwar bald mit sichtbarem Erfolg. Zuerst wurde ihr Gemüth ruhig, heiter, ja fröhlich, als wollte der Heiland die Cur von innen heraus anfangen, wie bei dem Sichtbrüchigen, dem er zurief: ‚Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!‘ Dann kehrte der Schlaf zurück, und als sie eines Morgens aufwachte, konnte sie ihre Finger, die lange gekrümmt waren, wie die Krallen des Raben, wenn er auf einem Zweige sitzt, wieder strecken und zum Gebete in einander legen. Einige Tage darauf konnte sie sich plötzlich wieder auf ihre Füße stellen, zum großen Erstaunen der Leute, die mit ihr in dem gemeinschaftlichen Bade waren. Später legte sie den Weg von meinem Hause in das Bad an Krücken zurück. Zuletzt brauchte sie auch nicht mehr mein Weib zum An- und Ausziehen des Bademantels. Sie war wieder ganz gesund, wieder jung und verneut, wie ein Adler durch die Fede- rung, ein Wunder in den Augen Aller, die sie vor zwei Monaten gesehen hatten, und sie nun sahen.“

„Zu jener Zeit befand sich in dem Wildbad ein Graf aus Bayern, ein leutseliger Herr. Der war zum funfzigsten Mal nach Gastein gekommen, und

wir wollten ihn nicht wieder fortlassen, ohne mit ihm ein Jubiläum gefeiert zu haben. Wer an den Bergen umher wohnte, von denen man nach Gastein hineinschauen kann, zündete am Abend vor dem Feste große Scheiterhaufen an. Am Morgen darauf wurde ein feierlicher Kirchgang gehalten. Zuerst kamen die Bergknappen und bliesen einen Marsch; dann kam der Schulmeister mit seinen Kindern und sang das Te Deum* dazwischen; hinter diesen giengen die geistlichen Herren alle von Lend bis nach Böckstein; darauf folgte der Graf. Vor ihm trug ein Ministrant** auf einem blauen Rißen die schwere, silberne Grafenkrone, die er in München hatte machen lassen, damit er sie auf dem Altar unserer Kirche niederlege und so auch Gott die Ehre gebe, der ihm funfzig Mal das Bad an Leib und Seele gesegnet hatte; hinter dem Grafen giengen fast alle Männer des Thals Paar und Paar. Hinter ihnen trug man eine Bahre, wie man sie in der umliegenden Gegend hat, um die Siechen über die Berge in das Wildbad zu tragen. Es war dieselbe, auf der wir drei Monate zuvor die Staudacherin aus Malniz herbeigebracht hatten. Sie war für den Festtag mit Bändern geschmückt und wurde von vier Knaben getragen. Denn sie sollte in der Kirche zerlegt, und dann neben dem Altare zum Gedächtnis aufbewahrt werden. Die Frau selbst, an der sich die Hilfe des Herrn so verherlicht hatte, gieng hinter der Bahre, geführt von zwei Töchtern des Grafen und in einem langen Zuge von Weibern begleitet. Das Tuch, welches sie auf ihrem Kopfe trug, hatten die Gräfinnen mit eigener Hand genäht, und die neuen Kleider, welche sie anhatte, waren aus dem Gemeindefäckel angeschafft worden. — Nach dem Gottesdienste wurden die ärmeren Badgäste von dem Grafen im Wirtshause gespeist. Die Staudacherin saß oben an, und vor ihr stand eine zinnerne Schüssel, in welche für sie legte, wer einen Zwanziger oder Thaler übrig hatte. Aber sie behielt nur den Doppeldukaten mit dem Lamme Gottes, den der Graf eingelegt hatte, und verteilte das übrige unter die, welche mit ihr zu Tische saßen."

"Ich fürchtete, die gute Frau möchte durch das große Getümmel um sie herum, durch die vielen Wohlthaten, womit man sie überhäufte, und unter der großen Ehre, die man ihr anthat, von Neuem krank werden. Aber es bewährte sich auch an ihr, daß eine Seele, die, wie die ihrige, in Gott ruht, weder von der Freude noch von dem Leid zu sehr angerührt und bewegt wird."

"Nach dem Freudenfeste, meinte ich, sollte die Frau noch einen Tag unter meinem Dache ruhen; aber sie wollte nicht. Von dem Feste nach Hause gekommen, packte sie ihre wenigen Habseligkeiten in ein Bündlein, und gieng zeitig zu Bette. Früh um zwei Uhr trat sie mit mir den Rückweg an, frisch

* Ein geistliches Lied, welches anfängt: Te deum laudamus, auf Deutsch: Herr Gott, dich loben wir.

** Ein Diener bei den geistlichen Aemtern.

und munter, wie eine Gemse, wenn sie im Morgenthau von den Matten in die Schroffen* zurückkehrt. Das letzte Viertel des Mondes stund am Himmel. Um die siebente Stunde waren wir schon am Kreuze."

"Vor demselben gegen Kärnten zu lag schon eine andere Person, die mit ihrem Gesichte fast die Erde berührte, und unter viel Seufzen und Schluchzen betete. Sie schaute nicht nach uns auf, als wir herankamen, und wir störten sie nicht, sondern knieten auf der andern Seite zum Gebet nieder."

"Während wir noch beteten, stund die andere Person auf, und grüßte, als sie an uns vorübergieng, nach unserer guten Landesweise mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus!“ und ich antwortete: „In Ewigkeit, Amen!“ Die Staudacherin aber fuhr, als wäre sie vom Himmel herab begrüßt worden, in die Höhe, und die beiden Weibspersonen stunden einander wie Säulen gegenüber. Als sie wieder lebendig wurden, rief es von der einen Seite: „Bist dus Christel?“ und von der andern: „Seid denn ihrs Mutter?“ Und die Freude war unbeschreiblich."

"Die Tochter hatte lange meinem Befehl gehorcht, und war daheim geblieben, um nicht wieder durch einen Besuch ihrer Mutter das Herz schwer zu machen. Aber als eine Woche um die andere vergieng, ohne daß ihre Mutter kam oder etwas von sich hören ließ, wurde ihre Angst immer größer und war zuletzt nicht mehr zu ertragen. Sie sah in ihren Träumen die Mutter im Sarge liegen, sie sah, wie der Priester ihr Grab mit dem Weihwedel besprengte, und konnte diese Träume den ganzen Tag über nicht mehr aus dem Kopf bringen. Deswegen übergab sie eines Tages das Haushalten der Nachbarin, und machte sich, früh, da es noch finster war, auf den Weg. Am Kreuze auf der Scheideck kam sie mit der Mutter zusammen."

"Der Morgen war lieblich. Wir setzten uns unfern von dem Kreuze unter einen Felsen, der die Sonnenstrahlen zuließ und dem frischen Wehen des Ostwindes den Zugang wehrte, und erquickten uns mit einigen Brotsamen von dem gestrigen Mahle. Christel berichtete dabei der Mutter, es stünde im Hause alles wohl. Aus den sechs Bienenstöcken des Vaters wären indes zwölf geworden, und hinter jeder Gais liefen zwei Zicklein zur Weide, und der geistliche Herr habe ihr jede Woche etliche Male etwas von seinem Tische geschickt. — Nach diesem Bericht nahm die Mutter den Doppelbukaten mit dem Lamme Gottes, durch welchen sie ein Loch gebohrt und ein grünes Schnürlein gezogen hatte, und bleng ihn der guten Christel um den Hals."

3.

So erzählte der Schneider von Gastein, aber nicht in einem Stück, sondern mit vielen Unterbrechungen, so daß ich seinen Bericht an meinem

* Die schroffen Felsen.

Schreibtische aus vielen Bruchstücken erst wieder zusammensetzen mußte, wie eine zerbrochene Tasse, welche man fitten will. Denn als wir auf unserem Wege nach Malnitz die Scheideck der Tauernkette überstiegen und das Kreuz auf der Grenze zwischen Salzburg und Kärnten im Rücken hatten, fieng das Unwetter an fast unerträglich zu werden. Die Windstöße von Süden her wurden immer heftiger und anhaltender, der Schnee fiel wie Nadelspitzen in die Augen und benahm jede Umsicht. Wir durften zwar nur immer bergab gehen, um unserem Ziele näher zu kommen; aber der Schnee gieng schon fast allenthalben über die Kniee, an manchen Stellen war er so angehäuft, daß wir Umwege nehmen mußten. Alle Tiefen und Löcher waren mit Schnee bedeckt, wie Wolfsgruben mit Laub, und wir mußten bald in Entfernungen von mehreren Schritten hinter einander gehen, damit die Andern zu Hilfe kommen konnten, wenn Einer eingesunken war.

Die Mattigkeit und Erschlaffung des Leibes und der Seele, welche mit dem längeren Waten im tiefen Schnee verbunden sind, stellten sich bald ein. Wir schwigten nicht mehr wie beim Erklimmen des nördlichen Abhangs der Tauernkette, unser Blut konnte keinen Schweiß mehr abgeben, eine trockene, höchst unangenehme Fieberhitze war an seine Stelle getreten. Wir, nämlich ich und mein Reisegefährte, wir hatten große Lust, uns in den Schnee zu legen. Denn wir machten in jenen Augenblicken an uns selbst die Erfahrung, wie im Winter zwischen dem müden Wanderer und seinem Grabe nur ein kleiner Schritt ist, den zu thun es keine Ueberwindung kostet, sondern der so leicht gethan wird, als wenn ein Schlastrunkener von dem Stuhl, auf dem er sich entkleidet hat, in ein weiches Federbett steigt. Aber unser Führer, zwar schwächeren Leibes, aber stärkeren Geistes denn wir, ließ die starke Versuchung nicht über uns Herr werden. Er führte uns unter vielfachen Ermunterungen von einem Schneewall zum andern, wie ein tapferer Offizier seine stürmenden Soldaten von Schanze zu Schanze. Wir mußten, sagte er unter andern, doch bald an den Heuschuppen des Wirts von Malnitz kommen; hätten wir diesen erreicht, so wären wir geborgen. Der Speicher liege an einem Wasserfall, und wir möchten nur von Zeit zu Zeit horchen, ob wir nicht das Rauschen desselben hörten. Er selbst habe kein scharfes Ohr.

Wirklich hörten wir auch bald, als wir unsere Aufmerksamkeit darauf gerichtet hatten, ein Rauschen, welches gleichmäßig anhielt, während das Brausen der Windstöße bald von längerer und bald von kürzerer Dauer war. Aber, ob wir nun gleich wußten, welche Richtung wir einzuschlagen hatten, so war doch die Gefahr noch nicht überstanden. Zwischen uns und dem Speicher konnten noch undurchbringliche Schneelagen sein. Der Wind durfte sich nur ein wenig drehen, und wir hätten von dem rauschenden Wasser, nach welchem wir unsern Weg richteten, nichts mehr gehört. Das trübe Tages-

licht begann in die Abenddämmerung überzugehen. Tief von Malnig herauf, woher, wie aus einem tiefen Schlunde, die Windstöße kamen, hörten wir die Vesperglocke läuten, bald heller und bald dumpfer, je nachdem ihre Töne mehr in den Fluten des Luftstromes untergingen oder auf denselben fortgerissen wurden. Als sie auch in das Ohr unsers Führers drangen, bekreuzte er sich und sprach halblaut vor sich hin:

Liebster Mensch, was mag's bedeuten,
dieses späte Glockenläuten?
Es bedeutet abermal
meines Lebens Ziel und Zahl.

Dieser Tag hat abgenommen,
bald wird auch der Tod herkommen:
Drum, o Mensch, so schicke dich,
daß du sterbest feliglich.

Diese bekannten Worte aus einem alten Liede entrückten mich aus den Kämpfen mit Sturm und Schnee, und versetzten mich in die Stube, wo ich sie so oft mit Vater und mit Bruder und Schwester in der Abenddämmerung gebetet hatte. Meine ganze Seele war eine Viertelstunde lang bei diesen Lieben, und vergaß darüber die irdische Hülle, die eigentlich nicht mehr gieng, sondern ohne Haltung dahin wankte, wie ein Boot, in welchem der Steuermann träumt und die Ruderer schlafen. Da rief der Führer: „Gott sei Lob und Dank!“ Denn wir waren indes um eine Felsenecke getreten und stunden vor dem Speicher, welchen der Schneider mit diesem Freudenrufe begrüßte.

Der Speicher stand auf Pfählen, so daß das Regenwasser darunter weglassen konnte. Eine Thüre zu ebener Erde hatte er nicht, sondern nur sieben oder acht Fuß über dem Boden eine Oeffnung, die mit einem Laden verschlossen war. Aber für das Auge eines Fremden war da keine Leiter und noch weniger eine Stiege zu sehen, und ohne ein solches Mittel konnte man die Oeffnung nicht ersteigen. Ohne unsern Führer wären wir daher vor dem Speicher gestanden, wie ein fremdes nothleidendes Fahrzeug vor den Scheeren* bei Stockholm ohne einen Führer. Wie dieses nicht allein in den Hafen, so hätten auch wir nicht ohne unsern Leitsmann in die ersehnte Hütte eingehen können. Er kannte aber die Gelegenheit. Aus einem Schneehaufen, der sich an der Rückseite des Speichers angelehnt hatte, wühlten wir mit unsern letzten Kräften die eingeschneite, massive Leiter heraus und bedienten uns ihrer zum Erklimmen der Oeffnung. Der Laden davor war nur ganz einfach mit

* Scheeren heißen die Felsenklippen an der Küste Schwedens.

einem hölzernen Niegel verschloßen. Und so kamen wir ohne weitere Schwierigkeiten in den innern Raum der Hütte, die zu zwei Dritteln ihrer Höhe mit Heu angefüllt war. Die Leiter, diese fliegende Treppe, zogen wir uns nach und hängten sie an einen Zapfen unter dem Dache, damit, wie der Schneider sagte, die Wölfe und Bären sich den Appetit vergehen lassen müßten, wenn sie uns etwa witterten. Auch streiften einige Ausreißer in den Tauern umher, und diese wären noch weniger willkommen zu heißen, als jene Bestien.

In dem Speicher befanden wir uns weit besser, als in so manchem Wirthshause auf dem übrigen Teil unseres Weges an das adriatische Meer. Die Hütte, ganz aus Holz erbaut, war noch neu und gegen Wind und Wetter wohl verwahrt. Das wohlriechende Bergheu hatte fast noch seine volle Sommerwärme, wenigstens die Temperatur der warmen Herbsttage, die dem Unwetter fast einige Wochen ohne Unterbrechung vorangegangen waren. Kopfkissen und Decken konnten wir uns aus demselben leicht bereiten, wenigstens der Erzähler mit der Fertigkeit, die er sich als Knabe in so manchem Heumagazin seiner Heimat angeeignet hatte. — Als wir uns aus unserem Vorrathe mit Speise und Trank erquickt hatten, schloßen wir auch den Laden mit einem tragbaren Nachriegel, welchen mein Freund, der süddeutschen Wirthshäuser wegen, zur Vorsorge mitgenommen hatte. In der Hoffnung, am nächsten Morgen wieder weiter ziehen zu können, schliefen wir ein und die ganze Nacht hindurch fort.

Aus unserem Schlafe erwacht, öffneten wir das Fenster der Arche. Das Wetter hatte sich noch nicht geändert. Wir mußten bleiben, und sahen einem langweiligen Tage entgegen, wie Seeleute in einer Windstille. Dazu rieth uns der Führer beim Frühstück, unseren Speisevorrath möglichst zu sparen, weil es sein könnte, daß wir in unserer Hütte noch länger als einen Tag damit wirtschaften müßten. Er selbst sei einmal in einem solchen Speicher, wie in einem Blockhause von Wind und Schnee belagert, zwei Tage und Nächte gelegen.

Wären übrigens wir Wanderer aus dem Altmühlthal allein in der Arche gewesen, so würden wir gewiß den größten Teil des Tages mit Schlafen zugebracht haben, und wir müssen es heute noch dem wackern Mann von der Nadel zuschreiben, daß es auch nicht eine Viertelstunde lang dazu kam. Ohne ein überlästiger Schwäger zu sein, wußte er unsere Ohren immer in Anspruch zu nehmen und auf eine eben so wenig ermüdende als ausdringliche Weise aus dem Schatze seiner Erfahrungen ein Ding nach dem andern hervorzuholen.

Nachdem wir ihn unter andern gefragt hatten, warum jene sechs Männer von Malnitz, welche das gichtbrüchige Weib über die Tauern trugen, eine Wallfahrt nach Hofgastein gelobt und unternommen hätten, gab er uns

die folgende Geschichte zum Besten, welche der Erzähler in diesem Buche wieder gibt, weil sie dazu dienen kann, dem freundlichen Leser den ernststen Charakter des Hochgebirgs noch näher zu bezeichnen.

„Ich weiß es wohl,“ begann unser Führer, „daß man in protestantischen Ländern über die Weinkeller der Klöster dieses und jenes spricht. Mag es damit stehen wie es wolle, das geht mich nichts an; wie es aber in dem Kloster von Villach zugeht, weiß Niemand besser, denn ich, weil ich als Geselle mit meinem Meister oft darin arbeitete an Kutten und Messgewändern. Die Mönche erhielten jeden Tag ihr Krüglein Wein, aber ich meine, auch St. Augustin hätte weder an dem Gefäß noch an der Portion darin ein Vergerniß genommen. Auch jeder durstige Wanderer bekommt, wenn er darum bittet, ein Krüglein mit einem Trunk. Hat er's, so legt er dafür ein Schärlein in den Opferstock auf dem Kreuzgang; hat er's nicht, so ist der Bruder Kellermeister mit einem Vergeltsgott zufrieden, und der Pförtner gibt den Segen darein. Aber käme auch der reiche Mann und sagte, nachdem er sein Krüglein geleert hätte: ‚Noch eins! ich will's bezahlen!‘ so würde der Bruder Kellermeister antworten: ‚Der Prior hats verboten,‘ das Krüglein ganz ruhig in den Spülkeßel tauchen und wieder an seinen Platz in das Gefäßrännlein stellen. — Reichten nur unsere Schenkwirte auf dem Lande und in der Stadt ihren Gästen auch nicht mehr, als Bruder Franziskus den seinen, ich meine, es wäre für die Gäste am besten, und den Wirten könnte es der Herr auf eine andere Weise gut thun.“

„Aber, Meister Erzberger, so werden die sechs Männer noch lange nicht ihre Wallfahrt beginnen,“ warf mein Freund aus einer finstern Ecke der Arche dazwischen, um einem langen Sermon von Seiten des Schneiders zu begegnen.

„Nun,“ fuhr dieser fort, indem er den Laden einen Augenblick öffnete und eine Schar Schneeflocken hereinstürzen ließ, als wollte er damit andeuten, daß wir bei solchem Wetter keine Eile und nichts zu versäumen hätten, — „nun, das Kloster in Villach hat seit unfürdenklichen Zeiten bei Udine Weingärten. Ein reicher und gottesfürchtiger Mann vermachte sie dem Kloster zur Erquickung der Pilgrime und Wanderer, und die Mönche sollten nach seinem letzten Willen nicht minder von dem Gewächs des Weinstocks trinken, damit auch sie daran dächten, daß sie Pilgrime und Wanderer wären. — Die Mönche lassen die Weingärten im Herbst lesen und den Most den Winter über in Udine in den Kellern unter der Kelter liegen. Jedes Frühjahr schicken sie dann einige Dienstleute ihres Klosters hin und lassen den Wein abholen. Heuer traf jene sechs Männer in Malnitz die Reihe.“

„Diese nahmen drei Wagen, von denen jeder mit vier Ochsen bespannt war, und fuhren langsam nach Udine zu über Villach und durch Tarvis.

Hinter diesem Flecken läuft die Straße ein gutes Stück zwischen dem Fuße des Bredils und einem See hin, so daß man weder zur Rechten noch zur Linken ausweichen kann, es sei denn, daß man ein Schiffelein hätte, über den See zu fahren, oder Flügel, um über die Felsenwände zu fliegen. — Im Sommer ist diese Straße vom Berg aus lieblich anzuschauen wie eine große grangelbe Waferschlange, die sich am blauen See sonnt. Aber sie ist auch zu Zeiten so gefährlich und hinterlistig wie eine Natter. Kaum waren die Männer auf ihr angekommen, als es auf einmal anfieng, über ihnen zu donnern. Ein großer Schneesturz gieng ungefähr hundert Schritte vor ihnen nieder, und der Sturm, der ihn begleitete, riß sie fast in die Tiefe des Sees mit sich fort. Sie stunden einige Augenblicke wie Leute, neben denen der Blitz eingeschlagen hat, und wandten dann um. Aber kaum schauten ihre Reicheln wieder gen Larvis zu, so kam ein zweiter Schneesturz den Bredil herab und versperrte ihnen auch den Rückweg. Es war Nachmittags um die dritte Stunde.“

„Die armen Leute waren nun so schlimm daran, als Israel im Thale zwischen den Aegyptern und dem Schilfmeere. Hinter und vor ihnen lagen zwei Wellen, über welche nur ein flatterndes Schneehuhn hätte entkommen können, rechts und links hatten sie auf der einen Seite die schroffen Wände des Bredils und auf der andern den See. Dieser hatte sich wohl in der kalten Märznacht mit einer Eistrinde überzogen; aber die Rinde war nicht so stark, um Männer zu tragen, und doch dick genug, um einen Kahn aufzuhalten, besonders in der Mitte, wo noch eine große Scheibe vom Wintereis schwamm.“

„Für einen Menschenfuß gab es aus dieser Klemme keinen Weg, sondern nur für das Gebet und den Blick, und auch dieser stieß, wenn er sich zum Himmelehrte, auf die Schnee- und Eislasten, welche noch hoch über den Männern hiengen und die der mindeste Anstoß zum Rutschen und Fallen bringen konnte. Kleinere Brocken lösten sich fast unaufhörlich von ihnen ab, zerschlugen sich im Herabrollen an den Felsen und rieselten auf die Männer als Gries herunter. Es mußte ihnen daher zu Muthe sein, als rieselte das letzte Restlein Sand aus ihrer Stundenuhr auf ihre Häupter.“

„Ja, denkt euch, meine Herren,“ fuhr der Schneider fort, nachdem er sich einen Augenblick besonnen hatte, „wir stunden jetzt, statt unter diesem leichten Schindeldach, unter dem großen Gewölbe der Domkirche in Salzburg; alle Thüren und Pförtlein des Gotteshauses wären verschlossen, das weite Gewölbe aber hätte durch und durch einen großen Riß, und aus diesem Sprunge rieselte fort und fort Sand auf unsere Häupter. Denkt euch das recht lebhaft, und ihr habt eine Vorstellung von der damaligen Lage der Malniger am Fuße des Bredils.“

„Für die in Bleiberg jenseits des Sees waren die Donnerschläge, von denen die Schneestürze begleitet wurden, gleichsam Nothschüße, und sie sahen von Anfang an, in welcher Klemme und Todesgefahr sich ihre Landsleute befanden. Die von Larvis kamen zu ihnen eiligst hinüber, und beriethen sich mit ihnen, was zu thun sei. Ein Versuch, den Malnigern mit einem Kahn zu Hilfe zu kommen, mißglückte. Sich durch die Schneewälle zu graben, wäre für die Knappen, die aus den Bleigruben hervor eilten, ein gar Leichtes gewesen; aber so lange der schnell eingetretene Thauwind wehte, konnten jeden Augenblick noch mehrere und größere Schneestürze nachkommen. In jenen Stunden unter den Wänden des Bredl's arbeiten, wäre eben soviel gewesen, als unter einer wankenden Stadtmauer mit Hacke und Schaufeln handtieren. Der Berghauptmann ließ also seine Leute nicht ziehen, ob sie gleich bereit waren, Hand an das Werk zu legen. Er wollte das Leben von etwa funfzig Familienvätern, welche ihm der Kaiser anvertraut hatte, nicht gegen die nur wenig wahrscheinliche Rettung von sechs Männern einsetzen. Und wir werden sehen, daß er recht daran that.“

„Zulezt erschien noch auf einer Anhöhe am See, den Schneestürzen gerade gegenüber, der Pfarrer von Larvis mit seinen zwei Caplanen in den Gewändern, welche die geistlichen Herrn bei Leichenbegängnissen zu tragen pflegen. Er zeigte den Malnigern das Hochwürdigste, wie dem Kaiser Maximilian geschehen sein soll, als er sich an der Martinswand verfliegen hatte.“

„Die Männer zwischen den Schneestürzen sahen daraus, daß sie von ihren Landsleuten aufgegeben seien; aber sie verloren Muth und Bestinnung nicht, sondern gebrauchten, wie es Christen ziemt, mit Besonnenheit alle die Mittel, die ihnen der Herr über Leben und Tod zu ihrer Rettung noch übrig gelassen hatte. Sie spannten ihre Ochsen aus und banden sie an die Erlenbäume am See, sich selbst bauten sie unter einer etwas überhangenden Felsenwand theils aus den einzelnen Teilen ihrer Wagen und theils mit dem Heu, das sie von daheim für ihr Vieh mitgenommen hatten, eine Hütte. Die Leitern lehnten sie, drei neben- und immer zwei übereinander an den Felsen, die Bretter von den Wagen legten sie darauf. Von den Heubündeln machten sie vorn und hinten Wände, die sie mit den ausgehobenen Nädern und Deichseln befestigten. Denn sie wollten sich weniger gegen Wind und Wetter, als gegen einen noch nachkommenden Schneesturz sichern. Sie arbeiteten emsig wie Muffelthiere, wenn sie ihre unterirdischen Wohnungen zum Winterschlaf zurichten und die Röhren, das heißt die Ausgänge derselben, mit Gras und Moos verstopfen.“

„Der Südwind wurde inzwischen immer heftiger und führte einen neuen Schneesturz herab, bald nachdem die Männer ihren Bau vollendet und sich

hineinbegeben hatten. Die Massen fuhren aber da, wo sich die Malnizer eingebaut hatten, einige Fuß über den Rand der Felsenmauer hinaus, und bildeten auf der Heerstraße einen Aufwurf, und erst die obere Hälfte des Hügels sank, als sie das Uebergewicht bekommen hatte, langsam auf die Hüfte der Fuhrleute zurück. Die Leitern und Bretter trachten wohl einige Male unter der schweren Last, brachen aber unter derselben nicht zusammen.“

„Nun wollten die jüngeren und unerfahreneren von den Verschütteten anfangen, sich selbst aus ihrem Grabe herauszuwühlen, aber der alte Walther am Ostieg rieth, die Neuthauen, welche sie bei sich hatten, lieber gegen das Schuttdach zu stemmen, als sonst zu gebrauchen, und dann ruhig abzuwarten, bis sie von den Bergknappen herausgegraben würden. Er setzte seine schönste Ruh gegen eine Siege, daß die Dachs mit ihren Hinterledern noch vor Sonnenaufgang anfangen würden zu wühlen.“

„Dies geschah auch. Als der Tag graute, und der Berghauptmann sah, daß sich der alte Bredil auf der Seeseite ganz rein abgeschüttelt habe, ließ er seine schwarzen Maulwürfe los. Diese griffen die Schneewälle von Tarvis aus an, und zwar mit aller Kraft, die in ihren geübten Armen lag. Denn die Arbeit galt nicht armseligen Bleibern, sondern anderen Andern, in denen noch Bruderblut rinnen konnte. Außerdem hatte der Berghauptmann seinen Leuten für jeden Malnizer, den sie lebendig herausgraben würden, ein Fäßlein Klosterwein verheißen.“

„Bis es wieder dämmerte, war Alles geschehen. Die Malnizer stiegen unverfehrt, aber doch bleich, wie Begrabene, aus ihrer Gruft hervor. Die Fuhrwerke wurden wieder zusammengesetzt und von den dienstfertigen Leuten nach Tarvis zurückgeschoben, wie Triumphwagen. Die Ochsen konnten nimmer ziehen. Sie waren alle erstickt, zur großen Freude einer Zigeunerfamilie, die in jenen Thälern umherzieht und das Verbot vom Erstikten nicht respektiert.“

„Die Mönche in Villach lösten ihre geretteten Lehnsleute mit einem Faße Ubiner, den sie später unterwegs für die Knappen in Bleiberg abladen ließen, und womit diese ihr Osterfest feterten, ein jeglicher jedoch in dem Maße, wie es im Kloster selbst den Wanderern gereicht wurde. Das Geld zu den Osterlämmern hatte der Kaiser zur Belohnung für die Rettung seiner Unterthanen gegeben.“

4.

Damit schloß unser Führer seine Geschichte. Uns aber wurde die hochdeutsche Sprache, worin er erzählte, und die ziemliche Gewandtheit, womit er sich ausdrückte, immer auffallender, und ich richtete daher in der Finsternis der geschlossenen Arche die Frage an ihn, ob der Meister Erzberger auf seiner

Wanderschaft viel im nördlichen Deutschland herumgekommen sei, da er weit anders rede, als alle seine Landsleute von Golling an bis zu diesem Speicher.

„Ich bin nicht weiter gekommen, als bis nach Salzburg,“ antwortete der Schneider, „und von da nach einem halben Jahre wieder heim. Bei dem Meister in Salzburg habe ich aber das Reden nicht gelernt. Denn diesem war der Schöndank zu viel, den er mir manchmal auf meinen ‚guten Morgen‘ gegeben hat. Kann ich besser reden als meine Landsleute, so habe ich es zum Teil von den Badgästen gelernt, die ich in den Bergen herumführte; meistens aber aus einem großen, alten Buche, das vor langer Zeit durch meinen Großvater in meine Familie gekommen ist, und von dem man nicht gerne redet, wie von einem verborgenen Schätze, weil man fürchtet, es könnte sich diese oder jene Hand darnach ausstrecken.“

„Was für ein Buch ist es denn? was steht auf dem Titelblatte?“ fragten wir Wanderer aus dem Altmühlthale hastig und in aufwallender Neugierde.

„Das Buch,“ antwortete der Schneider mit gedämpfter Stimme, als offenbarte er uns ein großes Geheimnis, „fängt an mit den Worten: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und schließt mit dem Gruße: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch allen! Amen.“

„In diesem Buche lernte ich lesen. Denn die Winterschule, die zu meiner Zeit der Badmeister in Gasteln hielt, konnte ich von meiner Einöde aus nicht besuchen. Manche Eltern, die in solchen Einöden hausen, unterrichten auch jetzt noch ihre Kinder selbst, wie die Isländer, von denen neulich ein Herr aus Dänemark im Wildbad erzählte. Auch mein seliger Vater that es. Er las mir die Geschichten in dem Buche vor, noch ehe ich selbst lesen konnte. Aber jedesmal sagte er am Ende: Hännli, wenn du den Leuten etwas von dem großen Buche sagst, dann thue ich es wieder in den Stollen auf dem Berge, woraus es gekommen ist, und du magst sehen, wer dir wieder Bilder zeigt und dazu erzählt.“

Mein Reisegefährte, welchen der Bildungsgang des Schneiders nicht sehr ansprechen mochte, öffnete dazwischen den großen Laden des Speichers. Der Wind hatte sich etwas geändert, und die großen Schneeflocken flogen vorüber, während sie noch vor einer Stunde geraden Wegs und scharenweise in das Heumagazin hereingestürzt waren. An ein Aufbrechen und Weitergehen war jedoch nicht zu denken, sondern nach den Mahnungen unseres Appetits vorerst an das Mittagessen. Als aber der Führer die Reste unseres Vorraths aus dem Korbe gethan und vor unsern Augen ausgebreitet hatte, mußte auch diesem Gedanken der Abschied gegeben werden. Die Knochen unserer Kalbskeule lagen schon so bloß, und des Brotes war schon so wenig geworden, daß wir einmüthig beschloßen, das Mittagsmahl auszusetzen und

bis auf den Abend zu fasten oder bis an den folgenden Morgen, je nachdem es die Umstände und ferneren Aussichten erheischen würden.

Der Laden wurde also wieder geschlossen, der wandernde Schnelher aber that nochmals seinen Mund auf und erzählte:

„Mein Großvater hütete einmal als Knabe an einer steilen Halde des Berges, der dem Rathhause nach Süden gegenüber liegt und an dem wir gestern vorübergegangen sind, seine Ziegen, und bald gesellten sich, wie gewöhnlich, noch zwei andere Knaben zu ihm. Sie setzten sich zusammen an ein Feuer, das die Kadeln an den Webeln der Zwergföhre prasselnd verzehrte, und sprachen, wie sie es verstanden, von diesem und jenem, auch von den glänzenden Goldadern, welche sie finden würden, wenn sie nach einigen Jahren als Knappen in die tiefen Gruben einfahren dürften. Desgleichen wünschten sie, daß sie einmal auf eigene Rechnung eine Goldstube finden möchten, so groß wie eine Milchgelte daheim. Vor vielen, vielen Jahren, erzählte bei dieser Gelegenheit einer der Knaben, als der Herr Bischof von Salzburg eine ganze Gemeinde wegen Abfalls von der Kirche aus dem Tefferegger Thal austrieb, sei ein Mann aus Gastein in den alten Stollen da unten hineingegangen, und habe weit dahinten ein Licht über dem Schatz darin brennen sehen. Aber hinter dem Licht hätte es geseufzt und gestöhnt, wie eine arme Seele, die erlöst werden wollte, und darüber wäre er so erschrocken, daß er wieder umgekehrt und über Hals und Kopf davongelaufen wäre. Etliche Tage darauf hätte er mit einigen Kameraden noch einmal in dem alten Stollen gesucht, aber nichts weiter weder gesehen noch gehört.“

„Ueber dieser Erzählung ihres Mithirten bekamen die beiden andern Knaben Lust, selbst einen Versuch anzustellen. Mein Großvater zog den Rest einer Wachskerze aus seiner Tasche. ‚Seht,‘ sagte er dabei zu seinen Spielgesellen, ‚das ist das Uebrige von einer geweihten Kerze. Des Messners Sohn hat sie mir unterwegs für meine große Schwester mitgegeben, welche bei den Leuten näht und gern einen glatten Faden hat. Der Rosenegger kann ihr ein anderes Stück schicken. Meine Elfe hat ohnedieß noch drei, immer eins größer als das andere, in ihrer Truhe. Dieses Trumm brennt wohl noch so lange, als ein Hochamt dauert, und wir können damit den alten Stollen untersuchen, und wäre er auch noch einmal so lang, als von da bis zum Rathhausberg hinüber. So weit aber der Schein einer geweihten Kerze reicht, müssen die bösen Geister aus dem Wege gehen.“

„Das leuchtete den beiden andern Burschen sogleich ein; denn der böse Geist der Schatzgräberei war in sie gefahren. An ihre Ziegen dachten sie nimmer. Und das wundert mich nicht, da schon mancher weit ältere Knabe über dem Schatzgraben nicht bloß ein Duzend Ziegen, sondern Amt und Ehre, Weib und Kinder vergessen hat.“

„Mein Großvater zündete seine geweihte Kerze an, hielt den alten Topf darüber, in welchem die glühenden Kohlen zum Anschüren des Hirtenfeuers aus dem Wildbad herauf getragen worden waren, und stolperte seinen Kameraden voran in den Stollen, der nur etliche hundert Schritte entfernt war. Die fecken Knaben giengen nun tief in den unterirdischen Gang hinein. Das Tageslicht, welches durch den Eingang hereinsiel, erschien ihnen am Ende nicht mehr viel größer als der Abendstern. Aber sie sahen nichts als die nackten Felsenwände, und hatten noch keine Stecknadel, geschweige denn mehr gefunden, als sie an die Stelle kamen, wo ein herabgesunkenes Felsenstück das Weitergehen wie ein Fallgitter verwehrte. Die Schatzgräber kehrten also um. Auf dem Rückwege bekam die brennende Kerze, wie man bei uns zu sagen pflegt, einen Räuber, und während mein Großvater beschäftigt war, das Licht mit dem Finger zu puzen, bemerkten seine Freunde an der Seite des Ganges Steine, die ganz leicht auf einander geschichtet waren. Voll Neugierde nahmen sie die Steine über die Hälfte hinweg, und eröffneten sich dadurch den Eingang in eine kleine Zelle, die sonst den Bergleuten zur Aufbewahrung ihrer Werkzeuge gedient haben mochte. Nun lag aber zum großen Schrecken der Neugierigen ein vertrockneter und ganz wohlhaltener Leichnam darin. Er lag auf dem Rücken, seine Hände waren gefaltet, seine Füße zusammengestellt, seine Kleider ein Sonntagsanzug. Kurz, alles ließ vermuthen, daß der Mann in dem Stollen nicht verschüttet worden war, sondern in der Verfolgung von 1685 darin seine Zuflucht gesucht und bald seinen Tod gefunden hatte. Doch mußten ihn seine Freunde, die vielleicht schon im Begriff waren, aus den Salzburger Landen zu scheiden, auf das eilfertigste bestattet haben. Denn in einer Ecke der Zelle stand noch neben einer Lampe, wie man sie bei uns auf den Tisch stellt, ein großer zinnbeschlagener Krug, und darunter lag ein Säcklein.“

„Der älteste unter den Knaben öffnete vor allen Dingen den Sack. Da er aber nur ein altes Buch darin fand, warf er ihn auf die Seite und nahm den Krug. Der andere wählte die Ampel von Messingblech, und mein Großvater als der kleinste und schwächste unter seinen Gefellen, warf seinen alten Topf weg und langte nach dem Säcklein. Dann verließen die Knaben eilends die Gruft. Die unbedeckte Kerze verlosch nun zwar bald, aber das Tageslicht, das von ferne durch den Eingang hereinsiel, diente ihnen zum Leitstern. So kamen sie wohlbehalten wieder ins Freie, einige leichte Beulen abgerechnet, welche sie sich in übergroßer Eile an den vorstehenden Felsenecken stießen.“

„Die Ziegen hatten nicht auf die Schatzgräber gewartet, sondern waren schon an ihren Stallthüren als Ankläger ihrer nachlässigen Hirten erschienen. Mein Großvater wurde daher auch als Mietling von seiner strengen Mutter

mit einer vollen Tracht Schläge empfangen, obgleich der Knabe meinte, er habe in seinem eroberten Säcklein eine hinreichende und vollgiltige Entschuldigung bei sich. Denn er hatte ja mehr als einmal gehört, wie seine Mutter zu dem Vater sagte: Wenn ich nur wieder einmal ein gutes Buch bekommen könnte, ich gäbe gern einen Finger aus meiner rechten Hand darum.“

„Doch auf das Ungewitter folgte desto schöneres Wetter. Als meine Urgroßmutter endlich das Säcklein geöffnet und das Buch darin gefunden und aufgeschlagen hatte, war sie vor Freude außer sich, und dankte Gott unter vielen Thränen, daß er ihr Flehen so gnädig erhört habe. Ihr Söhnlein hinter dem Tisch bei seiner Abendmilch hatte nun vollauf zu thun, seinen Hornlöffel zu handhaben und nebenbei die Fragen der Mutter, wegen des gefundenen Schazes, zu beantworten. Sein Vater verbot es ihm aber aufs ernstlichste, jemand von seinem Funde etwas zu sagen.“

„Seltdem,“ fuhr der Schneider fort, „also fast seit hundert Jahren, ist das Buch in meiner Familie. Mein Großvater, mein Vater und ich, wir haben darin das Lesen gelernt. Aber das ist das Geringste. Ich möchte es vielmehr die Sonne in meinem Hause nennen. So lange es darin ist, war es geistlicher Weise unter unserm Dache immer so ruhig und stillfreundlich, wie in einer Stube nach dem Winter, wenn die Sonne den Schnee auf dem Dache schmilzt und dabei so erquicklich durch das Fenster scheint, daß der Kanarienvogel anhebt zu dichten.“

Während unser Führer also erzählte, fiel das Tageslicht durch die Scheinlöcher im Dache und durch die Ritzen der Wände immer heller auf unser Heulager. Der Gefährte öffnete den Laden, und wir sahen nun, daß sich das Wetter gänzlich geändert hatte. Sogleich wurde mit dem Rest unseres Speisevorraths ein Freudenmahl angestellt und bei geöffnetem Laden offene Tafel gehalten. Dann brachen wir auf und wateten vollends nach Malniz hinab.

177.

Der reichste Fürst.

(Von Justinus Kerner.)

Reisend mit viel schönen Reden
ihrer Länder Werth und Zahl
Säßen viele deutsche Fürsten
einst zu Worms im Kaisersaal.

Seht mein Land in üppger Fülle,
sprach der Kurfürst von dem Rhein,
Goldne Saaten in den Thälern,
auf den Bergen edlen Wein.

Herlich, sprach der Fürst von Sachsen,
ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
wohl in manchem tiefen Schacht.

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den euern
wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
 Württembergs geliebter Herr,
 Sprach: mein Land hat kleine Städte,
 trägt nicht Berge silberschwer.

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
 daß in Wälbern noch so groß
 Ich mein Haupt kann kühnlich legen
 jedem Unterthan in Schooß!

Und es rief der Herr von Sachsen,
 der von Bayern, der vom Rhein:
 Graf im Bart! ihr seid der reichste,
 euer Land trägt Edelstein!



Inhalts - Verzeichnis.

(Die mit einem Sternchen bezeichneten Stücke sind Gedichte.)

	Seite		Seite
* Das Frühlingsmahl. W. Müller.	1	Die Hirtenflöte. Chr. Schmid.	22
Das Hirtenbüblein. Grimm.	1	* Hirtenreigen. Joh. Salk.	23
* Der Vogel am Fenster. W. Sey.	2	Dornröschen. Grimm.	23
* Des Vogels Freude. Weinhardstein.	2	* Von dem Bäumlein, das andere	
Der Knabe im Feldlager.	3	Blätter hat gewollt. Rückert.	28
* Um ein reines Herz. G. Meuß.	4	Wie Gott einen Menschen durch	
Der Hund von St. Bernhard. Senz.	4	Hunde vom Tode errettete.	27
* Knabe und Hündchen. W. Sey.	5	* Die Störche. W. Sey.	27
Die sonderbare Mauer. Chr. Schmid.	6	Der Kranich. Raup.	28
Friß Oberlin.	6	* Wachtel wacht. Wunderhorn.	30
Sonnenkäfer. Senz.	7	Unglück der Stadt Leiden. Hebel.	31
* Marienwürmchen. Wunderhorn.	7	* Gottes Treue. Fr. v. Meyer.	32
Doktor Allwissend. Grimm.	8	Das Lächeln im Tode. Chr. Schmid.	33
* Räthsel um Räthsel. Wunder-		Die Sternthaler. Grimm.	33
horn.	9	* Der gute Hirte. W. Sey.	34
Der Diogeneskrebs. Senz.	10	Rabbi Noir und seine Gattin.	34
* Fuchs und Gute. W. Sey.	10	* Morgenlied. C. M. Arndt.	35
Der Fuchs. Raff.	10	* Gute Nacht, mein Kind. Wunderh.	35
Frau, schau, wem? Seb. Frank.	13	Die Verwandlung der Insekten.	
* Fuchs und Hahn. W. Sey.	13	Schubert.	35
Der schlaue Pilgrim. Hebel.	14	* Frühlingslied. Hölty.	36
* Die Faulheit. Lessing.	15	* Bubel. W. Sey.	37
Mährchen von der Unke. Grimm.	15	Der Igel. Senz.	37
Die Bettlerin. Chr. Schmid.	16	* Vom Büblein, das überall mitge-	
* Lied eines Armen. Uhland.	17	nommen hat sein wollen. Rückert.	39
Adams Tod. Herder.	17	Sechse kommen durch die ganze	
* Gebet eines kleinen Knaben an den		Welt. Grimm.	41
heiligen Christ. C. M. Arndt.	18	* Till. Gellert.	45
* Morgen. W. Sey.	18	Rannitverstan. Hebel.	45
Der Negersohn.	19	* Räthsel.	47
* Gott weiß. W. Sey.	19	* Die drei Feste. Joh. Salk.	47
Wie lieblich sind deine Wohnungen,		Der Solenhofer Knabe. Stöber.	48
Herr Zebaoth. Schubert.	20	* Des Knaben Berglied. Uhland.	53
Kinderabendlieb. W. Sey.	22	* Die Schlangen. Schubert.	53

	Seite		Seite
* Der Kampf der Riesenschlange mit dem Tiger. Rückert.	56	Das zerbrochene Hufeisen. Ch. Schmid.	97
Die Kartoffel. Schubert.	57	* Die Brücke.	98
* Abendlied eines Bauersmanns. Matth. Claudius.	58	Herzog Leopold von Braunschweig.	98
Der Brotbaum. Funke.	58	* Die Kapelle. Uhland.	100
* Sprüche.	59	* Der Esel und die drei Herren. Nicolai.	100
Hans im Glück. Grimm.	59	Die Gemse. Kaup.	100
* Die beiden Wächter. Gellert.	63	* Hirschlein.	104
* Die Schwalben im Dorfe. Rückert.	64	* Die vier Wünsche. Rückert	104
Der Pilger. Chr. Schmid	64	Tischchen deck dich, Goldesel und Knüttel aus dem Sack. Grimm.	104
* Beim Aufstehen. Rückert.	65	* Der Tanzbär. Lessing.	112
* Winterlied. Arummacher.	65	* Räthsel.	112
Der Wolf. Schubert.	66	Der Tod des alten Oberhard Stilling. Heinrich Stilling.	112
Das Kind und die Wölfe.	67	* Sterben. Ph. v. Sittewald:	119
* Im Sommer. Goethe.	68	* Stilles Gotteslob. Diepenbrock.	120
Deutsche Herzhaftigkeit.	68	Die Stimme der Thränen. Herder.	120
* Graf Eberhard Weißborn. Uhland.	69	* Wie oft Gott zu danken sei. Wunderhorn.	121
Der kleine Bergmannsknabe. Schubert.	69	* Wandersmann und Lerche. W. Hey.	121
* Schiffahrt. Rückert.	74	Von der Fruchtbarkeit der Pflanzen. Hebel.	121
Der Rabe Noahs. Herder.	74	* Der Blinde und der Lahme. Gellert.	124
Die Taube Noahs. Herder.	74	Der Bär. Schubert.	125
Der Regenbogen. Chr. Schmid.	75	* Das Männlein in der Gans. Rückert.	126
* Eichhorn und Wind. W. Hey.	76	Rübezahl, der Geist des Riesengebirges. Musäus.	127
Der Muth einer Kaze und ihre Särtlichkeit gegen ihre Jungen.	76	* Gott ist's. W. Hey.	136
* Die Kazen und der Hausherr. Lichtwer.	77	Das kostbare Kräutlein. Chr. Schmid.	136
Klein und groß. Hebel.	77	* Der Lenz. Hagedorn.	136
* Schwan und Kind. W. Hey.	78	Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen. Grimm.	137
Der Strauß. Kaff.	79	* Roland Schildträger. Uhland.	143
* Vom Bäumlein, das spazieren gieng. Rückert.	81	Das Dromedar. Kaup.	146
Die Bremer Stadtmusikanten. Grimm.	83	* Das Fräulein Lust und Junfer Duft. Rückert.	148
* Drei Paare und Einer. Rückert.	85	Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz. Hebel.	149
* Schwäbische Kunde. Uhland.	85	* Gottes Lob. Brentano.	152
Meister Hammerlein. J. f. Schlez.	86	Von der Geschichte unseres festen Erdkörpers. Schubert.	152
* Hinz und Kunz. Claudius.	88		
* Dohs und Esel. Pfeffel.	88		
Das Wiesel. Lenz.	88		
* Ein gülden A. B. C. Claudius.	91		
Wessen Licht brennt länger? Stöber.	92		
* Die Sternseherin. Claudius.	97		

	Seite		Seite
Die Erde. Samuel v. Butschky.	159	Der Buffard. Lenz.	186
* Morgenlied. Buchner.	159	* Schützenlied. Schiller.	188
Die weiße Schlange. Grimm.	160	Die Geschichte von den jungen Burg-	
* Ghidher. Rückert.	163	grafen zu Nürnberg.	188
Der Hahn. Lenz.	163	* Abendlied.	196
* Räthsel.	166	* Weltkrieg. Rückert.	197
* Der Vogel am Nest. W. Sey.	166	Heldenmuth.	197
Die sieben Stäbe. Chr. Schmid.	166	* Wanderer. Wilhelm Müller.	198
Ehrlichkeit und Dankbarkeit eines		Boten göttlicher Vorsehung. Butschky.	199
Juden.	167	* Sommerlied. Paulus Gerhardt.	199
* Der Kranz der Frommen. Bach.	168	Der Zaunkönig und der Bär. Grimm.	200
Des Rudi Mutter stirbt. Pestalozzi.	169	* Der Maulwurf. Rückert.	202
* An das gestorbene Schwesterlein.		Der Weinberg. Chr. Schmid.	202
Rückert.	177	* Der kleine Hydriont. Wilh. Müller.	203
* Abendgebet. E. M. Arndt.	178	Lebensbeschreibung des Thierbändi-	
Ein gutes Rezept. Hebel.	178	gers van Amburgh.	204
* Einkehr. Uhland.	180	* Der weiße Hirsch. Uhland.	211
* Knabe und Schmetterling. W. Sey.	180	Daumesdick. Grimm.	211
Die Spinnen. Hebel.	180	* Der gelähmte Kranich. Kleist.	215
* Der grüne Esel. Sellert.	182	Walther von Thurn.	216
Rothkäppchen. Grimm.	182	* Friederich Barbarossa. Rückert.	217
* Das Blümlein. Göthe.	184	Der Löwe. Lenz.	217
Der Wolf und der Mensch. Grimm.	185	Der Löwe. Chr. Schmid.	222
* Der Hengst und die Wespe. Gleim.	186	* Jung Sigfrid. Ludwig Uhland.	223
* Kinderlied von den grünen Som-		Der Schneider von Gastein. Stöber.	224
mervögeln. Rückert.	186	* Der reichste Fürst. Just. Kerner.	243

Auflösung der Räthsel.

Sarg. Eis. Die vier Elemente. Der Hahn an einem Schießgewehr.



Deutsches Lesebuch

von

Philipp Wackernagel.

Zweiter Teil.



Deutsches Lesebuch

von

Philipp Wackernagel.

Zweiter Teil.

Filfter, durchgesehener Abdruck.



Stuttgart,

Verlag von C. G. Riesching.

1851.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
212 857
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1901

V o r w o r t.

Ueber den Gebrauch dieses neuen Lesebüchleins und das Verhältniß desselben zu dem Unterricht, dessen Gegenstand die deutsche Sprache ist, sowie über die Grundsätze, nach welchen dieser Unterricht überhaupt erteilt werden müsse, hatte ich versucht, mich in einer größeren Vorrede ausführlich zu erklären. Da dieselbe aber zu einem Umfange angewachsen, der es mir nicht mehr angemessen erscheinen läßt, sie dem Büchlein unmittelbar vorzusetzen, so lasse ich sie nunmehr besonders abdrucken, als einen bloß für Lehrer bestimmten Teil des Buchs, unter dem Titel: Ueber den Unterricht in der Muttersprache. Auf diese Weise ist dann nicht jeder, der sich das Lesebuch anschafft, genöthigt, auch diesen Teil mitzukaufen, und umgekehrt.

Damit sei denn dieses Büchlein, an dem es gewis kein Fehler ist, daß es in poetischer, nationaler und religiöser Richtung einen

sehr entschiedenen Charakter ausspricht, Eltern und Lehrern aufs freundlichste empfohlen. Den letzteren wird es angenehm sein zu wissen, daß dasselbe unter Mitwirkung ausgezeichneter Schulmänner zu Stande gekommen, daß sie also ein um so größeres Vertrauen zu der Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung und ganzen Haltung haben dürfen.

Stetten, den 8. August 1842.

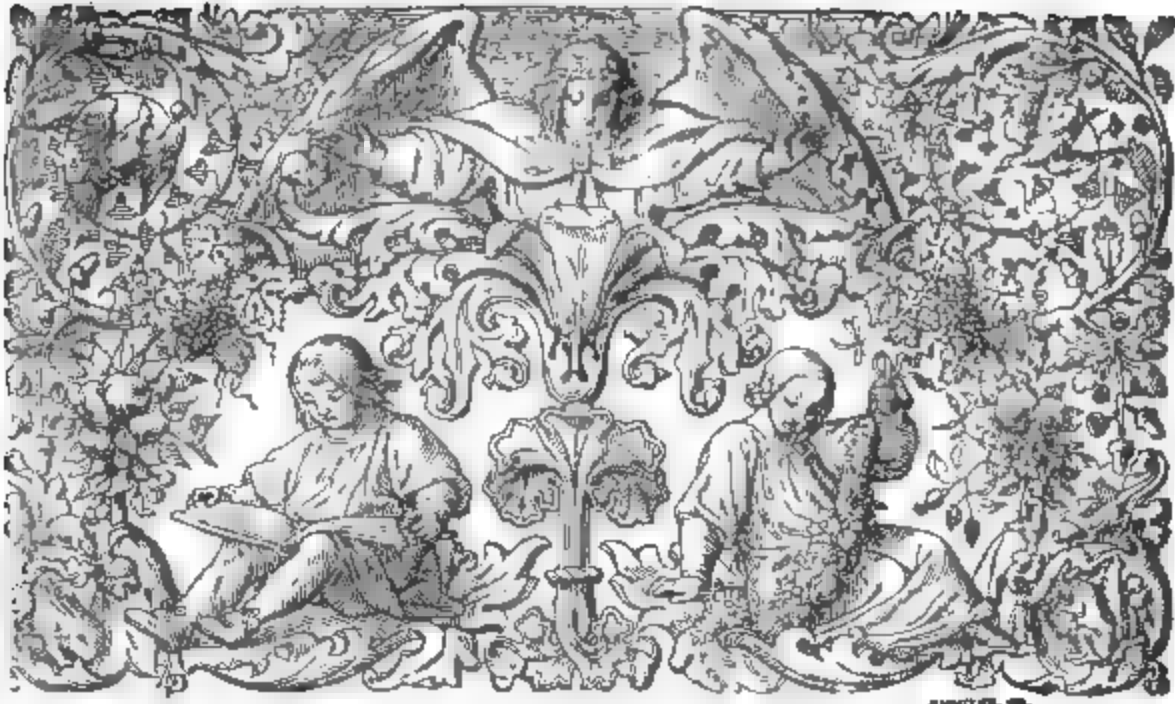
Ph. W.

Zweiter Teil.

—

**Das Schöne flammet her vom Schönen: es ist zart,
und will behandelt sein wie Blumen edler Art.**

**Wie Blumen vor dem Frost und rauher Stürme Drohen
will es geschonet sein, verschont von allem Nohen.**



1.

Die Muttersprache.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Muttersprache, Mutterlaut,
wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort das mir erschallet,
süßes erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelasset,
klingest ewig in mir fort.

Äh, wie trüb ist meinem Sinn,
wann ich in der Fremde bin!
Wann ich fremde Zungen üben,
fremde Wörter brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
die nicht klingen wie ein Gruß.

Sprache, schön und wunderbar,
ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen

in den Reichtum, in die Pracht:
Ist mirs doch, als ob mich riesen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Schläften,
längst verschollnes altes Lied,
Leb aufs neu in heiligen Schriften,
daß dir jedes Herz erglüh!

Überall weht Gottes Hauch,
heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
geb ich mein Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
sprech ich, wie der Mutter Mund.

2.

Dauersticht.

(Von Ludwig Tieck.)

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein,
und wandert über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes muntres Wehn?
er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her, Wer weiß, wo dir dein Glück blüht,
die Sonne auf und ab so geh und such es nur;
Guckt über'n Berg und geht ins Meer, Der Abend kommt, der Morgen flieht,
nie matt in ihrem Lauf. betrete bald die Spur.

Und Mensch, du sitzt stets daheim, So weit dich schließt der Himmel ein,
sehnt dich nicht nach der Fern? geräth der Liebe Frucht,
Sei frisch und wandle durch den Hain, Und jedes Herz wird glücklich sein,
und steh die Fremde gern. und finden was es sucht.

3.

Die vier Jahres- und Lebenszeiten.

(Aus dem Rosenthal von Samuel v. Butschky.)

Die vier Zeiten des Jahres wurden einmals vor Gott gefordert und einer jeden ihr Name und Zeichen gegeben. Der ersten wurde gesagt: Du sollst Frühling heißen, du sollst den Menschen frühe wecken zum Gebete und zu der Arbeit, wie auch den Vogel, seinen Schöpfer zu loben. Du sollst das Vieh nach dem kalten Winter erquicken und die Erde mit fruchtbarem Thau anfrischen. Dein Kleid soll sein grün, dem grünen Holze des Lebens zu Ehren. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen, daß ihrer nach dem Trübsalswinter des irdischen Lebens der stets grünende Frühling der Ewigkeit warte.

Zu der andern Jahreszeit wurde gesagt: Dein Name soll Sommer heißen, weil du täglich von der Sonne Klarheit mehr und mehr zeugen sollst, und dein Kleid soll sein von tausend Farben, zur Erinnerung, daß die Güte des Herrn tausendfältig unter den Menschen blühe. Dein Amt soll sein, zu predigen, daß die unsichtbare Sonne kräftiger sei in den Herzen der Frommen, als die sichtbare Sonne in den Gewächsen der Erden, sie zu ihrer Vollkommenheit zu bringen.

Zu der dritten Jahreszeit wurde gesagt: Dein Name soll Herbst heißen, weil du den herben Winter ankündigen sollst. Dein Kleid soll grau sein, zu guter Erinnerung an den greisen Tod. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen, wie alles Fleisch Heu und alle Herrlichkeit des Menschen wie das Gras auf dem Felde sei, denn der Geist des Herrn bläset darein. Das schönste Obst, welches du den Menschen gibest, soll ihnen weisen, daß auch ihre Leiber täglich faul und mürbe werden.

Zu der vierten Jahreszeit wurde gesagt: Dein Name soll Winter heißen, weil der Wind dein Herr ist und Ungewitter, Sturm, Frost und Schnee nach und nach erregen wird. Dein Kleid soll schneeweiß sein, dem hinfallenden Alter zum Gedächtnisse. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen: Dulde das Böse, hoffe das Beste, denn nach dem Winter kommt der Sommer, nach Ungewitter Sonnenschein, nach Trauern Freude, nach der Vergänglichkeit die Ewigkeit.

Künftiger Frühling.

(Von Ludwig Uhland.)

Wohl blühet jedem Jahre
sein Frühling mild und licht:
Auch jener große, klare,
getroßt! er fehlt dir nicht.

Er ist dir noch beschieden
am Ziele deiner Bahn:
Du ahndest ihn hienieden
und droben bricht er an.

Die halb gefüllte Flasche im Wappen.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Die Familie des angesehenen Kaufmanns F. in Flensburg trägt in ihrem Wappen eine halbgefüllte Flasche, die einem seltenen Edelmuth ihres Urgroßvaters ihre Aufnahme verdanken soll.

Dieser hatte nämlich in einem der häufigen Kriege zwischen Schweden und seinem Vaterlande in einer für die Dänen siegreichen Schlacht als gemeiner Soldat gefochten. Nach dem Siege wurde der alte F. auf einen Wachposten gestellt, und konnte daher für seinen brennenden Durst nur mühsam eine Flasche Bier erhalten.

Als er diese eben an den durstigen Mund setzt, um sich zu laben, ertönt nicht weit von ihm der bittende Ruf eines Schweden, der, beider Beine beraubt, sehnfüchtig um einen Trunk bat. Von Mitleiden überwältigt, biegt sich unser F. über den Flehenden hin, und reicht ihm, seine eigene Qual vergebend, die volle Flasche.

Aber in demselben Augenblicke feuert der heimtückische Schwede, um zum letzten Male seinen Volkshafß gegen die Dänen zu befriedigen, ein Pistol auf den milden Geber ab; — doch Gott der Herr ist dessen Schild; der Schuß geht fehl. — Ruhig ergriff F. die Flasche, trank sie halb aus, und reichte sie dann dem waffenlos Sterbenden mit den Worten: „Nun erhältst du nur die Hälfte.“

Eberhard der Gütige zu Göppingen am Brunnen.

(Von Gustav Schwab.)

Ach Graf, ihr seid so bleich und krank,
euch kann der kühle Felsentrank
aus unserm Quell nicht heilen!
Nehmt Abschied euch von Berg und Flur,
und denkt an eure Seele nur,
sie will von hinnen eilen!

Der Arzt mit traurigem Gesicht
zum gütigen Eberhard es spricht;
mit Lächeln der es höret:
„Dich lob ich, daß du ehrlich bist,
doch hat mich noch zu dieser Frist
die Warnung nicht verstöret.“

„Schmäht nicht, Herr, die treue Kunst!
„Nicht schmäht ich, doch des Himmels Gunst
gab mir ein bestes Zeichen.

Wohl fertig bin ich längst zu gehn,
doch eh zwei Dinge sind geschehn,
darf ich noch nicht erbleichen.“

„Du siehst mich an und glaubst mir nicht,
so höre, was des Herrn Gesicht
im Traume mir verheißen:

Mir soll, eh läßt das blühnde Weib,
die Nachbarin, den jungen Leib,
das Lebensband nicht reißen.“

Der Arzt blickt aus dem Fenster bang:
es ruht die Straße breit und lang
in über Mittagstunde,
Nur aus dem stillen Nachbarhaus
ein grauer Priester wankt heraus
und steht mit leisem Munde.

Der Graf ermannet sich, und spricht:
„Verbergt mir, frommer Vater, nicht,
wem habt ihr zugesprochen?“

Da ruft ihm zu der ernste Greis:
Es hat ein jung und blühend Reis
der Gärtner abgebrochen.

Und mit dem heiligen Sakrament,
und mit dem Docht, der zagend brennt,
wankt so der Alte weiter;
Doch ob der Arzt auch seufzt und schweigt
und sein betrübtet Antlitz neigt,
des Grafen Blick ist heiter.

„Ja, zarte Blumen welken bald,
die Bäume stehn und werden alt,
drum bleib ich ungestorben:

Mein zweiter Traum mir treu verspricht,
daß meiner Hütte Bau nicht bricht,
eh daß ein Baum verborben!“

„Siehst du dort in des Hofes Raum
den schlanken, mächtigen Eichenbaum?
er grünt vom Fuß zum Gipfel:
Das ist der zweite sichere Spruch:
ihr legt mich nicht ins Leichentuch,
eh denn verborrt sein Wipfel.“

Und sieh, der Sonne Schein vergeht,
und sieh, die schwüle Windsbraut weht,
am Himmel zürnt das Wetter:
Der erste Stral, der niederfährt,
der hat den Eichenstamm versehrt,
versengt ihm alle Blätter.

Der Graf hebt sich von seinem Sitz,
er glaubt dem Donner und dem Blitz,
er hört des Herren Stimme.

„Ich komme bald, ich bin bereit!
laß nur zur Beichte, Herr, mir Zeit,
nicht fordre mich im Grimme!“

Hin wankt er, wo der Quell sich rührt,
vom Priester und vom Arzt geführt,
zu beichten und zu lauschen.
Er schlummert ein beim Strudel hell,
erwachend hört er dann den Quell
des ewgen Lebens rauschen.

7.

Der Schwanritter.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Herzog Gottfrid von Brabant war gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlassen; er hatte aber in einer Urkunde gestiftet, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben sollte. Hierankehrte sich jedoch Gottfrids Bruder, der mächtige Herzog von Sachsen, wenig, sondern bemächtigte sich, aller Klagen der Wittve und Waise unerachtet, des Landes, das nach deutschem Rechte auf keine Weiber erben könne.

Die Herzogin beschloß daher, bei dem König zu klagen; und als bald darauf Karl nach Niederland zog, und einen Tag zu Neumagen am Rheine

halten wollte, kam sie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachsen Herzog gekommen, und wollte der Klage zur Antwort stehen. Es eräugnete sich aber, daß der König durch ein Fenster schaute; da erblickte er einen weißen Schwan, der schwamm den Rhein herdan, und zog an einer silbernen Kette, die hell glänzte, ein Schifflein nach sich; in dem Schiff aber ruhte ein schlafender Ritter, sein Schild war sein Hauptkissen, und neben ihm lagen Helm und Halsberg*; der Schwan steuerte gleich einem geschickten Seemanne, und brachte sein Schiff an das Gestade. Karl und der ganze Hof verwunderten sich höchlich ob diesem seltsamen Ereignis; jedermann vergaß der Klage der Frauen, und lief hinab dem Ufer zu. Unterdessen war der Ritter erwacht und stieg aus der Barke; wohl und herzlich empfing ihn der König, nahm ihn selbst zur Hand und führte ihn gegen die Burg. Da sprach der junge Held zu dem Vogel: Flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan! wann ich dein wieder bedarf, will ich dir schon rufen. Sogleich schwang sich der Schwan, und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen weg. Jedermann schaute den fremden Gast neugierig an; Karl gieng wieder ins Gestühl zu seinem Gericht, und wies jenem eine Stelle unter den andern Fürsten an.

Die Herzogin von Brabant, in Gegenwart ihrer schönen Tochter, hub nunmehr ausführlich zu klagen an, und hernach verteidigte sich auch der Herzog von Sachsen. Endlich erbot er sich zum Kampf für sein Recht, und die Herzogin solle ihm einen Gegner stellen, das ihre zu bewähren. Da erschraf sie heftig; denn er war ein auserwählter Held, an den sich niemand wagen würde; vergebens ließ sie im ganzen Saale die Augen umgehen, keiner war da, der sich ihr erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte; da erhob sich der Ritter, den der Schwan ins Land geführt hatte, und gelobte, ihr Kämpfer zu sein. Hierauf wurde sich von beiden Seiten zum Streit gerüstet, und nach einem langen und hartnäckigen Gesecht war der Sieg endlich auf Seiten des Schwanritters. Der Herzog von Sachsen verlor sein Leben, und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig. Da neigten sie und die Tochter dem Helden, der sie erlöst hatte, und er nahm die im angetragene Hand der Jungfrau mit dem Beding an: daß sie nie und zu keiner Zeit fragen solle, woher er gekommen, und welches sein Geschlecht sei, denn außerdem müsse sie ihn verlieren.

Der Herzog und die Herzogin bekamen zwei Kinder, die waren wohl gerathen; aber immer mehr steng es an, ihre Mutter zu brücken, daß sie gar nicht wußte, wer ihr Vater war; und endlich that sie an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erschraf herzlich und sprach: Nun hast du selbst unser Glück zerbrochen und mich am längsten gesehen. Die Herzogin bereute es, aber

* Panzerhemde.

zu spät; alle Leute fielen zu seinen Füßen und baten ihn, zu bleiben. Der Held waffnete sich, und der Schwan kam mit demselben Schiffelein geschwommen; darauf küßte er beide Kinder, nahm Abschied von seinem Gemahl und segnete das ganze Volk; dann trat er in das Schiff, fuhr seine Straße und kehrte nimmer wieder. Der Frau gieng der Kummer zu Bein und Herzen; doch zog sie fleißig ihre Kinder auf. Von diesen stammen viele edle Geschlechter, die von Geldern sowohl als Cleve, auch die Rienecker Grafen und manche andere; alle führen den Schwan im Wappen.

8.

Das Münster zu Straßburg in der Sternennacht.

(Von August Stöber.)

Am Tage stehst du still und wie verdroßen,
die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wenn vom Sternenlicht du ganz umfloßen,
verkündst du, was Jahrhunderte dich härt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
dann stehst du, eine Lilie, eingetaucht

In aller Zeiten Pracht, und so umflimmert
hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wirds auch hell dort über deinem Rheine,
in fernem Süden ist der Nacht entblüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
dem einzgen Freunde, dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
des Heimwehs um die längst vergangne Welt,
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen,
und wißet, was das Heil gebunden hält!

9.

Rheinstrom.

(Das germanische Europa. Von G. B. Mendelssohn. 1836. S. 124 ff.)

Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein! Nicht auf seine Größe: viel andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn weit an Länge, Breite, Wasservülle, an kolossaler Ausdehnung ihres Gebiets; nicht einem aber ist ein so edles Ebenmaß beschieden, so richtige Verhältnisse, so vollständige Entwicklung; nicht einer steht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint. In dem erhabensten und herrlichsten, centralen Gebiete des mächtigen Alpen-gürtels hängen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rhein ihre vollen tobenden Gewässer zusenden. Wo sie aus dem

Gebirg hervortreten, da beruhigen und läutern sich diese ungestümen Alpen-
 söhne in etwa fünfzehn der größten und schönsten Seen: — unergründlichen
 smaragdnen Becken, hier von unerklümbaren Felsen eingeengt, dort von
 Nebenhügeln und grünen Matten umkränzt; einer fast, wie das Meer, unab-
 sehbare. Krystallhelle Fluten entströmen diesen Seen in raschem, doch schon
 ruhigerem Lauf. Bald in einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und fried-
 lich dahin, durch lachende Fluren an stattlichen Schlössern, hohen Domen,
 kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe
 Waldgebirge winken lang aus blauer Ferne, spiegeln sich dann in dem her-
 lichen Strom, bis er die weite, schrankenlose Ebene betritt, und nun dem
 Schoße des Meeres zufließt, ihm mächtige Wasserspenden zu bringen, und sich
 dafür in seinem Gebiet ein neues Land zu erbauen.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier
 und froher Hirten; an seinen Mündungen zimmert ein eben so freies, dabei
 reiches, kunstsinziges, gewerbfleißiges, unternehmendes Volk seine schwimmen-
 den Häuser, welche die fernsten Länder und Meere besaßen und einst beherrscht
 haben. Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland
 an seinen Mündungen hätte? den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie,
 gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Wasserfülle und
 Breite, so hat der Rhein klare, immer volle, sich fast gleichbleibende Fluten,
 so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen
 Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer von ein-
 ander schiebe, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hin-
 überreiche. Mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint er als ein bewegter
 Wasserspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wägrige Debe,
 mit nebligen Ufern.

Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittleren Europas.
 An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das südliche
 Deutschland. Seine oceanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden
 Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein, und führt zu den
 britischen Inseln hinüber. Aus der schönen Strömenebene des mittleren Rheines,
 einem bergummauerten Centralgebiet, führen natürliche Wasserstraßen durch
 lange enge Felsenthore zu reichen herrlichen Landschaften, tief in das innerste
 Deutschland und Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf
 der rechten Seite verbinden Franken und Lothringen. Der Rheinstrom selber
 aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden
 und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die
 eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Berüh-
 rungen aller Art zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staaten-
 systems werden.

Die Kaiserwahl.

(Aus dem Trauerspiel Ernst, Herzog von Schwaben. Von Ludwig Ulland.)

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
 des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
 das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
 Als nun die Botschaft in das Reich ergieng,
 da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
 ein neu Weltalter schien heraufzuziehn;
 da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
 und jede längst erloschne Hoffnung auf.
 Kein Wunder jezo, wenn ein deutscher Mann,
 dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
 sich heimlich forschend mit den Blicken maß:
 kanns doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
 daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
 sich morgen selber in den Sattel schwingt.
 Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
 an Hub- und Hain-Gericht und Mark-
 gebing,*
 wo man um Esch und Holzteil Sprache hält:
 nein, stattlich ausgerüstet, zogen sie
 aus allen Gauen, einzeln und geschart,
 ins Maienfeld** hinab zur Kaiserwahl.
 Am schönen Rheinstrom zwischen Worms
 und Mainz,
 wo unabsehbar sich die ebne Flur
 auf beiden Ufern breitet, sammelte
 der Andrang sich: die Mauern einer Stadt
 vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
 Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
 die Sachsen samt der slavischen Nachbarschaft,
 die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben;
 am linken lagerten die Rhein'schen Franken,
 die Ober- und die Nieder-Lothringer.
 So war das Mark von Deutschland hier gedrängt;
 und mitten in dem Lager jedes Volks
 erhob sich stolz das herzogliche Zelt.
 Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
 ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
 Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
 an Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte,
 Tracht,
 an Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
 und alle doch Ein großes Brudervolk,
 zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
 Was jeder im Besondern erst berieth,
 im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
 der Inselbuchten, mählich wars gereift
 zum allgemeinen offenen Beschluß.
 Aus vielen wurden wenige gewählt,
 und aus den wenigen erkor man zween,
 allbeide Franken, fürstlichen Geschlechts,
 erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
 Runrabe, längst mit gleichem Ruhm genannt.
 Da standen nun auf eines Hügel's Saum,
 im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
 die beiden Männer, die aus freier Wahl
 das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
 vor Allen, die der deutsche Boden nährt,
 von allen Würdigen die Würdigsten,
 und so einander selbst an Würde gleich,
 daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien
 und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.

* Hub, Hain und Mark — Hufe (Feld), Wald und Grenze. Gebing — Vertrag.

** Die alten Mäierversammlungen der Deutschen fanden auf großen und freien Auen in der Nähe eines Flusses statt. Jene bei Kamp, einem nun verschwundenen Flecken, Oppenheim gegenüber.

Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
von stolzer Demuth überwältiget.

Ein königlicher Anblick wars, ob dem
die Thräne rollt' in manches Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge stand
und sich des Volkes Brausen so gelegt,
daß man des Rheines stillen Zug ver-
nahm, —

dem niemand wagt' es, diesen oder den
zu führen mit dem hellen Ruf der Wahl,
um nicht am Andern Unrecht zu begehn,
noch aufzuregen Eifersucht und Zwist, —
da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
einander herzlich faßten bei der Hand
und sich begegneten im Bruderkuß;

da ward es klar, sie hegten keinen Reid
und jeder stand dem andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhob sich jetzt:
„Weil doch,“ so rief er, „Einer es muß sein,
so seis der Aeltre.“ Freudig stimmten bei
gesamte Fürsten, und am freudigsten
der jüngre Kunrad; donnergleich erscholl,

oft wiederholt, des Volkes Beifallruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
ergriff er seines edlen Betters Hand
und zog ihn zu sich auf den Königsthron.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
die fromme Kaiserwitwe Kunigund;
glückwünschend reichte sie dem neuen König
die treu bewarten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber scharten sich die Reihn,
voran der König, folgend mit Gesang
die Geistlichen und Laien: so viel Preis
erscholl zum Himmel nie an Einem Tag;
wår Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
nicht freudiger hätt ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom entlang nach
Mainz,

woselbst der König im erhabnen Dom
der Salbung heilige Weihe nun empfeng.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
erschien er herrlicher als kaum zuvor,
und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

11.

Der Bote im Junius.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. I. Seite 32.)

Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Wenn der
Dornstrauch blüht, und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So ein
heller Decembertag ist auch wohl schön und dankenswerth, wenn Berg und
Thal in Schnee gekleidet sind, und uns Boten in der Morgenstunde der
Bart reißt: aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der
Walb hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schießt Aehren, und
dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare
Regen rauscht herab!

Wach auf mein Herz, und singe
dem Schöpfer aller Dinge —

es ist, als ob Er vorüber wandle, und die Natur habe Sein Kommen von
Ferne gefühlt, und stehe bescheiden am Weg in ihrem Feierkleide und frohlocke!

Sprichwörter.

12.

Wie die Alten sungen,
so zwitschern die Jungen.

Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

Einigkeit, ein festes Band,
hält zusammen Leut und Land.

Wen Falschheit kränkt und Unbarm quält,
der geh bei Zeiten aus der Welt.

Wer in Frieden will walten,
muß leiden und still halten.

Gemach in die Kohlen geblasen,
so fährt dir keine Asche in die Nasen.

Wer nicht kommt zur rechten Zit,
der geht der Mahlzeit quit.

Willst du Wildpret bringen nach Haus,
so schieß nicht nach Spazn die Ladung aus.

Jedem gefällt seine Weise wohl,
drum ist das Land der Narren voll.

Was einmal Unrecht gewesen ist,
das bleibt Unrecht zu aller Frist.

Vor gethan und nach bedacht,
hat manchen in groß Leid gebracht.

Vergleichen und vertragen,
ist besser als zanken und flagen.

13.

Womit man sündigt, damit wird man gestraft.

Es ist nicht allen Bäumen Eine Rinde gewachsen.

Wer sich nicht bestäuben will, der bleibe aus der Mühle.

Ueber dem Nagel geht das Hufeisen verloren.

Das Wetter schlägt gern in die hohen Türme.

Besser bäurisch gefahren, als herrisch gelaufen.

Es ist kein Krüglein, es findet sein Deckelein.

Wer dir von Andern schlecht spricht, spricht auch Andern schlecht von dir.

Eine gute Ausrede ist drei Bagen werth.

Wenn ein Wanderer getrunken hat, wendet er dem Brunnen den Rücken.

Man sucht keinen hinter der Thür, man habe denn selbst dahinter gestanden.

Wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Güter.

14.

Wer viel fragt, kriegt viel Antwort.

Schicke dich in die Zeit.

Was lange währt, wird gut.

Unversucht, unerfahren.

Jeder Vogel hat sein Nest lieb.

Der Lob scheidet allen Krieg.

Alte Stiefel brauchen viel Schmierens.

Die Raze läßt das Mausn nicht.

Keine Antwort ist auch eine Antwort.

Noth bricht Eisen.

Man muß nicht nach jeder Rucke schlagen.

Ein Narr kann mehr fragen, als sieben
Weise beantworten können.

Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.

(Von J. P. Sebel.)

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.“ Das muß zweimal wahr sein. Fürs erste kann gar wohl der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf der Weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn Fragen ist leichter als Antworten, wie Fordern oft leichter ist als Geben, Rufen leichter als Kommen. Fürs andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist oder wortwitzig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den Verständigen am Schweigen. „Keine Antwort ist auch eine Antwort.“ Von dem Doktor Luther verlangte einst jemand zu wissen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Dem erwiderte der fromme und witzige Mann: in einem Birkenwalde sei der liebe Gott geseßen, und habe zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruthen geschnitten.

Räthsel.

Ein riesengroßer Säemann
durchschreitet das erschrockne Land,
Um seiner Schultern breite Kraft
den dunkeln Mantel weit gespannt.

Ein wallt des Hauptes wirres Haar,
die Augen funkeln jähe Blut,
Sein Obem schnaubt weit durch das Thal,
sein Fuß zertritt den Wald voll Wuth.

Tief in den Mantel greift er ein,
der seine Schultern weit umschlingt,
Und streuet aus die volle Saat,
die nimmer doch Gedeihen bringt.

Wenn nimmer sproßet ihr der Keim,
nie treibt den Halm sie himmelan,
Das warme Leben flieht, wo sie
umhergestreut der Säemann.

Der Bredil.

(Erzählungen von Karl Stöber. 1841 I. Seite 171 ff.)

Der Wanderer, der von den Malniger Tauern herabkommt, und von Tarvis aus seinen Weg nach der nördlichen Handelsstadt des adriatischen Meeres fortsetzen will, kann sich rechtshin wenden über Ponteba und Udine oder linkshin über den Bredil, und dann an den Felsenuffern des Isonzo hinab bis in die weite Ebene, welche sich um das wunderfreundliche Görz herum ausbreitet. Der Erzähler wählte einmal den letzteren Weg, und nach Ge-

wohnheit des Landes wurden nun die Pferde an seinem Wagen ausgespannt, und zwei bedächtige Ochsen an ihre Stelle gethan. Sie nahmen sich an dem leichten Fahrzeug sonderbar aus, und schienen, aus der Ferne betrachtet, an der Seite des himmelhohen Bredils nicht förderlicher hinanzuschleichen, als eine Schnecke mit ihrem Hause an einem regennassen Felsenstücke. Das gieng dem Erzähler zu langsam, und er wandelte der schönen Straße nach zu Fuß voraus.

Der Bredil ist ein herrlicher und zugleich höchst lieblicher Berg in den Reihen der Karnischen Alpen. Ein kleiner tiefblauer See macht den Teppich zu den Füßen des sitzenden Fürsten. Ein fastgrünes Gewand von Matten und Zwergtannen ist über seine Schultern und um seine Lenden geworfen. Einer der letzten deutschen Kaiser hat ihn in seiner schönen Straße mit dem Orden des goldenen Vlieses geschmückt, und sein weißes Haupt trägt er dem Himmel näher als der Erde. Ueber die Felsen, an welche er sich lehnt, tropft, rinnt und stürzt Wasser in reicher Fülle, und sammelt sich in dem Bett des Isonzo, der, ein junger Gemshock, in mächtigen Sprüngen dem tiefen Thale zueilt. Der Erzähler ließ ihn springen, und kam, immer der Straße folgend, an die hohen Ruinen, welche in der Umgegend unter dem Namen „die Klause“ bekannt sind.

In den Sonnenstralen, welche über die Ruinen der Klause auf das linke Felsenufer des Isonzo herüberfielen, saß, als der Erzähler an diese Stätte kam, ein alter Mann aus Villach, der seinen zwei Frachtwagen voraus gegangen war, als sie am Wirthshause auf der Scheideck des Bergs anhielten, um die Kasse ein halbes Stündlein verschmausen zu lassen. Der Erzähler hatte auch gerade nichts Besseres zu thun, als zu warten, und setzte sich zu dem alten Manne. Die Kärntner aber sind meistens gar freundliche, umgängliche und redselige Leute, und so theilte auch dieser alte Fuhrmann fast ungebeten über die ausgebrannte Klause am jenseitigen Ufer des Isonzo Folgendes aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen mit.

„Ich war einmal,“ erzählte der Greis, „in den schlimmen Kriegsläufen der neunziger Jahre mit meinem Fuhrwerk von Triest bis nach Flitsch da unten gekommen. Da kamen die Franzosen in großer Eile das Thal herauf, spannten meine sechs Gäule an ihre Pulverkarren und zwangen mich, meinen Wagen stehen zu lassen und ihnen zu folgen. Nicht weit von der Klause ließ ihr General Halt machen, und die Oesterreicher darin auffordern, sich zu ergeben. Aber diese antworteten zuerst dem Trompeter mit Nein, und dann den Leuten, die hinter ihm nachkamen, aus ihren guten Kanonen. Die Franzosen fielen beim ersten Angriff unter den Kartätschen wie Kartenmänner. Beim zweiten Anlauf gelangten sie, einen Obersten voran, in die bedeckte, finstere Brücke, die über den Isonzo bis unmittelbar an das Thor der Klause lag. Aber unsere Landsleute hatten die Hauptbalken derselben zuvor halb

durchhauen, was die Franzosen in der Eilfertigkeit des Sturmschrittes und in dem dunkeln Gange nicht bemerken konnten. Die Brücke brach plötzlich mit großem Krachen zusammen, und Hunderte stürzten mit ihren Trümmern in den Abgrund. Ungefähr zwei Drittel von dem feindlichen Bataillon kamen in eiliger Flucht den Berg wieder herab. Die übrigen führte der Isonzo aus seinem Schlunde heraus, und ließ da, wo er wieder breit und leicht fließt, die Leichname auf dem Kies liegen, wie eine Kage die Mäuse hinlegt, die sie erwürgt hat. Unter ihnen war auch der Oberst.

Wir Kärntner Fuhrleute lachten in die Faust, aber der französische General stampfte mit dem Fuß und fluchte, und lugte mit seinem Fernrohr umher, parlierte auch dazwischen mit seinem Adjutanten. Dieser wandte sich endlich zu uns deutschen Fuhrleuten, und sagte in unserer Sprache: „Leute, wer unter euch einen Weg weiß, auf dem man den Oesterreichern droben in den Rücken kommen kann, und aus diesen Weg führt, der bekommt diesen Beutel mit hundert Dukaten.“ Wir wußten wohl einen, aber wir schüttelten mit dem Kopf. Nur einen unter uns blendete der gelbe Mammon, daß er den Verräther machte und gieng. Mit dem Judas voran, setzte sich der Rest des französischen Bataillons, das seine gefallenen Brüder rächen wollte, ein Mann hinter dem andern, in Marsch.

Indessen arbeiteten die Oesterreicher in ihrer Klause, die von dem französischen Feldgeschütz doch auch Löcher bekommen haben mochte, munter wie Ameisen, über deren Haus ein Holzhacker gestolpert ist. Aber ihre Freude dauerte nicht lange. Hinter ihnen hoch auf der Felsenwand, erschienen bald ihre Feinde zum drittenmale. Zuerst rollten große Felsentrümmer herab, dann folgten ganze brennende Blöcke nach. Zuletzt that es in der Klause einen dumpfen Knall, und plötzlich war darin alles todtensille, wie in einem Nest von Waldbienen, die man mit Schwefel erstickt hat. Es mußte das Feuer in den Pulvervorrath der kleinen Besatzung gedrungen sein.

Die Franzosen hielten es gar nicht der Mühe werth, sich in der ausgebrannten, leeren und schwarzen Klause umzusehen. Sie marschirten vorüber, der Schanze zu, die nur eine halbe Stunde oberhalb der Klause lag. Die Oesterreicher darin wurden aufgefordert, sich zu ergeben. Sie antworteten aber mit ihren Kanonen so, daß der französische General, nachdem er sich zu weit gewagt hatte, sich mit seinen Leuten wieder um eine Ecke des Bergs zurückziehen mußte. Aber es half nichts. Dem Judas Ischarioth wurde auch die linke Hand mit Gold gefüllt. Diesen Begleiter voran, stunden bald etliche Hundert Franzosen im Rücken der Schanze und schossen von oben herab aus allen Läusen hinein, wie die Bergschützen von oben in ein Adlernest hineinschießen, wenn sie es nicht einnehmen können, sondern nur zerstören wollen.

Ich stund, — jetzt möchte ich es auch nicht mehr thun, — nicht sehr

weit von der Schanze auf einem Felsen, und konnte mitten hineinsehen. Der Hauptmann darin ließ seine Kanonen drehen und die Läufe hoch richten. Aber sie schädeten dem Feinde nichts mehr, und seine Scharfschützen hatten ihre letzten Patronen bald verschossen. Dieß merkten die Franzosen, und kamen in hellen Haufen heran. Der österreichische Hauptmann nahm einem gefallenen Kanonier die brennende Lunte aus der Hand, und stellte sich damit an einen Wagen mit Munition. Bald aber sank er, von einer Kugel getroffen, zwischen die Räder, und die Lunte fiel aus seiner Hand in den offenen Kasten des Pulverkarren. Indes erstiegen die Franzosen den Wall und fiengen an, die wenigen Verteidiger, die keinen Parobon nahmen, niederzustoßen. — Da that es auf einmal einen furchtbaren Schlag. Ein dicker Dampf bedeckt die ganze Schanze, und als er sich den Berg langsam hinaufgezogen hat, ist sie wie ausgekehrt. Die Lunte, die aus der Hand des wackern Hauptmanns zwischen die Patronen gefallen war, hatte nicht eher gezündet, als bis die Granaten mit einem Deutschen zehn Franzosen und noch mehr niederschmettern konnten.

Als wir eine halbe Stunde darauf an der eroberten Schanze vorüberzogen, war es darin schwarz, wie in der Schmelzhütte von Bleiberg, und so leer, wie vorhin, als sie, mein Herr, daran vorbeigegangen sind. Nur die Läufe der Kanonen blieben liegen; die verbrannten Leichname hatte es bis auf die Straße herübergeworfen.“

Nun, und der Judas? der Verräther? fragte der Erzähler den Fuhrmann, welcher aufstund und damit zu erkennen gab, daß seine Geschichte von der Klause und von der Schanze aus sei.

„Der,“ antwortete der Gefragte, „ist mit den Franzosen weiter gezogen, man weiß nicht wohin. In dem Kärntner Lande hat er sich nicht mehr blicken lassen. Es wird bei ihm, wie bei Cain, geheißen haben: Die Stimme von deiner Brüder Blut schreiet zu mir von der Erde. Unflät und flüchtig sollst du sein auf Erden.“

18.

Muth und Hoffnung.

(Von Friedrich Schlegel.)

M it Muth soll sich der Mann umkleiden	so fester an den Retter glauben,
in dieser wilden Zeiten Sturm,	der uns den Frühling wieder bringt:
Standhaft dastehen in allen Leiden,	Wenn einst die ird'sche Pforte offen,
am wüsten Meer ein Felsenturm,	der Geist hinauf zum Vater bringt,
Je grimmiger die Feinde schnauben,	erfüllt wird, was wir alle hoffen.

Von Soldatenehre.

(Von Ernst Moritz Arndt. Juli 1813. Katechismus f. d. deutschen Kriegs- und Wehrmann.
Aus dem elften Kapitel.)

Ein wackerer Soldat und Kriegsmann soll für seinen löblichen und gerechten König und Herrn und für dessen Reich und Ruhm sterben und aushalten bis in den Tod.

Ein wackerer Soldat soll sein Vaterland und sein Volk über alles lieben, und gern seinen letzten Blutstropfen verspritzen, wenn das liebe Vaterland in Gefahr steht.

• Ein wackerer Soldat soll immer Gott vor Augen haben und Gottes Gebote tief ins Herz geschrieben tragen, daß auch keine Gewalt ihn zwingen könnte, wider Gottes Gebote zu thun.

Ein wackerer Soldat soll die Gerechtigkeit und Freiheit über alles lieben und für diese freudig das Schwert ziehen; denn ein anderer Krieg gefällt Gott nicht, der einst von jedem Tropfen unschuldig vergoßenen Blutes Rechenschaft fordern wird.

Ein wackerer Soldat soll nicht prunken mit der äußeren Ehre, noch sich auf Eitelkeit blähen; sondern die Treue gegen das Vaterland soll seine Ehre sein und sein stiller Muth seine höchste Zierde.

Soldaten-Morgenlied.

(1813. Von Max v. Schenkendorf.)

Erhebt euch von der Erde,
ihr Schläfer, aus der Ruh:
Schon wiehern uns die Pferde
den guten Morgen zu.

Die lieben Waffen glänzen
so hell im Morgenroth,
Man träumt von Siegeskränzen,
man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott, in Gnaden
schau her vom blauen Zelt:
Du selbst hast uns geladen
in dieses Waffenfeld.

Laß uns vor dir bestehen,
und gib uns heute Sieg!
Die Christenbanner wehen,
dein ist, o Herr! der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
ein Morgen mild und klar,
Sein harren alle Frommen,
ihn schaut der Engel Schar.

Dalb scheint er sonder Hülle
auf jeden deutschen Mann;
D brich, du Tag der Fülle,
du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Thürmen,
und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
und Lieb und Lebenslust.

Es schallt auf allen Wegen
dann frohes Siegesgeschrei —
Und wir, ihr wackern Degen,
wir waren auch dabei!

Heinrich der Löwe.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Am Braunschweig steht aus Erz gegossen das Denkmal eines Helben, zu dessen Füßen ein Löwe liegt, auch hängt im Dom daselbst eines Greifen Klaue. Davon lautet folgende Sage.

Vor Zeiten zog Herzog Heinrich, der edle Welf, nach Abenteuern aus. Als er in einem Schiff das wilde Meer besuhr, erhob sich ein heftiger Sturm und verschlug den Herzog; lange Tage und Nächte irrte er, ohne Land zu finden. Bald fieng den Reisenden die Speise an auszugehen, und der Hunger quälte sie schrecklich. In dieser Noth wurde beschloßen, Loos in einen Hut zu werfen, und dessen Loos gezogen ward, der verlor das Leben und mußte der andern Mannschaft mit seinem Fleische zur Nahrung dienen. Willig unterwarfen sich diese Unglücklichen, und ließen sich für den geliebten Herrn und ihre Gefährten schlachten. So wurden die übrigen eine Zeit lang gefrisset, doch schickte es die Vorsehung, daß niemals des Herzogs Loos herauskam. Aber das Elend wollte kein Ende nehmen; zuletzt war bloß der Herzog mit einem einzigen Knecht noch auf dem ganzen Schiffe lebendig, und der schreckliche Hunger hielt nicht stille. Da sprach der Fürst: „Laß uns beide loosen, und auf wen es fällt, von dem speise sich der andere.“ Ueber diese Zumuthung erschrak der treue Knecht, doch so dachte er, es würde ihn selbst betreffen, und ließ es zu; siehe, da fiel das Loos auf seinen edlen Liebwerthen Herrn, den jetzt der Diener tödten sollte. Da sprach der Knecht: „Das thue ich nimmermehr; und wenn alles verloren ist, so hab ich noch ein andres ausgesonnen: ich will euch in einen ledernen Sack einnähen, wartet dann was geschehen wird.“ Der Herzog gab seinen Willen dazu; der Knecht nahm die Haut eines Ochsen, den sie vordem auf dem Schiffe gespeist hatten, wickelte den Herzog darein und nähete sie zusammen; doch hatte er sein Schwert neben ihn mit hineingesteckt. Nicht lange, so kam der Vogel Greif geflogen, faßte den ledernen Sack in die Klauen, und trug ihn durch die Lüfte über das weite Meer bis in sein Nest. Als der Vogel dieses bewerkstelligt hatte, sann er auf einen neuen Fang, ließ die Haut liegen und flog wieder aus. Mittlerweile faßte Herzog Heinrich das Schwert und zerschnitt die Näthe des Sackes; als die jungen Greifen den lebendigen Menschen erblickten, fielen sie gierig und mit Geschrei über ihn her. Der teure Held wehrte sich tapfer und schlug sie sämtlich zu Tode. Als er sich aus dieser Noth befreit sah, schnitt er eine Greifenklaue ab, die er zum Andenken mit sich nahm, stieg aus dem Nest den

hohen Baum hernieder, und befand sich in einem weiten wilden Wald. In diesem Walde gieng der Herzog eine gute Weile fort; da sah er einen fürchterlichen Lindwurm wider einen Löwen streiten, und der Löwe schwebte in großer Noth, zu unterliegen. Weil aber der Löwe insgemein für ein edles und treues Thier gehalten wird, und der Wurm für ein böses, giftiges, so säumte Herzog Heinrich nicht, sondern sprang dem Löwen mit seiner Hilfe bei. Der Lindwurm schrie, daß es durch den Wald erscholl, und wehrte sich lange Zeit; endlich gelang es dem Helden, ihn mit seinem guten Schwerte zu tödten. Hierauf nahte sich der Löwe, legte sich zu des Herzogs Füßen neben den Schild auf den Boden, und verließ ihn nimmer mehr von dieser Stunde an. Denn als der Herzog nach Verlauf einiger Zeit, während welcher das treue Thier ihn mit gefangenem Hirsch und Wild ernähret hatte, überlegte, wie er aus dieser Ginde und der Gesellschaft des Löwen wieder unter die Menschen gelangen könnte, baute er sich eine Horde aus zusammengelegtem Holz mit Reis durchflochten, und setzte sie aufs Meer. Als nun ein Mal der Löwe in den Wald zu jagen gegangen war, bestieg Heinrich sein Fahrzeug und stieß vom Ufer ab. Der Löwe aber, welcher zurückkehrte und seinen Herrn nicht mehr fand, kam zum Gestade und erblickte ihn aus weiter Ferne; alsobald sprang er in die Wogen, und schwamm so lange, bis er auf dem Floß bei dem Herzog war, zu dessen Füßen er sich ruhig niederlegte. Hierauf fuhren sie eine Zeit lang auf den Meereswellen; bald überkam sie Hunger und Glend. Der Held betete und wachte, hatte Tag und Nacht keine Ruh; da erschien ihm der böse Teufel und sprach: „Herzog, ich bringe dir Botschaft; du schwebst hier in Pein und Noth auf dem offenen Meere, und daheim zu Braunschweig ist lauter Freude und Wonne; heute an diesem Abend hält ein Fürst aus fremden Landen Hochzeit mit deinem Weibe, denn die gesetzten sieben Jahre seit deiner Ausfahrt sind verstrichen.“ Traurig versetzte Heinrich: das möge wahr sein, doch wolle er sich zu Gott lenken, der alles wohl mache. „Du redest noch viel von Gott,“ sprach der Versucher, „der hilft dir nicht aus diesen Wassermogen; ich aber will dich noch heute zu deiner Gemahlin führen, wofern du mein sein willst.“ Sie hatten ein lang Gespräch; der Herr wollte sein Gelübde gegen Gott, dem ewigen Licht, nicht brechen; da schlug ihm der Teufel vor: er wolle ihn ohne Schaden samt dem Löwen noch diesen Abend auf den Giersberg vor Braunschweig tragen und hinlegen, da solle er seiner warten; finde er ihn nach der Zurückkunft schlafend, so sei er ihm und seinem Reiche verfallen. Der Herzog, welcher von heißer Sehnsucht nach seiner geliebten Gemahlin gequält wurde, gieng dieses ein, und hoffte auf des Himmels Beistand wider alle Künste des Bösen. Als bald ergriff ihn der Teufel, führte ihn schnell durch die Lüfte bis vor Braunschweig, legte ihn auf den Giersberg nieder und rief:

„Nun, wache Herr! ich kehre bald wieder.“ Heinrich aber war aufs höchste ermüdet, und der Schlaf setzte ihm mächtig zu. Nun fuhr der Teufel zurück, und wollte den Löwen wie er verheißen hatte, auch abholen: es währte nicht lange, so kam er mit dem treuen Thiere daher geflogen. Als nun der Teufel, noch aus der Luft herunter, den Herzog in Müdigkeit versenkt auf dem Giersberge ruhen sah, freute er sich schon im Voraus; allein der Löwe, der seinen Herrn für todt hielt, hub laut zuschreien an, daß Heinrich in demselben Augenblick erwachte. Der böse Feind sah nun sein Spiel verloren, und bereute es zu spät, das wilde Thier herbeigeholt zu haben; er warf den Löwen aus der Luft herab zu Boden, daß es krachte. Der Löwe kam glücklich auf dem Berg zu seinem Herrn, welcher Gott dankte, und sich aufrichtete, um, weil es Abend werden wollte, hinab in die Stadt Braunschweig zu gehen. Nach der Burg war sein Gang, und der Löwe folgte ihm immer nach, großes Getöse scholl ihm entgegen. Er wollte in das Fürstenhaus treten, da wiesen ihn die Diener zurück. „Was heißt das Getöse und Pfeifen?“ rief Heinrich aus, „sollte doch wahr sein, was mir der Teufel gesagt? Und ist ein fremder Herr in diesem Haus?“ „Kein fremder,“ antwortete man ihm, „denn er ist unserer gnädigen Frau verlobt, und bekommt heute das Braunschweiger Land.“ „So bitte ich,“ sagte der Herzog, „die Braut um einen Trunk Weins, mein Herz ist mir ganz matt.“ Da lief einer von den Leuten hinauf zu der Fürstin, und hinterbrachte, daß ein fremder Gast, dem ein Löwe mitfolge, um einen Trunk Wein bitten laße. Die Herzogin verwunderte sich, füllte ihm ein Geschirr mit Wein und sandte es dem Pilgrim. „Wer magst du wohl sein,“ sprach der Diener, „daß du von diesem edlen Wein zu trinken begehrest, den man allein der Herzogin einschenkt?“ Der Pilgrim trank, nahm seinen goldenen Ring, und warf ihn in den Becher, und hieß diesen der Braut zurücktragen. Als sie den Ring erblickte, worauf des Herzogs Schild und Name geschnitten war, erbleichte sie, stund eilends auf und trat an die Zinne, um nach dem Fremdling zu schauen. Sie ward des Herrn inne, der da mit dem Löwen saß; darauf ließ sie ihn in den Saal entbieten und fragen: wie er zu dem Ringe gekommen wäre, und warum er ihn in den Becher gelegt hätte? „Von keinem hab ich ihn bekommen, sondern ihn selbst genommen, es sind nun länger als sieben Jahre; und den Ring hab ich hingelegt, wo er billig hingehört.“ Als man der Herzogin diese Antwort hinterbrachte, schaute sie den Fremden an, und fiel vor Freuden zur Erden, weil sie ihren geliebten Gemahl erkannte; sie bot ihm ihre weiße Hand und hieß ihn willkommen. Da entstand große Freude im ganzen Saal; Herzog Heinrich setzte sich zu seiner Gemahlin an den Tisch; dem jungen Bräutigam aber wurde ein schönes Fräulein aus Franken angetraut. Hierauf regierte Herzog Heinrich lange und glücklich in seinem Reich; als er in hohem Alter verstarb, legte sich der Löwe auf des Herrn Grab und wick

nicht davon, bis er auch verschied. Das Thier ligt auf der Burg begraben, und seiner Treue zu ehren wurde ihm eine Säule errichtet.

22.

Der Taucher.

(Von Schiller.)

„Wagt es, Rittersmann oder Knapp, Und es waltet und siedet und brauset und
zu tauchen in diesen Schlund? zischt,

Einen goldnen Becher werf ich hinab, wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
verschlungen schon hat ihn der schwarze Bis zum Himmel sprizet der dampfende
Mund: Gischt,

Wer mir den Becher kann wieder zeigen, und Flut auf Flut sich ohn Ende drängt,
er mag ihn behalten, er ist sein eigen. Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
als wollte das Meer noch ein Meer
gebären.

Der König spricht es, und wirft von der Höh
der Klippe, die schroff und steil
hinaus hängt in die unendliche See,
den Becher in der Charybde Geheul.

„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
vernehmens und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
und keiner den Becher gewinnen will.

Und der König zum drittenmal wieder
fraget:

„Ist keiner, der sich hinunter waget?“

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
und ein Edelknecht, sanft und fest,
tritt aus der Knappen zagendem Chor,
und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und die Frauen
auf den herrlichen Jüngling verwundert
schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Gang
und blickt in den Schlund hinab,
die Wasser, die sie hinunter schlang,
die Charybde jetzt brüllend wiebergab,
Und wie mit des fernen Donners Getöse
entstürzen sie schäumend dem finstern
Schoße.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
und schwarz aus dem weißen Schaum
klast hinunter ein gähnender Spalt,
grundlos, als giengs in den Hölle Raum,
Und reißend sieht man die brandenden
Wogen

hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh die Brandung wiederkehrt,
der Jüngling sich Gott befehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird
rings gehört,

und schon hat ihn der Wirbel hinweg-
gespült,

Und geheimnisvoll über dem fühnen
Schwimmer
schließt sich der Rachen, er zeigt sich
nimmer.

Und stille wirds über dem Wassertschlund,
in der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“
Und hohler und hohler hört mans heulen,
und es harret noch mit bangem, mit schreck-
lichem Weilen.

„Und würfst du die Krone selber hinein
und sprächst: wer mir bringet die Kron,
Er soll sie tragen und König sein!
mich gelüftete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
das erzählt keine lebende glückliche Seele.“

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel
schob jäh in die Tiefe hinab; [gefaßt,
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel
und Mast

hervor aus dem alles verschlingenden
Grab —

Und heller und heller wie Sturmesausen
hört mans näher und immer näher brausen.

Und es waltet und stebet und brauset
und zischt,
wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel sprizet der dampfende
Gischt,

und Well auf Well sich ohn Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getöse
entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß
da hebet sich schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken
wird bloß,
und es rudert mit Kraft und mit empi-
gem Fleiß,

Und er ist, und hoch in seiner Linken
schwingt er den Becher mit freudigem
Winken. X

Und athmete lang und athmete tief,
und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden
Wasserhöhle
hat der Brave gerettet die lebende Seele.“

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde
zu des Königs Füßen er sinkt, [Schar,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,

und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis
zum Rande,
und der Jüngling sich also zum König
wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
wer da athmet im rothigen Licht!
Da unten aber ist fürchterlich,
und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu
schauen
was sie gnädig bedecken mit Nacht und
Grauen.

Es riß mich hinunter blitzschnell,
da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
mich packte des Doppelstroms wüthende
Macht. [Drehen

Und wie einen Kreisel mit schwindelndem
trieb michs um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
in der höchsten schrecklichen Noth
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
das erfaßt ich behend und entrann dem Tod,
Und da hieng auch der Becher an spitzen
Korallen,
sonst wär er ins Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag noch bergetief
in purpurner Finsternis da,
Und obs hier dem Ohre gleich ewig schließ,
das Auge mit Schauern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen
und Drachen
sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da in grausem Ge-
zu scheußlichen Klumpen geballt, [misch,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
des Hammers gräuliche Ungehalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
der entseßliche Hay, des Meeres Hyäne.

Und da hieng ich, und wars mir mit Graus
 fen bewußt,
 von der menschlichen Hilfe so weit,
 Unter Larven die einzige fühlende Brust,
 allein in der gräßlichen Einsamkeit,
 Tief unter dem Schall der menschlichen
 Rede

bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schauernd dacht ichs, da frochs heran,
 regte hundert Gelenke zugleich,
 Will schnappen nach mir; in des Schreckens
 Wahn [Zweig,
 laß ich los der Koralle umklammerten
 Gleich faßt mich der Strudel mit rasen-
 dem Toben,

doch es war mir zum Heil, es riß mich
 nach oben."

Der König darob sich verwundert schier,
 und spricht: „Der Becher ist dein,
 Und diesen Ring noch bestimm ich dir,
 geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
 Versuchst dus noch einmal und bringst
 mir Kunde,
 was du sahst auf des Meeres tiefunterstem
 Grunde.“

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
 und mit schmeichelndem Munde sie steht:
 „Laßt, Vater, genug sein das grausame
 Spiel!

Er hat euch bestanden, was keiner besteht.
 Und könnt ihr des Herzens Gelüste nicht
 zähmen, [men.“

so mögen die Ritter den Knappen beschä-

Pranf der König greift nach dem Becher
 schnell,

in den Strudel ihn schleubert hinein:

„Und schaffst du den Becher mir wieder
 zur Stell,

so sollst du der trefflichste Ritter mir sein,

Und sollst sie als Ehgemahl heut noch
 umarmen,

die jetzt für dich bittet mit zartem Er-
 barmen.“

Da ergreifts ihm die Seele mit Himmels-
 gewalt,

und es bligt aus den Augen ihm kühn,

Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,

und sieht sie erbleichen und sinken hin:

Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu
 erwerben,

und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt
 sie zurück,

sie verkündigt der donnernde Schall:

Da bückt sichs hinunter mit liebendem Blick,

es kommen, es kommen die Wasser all,

Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,

den Jüngling bringt keines wieder.

Sprüche von Hans Asmann von Abschaz.

(Boettische Uebersetzungen und Gedichte. 1740.)

Eine Feder auf einmal
 macht zuletzt die Henne fahl.

Allzu fetter Herd
 selten lange währt.

Fette Braten, mager Mus;
 Mangel folgt auf Ueberfluß.

Nichts behält, wer allzu viel
 auf einmal ergreifen will.

Wer das Schmalz in Händen hat
 findet leicht zur Suppe Rath.

Wer auf jede Feder acht't,
 nie das Bett fertig macht.

Nach der That
gilt der Rath.

Geld, der Meister aller Sachen,
weiß aus Nein oft Ja zu machen.

Besser Wolle weggeschoren,
als das ganze Schaf verloren.

Besser ist es, daß das Ei
als das Huhn verloren sei.

Katze zieh die Handschuh aus,
sonsten fängst du keine Maus.

Uebermaß
sprengt das Faß.

Laß deinen Mund verschlossen sein,
so schluckst du keine Fliegen ein.

Vom Faße quillt,
was eingefüllt.

24.

Denksprüche alter Weisen,
mit meinen Randglossen.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. I. Seite 111.)

Nichts Böses thun, ist gut,
nichts Böses wollen ist besser.

Den leeren Schlauch bläst der Wind auf,
den leeren Kopf der Dünkel.

Gib dem Narren Gift!
das heißt: rühme ihn.

Sei das
was du von Andern willst gehalten sein.

Die Welt ist ein Schauplatz:
du kommst, siehst und gehst vorüber.

Der Erdsprahler ist wie ein gemaltes Schwert:
beide können nicht gebraucht werden.

Der Abel besteht in der Stärke des Leibes bei Pferd
bei Menschen in guter Denkart. [den,

Die Götter haben große Geschenke zu vergeben,
aber das größte von allen ist die Tugend.

Das Geld eines Geizigen ist wie die untergehende
kein Mensch hat gut davon. [Sonne:

Es ist besser, daß ein Narr beherrscht werde,
denn daß er herrsche.

Versprich nicht Großes,
thue was Großes.

Und dem feinen Herrn, der
nicht thut noch will, muß wohl recht
gut zu Muthe sein.

Drücke sie beide, daß sie zu sich
selbst kommen.

Gib dem Narren kein Gift; denn
es ist auf den Apotheken verboten.

Denn wenn du'n Esel bist, so
bist du'n Esel, ob auch alle Men-
schen dich für einen Löwen hielten.

Und wirst vom Schauplatz ver-
gehen, wer du auch seist. Nach aber,
daß dich das wenig kümmern dürfe.

Und doch werden beide oft in
vergoldeten Rahmen gefaßt.

Gilt auch bei unserm Abel.

Ich glaube, lieber Herr! Hilf
meinem Unglauben.

Harre der künftigen Morgen-
röthe: des Geldes in der Hand eines
besseren Erben.

Weiß keine Glosse.

Schwaze nicht von der Weis-
heit, sei weise.

Bittschrift der linken Hand an die künftigen Erzieher.

(Schriften von G. B. Sturz. 1784. II. Seite 369.)

Wenn Euch ein Vater des Volks einst versammelt, o ihr Freunde der Jugend, so erwägt auch mein Leiden, und eifert gegen das Vorurtheil, dessen Opfer ich bin. Ich und meine Schwester sind Zwillinge und uns äußerlich so ähnlich, wie die Blätter eines Baumes; aber eine partielle Erziehung hat uns zu ganz verschiedenen Geschöpfen gemacht. Mich Arme gewöhnte man früh, meine Schwester als eine vornehmere Person zu betrachten. Sie nahm bei jeder Gelegenheit den Rang über mir. Sie allein wurde belehrt und gebildet, und ich wuchs wie eine Bäuerin heran. Sie wurde im Zeichnen, Schreiben und nützlichen Kenntnissen unterwiesen, ich, wie eine Magd in der Familie, nur zu verächtlichen Arbeiten geübt, und wenn ich es wagte, die Nadel oder die Feder zu ergreifen, so waren empfindliche Schimpfwörter, ja nicht selten die Ruthe, mein Lohn. Ist es nicht ungerecht, alle Zärtlichkeit an einem Kinde zu verschwenden? anerschaffene Fähigkeiten nicht zu entwickeln? eine Rangordnung unter Geschwistern zu dulden, die alles wechselseitige Vertrauen aufhebt? — In unserem Hause fügt es sich zum Unglück, daß wir beide unsere Brüder und Schwestern ernähren müssen, und diese Sorge fällt größtentheils auf meine wohlgezogene Schwester. Man setze den Fall, daß sie bettlägerig würde (und sie ist, leider! mit Sichtsflüssen geplagt), müßte denn nicht Hunger und Elend unser unvermeidliches Loos sein? Denn ich bin nicht geschickt genug, einen Bettelbrief zu schreiben und muß mich auch zu diesem Aufsatz fremder Hände bedienen. Sie kann sterben, und so bleibt unsrer verlassnen Familie keine Versorgerin übrig.

O, gebieten Sie den Eltern gegen alle ihre Kinder eine ungetheilte, unparteiliche Liebe. Ich bin

Ihre

demüthige Dienerin
die linke Hand.

Der Anwalt, dem die linke Hand diesen Brief zu schreiben aufgetragen, sah einen Knaben in England, der mit beiden Händen gleich fertig schrieb, ohne irgend ein Kunststück, als daß man ihn gewöhnte, die nämliche Vorschrift wechselseitig mit der linken und rechten Hand abzuschreiben: denn beide Hände müssen gleich geübt werden. Als Jouvenet durch einen Schlagfluß gelähmt ward, steng er mit glücklichem Erfolge an, mit der linken Hand zu malen, und es ist nach einem seiner historischen Gemälde ein Kupfer mit der Unterschrift bekannt: P. Jouvenot dextra paralyticus sinistra pinxit. Jeder Instrumentspieler erfährt, wie gelehrt die linke Hand sei.

Sylbenräthsel (Charade).

(Von D. D. Hebel.)

1.

Ich helfe Kisten laden,
Doch mach ich auch Charaden.

2.

E n Sylbenpaar zieht jährlich hin und her,	Sie wandeln ein, sie wandeln aus, wie jeder pflegt im eignen Haus.
halb ist bei uns, halb wieder überm Und kommts ins Land,	Das Ganze ist ein künstliches Geschlecht, für die Bewohner eben recht.
weiß von Gewand, dann wehe den Schlangen und Kröten!	Dem Storchennest dieß Räthsel gleicht? Allein wir machens nicht so leicht;
Nur stille Flucht dahin, wo niemand sie sucht,	wir steigen nicht, wir bleiben auf der Erde.
kann sie retten von entseßlichen Nöthen.	Wenn fern von uns der Storch entfliegt,
Die Dritte wird nicht schwer mehr scheinen:	sich jeder wärmt am eignen Herde, und Schnee im öden Neste ligt,
zwei Große wohnen drin mit ihren Kleinen,	wird erst das Ganze lieb und werth; die Schnitterin es leicht entbehrt.

Schäfers Sonntagsglied.

(Von Ludwig Uhland.)

W as ist der Tag des Herrn!	Anbetend knie ich hier.
Ich bin allein auf weiter Flur,	O süßes Graun! geheimes Wehn!
noch eine Morgenglocke nur;	als knieten viele ungesehen
nun Stille nah und fern.	und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
er ist so klar und feierlich,
so ganz, als wolte er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

Das Reh.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich, Darmstadt 1835. I. Seite 152 ff.)

Das Reh ist im Sommer rothbraun, im Winter röthlichgrau mit weißem Spiegel an dem hintern Teil der Schenkel; an jeder Seite der schwarzen Oberlippe ein weißer Fleck; Kinn weiß, an der Kehle ein weißer Fleck. Die Jungen gefleckt. Man findet, allein selten, weiße, gescheckte, auch fast schwarze Rehe. Das Geweih ist vielfachen Veränderungen unterworfen;

balb kommen fast alle Enden als Spieße über der Nase zugleich zum Vorschein, bald krümmen sich beide Stangen als Knorren gleich über der Nase nach unten.

Das weibliche Thier, Rehgeiß, Geiß oder Rinde, hat einen schmälern Kopf, längeren, dünneren Hals und schlankeren Körper, und trägt den Hals beständig niedrig.

Der Bock erreicht eine Länge von viertelhalb und eine Höhe von drittelhalb Fuß.

Dieses in seinem ganzen Wesen und in allen seinen Bewegungen höchst zierliche Geschöpf, unsere kleinste Hirschart, scheint Europa, die nördlichsten Länder ausgenommen, eigentümlich zu sein. In der Schweiz ist es die einzige Hirschart, und da es an manchen Orten gehegt wird, nicht sehr selten. In England, wo man es sehr häufig in Parks findet, ist es im freien Zustand ausgerottet, in den schottischen Hochländern dagegen findet es sich sehr häufig.

Zu seinem Aufenthalte liebt es etwas gebirgige oder wenigstens hoch gelegene Gegenden. Niedrige, sumpfige Orte, die der Damhirsch verträgt, sind ihm zuwider. Am liebsten sind ihm lichte Schläge, die einen schlechten Boden haben, wo Brombeersträucher im Ueberflusse wachsen und die an Saatselder stoßen.

Das Reh ist ein munteres, um vieles aufgeweckteres Thier, als der Hirsch, auch reinlicher, da es sich nie in Pfuhlen wälzt, wie dieser. Seine vollen glänzenden Augen beseelt ein Feuer, das ganz mit seinen raschen Bewegungen und seiner Leichtigkeit im Springen übereinstimmt. Es ist listiger und viel flüchtiger als der Hirsch; und dieß mag viel dazu beigetragen haben, daß seine Art an vielen Orten noch vorkommt, wo der Hirsch längst ausgerottet ist. So sehr es bergige Anhöhen liebt, so findet es sich doch nicht auf hohen Gebirgen und fehlt daher auf den Alpen gänzlich.

Seine Fährte hinterläßt eine viel stärkere Witterung, welche die Hunde im Verfolgen hitziger macht, als die des Hirsches; allein durch die Flüchtigkeit seines ersten Laufs läßt es den Hund bald hinter sich, und weiß durch manigfaltige Umwege die Hunde irre zu führen; auch pflegt es gleich bei frischen Kräften zur List seine Zuflucht zu nehmen; ist es aber entkräftet, so verdoppelt es seine Kreuzsprünge, macht mitten im Lauf einen starken Absprung zur Seite, drückt sich, wie ein Hase, nieder und läßt die ganze Meute seiner aufgehezten bellenden Feinde an sich vorüberziehen. Wenn ihm der Wind entgegenkommt, wittert es den Menschen auf dreihundert Schritte, und wenn man ihm unvermuthet aufstößt, flucht es im ersten Augenblick, ist dann aber wie der Blitz davon, in welchem Falle der Bock ein Bellen hören läßt, welches der Jäger schmälen nennt. Dieser Ton schallt weit, und wird drei-

mal wiederholt. Die Jungen, Kitzen, geben klagende Töne von sich, die, nachgeahmt, die Rieche bis vor den Jäger locken können.

Der Bock tritt, beim Ausgang aus dem Wald, zuerst mit halbem Leibe aus dem Gehölze, wittert ob keine Gefahr für seine Familie vorhanden ist, und geht zuletzt in den Wald zurück. In der Gefahr läßt die Mutter sich für ihre Junge jagen, die sie ins Gestrüpp verborgen hat, und weiß geschickt die Feinde abzulenken, um auf weiten Umwegen zu ihren Jungen zurückzukehren; allein trotz aller List wird dennoch manches Junge theils von Menschen, theils von Raubthieren gefangen. In einem Schlage findet man gewöhnlich eine Familie von etwa vier Stücken, und nur wenn der Bock weggeschossen ist, gesellt sich die Rieche zu einer anderen Familie, sonst bleiben die verschiedenen Familien in der Regel von einander entfernt.

Jung aufgezogen, sind sie allerliebste Geschöpfe, allein die Böcke nur so lange, bis sie ein tüchtiges Gehörn aufgesetzt haben, wo sie sich fühlen und mit ihrem Geweih jeden zu stoßen versuchen. Man bindet ihnen dann ein Leder vor die Augen, daß sie nicht gerade vor sich hinsehen können. Wie groß die Gewalt ist, die sie in ihrem Kopfe besitzen, und wie gefährlich sie verwunden können, kann man aus folgendem Beispiele erkennen. Ein Spießbock stieß einem andern Bock sein Gehörn (ohne Enden) über dem Auge in die Stirnhöhle und durch den Gaumen bis zur Zunge, wo dann das Gehörn abbrach. Von der gräßlichen Wunde geheilt, wurde der Gestoßene im folgenden Herbst geschossen. Das Reh wird zwölf bis sechszehn Jahr alt.

29.

Im Wald.

(Von J. N. Vogl.)

Im Wald, im Wald
ist Lust und Fried,
Da schallt, da hallt
der Vöglein Lieb.

Da flingt und springt
manch muntre Quell,
Und schlingt und ringt
im Thal sich hell.

Im Wald, im Wald
voll Lust und Fried,
Da schallt und hallt
erst recht das Lieb.

Da flingt und springt
der Dichtung Quell,
Und bringt beschwingt
ins Leben hell.

30.

Das Gedächtnis.

(Die Geschichte der Seele, von G. H. Schubert. 1830. Seite 560.)

Das eigentümliche Vorrecht der Menschennatur vor der thierischen, die vielkönnige Stimme und Sprache, begründet in unserer Seele einen Um-

fang und ein Vermögen des Ton- und Wortgedächtnisses, wie wir dieses bei keinem andern Wesen unserer Sichtbarkeit wiederfinden. So vermochte der Engländer Morton eine ganze von ihm angehörte Rede aus dem Gedächtnisse wieder herzusagen; Hortensius, von welchem Seneca erzählt, merkte sich den Verlauf einer öffentlichen-Versteigerung, bei welcher er zugegen gewesen, so treu, daß er nicht bloß die einzelnen Gegenstände, sondern zugleich auch die Preise, um welche sie verkauft worden, angeben konnte. Claudius Menetrier konnte dreihundert sinnlos zusammengesetzte Worte, nachdem man sie ihm nur ein einziges Mal vorgesagt, in jeder beliebigen Aufeinanderfolge wieder her-sagen, während ein Schüler Schenkels (des Erfinders einer Art von Gedächtniskunst) eine gleiche Zahl von Worten und zugleich zweihundert und vierzig Sentenzen in der nämlichen Ordnung wiederholte, in der er sie gehört hatte. Zweitausend Namen merkte der berühmte Picus Mirandola nach nur einmaligem Anhören, und jene Kraft des Gedächtnisses, durch welche, nach Senecas Bericht, Cynaeus, Pyrrhus Gesandter, so wie ein Anderer, der ein angehörtes fremdes Gedicht mit wörtlicher Treue wieder hersagte, ihre Zeitgenossen in Erstaunen setzten, wurde, wie es scheint, noch weit von jenem Vermögen der Wiedererinnerung übertroffen, das den Florentiner Antonius Magliabecchi zu einem Wunder seiner Zeit machte. Dieser behielt nicht bloß den Inhalt eines nur einmal gelesenen Buches mit wörtlicher Treue, sondern zugleich die Zahl der Seite, auf welcher irgend eine Stelle gestanden, in der Erinnerung, und besaß hierbei auch ein bewundernswürdiges Ortsgedächtnis für Localitäten, welche er nur ein einziges Mal und vor mehreren Jahren gesehen und besucht hatte. Joseph Scaliger hatte in ein und zwanzig Tagen die Gesänge des Homer, hierauf in vier Monaten die Werke aller griechischen Dichter auswendig gelernt; und durch ein für Namen, so wie für Sachen gleich empfängliches und treues Gedächtnis haben sich unter den Alten namentlich Themistokles, unter den Neuern aber der tiefdenkende Pascal, so wie Leibniz und Locke ausgezeichnet. Ueberraschender noch als die Wirkung des Wortgedächtnisses, erscheint öfters die Wirkung des Figuren- und Zahlen-gedächtnisses, und es grenzt fast ans Unglaubliche, was wir von jenem Manne lesen, welcher nicht bloß die Namen der Soldaten eines ganzen Bataillons nach einmaligem Anhören im Gedächtnis behielt, sondern dreißig geometrische Figuren, an denen er alle beliebigen geometrischen Operationen mit derselben Sicherheit und Klarheit vorgenommen, als wenn dieselben, auf eine Tafel gezeichnet, ihm vor Augen stünden. Johann Wallis berechnete sogar im Finstern aus dreiundfünfzig ihm aufgegebenen Zahlen die Quadratwurzel.

31.

Lied der Faulheit.

(Von G. E. Lessing. Sämmtliche Schriften, I. Seite 51.)

Faulheit, ich will ich dir
auch ein kleines Loblied singen. —
D - wie - sau - er - wird es mir, —
dich - nach Würden - zu besingen!
Doch, ich will mein Bestes thun,
nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut! wer dich nur hat,
dessen ungestörtes Leben — —
Ach! - ich - gähn - ich - werde matt —
nun - so - magst du - mirs vergeben,
Daß ich dich nicht singen kann:
du verhinderst mich ja dran.

32.

Wächterruf.

(Von J. B. Sebel. Allemannische Gedichte, Aarau 1820. Seite 165.)

Loset, was i euch will sage!
d' glocke het zehni gschlage.
Iez betet und iez gönt ins bett,
und wer e rüehig gwiße het,
Schlof sanft und wol: im himmel wacht
e heiter aug die ganzi nacht.

Loset, was i euch will sage!
d' glocke het ölf i gschlage.
Und wer no an der arbet schwißt,
und wer no bi de charte sikt,
Dem bieti iez zum lextemol —
's isch hochi zit — und schlofet wol!

Loset, was i euch will sage!
d' glocke het zwölf i gschlage.
Und wo no in der mitternacht
e gmüet in schmerz und chummer wacht,
So geb der Gott e rüehige stund,
und mach di wider froh und gfund!

Loset was i euch will sage!
d' glocke het eis gschlage.
Und wo mit Satans gheiß und rot
e dieb uf dunkle psade got,
I wills nit hoffen, aber gschichts —
gang heim! der himmlisch richter sichts.

Loset! was i euch will sage!
d' glocke het zwei gschlage.
Und wem scho wider, ehs no tagt,
di schweri sorg am herze nagt,
Du arme tropf, di schlof isch hi!
Gott sorgt! es wär nit nötig gft!

Loset! was i euch will sage!
d' glocke het brü gschlage.
Die morgestund am himmel schwebt,
und wer im fribe den tag erlebt,
Dank Gott und faß e frohe muet [guet!
und gang ans geschäft, und — halt di

33.

Der Schneider in Pensa.

(Von J. B. Sebel.)

Der Schneider in Pensa: was ist das für ein Männlein? Sechs
und zwanzig Gefellen auf dem Brett Jahr aus Jahr ein, für halb Rußland
Arbeit genug, und doch kein Geld — aber einen frohen, heitern Sinn, ein
Gemüth treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asten deutsches Blut,
rheinländische Gastfreundschaft.

Im Jahre 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, gieng eine auch durch Bensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagreisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer geht wie daheim, sondern um ein paar Stunden zu spät. In Bensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben, und dann weiter abgeführt, in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenns nicht Einer gleichsam als eine fremde Waare aus Europa mitbringt.

Also kamen eines Tages, mit Franzosen untermengt, auch sechszehn Rheinländer, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost, in Bensa an, und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstund, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte.

Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: was wird aus uns werden? — oder: wann wird der Tod unserm Glende ein Ende machen? — und: wer wird den letzten begraben? — da vernahmen sie, mitten durch das russische und kosakische Kludermwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel unvermuthet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?“ — Und es stund vor ihnen, auf zwei nicht ganz gleichen Füßen, eine liebe, freundliche Gestalt, das war der Schneider von Bensa, Franz Anton Eggenmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarreise des Großherzogtums Baden.

Hat er nicht im Jahre 1799 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach gieng er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein? (Ein pfälzischer Schneider schlägt sieben bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenns ihn inwendig treibt.) In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerieregiment als Regimentschneider engagieren, und ritt mit ihm in die fremde russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Bensa; bald mit der Nadel stichend, bald mit dem Schwerte.

In Bensa aber, wo er sich hernach häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er nach dem deutschen Schneider in Bensa; verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hats ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf dreißig Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Bensa an, er

findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rath, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, — nur kein Geld.

Einem Gemüthe, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte! So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Scheere und Elle weg, und war der Erste auf dem Plage, und: „Sind keine Deutsche da?“ war seine erste Frage; denn er hoffte, von einem Tage zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wollte, und liebte sie schon voraus, ungesehener Weise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebet, und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussehen!“ dachte er, „wenn ihnen nur recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann.“ Doch nahm er, wenn keine Deutsche da waren, auch mit Franzosen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend nach Kräften.

Diesmal aber, und als er unter so viele geneigte Landsleute, auch Darmstädter und Andre, hineinrief: „Sind keine Deutsche da?“ — er mußte zum zweitenmale fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewisheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asten erklang in ihren Ohren wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutsche genug!“ und von jedem erfragte, woher er sei? — (er wäre mit Mecklenburgern und Kursachsen auch zufrieden gewesen), aber Einer sagte: von Mannheim am Rheinstrom! — (als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim ligt?), der Andere sagte: von Bruchsal, der Dritte von Heidelberg, der Vierte von Gochsheim, — da zog es wie ein warmes auflösendes Tauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten,“ sagte das herrliche Gemüth, „Franz Anton Egetmaier aus Bretten,“ wie Joseph in Aegypten zu den Söhnen Israels sagte: Ich bin Joseph, euer Bruder, — und die Thränen der Freude, der Wehmuth und heiligen Heimatliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigeren Fund an dem Schneider machten oder der Schneider an seinen Landsleuten, und welcher Teil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine teuren Landsleute im Triumph in seine Wohnung, und bewirtete sie mit einem erquicklichen Mahle, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war. Jetzt eilte er zum Statthalter, und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute behalten dürfe. „Anton,“ sagte der Statthalter, „wann hab ich euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, die in seinem Hause nicht Platz hatten, die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er die Gäste einen nach dem andern: „Herr Landsmann,“ sagte er zu einem, „mit eurem Weißzeug steht es windig aus, ich werde noch für ein halb Duzend neue Hemden sorgen; ihr braucht auch

ein neues Röcklein,“ sagte er zu einem andern; „eures kann noch gewendet und ausgebessert werden,“ zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten und alle sechs und zwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen rheinländischen Freunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausgestattet.

Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöthen ist, misbraucht niemals fremde Gutmüthigkeit, deswegen sagten zu ihm die Rheinländer: „Herr Landsmann, verrechnet euch nicht! ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit, so wissen wir auch nicht, wie wir euch für eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann.“ — Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, euch helfen zu können. Benützt alles, was ich habe, seht mein Haus und meinen Garten als das Eurige an!“ So kurzweg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn, eingefasst in Würde, die Güte hervorblüht; — denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmuth, sondern auch die liebe häusliche Demuth gibt, ohne es zu wissen, bisweilen dem Herzen königliche Sprüche ein.

Jetzt führte er sie, freudig wie ein Kind, in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen.

Hier ist nicht Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es; jeden Tag fand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tage von den Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Bivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren anders gehen; kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und den Siegen der hohen Verbündeten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte, und seinen Kindern — er nannte sie nur noch seine Kinder — mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahete. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder,“ sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht;“ „Vater Egetmaler,“ sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe.“ Also machte er ihnen zum Anschein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke* aus den Händen war.

Das gute Geld war zu einem andern Gebrauche zu bestimmen: aber man kann nicht an alles denken; denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, da gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Tren-

* Eine russische Scheidemünze, von der 100 auf einen Rubel, 98 auf einen Preussischen Thaler gehen.

nung, und zum bitteren Schmerze — die Noth, denn es fehlte an allem, was zur Nothdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirthbaren Gegend nöthig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich dreizehn Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgend hin. — Darum gieng in diesen letzten Tagen der Schneider — sonst so frohen leichtem Muthes — still und nachdenkend herum, als der etwas im Sinne hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen!“ sagten die Herren Rheinländer, und merkten nichts; aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder es ist Rath! Geld genug!“ — Was wars? — Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden,“ sagte er, „wenn nur ihr ohne Sorgen und Leib und Mangel nach Deutschland kommt.“ O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe was du hast, und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Du wirst einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommet her, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet; ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen!“

Doch der Kauf wurde zu großem Troste für die edlen Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts desto weniger brachte er auf eine andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen, und nöthigte sie, was er hatte von kostbarem russischen Pelzwerk, mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären oder Einem Unglück widersühre.

Den Abschied mag ich nicht beschreiben, Keiner, der dabei war, vermag es; sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestund, daß dieses der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich noch immer von ihrem Vater in Bensa, und als sie in Bialystock in Polen ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar ihre Schuld zurück.

34.

Stilles Gottes Lob.

(Von S. B. Tig. Arien 2c. ausgegeben von Heinrich Alberten. 1648. VI. Nr. 1.)

Willst du in der Stille singen
und ein Lied dem Höchsten bringen,
Lerne, wie du kannst allein
Sänger, Buch und Tempel sein.

Ist der Geist in dir beisammen,
voller Eifer, voller Flammen:
Dieser Sänger ohne Mund
thut Gott dein Begehren kund.

Ist dein Herz als Fels gebähret,
recht mit Andacht ausgezieret:
Dieses Buch dann bringet dir
Wort und Weisen gnug herfür.

Wo dein Leib vom Wust der Sünden
rein und sauber ist zu finden:
Diesen Wohnplatz, dieses Haus
sucht ihm Gott zum Tempel aus.

Kannst du so in Stille fingen,
kannst du dieß dem Höchsten bringen,
Dann wirfst du dir selbst allein
Sänger, Buch und Tempel sein.

35.

Die Vögel.

(Von H. D. Kenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. S. 7 ff.)

Keine Vögel legen, so lange ihre Legezeit dauert, jeden Tag, meist des Morgens, ein Ei; große ruhen gewöhnlich einen Tag um den andern, oder auch jedesmal nur den dritten Tag. Die Dotter steht mit dem Eiweiß durch zwei zarte Bänder in Verbindung, die man Hagel nennt; an der Seite der Dotter ligt ein weißes Fleckchen, Narbe genannt, woraus sich der Vogel entwickelt; durch die Wärme des brütenden Vogels (die man auch künstlich nachahmen kann) wird das Junge nach und nach ausgebildet; ist es reif, so rißt es, vermittelst eines harten Körnchens auf der Schnabelspitze, welches später bald abfällt, die Schale, versprengt sie vollends, indem es sich anstemmt, und schlüpft hervor. Die Dauer der Brütezeit richtet sich ziemlich nach der Größe der Vögel: kleine Singvögel brüten dreizehn bis vierzehn, das Huhn zwanzig bis einundzwanzig Tage, die Gans vier, der Schwan fünf Wochen. Das Geschäft des Brütens besorgt das Weibchen; bei vielen paarweis lebenden Arten wird es dabei um Mittag einige Stunden vom Männchen abgelöst. Beim Brüten fallen den meisten brütenden Vögeln die Federn der Unterseite zum Teil aus, wodurch die kahlen sogenannten Blutflecken entstehen. Der Kuckuck brütet gar nicht selbst, sondern legt seine Eier in fremde Nester. Die Anzahl der Eier ist sehr verschieden; die auskriechenden Jungen sind bald ganz nackt, bald mit Flaumfedern mehr oder weniger bekleidet. Zu den mit Flaumfedern dicht bekleideten gehören vorzüglich die jungen Raubvögel, Hühner-, Stelzen- und Schwimmvögel. Diejenigen jungen Vögel, welche unbeholfen aus dem Ei kriechen, werden, bis sie sich selbst ernähren können, von den Alten gefüttert, die meisten Hühner-, Stelzen- und Schwimmvögel aber, nachdem sie sich unter der Mutter erst abgetrocknet, folgen derselben, und suchen sich unter deren Anleitung ihr Futter selbst. Viele junge Schwimmvögel gehen, wenn sie kaum aus dem Ei sind, mit der Mutter ins Wasser, schwimmen, und ihr Flaumkleid bleibt trocken; andere, wie zum Beispiel die Aken und Lurmen, bleiben, bis sie bestiebert

sind, im Neste, werden dort von den Alten gefüttert, und können sich nicht helfen, wenn man sie mit ihrem Naße annehmenden Flaumkleide ins Wasser wirft. Viele Vögel machen jährlich nur eine, mehrere aber zwei Bruten, sehr wenige noch mehr.

Die Nester der Vögel sind sehr verschieden; jede Vogelart hat beim Nestbau etwas Eigentümliches, und es ist äußerst anziehend, sie bei diesem Geschäfte zu beobachten. Mancher Knabe, welcher, ohne selbst recht zu wissen, warum, Vogelnester ausstört, könnte sich im Gegenteil einen weit höheren Genuß verschaffen, wenn er die Thierchen ungestört nisten ließe, und ruhig dabei von fern beobachtete; schon die bloße Annäherung eines Menschen an ein Nest, noch mehr aber das Antasten desselben, bestimmt viele Vögel es zu verlassen. Merkwürdig ist auch die Reinlichkeit, welche manche kleine Vögel bei ihrem Neste beobachten, wie zum Beispiel der Hänfling, der den Mist seiner Jungen weit wegträgt.

Hinsichtlich des Winteraufenthaltes nennt man diejenigen Vögel, welche, wie der Sperling und Zaunkönig, ihren Geburtsort gar nicht verlassen, Standvögel; diejenigen, welche, wie Stieglitz, Hänflinge, Zeisige, in ihrem Vaterlande umherstreifen, Strichvögel; die, welche ganz aus- und nach Süden wandern, Zugvögel. In den heißen Ländern gibt es keine Zugvögel, aber die Vögel der kalten Länder ziehen meist im Winter fort, indem ein eigener Trieb sie zwingt, ihr Vaterland, wo es ihnen an Nahrung mangeln würde, während der kalten Zeit zu verlassen. Viele Vögel ziehen bei Tage, viele bei Nacht; einige einzeln oder paarweise, die meisten scharenweis; viele ziehen hoch durch die Lüfte, viele von Baum zu Baum, von Busch zu Busch; viele überwintern im südlichen Europa und kehren mit anbrechendem Frühling, nicht selten zu voreilig, zurück, viele ziehen über das Meer nach Afrika. Je früher ein Vogel im Herbst wegzieht, desto später kehrt er im Frühjahr wieder. Selbst der Zugvogel, den man in der warmen Stube hält, ist während der ganzen Zugzeit unruhig, und man kann an dieser Unruhe im Herbst und Frühjahr beobachten, wie lange seine Art zu ziehen pflegt; manche, welche, wie die Finken, nicht weit ziehen, lassen diese Unruhe wenig oder gar nicht merken, andere hingegen, wie die Wachteln, toben während der Zugzeit unaufhörlich. Die bei Tag ziehenden toben des Tags, die bei Nacht ziehenden des Nachts. Selbst jung aufgezogene Vögel sind zur Zeit, wo ihres Gleichen zu ziehen pflegt, unruhiger als sonst. Im Frühling kehrt jeder Vogel wieder an denselben Platz zurück, wo er geboren und erzogen wurde, was man leicht an Vögeln, die etwas Eigentümliches haben, erkennen kann. Vorzüglich leicht ist dieß an den Finken zu beobachten, wo ein jeder an seinem Schläge leicht zu erkennen ist; derselbe Fink nimmt jedes Frühjahr denselben Baum wieder ein, der ihm früher zum Wohnsitz diente.

Auch wer auf dem Hause nistende Störche oder im Stalle nistende Schwalben hat, wird ohne Mühe die Bemerkung machen können, daß in der Regel (wenn sie nicht unterwegs verunglücken) dieselben Vögel wiederkehren, und so ist es auch mit andern Arten. Ausrottung von Wälbem und dergleichen muß natürlich in dieser Hinsicht manche Veränderung bewirken. Aus dem Gesagten geht noch hervor, daß, wenn man eine Vogelart an einem Orte ausrottet, es viele Jahre dauert, ehe er wieder von dieser Art bevölkert wird, indem sich nur nach und nach wieder junge Vögel, die anderswo kein Unterkommen fanden, dahin ziehen: manche Gegenden, wo man zum Beispiel die Nachtigallen durch Wegfangen ausrottete, beweisen dieß. Bei uns, in Mitteldeutschland, geht der Zug der Vögel immer von Osten nach Westen, nicht von Norden gerade nach Süden; im Frühling geht er von Westen nach Osten zurück. Es scheint, als ob keiner unserer Zugvögel während seiner Abwesenheit im Süden brütete, wenigstens bringt keiner Junge mit zurück, mehrere aber kommen frisch vermaußert wieder; von vielen Vögeln kehren zuerst die Männchen und später erst die Weibchen zurück.

Die Schönheit des Gefieders, das anmuthige Wesen, die Gelehrigkeit, der Nutzen, der liebliche Gesang vieler Vögel, bringt bei den meisten Menschen eine Vorliebe für diese Thiere hervor, und veranlaßt viele, dieselben als Haus- und Stubengesellschafter in einer ehrenvollen Gefangenschaft zu halten, ein Vergnügen, das man nicht mißbilligen kann, insofern nur die Thierchen in jeder Art gut behandelt werden. Sie können sich wirklich in der Gefangenschaft sehr wohl befinden; dieß beweist ihr Gesang. Kein Vogel singt, wenn er sich nicht wohl befindet. Auch kann man nicht im Allgemeinen behaupten, daß das Halten der Stubenvögel die Zahl dieser nützlichen Geschöpfe zu sehr vermindere, da man in der Regel doch nur Männchen hält, und deren gewöhnlich überzählige vorhanden sind, die dann andere Bruten nur stören; desto unverzeihlicher ist es aber, wenn man nützliche kleine Vögelchen, wie Finken, Rothkehlchen, Meisen, Bachstelzen, bloß um sie als Speise zu verkaufen, in Menge, Männchen und Weibchen, wegfängt.

Wenn man sich Stubenvögel halten will, so ist allerlei zu merken. Bekommt man einen solchen, der bei Frost gefangen wurde, so darf man ihn ja nicht gleich in die warme Stube bringen, wo er bald sterben könnte; er muß erst einen Tag lang in einer frostfreien Kammer verweilen. Ist der Vogel mit Vogelleim beschmiert, so löst man diesen mit Del ab, wäscht dann die Federn noch mit lauem Seifenwasser und endlich mit reinem Wasser. Will er kein Futter annehmen, so stopft man ihm, wenn er anfängt matt zu werden, etwas ein, trinkt ihn auch, indem man an die Fingerspitze einen Tropfen nimmt und diesen in seinen Schnabel gleiten läßt, und

verhängt den Käfig mit einem Tuche. Sehr gut ist es, wenn man für frisch gefangene Vögel immer eine Kiste von etwa drittehalb Fuß in Bereitschaft hat, worin man nahe am Boden Sprunghölzer anbringen kann. Läßt man die Vögel mit gebundenen Flügeln in eine solche Kiste, so werden sie meist schnell ruhig und zahm, da sie nach den Seiten hin keinen Ausweg sehen, von oben her aber Licht genug haben, um Futter und Wasser zu sehen. Auch ein Käfig, der eine kleine, nur oben offene und mit einem Netz verschlossene Kiste bildet, ist sehr gut. Vom Fenster halte man übrigens jeden frisch gefangenen Vogel fern. Lobt der Vogel, so bindet man ihm die Spitze jedes Flügels, oder schneidet sie ab. Körnerfressende Vögel gehen gewöhnlich sehr bald ans Futter; mit denen, die bloß Insekten und Würmer fressen, hat man oft viele Mühe, und muß sie mit halbtodten Mehlwürmern und Fliegen, Ameisenpuppen und dergleichen gewöhnen. Allmählich mischt man das Genannte mit dem Futter, das für immer gereicht werden soll. Um viele Vögel halten zu können, räumt man denselben am besten eine eigene Kammer ein, die sich im Winter durch einen Ofen, woran sich kein Vogel verbrennen kann, mäßig wärmen läßt. Kann man mit einem Fenster dieser Kammer einen großen, von Draht geflochtenen, im Freien hangenden Käfig oder ein Vogelhäuschen in Verbindung setzen, so werden sich die Vögel, wenn man bei warmem Wetter das Fenster öffnet, desto besser befinden. Auch ein Viehstall, dessen Fenster groß und mit Netzen bespannt sind, gibt den Vögeln, zumal Insektenfressern, welche da im Sommer reichliche Nahrung finden und dem Vieh sehr nützlich werden, Winter und Sommer einen guten Aufenthalt. Man kann ihnen auch darin einen eigenen durch Netze verwachten Platz einräumen. Nie darf man einen frischen Vogel mitten in einem Raume plötzlich loslassen, dessen Fenster nicht mit Netz bezogen sind: der Vogel sieht die Glasscheibe nicht, will hinausseilen, und stößt sich leicht tod. Hat man kein Netz, so muß man ihn wenigstens dicht am Fenster los lassen. Daß man unter der Gesellschaft keine raubgierigen Vögel dulden darf, versteht sich von selbst; aber auch solche, denen man gewöhnlich nicht viel Böses zutraut, müssen zuweilen entfernt werden. So besaß ich zum Beispiel vor einigen Jahren ein aufgezoogenes Rothkehlchen, das andere kleine Vögel, wie Plattenmönche, Hänflinge, wüthend verfolgte, mit den Krallen packte und ihnen mit dem Schnabel den Kopf zerhieb. Da manche Vögel sich im Sande baden, viele auch Kieselkörnchen verschlucken, so muß der Boden immer dick mit feinem Wasserteufel bedeckt sein; kann man diesen durchaus nicht bekommen, so gibt man ihnen wenigstens ein Näpfchen mit Wasserteufel oder ganz kleinen Kieselsteinchen; das Wasser stellt man in einem weiten, anderthalb Zoll tiefen Gefäße hin, und dieß Gefäß wieder in ein größeres, höheres, worin das Wasser ebenfalls anderthalb Zoll hoch, also mit dem Rande des klei-

neren Gefäßes gleich steht. Täglich ist ein- oder zweimal frisches Wasser zu geben.

Hat man recht schön singende Vögel, so zieht man sich Junge auf, damit sie bei jenen lernen, da gut aufgezogene Vögel meist am fleißigsten und besten singen; sie müssen dann aber wo möglich nur den Alten singen hören, von welchem sie lernen sollen, weil sie sonst leicht fremde Töne einmischen. Um Vögel aufzuziehen, nimmt man sie am besten, wenn sie eben anfangen Federn zu bekommen; die insektenfressenden füttert man mit in Milch geweichteter und mit Weizenkleie gemischter Semmel, wozu man gern Ameisenpuppen, Mehlwürmer und fein gehacktes Ei fügt; den Körnerfressenden mischt man feine Kleie, sondern gequellten Mohn, doch nicht zu viel, bei; vorzüglich ist auch beim Auffüttern auf Reinlichkeit zu sehen. Raubvögel werden mit Fleisch, Eisvögel mit Fischen aufgefüttert, Schwalben füttert man leicht mit Ameisenpuppen, Mehlwürmern und Fliegen auf.

Da manche Liebhaber mehr auf recht zahme, als auf singende Vögel sehen, so will ich die Anweisung, Vögel zu zähmen, durch ein Beispiel erläutern. Da ich in Göttingen wohnte, kaufte ich ein Nest mit drei jungen Grünlingen, zog sie groß, gab ihnen aber nie etwas anders zu fressen, als was sie von meiner Hand nahmen, wodurch es bald dahin kam, daß sie mir in der Stube immer nachflogen, und, so oft ich pffiff, um sich füttern zu lassen, auf meine Hand eilten. Vor meinen Fenstern war noch ein Stück Dach, und als einst die Sonne recht warm darauf schien, und die Thierchen, welche nun schon fast ganz ausgewachsen waren, gerade hungrig waren, setzte ich sie hinaus, ließ sie vor dem Fenster aus meiner Hand fressen, und lockte sie dann wieder herein. Indem ich sie nun anfangs immer nur hinaussetzte, wenn sie hungrig waren, gewöhnte ich sie, in der Nähe zu bleiben. Meinem Hause gegenüber war ein niedriges Dach, und hinter demselben die Linden der Kirche an der Wehnder Straße. Bald flogen die Grünlinge auch auf jenes Dach und von da in die Linden, kamen aber jedesmal auf meinen Ruf zum Futter zurück. So gieng es den ganzen Sommer fort, und man denke sich das Erstaunen der auf der Straße gehenden Leute, wenn ich zum Fenster hinaus pffiff, und plötzlich drei Vögelchen auf meine Hand geflogen kamen. — Als Knabe hielt ich mir einen zahmen, eben so aufgezogenen Finken, Namens Bitt, der mich auf allen Spaziergängen begleitete. Einst verschwand er bei dieser Gelegenheit, während ich mit Spielen beschäftigt war, und trostlos suchte ich ihn zwei Tage lang vergebens; am dritten Tage wanderte ich wieder, zwar hoffnungslos, aber doch immer den Finken mit dem gewohnten Locken rufend, herum; plötzlich hörte ich hinter mir etwas schnurren, und ehe ich mich noch umgesehen, saß Bitt munter und freundlich auf meiner Schulter. — Für Liebhaber füge ich hier noch die Bemerkung hinzu, daß Vögel es nicht gerne

sehen, wenn man sie anhaucht, oder mit der Hand streichelt, man muß sie mit einer Feder streicheln, was ihnen angenehm ist.

Einen sehr angenehmen Nutzen, welchen manche Vögel, die frei in der Stube herumhüpfen, gewähren, will ich hier noch erwähnen: er besteht in Vertilgung des Ungeziefers. Ein Rothkehlchen säubert die Stube leicht von Fliegen und Flöhen. In Leipzig wohnte ich in einem Hause, wo man selbst am Tage viele Wanzen vor meiner Stubenthüre herumkriechen sah; aber in meiner Stube und Kammer kam keine auf, weil eine aufgezoogene Bachstelze alle wegschnappte. Das Thierchen war mir durch diesen Dienst so lieb geworden, daß ich es, da ich Leipzig verließ, um nach Weimar zurückzukehren, auf dem Postwagen mitnahm und unterwegs aus meiner Hand fütterte und tränkte, denn es war so zahm, daß es ans Entweichen nicht dachte.

Es gibt Vögel, welche gar nicht an die Gefangenschaft gewöhnt werden können, oder doch sehr bald sterben, und solche sollte man gar nicht halten; andere dauern bei guter Pflege viele Jahre. Um nur ein Beispiel, statt aller, zu erwähnen, so besaß der berühmte Naturforscher Bechstein einen trefflichen Finken, welchen er am Tage seiner Hochzeit als Geschenk erhalten hatte, der ihn selbst überlebte, nach seinem Tode von der Witwe treulich gepflegt wurde, und ein Alter von 36 Jahren erreichte.

36.

Vogelweisheit.

(Von Friedrich Rückert.)

Höre, junge Vogelbrut,
eines Alten Lehren!

Menschenwitz weiß böß und gut
täuschend zu verkehren.

Naß du weder jenem Ort,
wo sie hin dich locken,
Noch, wo sie dich scheuchen fort,
flieh sogleich erschrocken.

Denn, wo ihr die Lockung steht,
dort will man euch haschen,
Aber, wo die Scheuche steht,
dürft ihr ruhig naschen.

Hinter Scheuchen könnt ihr still
eben euch verstecken;
Denn wo man euch fangen will,
wird man euch nicht schrecken.

Sprichwörter.

37.

Wer Herr muß selber sein der Knecht,
will ers im Hause haben recht.

Vom Hörensagen und Wiebersagen
wird mancher auf das Maul geschlagen.

Den Geschickten hält man werth,
den Ungeschickten niemand begehrt.

Lach mich an und gib mich hin,
ist der falschen Freunde Sinn.

Frage nicht, was Andre machen,
acht' auf deine eignen Sachen.

Des Christen Herz auf Rosen geht,
wenns mitten unter Dornen steht.

Halte deinen Witz im Zaum,
leicht macht er dem Hase Raum.

Sehts in der Welt dir etwa schlecht,
thu was du willst, nur hab nicht Recht.
Wer will haben gute Ruh,
der höre, seh, und schweig dazu.

Was du nicht willst, daß dir geschieht,
das thu auch einem Andern nicht.

Versuchs, häng stets die Angel ein:
wo dus nicht meinst, werden Fische sein.

Wer seine Schuh kann selber flicken,
der darf sie nicht zum Schuster schicken.

38.

Besser des Freundes Wunden als des Feindes Kuss.

Wer zwei Hasen zugleich hezt, fängt gar keinen.

Es ist keiner so stark, er findet einen Stärkeren.

Wer sich auf Menschen verläßt, ist verlassen genug.

Der Fuchs verliert wohl das Haar, aber nicht den Sinn.

Wer einen Geck aussendet, dem kommt ein Narr wieder.

Wer sich heut nicht bessert, wird morgen ärger.

Fleißiger Hausvater macht hurtig Gesinde.

Wer im Zorn handelt, geht im Sturm unter Segel.

Wenn man das Licht zu genau pußt, löscht man es aus.

Wer des Wolfes schont, der gefährdet die Schafe.

39.

Woll fein, so schickt sichs.

Viele Federn machen ein Bett.

Rom ist nicht in Einem Tage erbaut

Keine Regel ohne Ausnahme. [worden.

Feindes Mund spricht selten gut.

Spar in der Zeit, so hast du in der Noth.

Was keine Sünde ist, ist keine Schande.

Nach und nach macht der Vogel sein Nest.

Wer gern gibt, fragt nicht lange.

Der Geizige ist allweg arm. [Scheide.

Ein Schwert erhält das andre in der

Kein Harnisch schützt wider den Tod.

40.

Rom ist nicht in Einem Tage erbaut worden.

(Von J. V. Sebel.)

„Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden.“ Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverbroßen daran gearbeitet, und nicht abgelassen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchturm stund. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, machs auch so!

Kaiser Heinrich und die Hunnen.

(Aus der sächsischen Chronik. Mainz 1492. Vergl. Nr. 32 im 3ten Teil des Lesebuchs.)

Im Jahr 927 zog Kaiser Heinrich gegen die Wenden an der Havel, welche Haveler hießen, und hatte viel Streit mit ihnen, ehe man sie zu beständigem Glauben bringen konnte. Es war in einem harten Winter, daß er vor die Burg zu Brandenburg zog und auf das Eis bauete und die Burg gewann; dadurch behielt er das ganze Land unter sich.

Als während dieses Krieges der König von Ungarn nach dem Zins und Tribut sandte, gieng Kaiser Heinrich mit den Seinen zu Rathe, wie er es mit den Ungarn wegen dieses Zinses machen solle. Da wurden die Rätthe mit dem Kaiser einig, daß sie dem wehren wollten. Und der Kaiser sandte dem König von Ungarn einen Hund, dem er hatte Ohren und Schwanz abschneiden und das Haar scheeren lassen, und entbot ihm dazu: wenn er Eigenleute haben wolle, so möge er sich baraus welche machen, und wolle er mehr Zins haben, so solle er kommen und ihn holen und mit dem Schwerte gewinnen.

Als die Ungarn hörten, daß der Kaiser ihnen zum Spott einen Hund gesandt, wurden sie alle grimmig, und machten sich bereit mit aller Kraft und Macht, die sie zusammen kriegen konnten; von Wenden, Dänen und Böhmen. Man findet geschrieben, daß ihrer hundert tausend Keißige waren. Sie zogen mit Gewalt durch Baiern und Franken, und kamen in das Land Thüringen, und belegten Jechenburg mit funfzig tausend Mann, die andern funfzig tausend zogen nach Sachsen. Da sammelte auch der Kaiser sein Volk, etwa zwölf tausend Mann. Man findet geschrieben, daß von diesen noch achttausend abfielen durch Furcht vor dem vielen Volk der Ungarn, so daß der Kaiser nicht mehr als vier tausend wohl Gewaffnete hatte. Die Ungarn waren auch in Angst; sie lagerten an der Myssau, auf der Stätte, da jetzt Scheining ligt. Denn der Kaiser tröstete sein Volk, und hatte das Vertrauen, den Streit zu gewinnen; die Herren und Fürsten aber sprachen: Herr Kaiser, das wird euch nicht erscheinen. Da antwortete der Kaiser: Es wird scheinen, so Gott will. Also ward die kleine Stadt, die daselbst nach dem Streite gebauet ward, Scheining geheissen, wie ich in etlichen Chroniken finde.

Der Kaiser vertrauete Gott und tröstete sein Volk und sagte: Lieben Leute, wir wollen männlich fechten für unser Land, denn Gott ist bei unserer Sache, weil sie Heiden und wir Christen sind; Gott wird uns wohl helfen. Da waren die Sachsen, die er nahe bei sich hatte, fröhlich, der andere Teil war noch betrübt. Da tröstete sie Gott. In der Nacht war ein großer

Regen und am Morgen ein dicker Nebel, die Sachsen hatten nachts in den Scheuern geruhet, die Ungarn aber waren naß geworden. So zog Kaiser Heinrich in dem Nebel auf die Ungarn, und die Sachsen riefen ihr Feldgeschrei, daß die Ungarn sich entsetzten und meinten, die ganze Welt falle über sie ein, und begannen zu fliehen vor Schreck, und darüber wurden ihrer so viele erschlagen, bis daß die Sachsen vom Schlagen müde wurden.

Das Gerücht kam über das ganze Land, daß die Ungarn flüchtig wären geworden. Da kamen dem Kaiser alle zu Hilfe, die in dem Lande und zunächst da waren, und jagten die Ungarn und Wenden bis heim in ihr Land. Der Ungarn und Wenden wurden zwanzig tausend erschlagen und neun hundert gefangen; der Sachsen wurden nicht viel erschlagen. Jedermann möchte sich verwundern, daß der Wenden und Ungarn so viel gewesen; aber wer nur einmal wüßte, wie groß Ungarland und Wendenland damals war, dem thäte es kein Wunder. Das ganze Land von der Elbe an, in der Breite und in der Länge, bis an die Heidenchaft in Littauen und bis jenseits Ungarn, alles hieß Wenden. Das geht aus ihrer Sprache hervor, denn sie weichen darin nicht sehr von einander ab.

Die Ungarn und Wenden flohen, und kamen nach dem Zins nicht mehr wieder, so lange Kaiser Heinrich lebte.

42.

Heinrich der Vogler.

(Von Klopstock.)

Der Feind ist da! die Schlacht beginnt!	Willkommen Lob fürs Vaterland!
wohlauf zum Sieg herbei!	Wenn unser sinkend Haupt
Es führet uns der beste Mann	Schön Blut bedeckt, dann sterben wir
im ganzen Vaterland!	mit Ruhm fürs Vaterland!
Heut fühlet er die Krankheit nicht,	Wenn vor uns wird ein offnes Feld
dort tragen sie ihn her.	und wir nur Todte sehn
Heil, Heinrich! Heil dir Held und Mann	Weit um uns her, dann segen wir
im eisernen Gefild!	mit Ruhm fürs Vaterland!
Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier	Dann treten wir mit hohem Schritt
und herrscht den Sieg herbei!	auf Reichnamen daher,
Schon ist um ihn der Edlen Helm	Dann jauchzen wir im Siegesgeschrei,
mit Feindesblut bespritzt.	das geht durch Mark und Bein!
Streu furchtbar Stralen um dich her,	Uns preist mit frohem Ungestüm
Schwert in des Kaisers Hand,	der Bräutigam und die Braut!
Daß alles tödtliche Geschöpf	Er steht die hohen Fahnen wehn
den Weg vorübergeh!	und brüctt ihr sanft die Hand,

Und spricht zu ihr: Da kommen sie,
die Kriegesgötter, her!

Sie stritten in der heißen Schlacht
auch für uns beide mit.

Uns preist der Freudenthränen voll
die Mutter und ihr Kind!

Sie drückt den Knaben an ihr Herz,
und steht dem Kaiser nach.

Uns folgt ein Ruhm, der ewig bleibt,
wenn wir gestorben sind,
Gestorben für das Vaterland
den ehrenvollen Tod.

43.

Polykarpus.

(Von J. G. Herber.)

„Was tödtet ihr die Glieder?“ rief die
Wuth
des Heidenpöbels: „sucht und würgt das
Haupt!“

Man sucht' den frommen Polykarpus,
ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam
hatten

die Seinen ihn aufs Land geflüchtet. „Ich
sah diese Nacht das Rissen meines
Haupts

in voller Blut,“ so sprach der kranke
Greis,

„und wachte mit besondrer Freude auf.
Ihr, Lieben, mühet euch umsonst: ich soll
mit meinem Tode Gott lobpreisen.“ Da
erscholl das Haus vom stürmenden Ge-
schrei

der Suchenden. Er nahm sie freundlich
auf:

„Bereitet,“ sprach er, „diesen Müden noch
ein Gastmahl, ich bereite mich indes
zur Reise auch.“ Er gieng und betete,
und folgte mit vielen Schmerzen ihnen
zum Consul. Als er auf den Richtplatz kam,
rief eine mächtige Stimm im Busen ihm:
Sei tapfer, Polykarp! — Der Consul steht
den heitern, schönen, ruhigsaunten Greis
verwundernd. Schone, sprach er, deines
Alters,

und opfre hier, entsagend deinem Gott!
„Wie sollt ich einem Herrn entsagen, dem

zeitlebens ich gebietet und der mir
zeitlebens Gutes that?“ — Und fürch-
test du
denn keines Löwen Zahn? — „Zermal-
met muß
das Weizenkorn doch einmal werden, seis
woburch es will, zur künftigen neuen
Frucht.“

Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! er ist
der Christen Vater; Feuer, Feuer her!“
Sie trugen Holz zusammen, und mit Wuth
ward er ergriffen. „Freunde,“ sprach er,
„hier

bedarfs der Bande nicht: wer dieser
Flamme
mich würdigte, der wird mir Wuth ver-
leihn!“

Und legte still den Mantel ab und band
die Sohlen seiner Füße los und stieg
hinauf zum Scheiterhaufen. — Plötzlich
schlug

die Flamm empor, umwehend ringsum ihn
gleich einem Segel, das ihn kühlte,
gleich einem glänzenden Gewölbe, das
den Edelstein in seine Mitte nahm
und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank, es floß sein Blut, die Flamm
erlosch,

und eine weiße Taube flog empor.
Du lachst der weißen Taube? Soll einmal
ein Geier dir, dem Sterbenden, die Brust

durchbohren? dem Gestorbenen das Aug des Silbes, das die Sage sich erschuf:
 ein Rab auszackern? aus der Asche sich nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode
 Molch oder Ratter winden? Spotte nicht Ruth.

44.

Adalbert von Babenberg.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Im Jahre 905, zu König Ludwig des Kindes Zeiten, trug sich eine Begebenheit zu, die man lange auf Kreuzwegen und Wahlstätten vor dem Volke singen hörte, und deren die geschriebenen Bücher von den Thaten der Könige nicht geschweigen.

Adalbert, ein edler fränkischer Graf, hatte Konraden, König Ludwigs Bruder, erlegt und wurde in seiner Burg Babenberg (Bamberg) darum belagert. Da man aber diesen Helden mit Gewalt nicht bezwingen konnte, so sann des jungen Königs Rathgeber, Erzbischoff Hatto von Mainz, auf eine List. Mit frommer Gleisneret gieng er hinauf zu einem Gespräch in das Schloß, und rebete dem Adalbert zu, die Gnade des Königs zu suchen. Adalbert, fromm und demüthig, fügte sich gerne, bedung sich aber aus, daß ihn Hatto sicher und ohne Gefahr seines Lebens wieder in die Burg zurück bringe. Hatto gab ihm sein Wort darauf, und beide machten sich auf den Weg. Als sie sich dem nächsten Dorfe, Namens Teurstat, näherten, sprach der Bischof: „Es wird uns das Fasten schwer halten, bis wir zum Könige kommen: sollten wir nicht vorher frühstücken, wenn es dir gefiele?“ Adalbert, einfältig und gläubig, nach der Art der Alten, ohne Böses zu ahnden, lud den Bischof alsbald nach diesen Worten bei sich zum Essen ein, und sie kehrten wieder in die Burg zurück, die sie so eben verlassen hatten. Nach eingenommenem Mahl begaben sie sich sodann ins Lager, wo die Sache des Fürsten vorgenommen, und er der Klage des Hochverraths schuldig gesprochen und zur Enthauptung verdammt wurde. Als man dieses Urtheil zu vollziehen Anstalt machte, mahnte Adalbert den Bischof an die ihm gegebene Treue. Hatto antwortete verrätherisch: „Die hab ich dir wohl gehalten, als ich dich ungefährdet wieder in deine Burg zum Frühstück zurück führte.“ Adalbert von Babenberg wurde hierauf enthauptet, und sein Land eingezogen.

45.

Versöhnung.

(Von Friedrich Rückert.)

1.

Du findest in dir die Ruhe nicht, So lang von deiner Schuld Gewicht
 den milden Hauch von Gottes Gnaden du willst ein Teil auf Andre laden.

Nicht wenn du das, was dich gelenkt,
von dem, was du gethan hast, trennest:
Dir ist die Schuld nur ganz geschenkt,
wenn du zur ganzen dich bekennest.

2.

Was du gethan, hast du gethan, [ben;
du kannst in keinen fremden Busen schie-
Wem immer du die Wirkung zugeschrieben,
ich schreibe doch das Werk dir an.

Wer dir vorangieng auf den Pfaden,
nicht seine Schuld wird dich entladen;

Wie viele auch an einem Werke schafften,
ein jeder muß aufs Ganze haften.

3.

Wo du immer dich vergangen,
wünsch auch gleich die Straf herbei;
Von der Furcht, die dich gefangen,
macht dich nur die Strafe frei.

Besser, daß an deinem Blute
sich die Rache schnell vollstreckt,
Als daß dich des Vaters Ruthe
immer hinterm Spiegel schreckt.

46.

Reisesprüchlein.

(Philander von Sittewald, 1650. II. Seite 31.)

Wer reisen will,
der schweig fein still,
Geh steten Schritt,
nehm nicht viel mit,
So darf er nicht viel sorgen,
und geh recht früh am Morgen.

47.

Herr Baron von Münchhausen erzählt eine schöne Geschichte.

(Ausgabe 1840. S. 6.)

Ich weiß nicht mehr recht, ob es in Esthland oder in Ingermannland war, so viel aber besinne ich mich noch wohl, es war mitten in einem fürchterlichen Walde, als ich einen entsetzlichen Wolf mit aller Schnelligkeit des gefräßigsten Winterhungers hinter meinen Rennschlitten ansetzen sah. Er holte mich bald ein, und es war schlechterdings unmöglich, ihm zu entkommen. Mechanisch legte ich mich platt in den Schlitten nieder, und ließ mein Pferd zu unserm beiderseitigen Besten ganz allein machen. Was ich zwar vermuthete, aber kaum zu hoffen und zu erwarten wagte, das geschah gleich nachher. Der Wolf bekümmerte sich nicht im mindesten um meine Wenigkeit, sondern sprang über mich hinweg, fiel wüthend auf das Pferd, riß ab und verschlang auf einmal den ganzen Hinterteil des armen Thiers, welches vor Schrecken und Schmerz nur desto schneller lief. Wie ich nun auf die Art selbst so unbemerkt und gut davon gekommen war, so erhob ich ganz verstoßen mein Gesicht, und nahm mit Entsetzen war, daß der Wolf sich beinahe über und über in das Pferd hineingefressen hatte. Kaum aber hatte er sich so hübsch hineingezwängt, so nahm ich meine Zeit war, und

fiel ihm tüchtig mit meiner Peitsche auf das Fell. Solch ein unerwarteter Ueberfall in diesem Futteral verursachte ihm keinen geringen Schreck; er strebte mit aller Macht vorwärts, der Leichnam des Pferdes fiel zu Boden, und siehe! an seiner Statt steckte mein Wolf in dem Geschirre. Ich meines Orts hörte nun noch weniger auf zu peitschen, und wir langten in vollem Galopp gesund und wohlbehalten in St. Petersburg an, ganz gegen unsere beiderseitigen Erwartungen, und zu nicht geringem Erstaunen aller Zuschauer.

Der Peter in der Fremde.

(Nach Gräbel von A. G. Eberhardt.)

Der Peter will nicht länger bleiben,
er will durchaus fort in die Welt.
Dieß Wagestück zu hintertreiben,
der Mutter immer schwerer fällt.
„Was willst du,“ spricht sie, „draußen
machen?
du kennst ja fremde Menschen nicht;
Dir nimmt vielleicht all deine Sachen
der erste beste Bösewicht.“

Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
wenn er die Mutter weinen sieht,
Und wiederholt an jedem Morgen
sein längst gesungnes Reiselied.
Er meint: die Fremde nur macht Leute;
nicht in der Nähe wohnt das Glück.
Drum sucht ers gleich recht in der Weite;
doch kehrt er mit der Zeit zurück.

Bu Hilfe ruft man alle Basen,
jedwebe gibt dazu ihr Wort;
Doch Peter läßt nicht mit sich spaßen,
der Tollkopf will nun einmal fort.
Da sprach die Mutter voller Kummer:
„So sieh doch nur den Vater an!
Der reiste nie, und ist nicht dummer,
als mancher weit gereiste Mann.“

Doch Peter läßt sich nicht bewegen,
so daß zulezt der Vater spricht:
„Nun gut! Ich wünsch dir Glück und
Segen;
fort sollst du; doch nun säum auch nicht!“

Nun geht es an ein Emballieren
vom Fuß hinauf bis an den Kopf;
Man wickelt, daß auch nichts kann frieren,
das dickste Band um seinen Popf.

Und endlich ist der Tag gekommen;
gleich nach dem Essen geht er heut.
Voraus ist Abschied schon genommen,
und alles schwimmt in Traurigkeit.
Die Eltern das Geleit ihm geben
bis auf das nächste Dorf hinaus,
Und weil da ist ein Wirtshaus eben,
hält man noch einen Abschiedschmaus.

Ein Gläschchen Wein wird vorgenom-
men; —

doch still wird Peter, mäschenstill.
Man trinkt auf glücklich Wiederkommen,
und Peter seufzt: „Nun, wie Gott will!“
Er muß die Augen manchmal reiben,
nimmt Abschied noch einmal recht schön,
Und sagt, man soll' nur sitzen bleiben,
denn weiter laß er Keinen gehn.

Und endlich waukt er fort, der Peter,
obgleich es ihn beinahe reut,
Nach jeden hundert Schritten steht er
und denkt: Wie ist die Welt so weit!
Das Wetter will ihn auch nicht freuen;
es weht der Wind so rauh und kalt,
Er glaubt: es kann noch heute schneien,
und schneits nicht heut, so schneits doch
bald.

Jetzt schaut er bang zurück, jetzt geht er
und sinnt, wie weit er heut noch reist;
Jetzt kommt ein Kreuzweg, ach! da steht er,
und niemand, der zurecht ihn weist!

„Ach,“ seufzt er, „so was zu erleben
gedacht ich nicht! daß Gott erbarm!
Hätt ich der Mutter nachgegeben,
so säß ich jetzt noch weich und warm.“

Wie konnt ich so mein Glück verscherzen!
ich war doch wirklich toll und dumm.
Wie würde mich die Mutter herzen,
kehrt ich an diesem Kreuzweg um!“
Und rasch beschließt er, sich zu drehen,
wie wenn man was vergessen hat,
Und rennt — ich hätt ihn mögen sehen —
zurück zur lieben Vaterstadt.

Die Eltern saßen unterdessen
im Wirthshaus noch in guter Ruh,
Bekämpften ihren Gram durch Eßen
und tranken tief gerührt dazu.
Der Peter ließ sie gern beim Schmause;
ihn reizte nur der Heimat Glück;
Drum läuft er sporenstreichs nach Hause
auf einem Seitenweg zurück.

Und froh, daß in der Näh und Ferne
sein Fuß sich nicht verirret hat,
Gelangt er vor dem Abendsterne
noch ungesehen in die Stadt.

Doch ist er kaum erst hergekommen,
da schallt Gelächter durch das Haus,
Das hätt er übel fast genommen,
allein — er macht sich nichts daraus.

Man spaßt: „Du mußt mit Meilenschuhen
gewandert sein; drum setz dich auch
Nun hintern Ofen, um zu ruhen,
und pfleg am Brotschrank deinen Bauch!“

Er thut's. Jetzt treten seine Alten
zur Stubenthür betrübt herein;
Die Mutter seufzt mit Händefalten:
„Ach, Gott, wo mag nun Peter sein?“

Da kriecht der Peter vor und schmunzelt:
„Was klagt ihr denn? Hier bin ich ja.“
Die Mutter jauchzt, der Vater runzelt
die Stirn und spricht: „Schon wieder da?
Nun, wie ichs dachte, ist's geschehen;
die Mutter war nur ganz verwirrt;
Ich hab's dem Burschen angesehen,
wie weit die Reise gehen wird.“

Die Mutter jubelte, durchdrungen
von frommem Dank: „'s ist beßer so;
Nun hab ich wieder meinen Jungen
gesund daheim, des bin ich froh!“
Doch Peter sagte ganz beklommen:
„Hätt ich nur nicht geglaubt, es schneit,
Und wär der Kreuzweg nicht gekommen,
ich wär jetzt, wer weiß, wie weit!“

49.

Räthsel.

(Von J. B. Hebel.)

Hast du dich einer Sache unterwunden,
o lieber Mann,

Und hast du etwa mich darin gefunden:
bist übel dran!

Noch schlimmer aber, wenn du dann mit nasen,
vielleicht auch trocknen Augen mich mußst lassen.

Räthsel.

(Von J. B. Sebel.)

Vrfertigt ist vor langer Zeit,
 doch mehrenteils gemacht erst heut.
 Sehr schätzbar ist es seinem Herrn,
 und dennoch hütets niemand gern.

Die Gegend um die Teufelsbrücke.

(Von Christoph Meiners.)

Ich will nicht alle die Bäche, Dörfer und Berge, die man vom Hospital bis Gestinen, eine Stunde von der Teufelsbrücke, antrifft, einzeln nennen; allein das kann ich versichern, daß ich keinen Weg kenne, der so viel Großes und Schönes, so viel Liebliches und Schreckliches vereinigt, und gerade durch diese Manigfaltigkeit und Mischung so anziehend und einzig ist. Bald sieht man spiegelhelle Bäche, die an sanften Abhängen leise heruntergleiten, und in denen man nicht die geringste Bewegung wahrnehmen könnte, wenn nicht ihre Oberfläche von der Sonne erleuchtet würde; bald wieder schrecklich brausende Bergströme, die mit der Neuß, von welcher sie verschlungen werden, wetteifern, und oft in wenigen Augenblicken ihres Zorns ganze Dörfer und Häuser unüberstehlich fortreißen. Bald entdeckt man freundliche Dörfer, oder artige Kapellen und Häuser: bald aber auch grausvolle Wildnisse, wo man nichts als nackte und zertrümmerte Felsen sieht und nur das entsetzliche Toben der unaufhörlich von Felsen auf Felsen sich stürzenden Neuß hört, die man zur beständigen Begleiterin hat. Endlich nimmt man bald fette Wiesen, lachende Alpen, einladende Wäldchen und sorgfältig gebaute Gartenfelder war; dann aber auch wieder verdorrte oder verdorrnde Bäume, oder frisch zerbrochene Stämme, die von heftigen Windstößen oder Lavinen wie dürre Reiser verbrochen wurden, oder ausgerißene Tannen, die ihre Wurzeln nach dem Wege zustrecken und mit ihren stolzen Häuptern sich gegen die schäumende Neuß hinneigen. Solche abgebrochene oder entwurzelte Tannen sind häufig mit Eisklumpen, den Nesten verwüstender Lavinen, oder mit Felsstücken vermischt, die durch eben diese Lavinen von den hohen Felsen abgerissen worden. Unter den Felsstücken, womit die Abhänge der Berge und das Bett der Neuß bedeckt sind, fanden wir eins, auf welchem man ein kleines Kartoffelfeld angelegt hatte.

Gleich hinter Gestinen fängt der merkwürdigste und furchtbarste Teil des ganzen Weges an, der bis zur Teufelsbrücke geht und die Schöllenen

genannt wird. Auf diesem Wege ist man beständig zwischen unerstieglischen Felsen eingeschlossen, deren gräßliche Nacktheit und todte Stille nur von Zeit zu Zeit durch schäumende, an ihren schwarzen Wänden herabfallende Bäche bedeckt und belebt wird. Diese Felsen rücken immer näher zusammen, und lassen an manchen Stellen kaum Platz genug für die Neuß, die immer wüthender wird, je höher man kommt, und für den schmalen Weg, der oft aus der Tiefe der Neuß aufgemauert und gestützt ist. Man geht häufig über den Schutt von Bergfällen oder vielmehr Felsenfällen weg, die bisweilen den Weg auf mehrere Tage so sehr bedecken, daß er ganz ungangbar wird. An den Trümmern konnte man es deutlich unterscheiden, daß zweien dieser Bergfälle, die dem Wanderer jeden Augenblick den Tod bringen können, sich vor nicht gar langer Zeit eräugnet hatten; die übrigen waren viel älter, und unter diesen schien mir derjenige der merkwürdigste, dessen Spuren man dieffeits der hangen Brücke sieht, wo zwischen ungeheuren Felsstücken gewaltige Tannen aufgewachsen waren. Gleich jenseits der hangen Brücke stehen nur noch einige zwergmäßige Tannen, die mehr das Ansehen von Gesträuchen als von Bäumen haben; weiterhin findet man weder Bäume noch Gesträuche noch Weiden mehr, sondern allein dürres Moos, womit die alten Felstrümmer bewachsen sind. Nahe bei Gestinen begegneten uns einige Kühe, die aber eben so klein und elend als die bald verschwindenden Tannen waren, und vermuthlich aus derselbigen Ursache, weil die zwischen den nackten und kahlen Felsen erstorbene Natur nicht Kraft genug hatte, ihre Geschöpfe zu einer vollkommenen Reife und Größe zu bringen. Jenseits der hangen Brücke hörten wir die Stimme keines Thieres, und sahen lange keine Menschen mehr. Schon um fünf Uhr wehte zwischen den hohen Felsen ein so durchdringender Wind, dergleichen bei uns nur im Winter oder spät im Herbst wehet, und ich wurde deswegen gezwungen, über die Weste, worin ich gewöhnlich gehe, noch meinen Rock anzuziehen und zuzuknöpfen. Je näher man der Teufelsbrücke kommt, und je steiler die Felsen werden, desto gewaltsamer drängt sich die Neuß durch ihr enges und unebenes Bett fort. Nahe bei der hangen Brücke sind die beiden prächtigsten Wasserfälle, die man vom Steg an bis zur Teufelsbrücke sieht. Bei dem ersten schießen die Gewässer des Flusses dreimal hintereinander von schrägen Felswänden in tiefe Abgründe hinein, werden aber gleich wieder von nachstürzenden Wogen herausgepeitscht, und zuletzt über ein hohes und gewaltiges Felsenstück hinüber getrieben, daß Staub und Wasserstralen nach allen Seiten emporsprizen. Alle Schrecknisse des ganzen Weges aber, die man von Gestinen an einzeln angestaunt hat, finden sich an dem Orte, wo die Teufelsbrücke über die Neuß gebaut ist, in den höchsten Graden vereinigt. Hinter sich hat man furchtbar überhangende Felsen, die in jedem Augenblicke den Einfall drohen, und vor sich ungeheure Felsstücke, die Trümmer

einer durch den Arm des Allmächtigen zerbrochenen Erde zu sein scheinen, und unter welchen mehrere so groß sind, daß keine menschliche Kraft sie von der Stelle bewegen könnte. Zur Linken erheben sich Felswände bis zu einer so schwindelnden Höhe, daß man nicht hinanzuschauen wagt, aus Furcht, in die unter den Füßen fortbrüllende Neuß hinabzustürzen. Zur Rechten stellt sich dem durch vier bis fünf der prächtigsten Fälle gereizten Strome eine andere Felswand entgegen, an deren Fuß die beständig anschlagenden Wellen schon tiefe Löcher ausgehöhlt haben. Mitten unter diesen großen und schauervollen Gegenständen verschwindet die kleine elende Teufelsbrücke so sehr, daß ich sie nicht eher anzuschauen würdigte, als bis ich alle übrigen Teile dieser majestätischen Scene genug beobachtet hatte. Wenn sie auch nicht an einer Stelle stünde, wo sie von den größten und kühnsten Werken der Natur gleichsam vernichtet wird, so würde sie doch unter den verschiedenen Brücken, die auf der Gotthardsstraße über die Neuß erbaut sind, höchstens die vierte Stelle verdienen, denn sie ist weder so breit, noch so lang, noch so hoch gewölbt und über die Neuß erhaben, als die bange, oder die schöne Brücke und die beim Pfaffensprunge.

Zwischen der Teufelsbrücke und dem Urnerloche, einem durch den härtesten Felsen gehauenen achtzig Schritt langen Wege, hebt sich die Straße auf einmal steil und beschwerlich in die Höhe. Wenn man die prächtigen Wasserfälle, welche die Neuß macht und von denen man auf der Teufelsbrücke nur einen kleinen Teil entdeckt, recht gut sehen will, so muß man dem ersten großen Falle gegenüber an das steile Ufer hinabsteigen, wo man das ganz Schauspiel am besten übersehen kann. Mit welcher furchtbaren Gewalt die Neuß hier mehrmalen hintereinander über Felswände wegstürzt, läßt sich allein daraus abnehmen, daß man selbst auf der Straße, wo man wenigstens einige hundert Schuh über ihr Bett erhaben ist, die Dünste fühlt, in welche ein Teil ihrer Wellen aufgelöst wird. Im Urnerloch, das vier bis fünfhundert Schritte von der Teufelsbrücke entfernt sein mag, empfanden wir eine so durchdringende Kälte, daß, wenn dort auch etwas wichtiges zu beobachten gewesen wäre, ich mich doch schwerlich daselbst würde aufgehalten haben. Alle Reisenden reden mit Entzücken, wenn sie von unten herauf kommen, und mit Entsetzen, wenn sie den Gotthard hinabsteigen, von der erstaunlichen Verwandlung der Naturscenen beim Eintritt in das Ursererthal, und beim Ausgang aus demselben. Auch glaube ich kaum, daß es auf der ganzen übrigen Erde eine andere Gegend gebe, wo so viele und auffallende Gegensätze natürlicher Erscheinungen durch einen so kleinen Raum von einander getrennt werden, als hier durch das Urnerloch. Anstatt daß man vorher zwischen engen und himmelhohen Felswänden eingepreßt war, blickt man beim Ausgange aus dem Urnerloche in ein offenes heiteres Thal, das mit

schönen Dörfern und Kirchen geschmückt ist, und den Wanderer auf eine angenehme Art abnden läßt, daß er jezo wieder unter glückliche Menschen komme. Anstatt daß man vorher nichts als kahle Felsen und bemooste Felsstrümmer sah, weidet sich das Auge jezt an dem erquickenden Grün fruchtbarer Wiesen und Alpen, deren Eindruck durch den glänzenden St. Annengletscher und durch die allenthalben herüberschauenden Spitzen von Schneebergen noch verstärkt wird. Anstatt endlich, daß das Ohr noch vor wenigen Augenblicken durch die zerstäubenden Fluten der Neuß betäubt wurde, nimmt man mit Erstaunen war, daß sie in einem ebenen von Felsstücken ganz reinen Bett ruhig und fast ohne alles Geräusch fortfließt. Selbst der kleine keilförmige Wald, der hinter dem Dorfe Urseren an dem Abhange eines Berges steht und als eine Schutzwehr gegen die herabrollenden Lavinen als hochheilig geschont wird, trägt nicht wenig zur Verschönerung des neuen Schauplazes bei, da man fast eine Stunde vor dem Urnerloche weder Bäume noch Gesträuche gesehen hat.

52.

Berglied.

(Von Schiller.)

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg, Vier Ströme brausen hinab in das Feld,
er führt zwischen Leben und Sterben; ihr Quell der ist ewig verborgen, [Welt,
Es sperren die Riesen den einsamen Weg Sie fließen nach allen vier Straßen der
und drohen dir ewig Verderben, [wecken, nach Abend, Nord, Mittag und Morgen,
Und willst du die schlafende Löwin* nicht Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
so wandle still durch die Straße der fort fliehn sie und bleiben sich ewig ver-
Schrecken. loren.

Es schwebt eine Brücke hoch über den Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
der furchtbaren Tiefe gebogen, [Man hoch über der Menschen Geschlechter, [Duft,
Sie ward nicht erbauet von Menschen- Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem
es hätte sichs keiner verwogen, [hand, Die Wolken, die himmlischen Löchter.
Der Sturm braust unter ihr spat und früh, Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie. da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor, Es sitzt die Königin hoch und klar
du glaubst dich im Reiche der Schatten, auf unvergänglichem Throne,
Da thut sich ein lachend Gelände hervor, Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
wo der Herbst und der Frühling sich gatten: mit diamantener Krone; [Licht,
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual Darauf schießt die Sonne die Pfeile von
möcht ich fliehen in dieses glückselige Thal. sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

* „Löwin, an einigen Orten der Schweiz der verorbene Ausdruck für Lawine.“

Kampf zwischen dem Ichneumon und der Brillenschlange.

(Ausland, 1840. Nr. 105.)

Der Ichneumon und die Brillenschlange haben eine natürliche Abneigung gegen einander, wie sich dieß bei manchen Geschöpfen findet.

Wenn der Ichneumon, sei es im Walde oder auf dem Felde, die verabscheute gefährliche Schlange trifft, so weichen sich beide nicht aus: die Schlange richtet sich auf ihrem Schweife empor, um ihren Feind zu beobachten. Ihre Augen, glänzend wie zwei Rubine, scheinen aus dem Kopfe hervorzutreten. Der Ichneumon, welcher in Indien die Größe eines Sichhorns erlangt, läuft, durch diese drohende Stellung eingeschüchtert, mehrere Mal in der Entfernung von zwei oder drei Schritten um seinen Gegner her, während die Schlange, ihn stets fixierend, sich auf ihrem Schweife wie auf einem Zapfen herumbreht, zischt und aus ihrem schäumenden Munde die spitze Zunge hervorstreckt. Ermüdet legen sich endlich die Kämpfer nieder, springen dann plötzlich auf einander los, und nun beginnt der Kampf mit Erbitterung. Der Ichneumon wird gebissen; und von diesem Augenblick an scheint er gar nicht mehr an den Feind zu denken, der ihn nur schwach umstrickt. Er läuft fort und schleppt ihn mit sich; plötzlich aber hält er an, frißt einige nur ihm bekannte Kräuter, die ihm gegen den giftigen Biß der Schlange dienen, und beginnt den Kampf aufs neue: er wälzt sich auf dem Boden, macht dadurch die Schlange müde, die ihn losläßt, und zerbeißt ihr dann den Kopf.

Sprichwörter.

Neue ist ein seltner Gast,
halt ihn fest, wo du ihn hast.

Im Unglück hab des Löwen Muth,
trau Gott, es wird bald werden gut.

Wer da bauet an den Straßen
muß die Leute reden lassen.

Es wird nichts so fein gesponnen,
es kommt endlich an die Sonnen.

Sieh nicht auf mich, sondern auf dich,
thu ich Unrecht, davor hüte du dich.

Alle wissen guten Rath,
nur der nicht, der ihn nöthig hat.

Halt dich rein und acht' dich klein,
sei gern mit Gott und dir allein.

Keiner Mund und treue Hand
gehen durch das ganze Land.

Leiden währt nicht immer,
Ungebuld machts schlimmer.

Morgen, morgen, nur nicht heute,
sprechen immer träge Leute.

Mancher geht nach Wolle aus
und kommt geschoren selbst nach Haus.

Güte dich vor den Ragen,
die vornen lecken und hinten fragen.

55.

Alles wissen macht Kopfsweh. [hören.
Wenns am besten schmeckt, soll man auf-
Deßer ein Fleck, denn ein Loch. [Fuchs.
Was der Löwe nicht kann, das kann der
Schlagende Ruhe geben auch Milch.
Alte Geißen lecken auch gern Salz.
Gleichgestimmt macht gute Freunde.

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans
nimmermehr.
Der Fleck muß größer sein als das Loch.
Wer ausgeben will, muß auch einnehmen.
Auf viel betretenem Fußpfad wächst kein
Gras.
Was früh zeitig wird, fault halb.

56.

Wer A sagt, muß auch B sagen.
Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.
Es fällt kein Meister vom Himmel.
Gott verläßt keinen Deutschen.
Wer hoch steigt, fällt hoch.
Erst wiegs, dann wags.

Frisch gewagt ist halb gewonnen.
Wer Zank liebt, liebt Sünde.
Wagen gewinnt, wagen verliert.
Unkraut vergeht nicht.
Vergeben ist leichter als vergessen.
Ein Tag lehrt den andern.

57.

Frisch gewagt ist halb gewonnen.

(Von S. B. Sebel.)

„Frisch gewagt ist halb gewonnen.“ Daraus folgt: Frisch gewagt, ist auch halb verloren. Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, wagen verliert.“ Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung, wie es anzufangen sei, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man sein muthiges A gesagt hat, ein besonnenes B, und sein bescheidenes C. Aber so viel muß wahr bleiben: wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und er muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst, und fängst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken: guter Freund, dann ist „schlecht gewagt, ganz verloren.“

Der Löwe von Florenz.

(Von Bernhardt.)

„Der Löw ist los! der Löw ist frei!
 die ehernen Banden riß er entzwei.
 Zurück! daß ihr den vergeblichen Muth
 nicht schrecklich büßt mit dem eigenen
 Und jeder suchte mit scheuer Eil [Blut!“
 in des Hauses Innerm Schutz und Heil;
 auf Markt und Straßen allumher
 warbs plötzlich still und menschenleer.
 Ein Kindein nur, des unbewußt,
 verloren in des Spieles Lust,
 fern von der sorglosen Mutter Hand,
 saß auf dem Markt am Brunnenrand.
 Wohl viele schauten von oben herab,
 sie schauten geöffnet des Kindeins Grab,
 sie rangen die Hände und weinten sehr,
 und blickten um Hilfe rings umher;
 doch keiner wagte, das eigene Leben
 um des fremden willen dahin zu geben.
 Denn schon verkündet ein naheß Gebrüll
 das Verderben, das jeglicher meiden will;
 und schon mit der rollenden Augen Blut
 erleuchtet der Löwe des Kindeins Blut,

erhebt er drohend die grimmige Klau —
 o, qualvoll herzzerreißende Schan!
 So rettet nichts das zarte Leben,
 dem gräßlichsten Tode dahingegeben?
 Da plötzlich stürzt aus jenem Haus
 mit fliegenden Haaren ein Weib heraus —
 „Um Gottes Willen, o Weib, halt ein!
 willst du dich selbst dem Verderben weihn?
 Unglückliche Mutter, zurück den Schritt!
 du kannst nicht retten, du stirbst nur mit!“
 Doch furchtlos fällt sie den Löwen an,
 und aus dem Rachen mit scharfem Zahn
 nimmt sie das unversehrte Kind
 in ihren rettenden Arm geschwind.
 Der Löwe stutzt, und unverweilt
 mit dem Kinde die Mutter von bannen eilt.
 Da erkannte gerührt so Jung wie Alt
 des Mutterherzens Allgewalt,
 und des Leuen großmüthigen Sinn zugleich.
 Doch manche Mutter, von Schrecken bleich,
 sprach still: „Um des eigenen Kindes Leben
 hätt ich mich auch dahingegeben.“

Wann die Noth am größten, ist Gott am nächsten.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Das Handelshaus Grutt van Steen war im Anfange des sebzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten und reichsten in Hamburg. Aber der verheerende dreißigjährige Krieg machte seine traurigen Folgen zuletzt auch ihm fühlbar, und zwar um so mehr, je ausgebreiteter die Geschäfte des Hauses früher gewesen waren. Städte und Dörfer waren zu Hunderten verheert und verlassen, und bei der Unsicherheit der Straßen war es kein Wunder, daß der Handel stockte und vorzüglich der Absatz in das Innere von Deutschland gering war. Ein Kaufmann nach dem andern ward unfähig zu zahlen, und zog auch jenes Handelshaus in seine Verluste mit hinein. Dagegen wagte das große Seeschiff, welches als sein Eigenthum an der Mündung der Elbe lag, des Krieges wegen nicht auszulassen, und die

gangbarsten Waaren mußten von Holländern zu außerordentlich hohen Preisen aus der zweiten Hand erkaufte werden.

Hermann Gruit, der Besitzer der Handlung, saß mit dem alten Jansen, einem erfahrenen Diener des Hauses, ums Jahr 1638 in der Schreibstube, und verglich mit ihm die großen Bücher. „So thut es nicht länger gut!“ sagte dieser endlich, „wir müssen es anders anfangen. Ueberlaßt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waaren, als möglich, und laßt mich damit selbst in die neue Welt (Amerika) segeln. Ihr wißt, ich bin in jüngern Jahren schon zweimal dort gewesen, und verstehe das Geschäft; mit Gott wird es mir gelingen.“

Die beiden Männer berathschlagten mit einander über diesen Einfall, und nachdem sie die mögliche Gefahr und den möglichen Vorteil auf das Beste erwogen hatten, kamen sie dahin überein, daß Jansen reisen solle. Vier Wochen später schritt Herr van Steen in seinem Rathsherrngewande, den alten Buchhalter neben sich, dem Hafen zu, wo eine große Menschenmenge der Abfahrt des stattlichen Schiffes harrete. Einige Handelsfreunde traten grüßend auf sie zu, und äußerten bedencklich, sie wünschten, Herr Hermann möge bei dieser Ausrüstung nicht zu viel gewagt haben. Aber Jansen antwortete: „Laßt es euch nicht anfechten, ihr Herren; ich hoffe fest, wir sehen uns gesund und freudig wieder, denn ich traue auf das gute Sprichwort: „Gott verläßt keinen Deutschen.“

Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt, und das Boot, welches den alten Jansen zum Schiffe führen sollte, hatte eben gelandet. Noch einmal drückte er seinem Herrn die Hände, dann stieg er schnell ein, und schiffte hinüber. Jetzt wurde der große Anker aufgewunden, der letzte Kanonenschuß ward gelöst, alle Wimpel flaggten, und mit vollen Segeln flog das Schiff dahin, dem Meere entgegen.

Drei Vierteljahre giengen vorüber, und kein Jansen kehrte zurück oder ließ auch nur etwas von sich hören; wohl aber verbreiteten sich dunkle Gerichte von deutschen Handelsschiffen, die in der Gegend von Neu-Amsterdam gescheitert seien. Die Miene des Herrn Hermann Gruit ward immer bedencklicher. Einen großen Verlust nach dem andern erlitt er durch den Fall mehrerer Handlungshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen neue Unglücksbriefe ein. Am Jahresschlusse verglich er seine Bücher — und siehe da, was er gefürchtet hatte, erwies sich als Wahrheit: die Schulden überstiegen sein Vermögen. Da legte er langsam die Feder weg, klappte leise das Buch zu, und gieng, schwer seufzend, aus der Schreibstube hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtstracht als Rathsherr, küßte seine Frau und seine drei Knaben, und gieng mit der Aeußerung, daß heute Sitzung sei, hinunter. Die grüne Gasse

entlang schritt er dem Rathhause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Rathhause legte er vor den erstaunten Amtsgefährten die Ehrenzeichen seiner Würde ab, und erklärte seine Zahlungsunfähigkeit.

Man kann denken, wie groß das Staunen aller war, daß das große Haus Gruit van Steen zu zahlen aufhören müsse. Indes überzeugten sie sich aus der genauen Ansicht der Bücher, daß Herr Hermann an seinem Unglücke nicht schuld sei, und beschloßen, ihm noch eine halbjährige Frist zu gestatten, als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurück erwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt wäre.

Aber das halbe Jahr verfloß; es vergiengen zwei Monate darüber — und Jansen war nicht gekommen. Herrn Hermanns Umstände aber hatten sich noch verschlimmert.

Da drangen die schon durch die bewilligte Frist erbitterten Gläubiger so ungestüm auf die strenge Vollziehung des Gesetzes und die Versteigerung aller ihrem Schuldner gehörigen Sachen, daß die Obrigkeit dem Rechte seinen Gang lassen mußte. Alles wurde unter Siegel gelegt und dem armen Gruit nebst seiner Familie blieb nur das kleine Stübchen, wo sonst der Hausknecht geschlafen, links am Haupteingange des Hauses.

Die Versteigerung begann; sie geschah in dem geräumigen Schreibzimmer, jenem Stübchen gegenüber; man konnte hier die laute Stimme des Ausrufers deutlich hören. Mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es dem Herrn Hermann wie ein Schwert durchs Herz. Er saß tiefsinnig am Fenster und starrte das Schild seines Nachbarn, des Wirts zum Westindienfahrer, an. Die Frau saß in der Tiefe der Stube mit rothgeweinten Augen, die Knaben aber spielten mit dem großen Hunde.

Da trat der Rathsdienner herein, und sagte mitleidig: „Herr Senator, den Lehnstuhl soll ich holen.“

Herr Hermann seufzte, und Thränen traten in seine Augen; in diesem mit grünem Sammet beschlagenen Lehnstuhl war sein seliger Vater sanft entschlafen, und er war darum als ein Heiligtum im Hause gehalten. Doch er wurde nun hinausgetragen, und die ganze Familie folgte ihm nach, als könnte sie sich nicht von ihm trennen.

Der Versteigerer rief: „Ein noch guter Lehnstuhl, mit Sammet beschlagen,“ — und eine lange Pause folgte, weil sich alle Blicke nach den jammern den Hausbewohnern wandten. Endlich bot jemand darauf mit vier Mark und der Auctionator rief misemuthig: „Also vier Mark zum ersten!“

In diesem Augenblicke rief eine starke Bassstimme zum offenen Fenster hinein: „Bierhundert Mark zum ersten!“

Alles staunte; der Hund drängte sich gewaltsam und freudigkellend vor das Haus. Jetzt trat ein Mann in Schiffertracht ins Zimmer, und rief nachdrücklich, indem er mit seinem spanischen Rohre auf den Tisch schlug: „Vierhundert Mark zum andern, zum dritten und letzten Mal!“

„Gott, unser Jansen!“ rief Herr Hermann — und fiel ihm um den Hals. Der aber fuhr fort: „Ja, ich bins, und unser Schiff liegt voll Gold und Waaren im Hafen. Die Auktion ist aus! Fort jetzt, ihr alle; morgen kommt aufs Rathhaus; da soll alles samt den Interessen bezahlt werden. Denn wissen sollt ihr: unser Herrgott lebt noch, und das Haus Hermann Gruit von Steen steht noch — und nun erst seid freudig begrüßt in der Heimat, mein Herr Hermann und Frau Elisabeth von eurem alten Jansen!“

Pf. 37, 5. Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen.

60.

Tod und Leben.

(Von Friedrich Rückert.)

ES gieng ein Mann im Syrerland,
führt' ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Gebärden
urplötzlich anfieng, scheu zu werden,
und that so ganz entsezlich schnaufen:
der Führer vor ihm mußte entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört' er im Rücken schnauben,
das mußte ihm die Bestimmung rauben:
er in den Schacht des Brunnens kroch,
er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
aus des geborstnen Brunnens Bauch;
daran der Mann sich fest that klammern,
und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh, und sah
dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
das ihn wollt oben fassen wieder;
dann blickt' er in den Brunnen nieder:
da sah am Grund er einen Drachen
aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
der drunten ihn verschlingen wollte,
wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der Weiden Mitte,
da sah der Arme noch das Dritte:

wo in die Mauerspalte gieng
des Sträuchleins Wurzel, dran er hieng,
da sah er still ein Mäusepaar,
schwarz eine, weiß die andre war;
er sah die schwarze mit der weißen
abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zauten, gruben, wühlten,
die Erd ab von der Wurzel spühlten;
und wie sie rieselnd niederrann,
der Drach im Grund aufblickte dann,
zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann, in Angst und Furcht und Noth,
umstellt, umlagert und umbroht,
im Stand des jammerhaften Schwebens,
sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
sah er ein Zweiglein, welches nickte
vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
da konnte er doch der Lust nicht wehren: —
er sah nicht des Kameeles Wuth,
und nicht den Drachen in der Flut,
und nicht der Mäuse Lückenspiel,
als ihm die Beer ins Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen,
und unter sich den Drachen lauschen,

und neben sich die Mäuse nagen:
griff nach den Beerlein mit Behagen.
Sie dächten ihm zu essen gut,
aß Beer auf Beerlein wohlgemuth,
und durch die Süßigkeit im Essen
war alle seine Furcht vergessen. —

Du fragst: wer ist der thöricht Mann,
der so die Furcht vergessen kann?

So wiß, o Freund: der Mann bist du!
vernimm die Deutung auch dazu:

Es ist der Drach im Brunnengrund
des Todes aufgesperrter Schlund;
und das Kameel, das oben droht,
es ist des Lebens Angst und Noth;
du bist, der zwischen Tod und Leben
am grünen Strauch der Welt muß
schweben.

Die beiden, so die Wurzel nagen,
dich, samt den Zweigen, die dich tragen,
zu liefern in des Todes Macht,
die Mäuse heißen Tag und Nacht.

Es nagt die schwarze wohl verborgen
vom Abend heimlich bis zum Morgen,
es nagt vom Morgen bis zum Abend
die weiße, wurzeluntergrabend.

Und zwischen diesem Graus und Wust
lockt dich die Beere Sinnenlust,
daß du das Lastthier Lebensnoth,
daß du im Grund den Drachen Tod,
daß du die Mäuse Tag und Nacht
vergissest, und auf Nichts hast Acht,
als daß du recht viel Beerlein haschest,
aus Grabes Brunnenrißen naschest.

61.

Der Staar von Segringen.

(Von J. W. Hebel.)

Selbst einem Staaren kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — Der Barbier in Segringen hatte einen Staar, und der Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: „Ich bin der Barbier von Segringen.“ Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: „So, so, lala“; oder: „Par compagnie“ (das heißt so viel, als in Gesellschaft mit Andern); oder: „Wie Gott will“; oder: „Du Dolpatsch“. So titulierte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt auf's Tuch, oder wenn er das Scheermesser am Rücken abzog anstatt an der Schmelde, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viele Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Brantwein aus-schenkte, so gabs manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar auch eines von seinen Wörtlein drein warf, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: „Hansel, was machst du?“ antwortete er: „Du Dolpatsch,“ und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem

Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen, und das Wetter schön, da dachte der Staar: Ich hab jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug gieng ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hier zu Land besser als ich. Aber sie flogen unglücklicher Weise alle miteinander in ein Garn. Als der Vogelfsteller kommt, und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um, und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte, und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen;“ als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelfsteller erschraf anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zugienge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er sagte: „Ei Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge?“ da antwortete der Hansel: „Par compagnie.“ Also brachte der Vogelfsteller den Staar seinem Herrn wieder, und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Aber lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passiert einem Staar selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankieren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par compagnie in die Schlinge gerathen, und nimmer heraus kommen.

62.

Räthsel.

Was durchströmet das Licht der Sonne von Außen und Innen,
aber der Regen benetzt Eine Seite uns nur.

Weht uns der Nord ins Gesicht, so schwißt uns am meisten der Rücken,
starret die Wiese von Eis, bieten wir Blumen dir dar.

Raubet ein Sturm, ein Hagel, ein Stein uns endlich das Leben,
so verschneiden wir froh, nicht ohne Schwanengefang.

Räthsel.

(Von J. P. Sebel.)

Ich armer Slave
erleide harte Strafe
und komme nie zum Schlafe.

Den Pferden gleich im Brunnenhaus
geh ich ringsum, Jahr ein, Jahr aus.

Und fang ich auch zu schlummern an,
kommt ein metallner Mann heran,
und treibt zu neuer Arbeit an;
und wo der Starke, der mich rette?
das Haus das mich verschließt, ligt selber
an der Kette.

Der Glockenguß zu Breslau.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Als die Glocke zu St. Maria Magdalena in Breslau gegossen werden sollte, und alles dazu fast fertig war, gieng der Gießer zuvor zum Eßen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkeßel anzurühren. Der Lehrjunge aber war vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch aussehen möge, und indem er so den Krahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus und das Metall rann und rann in die zubereitete Form. Höchst bestürzt weiß sich der arme Junge gar nicht zu helfen, endlich wagt er doch, und geht weinend in die Stube, und bekennet seinem Meister, den er um Gotteswillen um Verzeihung bittet. Der Meister aber wird vom Zorn ergriffen, zieht das Schwert, und ersticht den Jungen auf der Stelle. Dann eilt er hinaus, will sehen, was noch vom Werk zu retten sei, und räumt nach der Verköhlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich wohl ausgegossen, und ohne Fehl; voll Freuden kehrte der Meister in die Stube zurück, und sah nun erst, was für Uebels er gethan hatte. Der Lehrjunge war verblichen; der Meister wurde eingezogen, und von den Richtern zum Schwert verurteilt. Inmittels war auch die Glocke aufgezo-gen worden; da bat der Glockengießer flehentlich: ob sie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihren Klang auch wohl hören, da er sie doch zu-gerichtet hätte, wenn er die Ehre vor seinem letzten Ende von den Herren haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren, und seit der Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern, wenn sie vom Rathhaus herunter-kommen, geläutet.

Einsiedlers Morgenlied.

(Von W. M. S. de Wette.)

Weder hat das Licht gefest,
kämpfend mit der dunkeln Nacht;
Was im Schlaf sie eingewiegt,
ist zum Leben neu erwacht:

Also in dem Kampf der Sünden
sollen wir auch überwinden.

Doch nach kurzem Siegeslauf
sinkt das Licht aufs Neu hinab,
Und dann wieder steigt auf

Finsternis aus ihrem Grab:

Ach, wann wird im schweren Ringen
endlich uns der Sieg gelingen?

Ja, einst bricht ein Morgen an,
der nie wieder weicht der Nacht,
Wo der Kampf ist abgethan
mit des Bösen dunkler Nacht:

Dann im Licht versammelt oben
werden Gott wir ewig loben.

Wohlthun.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. VII. Seite 71.)

Wohlthaten, still und rein gegeben,
sind Töbte, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm bestehn,
sind Sternlein, die nicht untergehn.

Aussicht von einer Alpe.

(Deutsches Land, von J. G. S. Guts Muths. I. Seite 57 ff.)

WIn dem Dorfe Ebensee, auch Lambath genannt, und liegend am südlichen Ende des Gmünder = oder Traunsees, ligt gen Abend nicht fern die Alpe Kranabitsattel. Sie ist nur von mäßiger Höhe, leicht und sicher, selbst während der Nacht, zu besteigen. Mache dich auf Abends zehn Uhr von Ebensee. Um zwei Uhr gelangst du zur Hütte der Sennerin. Hast du dich daselbst erquickt, so tritt auf die Höhe, um die Geburt des neuen Lichts zu erleben. Noch ist es Nacht; nur ein fahler Schein des Lichts verräth nach Mittag hinaus eine räthselhafte Luftgestalt; aber bald, wenn es um dich noch dämmert, wird sie verklärt. Wie eine Pyramide von rosenfarbigem Quarze steht sie jetzt vor dir; es ist der Gipfel des Thorsteins mit seinen Gletschern und Schneefeldern. Jetzt röthet sich am obern Saum der Morgennebel, der die niedern Berge umschwebt, und dann strahlt der Gipfel jenes Gletschers schon im heitern Sonnenlichte, obgleich die Sonne dir noch tiefer hinter den östlichen Bergen verborgen ist. Wende dich jetzt gen Mitternacht, und tritt an die schroffsten Wände der Alpe, die hier fünfhundert Klafter tief in den Abgrund hinabsetzen. Da stehst du Bayerns Ebenen im Lichte der

Morgendämmerung, und das ganze Hügelmeer Oesterreichs, von Bassau und dem dunkeln Böhmerwalde bis hinab an die Berge bei Marbach und Mölk an der Donau. Aber so wie mit jedem Augenblick diese nördliche Welt mit frischerem Morgenroth überströmt wird, treten dir bestimmter hervor die Hügelrücken, die Gebirgsketten, die schimmernden Flüsse, die Städte und übrigen Wohnplätze: Tritt der Tag nun lichter heraus, kürzen sich die Alpenschatten um dich her, dann breitet sich der weite Attersee und der Gmündersee, der hintere und vordere Lambachsee und der Attersee zu deinen Füßen aus, häufig durch zwischentretende Felsen so oder so in mehrere Stücke geteilt, so daß diese fünf Seen wohl als zwölf große Spiegel erscheinen.

Diesen ungeheuren Gesichtskreis von den Hügeln an der Isar bis gegen Wien hin, an die Berge von Marbach und Mölk an der Donau, dieß ausgebreitete Schaustück von Städten und Märkten, von Schlössern und Dörfern, dieses Heer von Seen im Vorgrunde mit einem Blick zu überschauen, welch ein Zaubergemälde! — Nur in den Boralpen, und vorzüglich hier nur und auf dem Schafberge, ist das möglich; darum heiße der Kranabitsattel der Nigi des deutschen Landes.

68.

Josef, Kommandant von Tyrol.

(Von Friedrich Rückert.)

Aus Mantua von dem Walle
komm ich geschritten her,
Wo noch von meinem Falle
ein Fleck ist blutig sehr.

Die Augen unverschlossen
von der Franzosen Hand,
Ward ich allda erschossen,
ich, Tyrols Kommandant.

Im Jahre, da man setzte
in Insurrection
Tyrol, das Schwert wehte
für Oestreichs Kaiserthron,

War ich es, den erkannten
die Häupter der Partei
Als Tyrols Kommandanten,
daß ichs für Oestreich sei.

O Oesterreich, ich habe
die Kommandantenschaft
Bewaret bis zum Grabe
für dich mit treuer Kraft.

Es hat mich nicht verdrossen
daß als Verräther ich
Vom Feinde ward erschossen,
weil ich es ward für dich.

O Oesterreich, ich habe
die Kommandantenschaft
Bewaret auch im Grabe
für dich mit treuer Kraft.

Mußt auch mein Blut zerfließen
auf fremden Mauern wohl,
Im Tod bin ich geblieben
Kommandant von Tyrol.

Ich hab als treuer Hüter,
nachdem ich längst erblich,
Gehütet die Gemüther,
o Oesterreich, für dich;

Als Geist bin ich geschritten
stets dieß mein Land hindurch,
Und habe unbestritten
bewart dir deine Burg.

Man heut, da unser Hoffen
gekommen ist zum Ziel,
Daß Tyrol frei und offen
zurück an Oestreich fiel.

Hier von mir eingehändigt
nimm hin das teure Pfand, —
Heut ist mein Amt geendigt
als Tyrols Kommandant.

Nimm hin dieß Band der Treue,
das dein von Anfang war,
Das dein ist jetzt aufs neue,
und dein sei immerdar.

Aus meiner Hand ich thue
den Kommandantenstab,
Und gehe so zur Ruhe
zufrieden in mein Grab.

Sprichwörter.

69.

Alweg soll wollen mehr ein Mann,
als er mit der That vollbringen kann.

Die Marterwoche laß still vergehn,
dein Heiland wird wohl auferstehn.

Gut Gewissen und armer Herb
ist Gott und aller Ehren werth.

Groß sein thut es nicht allein,
sonst holte die Kuh den Hasen ein.

Frisch und fröhlich zu seiner Zeit,
fromm und treu in Ewigkeit.

Weis' ist der und wohlgelehrt
der alle Dinge zum Besten kehrt.

Scharfe Schwerter schneiden sehr,
scharfe Zungen noch viel mehr.

Es war keiner je so reich,
mit Gedanken bin ich ihm gleich.

Mancher weiß nicht, daß ers kann,
wenn ers übet, geht es an.

Es flog ein Gänschen über den Rhein
und kam als Gückgack wieder heim.

Das reichste Kleid
ist oft gefüttert mit Herzeleid.

Gut Gewissen
ist ein sanftes Ruhefissen.

70.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter.

Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichter.

Wenn man einen Wurm tritt, so krümmt er sich.

Gauben fliegen einem nicht gebraten ins Maul.

Was einer einbrocht, das muß er auserßen.

Man entgeht wohl der Strafe, aber nicht dem Gewissen.

Deßer arm in Ehren, als reich in Schanden.

Wer auf dem halben Weg umkehrt, irrt nur zur Hälfte.

Man muß nicht über sich sehen, sondern unter sich.

Windmühlen kann man nicht mit Blasbälgen treiben.

Von großen Blöcken haut man große Späne.

Wohl schweigen ist eine größere Kunst als wohl reden.

71.

Oben 'naus und nirgend 'nein.
Gewalt geht vor Recht.

Ein Pfennig klingt nicht.
Ein Narr macht viele Narren.

Bestrenge Herren regieren nicht lange.
 Träume sind Schäume.
 Jung gewohnt, alt gethan.
 Viele Köche verderben den Brei.

Schläge machen weise.
 Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
 Durch Schaden wird man klug.
 Umsonst ist der Tod.

72.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

(Von J. B. Sebel.)

„**Es ist nicht alles Gold, was glänzt.**“ Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: Manches glänzt nicht und ist doch Gold; und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht, und ist noch mehr als Goldes werth. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Scheffel) Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelchen zum Vorschein, das man mit der Hand bedecken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmaß, sagte er, sei kleiner als das Fruchtmaß.

73.

Der Morgen im Walde.

(Von Egon Ebert.)

Ein sanfter Morgenwind durchzieht
 des Forstes grüne Hallen,
 hell wirbelt der Vögel muntres Lied,
 die jungen Birken wallen.

Und wie ich so schreit' in dem lustigen
 und alle Bäume erklingen, [Wald,
 Um mich her alles singet und schallt:
 wie sollt ich allein nicht singen?

Das Eichhorn schwingt sich von Baum zu
 das Reh durchschlüpft die Büsche, [Baum,
 Viel hundert Käfer im schattigen Raum
 erfreun sich der Morgenfrische.

Ich singe mit starkem, freudigem Laut
 dem, der die Wälder säet,
 Der droben die lustige Kugel gebaut,
 und Warm und Kühlung wehet.

74.

Des Bergmanns Leiche zu Falun.

(Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, von G. S. Schubert. 1818. S. 220.)

In der schwedischen Eisengrube zu Falun fand man, als zwischen zwei Schächten ein Durchschlag versucht wurde, einen Leichnam, der, ganz

mit Eisenvitriol durchdrungen, anfangs weich war, sobald man ihn aber an die Luft gebracht, hart wie Stein wurde. Fünfzig Jahre hatte derselbe in einer Tiefe von dreihundert Ellen in jenem Vitriolwasser gelegen, und niemand hätte die noch unveränderten Gesichtszüge des verunglückten Jünglings erkannt, niemand die Zeit, seit welcher er in dem Schachte gelegen, gewußt, da die Bergchroniken so wie die Volksagen bei der Menge der Unglücksfälle in Ungewissheit waren, hätte nicht das Andenken der ehemals geliebten Züge eine alte treue Liebe bewahrt. Denn als um den kaum hervorgezogenen Leichnam das Volk, die unbekanntem jugendlichen Gesichtszüge betrachtend, steht, da kommt an Krücken und mit grauem Haar ein altes Mütterchen, mit Thränen über den geliebten Todten, der ihr verlobter Bräutigam gewesen, hinstinkend, die Stunde segnend, da ihr noch an den Pforten des Grabes ein solches Wiedersehen gegönnt war. Das Volk sah mit Verwunderung die Wiedervereinigung dieses seltenen Paares, davon das Eine im Tod und in tiefer Gruft das jugendliche Aussehen, das Andere bei dem Verwelken und Veraltern des Leibes die jugendliche Liebe treu und unverändert erhalten hatte.

75.

Des Bergmanns Leiche zu Falun.

(Von R. B. Trinius.)

Wißt ihr von des Bergmanns Leiche
aus dem Schachte zu Falun?
Dem einst Gott im Schattenreiche
unverletzt vergönnt zu ruhn?

Nicht der Nachwelt Thränen weckte
dieser Jüngling grauer Zeit;
Doch den treugeliebten deckte
Erde, nicht Vergessenheit.

Bei des Grubenlämpchens Schimmern
mußte sich das junge Herz
Selber seine Ruhstatt zimmern,
einen Sarg aus blankem Erz.

Bis, nach mehr als sechzig Jahren,
viele hundert Klafter tief
Man hinab zur Stell gefahren,
wo der arme Bergmann schlief.

Noch wie, rein und aufgehoben,
ruht im Erdenschoß das Gold,
Das besetzt im Licht hier oben
durch der Menschen Hände rollt;

So im Schoß metall'ner Klüfte
schloß das ewige Gestein
In ambrosisch reine Düste
unversehrt den Schläfer ein.

Wie er nun ans Licht gezogen,
blühend wie ein Maientag,
Dem der Sonne Glanz entflohen,
vor des Volkes Augen lag,

Fragen stauend alle Blicke,
wer der Wunderjüngling sei?
Und es zittert an der Krücke
auch ein Mütterchen herbei.

Stehend drängt die Tiefbetrübt
durch die Menge sich, und schaut —
Ja! er ist, der Heißgeliebte!
und sie ist des Jünglings Braut!

„Mur der Lob kann dich mir geben,
aber ich war ewig dein!“
Sprach, und schlief zum bessern Leben
an des Jünglings Busen ein.

Wilhelm der Eroberer. Schlacht bei Hastings. 1066.

(Von Lanz, nach einer Chronik der Normandie.)

Der König Eduard II. von England war ein guter und frommer König. Als er alt und schwach ward, sah er sich um, wem er sein Reich hinterlasse, denn er hatte keine Kinder. Da gedachte er, wie der Herzog Wilhelm von der Normandie ihn lange Zeit gepflegt und geschützt hatte; er war sein Vetter, und er liebte ihn mehr als sonst einen Menschen auf der Welt; dabei war er verständig und von gutem Wandel, und mächtig, also daß er das Reich wohl verwalten konnte. So bestellte er ihn denn zum Erben seines Reiches, kündigte es seinen Baronen an, und sandte dem Herzog zu dessen Urkunde einen Brief mit seinem großen Siegel. Es war aber dazumal in England ein sehr angesehener Mann, mit Namen Harald, der war ein Bruder von König Eduards Gemahlin, und Seneschal des Reiches. Derselbe war einmal in die Gefangenschaft Herzog Wilhelms gerathen, der Herzog aber hatte ihm große Ehre erwiesen, seinetwegen Ritterspiele und Turniere angestellt und es endlich dahin gebracht, daß er ihm versprach, ihm nach dem Tode König Eduards die Herrschaft nicht streitig zu machen, und dafür versprach ihm der Herzog seine Tochter zur Ehe. Als sie darüber einig waren, berief der Herzog die Prälaten und Barone seines Landes, und in ihrer Gegenwart beschwor Harald den Vertrag auf das Evangelium. Hernach kehrte er ungehindert heim und pries des Herzogs Lob beim König.

Kurz hernach geschah es, daß König Eduard in eine schwere Krankheit verfiel. Da versammelte Harald die Prälaten und Barone und übrigen Großen, daß der König vor ihnen über das Reich verfüge. Darauf bestellte er einen Fürsprecher, der gieng mit den Großen hin vor den König, als er sehr schwach war, und sprach: „Sir, das ganze Land ist sehr betrübt über eure Krankheit, und mit Recht, denn ihr habt uns gerecht und in Frieden beherrscht. Da wir nun alle sterblich sind, und ihr seid sehr alt und lieget schwer darnieder, und habet keinen Leibeserben, der nach euch die Herrschaft führe, soorget für euer Volk und den Frieden des Landes, und bestellet für den Fall eures Todes einen Herrn, der es zu schützen vermöge und ihnen genehm ist. Gehet, da sind die vornehmsten Männer des Landes, und die euch am meisten lieben, so wie ihr sie liebet; diese haben zur Beruhigung eures Herzens und zum Nutzen eures Volkes überleget, und sind der Meinung, daß ihr ihnen keinen bessern Herrn bestellen könnet, der sie mehr liebe und ihnen angenehmer wäre, als hier euer Schwager Harald. Deshalb bitten wir euch, daß ihr ihm die Herrschaft übergebet, damit er nach eurem Hinscheiden unser König sei mit

eurem Willen.“ Als der Redner geendigt hatte, schrieen alle Anwesenden, so wie es Harald angeordnet, mit lauter Stimme: „Er hat Recht, Harald sei unser König!“ Darauf ließ sich der König im Bette aufrichten, und sprach sitzend, so laut er konnte: „Meine Herrn, ich danke euch für eure Gesinnung; doch wißet, ich habe schon Fürsorge getroffen, und habe den Herzog Wilhelm von der Normandie zum Erben des Reiches bestellt, und habe ihm solches beschworen nebst mehreren von euch, das genüge euch. Wollte ich nun die Herrschaft einem Andern übergeben, so könnte er den Frieden nicht bewahren.“ — „Bei Gott!“ rief da Harald, „gebet mir das Reich, und ich werde es schützen und wohl verteidigen wider jedermann!“ — „Wohl denn,“ sprach der König, „es sei! Doch ich kenne den Herzog und seine Normannen, daß sie dir Tod und Verderben bringen.“ Darauf, da sie ihn so drängten, wandte er sich um im Bett und sprach: „Mögen die Engländer zum König nehmen, wen sie wollen, ich bin es zufrieden!“ Nicht lange nachher starb er; und Harald nahm Besitz vom Reich und ließ sich huldigen.

Herzog Wilhelm war gerade im Park bei Rouen auf der Jagd, als ein Knappe geradeswegs von England kam, ihn bei Seite nahm und ihm erzählte, wie König Eduard gestorben sei, und Harald an seiner Stelle gekrönt und gesalbt. Wie er solches hörte, ward er ganz nachdenklich, und gieng gleich nach Hause in seinen Ballast; da gieng er im Saale auf und ab, und knirschte mit den Zähnen, bald setzte er sich, bald stund er wieder auf, und hatte weder Ruhe noch Rast; keiner seiner Leute wagte, ihn anzureden. Da kam sein Seneschal, der ihm sehr vertraut war, und sprach: „Sir, was haltet ihr die Nachricht geheim? Die ganze Stadt weiß es, daß König Eduard todt ist, und Harald ist meineidig worden an euch, und hat sich krönen lassen.“ So ist es, sprach der Herzog, und Harald thut sehr unrecht. „Sir,“ sprach ein tapferer Ritter, Wilhelm, Osbers Sohn, „das könnet ihr leicht wieder gut machen, und den Harald stürzen, wenn ihr wollet. Mit euch ist das gute Recht, mit euch sind tapfere Ritter: also nur Muth, und frisch ans Werk.“ Darauf befragte der Herzog seine Rätthe, und auf ihren Rath schickte er Gesandte an Harald, und ließ ihn an seinen Schwur erinnern; aber dieser antwortete trotzig, er sei dem Herzog Wilhelm zu nichts verbunden. Nun versammelte er seine vertrauten Freunde und fragte sie um Rath, und sie sagten einstimmig: „Was uns betrifft, so sind wir bereit, mit Gut und Blut euch zu dienen, und nicht von euch zu lassen; aber ihr bedürfet der Hilfe aller eurer Ritter, drum laßet sie alle sich versammeln.“ Und der Herzog versammelte alle seine Lehensmannen, und sprach sie um ihren Beistand an. Sie traten bei Seite und hielten Rath, und Osbers Sohn führte das Wort für den Herzog. Aber andere waren schwierig und sprachen: „Er ist unser Herr, und dafür entrichten wir ihm seine Gebühren; aber übers Meer brauchen wir ihm nicht

zu folgen: wir sind genug belastet mit seinen Kriegen, und wenn der Zug übel ausschlägt, so zahlen wir die Zechen.“ Diesen stimmten die Uebrigen bei, und so weigerten sie sich, mitzuziehen. Darauf berief der Herzog die Barone einzeln zu sich, und redete ihnen zu, und versprach ihnen Land in England. So waren die meisten willig und versprachen, die einen mehr, die andern weniger, und machten es schriftlich; sein Bruder, der Bischof Doo, versprach, vierzig gerüstete Schiffe zu stellen, der Bischof von Mons dreißig, und so die andern nach Belieben. Sodann ließ er Söldner werben, wo er sie bekam, und wandte sich an den König von Frankreich, Philipp I., und versprach, England von ihm zu Lehen zu nehmen, wenn er ihm beistünde. Aber dem König sagten seine Leute, er solle es nicht thun, denn der Herzog sei ohnedieß schon so mächtig, und wenn er noch England eroberte, würde er gar nicht mehr gehorchen. Da schlug ihm der König die Bitte ab, und sagte, so ein Unternehmen wäre eine große Thorheit. Jetzt hat er seinen Schwager, den Herzog von Flandern, um Hilfe, und dieser fragte, wie viel Land er ihm in England verspräche. Wilhelm versprach, es ihm schriftlich mitzutellen, und reiste ab. Darauf nahm er ein Blatt Pergament, legte es zusammen, wie einen Brief, schrieb aber nichts hinein, außen aber schrieb er darauf: So viel, als da drinnen steht, soll mein Schwager von England erhalten. Hernach schickte er Gesandte an den Papst, und versprach, das Land vom heiligen Vater zu Lehen zu nehmen, wenn Gott es in seine Hände gäbe. Und der Papst schickte eine geweihte Fahne und einen Ring mit einem kostbaren Stein, unter welchem ein Haar des heiligen Petrus war. Darüber war der Herzog sehr froh und rüstete gleich seine Flotte. Jetzt kamen seine Leute von allen Seiten, und boten ihm an, die Mütter ihre Söhne, und jeder, womit er dienen konnte. Vom Auslande strömten sie herbei, und begehrten der Eine Sold, der Andere Land, die Einen Städte, die Anderen Schloßer; und der Herzog Wilhelm versprach ihnen, was sie begehrten.

Als die ganze Flotte ausgerüstet war, kam sie zusammen am Ufer der Somme, und es waren achthundert und sechs und neunzig große Schiffe, ohne die vielen kleinen zur Seite. Damit fuhr er eines Morgens mit günstigem Wind ab, und landete bei Hastings. Als die Schiffe alle am Ufer waren, stiegen zuerst die Bogenschützen ans Land, dann die Geharnischten kampffertig, und stellten sich am Ufer auf; hernach landete das Gepäck und Fuhrwerk und die Werkleute mit drei hölzernen Bollwerken, die der Herzog hatte zimmern lassen. Zuletzt kam der Herzog selbst; und wie er ans Land sprang, glitt sein Fuß aus, und er fiel mit beiden Händen auf die Erde. Das wollten einige als übles Zeichen nehmen, aber er rief mit lauter Stimme: „So fasse ich das Land mit beiden Händen, das ich mit Gottes Beistand erobere!“ Darauf ließ er alle Schiffe durchbohren, damit Keiner in die Heimat entfliehen könne, ließ ein

Lager schlagen und mit Gräben und den drei Bollwerken besetzen und Lebensmittel einbringen.

Harald befand sich in Northumberland, und hatte eben seinen Bruder Tofti besetzt, als ihm die Kunde kam, die Normannen seien gelandet und verheerten das Land. Da ließ er gleich durch ganz England ausrufen und befehlen, daß ungesäumt alle streitbare Mannschaft gen London käme, und er selbst begab sich eilig dahin. Wie er da sein Heer versammelte, kam ein Abgesandter von Herzog Wilhelm, und sprach: „Mein Herr läßt euch entbieten, daß ihr eures Schwurs gedenket, und gebet ihm das Reich zurück, das ihm gehört von Rechts wegen. Thut ihr dieses nicht, so wird er mit Gottes Beistand es erobern.“ Harald erwiderte: „Der Schwur, den mir der Herzog abgenommen, war erzwungen, und solcher bindet nicht. Er kehre heim, und ich will ihm Ersatz geben und seine Schiffe ausbessern. Wo nicht, so erwarte er mich nächsten Samstag zum Kampf.“ Dieses nahm Wilhelm an. Inzwischen kamen die Engländer zusammen, Fürsten und Grafen, Edle und Vasallen, aus Städten und Dörfern, Burgen und Schlössern; und als sie beisammen waren, zogen sie aus London. Da sprach zu Harald sein Bruder: „Bleib du lieber in der Stadt, und laß mich mit dem Heere ausziehen, denn mich bindet kein Schwur.“ Aber Harald that es nicht, und sie zogen aus bis eine Meile von dem Feind. Dort ließ er sein Lager schlagen und dasselbe besetzen, und nur drei Eingänge machen. Darauf ritt er mit seinem Bruder allein aus, die Stellung der Feinde zu erspähen. Als sie nun die Zelte übersahen, und die Menge der Menschen und den Glanz der Waffen, und hörten das Getöse und den Lärm, da sprach Harald: „Es wäre wohl besser, nach London zurückzukehren, bis wir mehr Leute haben; oder ich will hin, und dir solche zuführen.“ — „Ha! feiger Verräther,“ erwiderte ihm sein Bruder, „jetzt ist es zu spät. Du hast kein Herz, der bloße Anblick des Feindes hat dich beslegt!“ — Hernach schickte Harald zwei Rundschaster ins feindliche Lager, die wurden ergriffen und vor den Herzog geführt. Dieser ließ sie im ganzen Lager herumsühren, und entließ sie ungekränkt. Als sie zurückkamen und alles erzählten, erschrocken die Engländer sehr. Nochmals schickte Wilhelm einen Abgesandten an Harald, der sprach zu ihm vor der Versammlung seiner Großen: „Dreierlei läßt euch mein Herzog zur Wahl anbieten: entweder den Eid zu halten, oder der Entscheidung des Papstes euch zu unterwerfen, oder Mann gegen Mann mit ihm zu kämpfen.“ Aber Harald ließ sich auf keines von diesen ein. Nun bot er ihm ganz Northumberland an, wenn er die Herrschaft ihm abtrete. Aber auch dieses lehnte Harald ab, denn er meinte, dann werde es nicht lange währen, so würden sie ganz vertrieben.

Nun sah der Herzog Wilhelm wohl, daß die Waffen entscheiden mußten, und kündigte das Treffen an für den folgenden Tag. Die Engländer waren die ganze Nacht in Gaus und Braus, aßen, tranken und sangen. Die Nor-

mannen aber bedachten ihr Seelenheil, beteten und betrachteten, und rüsteten Pferd und Geschirr. Am frühen Morgen hörten alle andächtig die Messe, hernach bestieg der Bischof Odo, des Herzogs Stiefbruder, die Bühne, und hielt eine schöne Rede. Darauf, als alles in Waffen versammelt war, sprach auch der Herzog von einer Anhöhe: „Freunde, wir sind herüber gekommen, für eine gute Sache, für das Recht zu streiten. Diese Engländer sind Verräther, wie sie schon oft bewiesen haben, und dafür werdet ihr sie heute strafen mit Gottes Beistand. Haltet euch wacker, und gedenket, daß, wenn ihr sieget, dieser Tag euch Ehre und Güter bringt. Sieget der Feind, so seid ihr verloren, denn ihr habt keine Zuflucht. Eure Schiffe sind durchbohrt. Darum nur Muth und Vertrauen und Gott bescheert euch den Sieg!“

Nachdem der Herzog Wilhelm also gesprochen, ordnete er seine Leute in drei Heerhaufen, um von drei Seiten anzugreifen. Jeder derselben bestand aus Geharnischten, Bogenschützen und leichtem Fußvolk. An der Spitze des ersten stand Wilhelm, Osbers Sohn; der Herzog selbst führte den dritten auf einer Anhöhe, um alles zu übersehen und Hilfe zu bringen, wo es Noth that. Desgleichen ordnete Harald die Seinigen zur Schlacht. Sie hatten Streitärte und Hellebarben, die Normänner lange Lanzen und scharfe Schwerter. Gegen die Pfeile der Bogenschützen deckten sie sich mit großen Schilden und hatten sich rings mit Flechtwerk umgeben. Harald befahl, daß alle ihren Platz behaupten und nur verteidigen sollten, und keiner solle aus irgend einem Grund die Glieder verlassen. Dann ließ er das Banner entfalten, und siehe, da rückten schon die Normannen an. Wie sie Harald erblickte, ward er blaß, fieng an zu zittern, und wünschte, er wäre zu London. Jetzt kamen sie heran gegen die Verschanzungen, schossen und fiengen an zu stürmen; aber die Engländer wehrten ab, und hieben tüchtig drein mit den Streitärten, die sie mit beiden Händen schwangen. So konnten die Normannen durchaus nicht eindringen und litten viel Schaden; ihre Pfeile aber thaten dem Feind nichts, weil er durch die Hürden geschützt war. Da zogen sich die zwei ersten Haufen wieder ein wenig zurück, und der Herzog befahl, als er mit seinem Haufen dazu kam, daß die Bogenschützen sollten in die Höhe schießen, und während der Feind emporsehe, sollten die andern nochmals stürmen. Das geschah, und die drei Heerhaufen versuchten an den drei Eingängen einzubringen. Nun entstand ein gewaltiges Geschrei und ein arger Kampf. Dem Harald flog, während er emporsah, ein Pfeil ins Auge, aber seine Leute hielten sich wacker; stärker und hitziger wurde das Gefecht, und die Normannen wurden an der Stelle zurückgetrieben bis an einen Graben. Da ermannten sie sich wieder, trieben die Engländer in ihre Verschanzungen, und drangen mit ihnen hinein. Blutiger und gräßlicher erhob sich der Kampf, und die Normannen wurden wieder herausgetrieben. Da nun Herzog Wilhelm

sah, daß die Feinde so fest ihren Platz behaupteten, und nicht heraus aus der Verschanzung wollten, so befahl er seinen Leuten, daß sie zum Schein fliehen sollten, und wenn die Engländer ihnen nachsetzten, dann umkehren, und mit Vorteil gegen sie kämpfen sollten. So geschah es: die Normannen flohen und die Engländer verfolgten sie, bis daß der Herzog ein Zeichen mit der Trompete gab. Da wandten sich die Normannen um, und hieben mit den Schwertern drein, und die Engländer konnten sich mit den Streitärten in beiden Händen nicht gut wehren, gegen die Pfeile waren sie nicht gedeckt, und die Ritter kamen ihnen auf den Nacken. Also flohen sie da und dorthin, die einen fielen, die andern riefen Parbon, und endlich drangen die Normannen in die Verschanzung und rissen die Hürden nieder. Von allen Seiten sammelten sie sich um des Herzogs Banner, und drangen alsdann vor; aber die Engländer widerstanden tapfer. Es erhob sich von neuem ein fürchterlicher Kampf, und es geschahen herrliche Thaten auf beiden Seiten: dem Herzog ward das Pferd unterm Leibe getödtet, und Haralds Bruder ward erschlagen. Die Normannen waren zu Pferd, die Engländer alle zu Fuß, und so drangen jene mit Gewalt vor bis zu Haralds Banner, rissen es nieder und pflanzten die geweihte Fahne an die Stelle. Jetzt stiegen die Engländer an, zum Teil zu fliehen, die andern kämpften tapfer fort, bis sie erlagen. Harald fand sich hernach unter den Todten, weit von seinem Banner. Die Schlacht dauerte von Mittag bis in die dunkle Nacht. Der Herzog übernachtete auf dem Wahlplatz, und den andern Tag ließ er die Todten zählen und beerdigen, und überall verkündigen, daß die Angehörigen der Gefallenen kämen, und die Ihrigen abholten. Und es fand sich, daß von den Engländern über 67,000 gefallen waren, von den Normannen nur 6000. Der Tag dieser Schlacht war der 14. Oktober 1066.

Als die Kunde von diesem Sieg und dem Tode Haralds sich verbreitete, kamen die Prälaten und Barone zusammen, und wählten den Herzog Wilhelm zu ihrem König. Darauf ward er feierlich zu London gekrönt.

77.

Taillefer.

(Von Ludwig Uhland.)

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:

„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?

Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht,
so lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
wann er abends sich legt und wann er morgens erwacht.“

Der Herzog sprach: „Ich hab einen guten Knecht,
den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut,
und singet so hell, das höhet mir den Muth.“

Da sprach der Taillefer: „Und wär ich frei,
viel besser wollt ich dienen und singen dabei,
Wie wollt ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
wie wollt ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!“

Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild,
auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Turm ins Feld,
sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held!“

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Turm,
da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herliche Lust!
es zittert der Turm und es zittert mein Herz in der Brust.“

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei!“ — rief er — „ich faß und ergreife dich, Engelland!“

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab ich gesungen und Feuer geschürt,
manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

Und hab ich euch gebient und gesungen zu Dank,
zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank,
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag:
vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!“

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer,
Er sang so herlich, das klang über Hastings Feld,
von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
da wallete manch Banner, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
davon ein englischer Ritter zur Erde schoß,
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen, die harrten nicht allzu lang,
 sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
 Sei! saufende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
 bis Harald fiel und sein troziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld,
 inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt,
 Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
 auf dem Haupte die Königskrone von Ungelland.

„Mein tapftrer Tallefer! komm, trink mir Bescheid,
 du hast mir viel gesungen in Lieb und in Leid,
 Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
 der tönet mir in den Ohren mein Leben lang.“

78.

Von der Freundschaft.

(Von Matthias Glaubius. Werke, 1819. II. Seite 7 ff.)

Ich habe Dir in der vorigen Lektion die Feindschaft erklärt, und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl sich nicht scheuen müsse. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun einer, sie sei überall; der andere, sie sei nirgends; und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern fragt, damit er ihn wieder frage, und sie sich so einander wechselseitig zu Narren haben; denn, wie Du siehst, ist hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder nur sein eigener Freund, und nicht des andern. Ich pflege solch Ding „Hollunder-Freundschaften“ zu nennen! Wenn Du einen jungen Hollunderzweig ansiehst, so steht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest Du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein gehts hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein, daß einer des andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß Du von Herzen siehst, und Gutes und Böses mit ihm theilest, wie es vorkommt. Die Delicatesse, da man diesen und jenen Gram allein behalten, und seines Freundes schonen will, ist meistens Härtelei; denn eben darum ist er Dein Freund, daß er mit untertrete und es Deinen Schultern leichter mache.

Drittens, laß Du Deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenns Noth ist und er helfen kann, so nimm Du auch kein Blatt vors Maul, sondern geh und fordre frisch heraus, als obs so sein müße, und gar nicht anders sein könne.

Hat Dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt Du ihm das nicht verhalten, und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt Du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand zu Deinem Freunde, ist ers aber einmal, so muß ers gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mit zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest Du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst Du denn sein Freund? das soll ja jeder willfremde unparteiliche Mann thun. Nein, Du mußt Deinen Freund, mit allem was an ihm ist, in Deinen Arm und in Deinen Schutz nehmen; das Granum Salis versteht sich von selbst, und daß aus einem Edlen kein Uebles werden müße.

Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeit lang beisammen stehen, Freunde, und können eins des andern nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden, und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Noth in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der Eine Wunsch nach Hilfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dieß Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst Du, auf die Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postscript. Es gibt einige Freundschaften, die im Himmel beschloßen sind und auf Erden vollzogen werden.

79.

Freundschaft.

(Von Simon Dach. Arien zc. 1648. II. No. 10.)

Der Mensch hat nichts so eigen,
so wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
und Freundschaft halten kann,

Wenn er mit seines Gleichen
soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen
mit Herzen, Mund und Hand.

Die Noth ist uns gegeben,
damit wir nicht allein
Für uns nur sollen leben
und fern von Leuten sein:

Wir sollen uns befragen
und sehn auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
so uns betreten hat.

Was kann die Freude machen,
die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
was Freunden wird erzählt;

Der kann sein Leid vergessen,
der es von Herzen sagt,
Der muß sich selbst auffressen,
der in geheim sich nagt.

Gott setzet mir vor allen,
die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen,
der mir sich herzlich gibt:

Mit diesem Hundsgesellen
verlach ich Pein und Noth,
Geh auf den Grund der Höllen
und breche durch den Tod.

80.

Brausköpfe.

(Von A. C. Fröhlich.)

ES thun die jungen Bäume bald	der Kopf geworden ist ein Haupt,
gar stürmisch, kommt der Wind in Wald:	hält derlei keiner mehr erlaubt;
Sie schlagen Köpfe an Köpfe hart,	Sie bieten, bricht der Sturm ins Land,
auch Hand und Arm wird nicht gespart.	einander dann wohl Arm und Hand,
Wann tiefer ihre Wurzeln gehn,	um sicher, edel dazustehn.

81.

Otto mit dem Bart.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Kaiser Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet, er war strenge und ohne Milde, trug einen schönen rothen Bart; was er bei diesem Barte schwur, machte er wahr und unabwendlich. Nun geschah es, daß er zu Babenberg (Bamberg) eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geistliche und weltliche Fürsten des Reichs in großer Zahl kommen mußten. Oftermorgens zog der Kaiser mit allen diesen Fürsten in das Münster, um die feierliche Messe zu hören, unterdessen in der Burg zu dem Gastmahl die Tische bereitet wurden; man legte Brot und setzte schöne Trinkgefäße darauf. An des Kaisers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonnesamer Knabe, sein Vater war Herzog in Schwaben, und hatte nur diesen einzigen Erben. Dieser schöne Jüngling kam von ungefähr vor die Tische gegangen, griff nach einem linden Brot mit seinen zarten weißen Händen, nahm es auf und wollte essen, wie alle Kinder sind, die gerne in hübsche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille steht. Wie er nun ein Teil des weißen Brotes abbrach, gieng da mit seinem Stabe des Kaisers Truchseß, welcher die Aufsicht über die Tafel haben sollte; der schlug zornig den Knaben aufs Haupt,

so hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder und weinte heiße Thränen, daß es der Truchseß gewagt hätte, es zu schlagen. Das ersah ein auserwählter Held genannt Heinrich von Rempten, der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen und dessen Zuchtmeister; heftig verdroß es ihn, daß man das zarte Kind so unbarmherzig geschlagen hatte, und fuhr den Truchseßen, seiner Rohheit wegen, mit harten Worten an. Der Truchseß sagte, daß er kraft seines Amtes allen ungefügen Schälken am Hofe mit seinem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel, und spaltete des Truchseßen Schädel, daß er wie ein Ei zerbrach, und der Mann todt zu Boden sank.

Unterdessen hatten die Herren Gotte gedient und gesungen, und lehrten zurück; da sah der Kaiser den blutigen Estrich, fragte und vernahm, was sich zugetragen hatte. Heinrich von Rempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, von tobendem Zorn entbrannt, rief: „Daß mein Truchseß hier erschlagen liegt, schwöre ich an euch zu rächen, bei meinem Bart!“ Als Heinrich von Rempten diesen teuren Eid ausgesprochen hörte, und sah, daß es sein Leben galt, faßte er sich, sprang schnell auf den Kaiser los, und begriff ihn bei dem langen rothen Barte. Damit schwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiserliche Krone von Ottos Haupte in den Saal fiel; und suchte — als die Fürsten, den Kaiser von diesem wüthenden Menschen zu befreien, herzuspringen — sein Messer, indem er laut ausrief: „Keiner rühre mich an: oder der Kaiser ligt todt hier!“ Alle traten hinter sich, Otto mit großer Noth winkte es ihnen zu; der unverzagte Heinrich aber sprach: „Kaiser, wollt ihr das Leben haben, so thut mir Sicherheit, daß ich genesse.“ Der Kaiser, der das Messer an seiner Kehle stehen sah, hub alsbald die Finger in die Höhe, und gelobte dem edlen Ritter bei kaiserlichen Ehren, daß ihm das Leben geschenkt sein solle.

Heinrich, sobald er diese Gewisheit hatte, ließ er den rothen Bart aus seiner Hand und den Kaiser aufstehen. Dieser setzte sich aber ungezögert auf den königlichen Stuhl, strich sich den Bart, und redete in diesen Worten: „Ritter, Leib und Leben hab ich euch zugesagt, damit fahrt eurer Wege; hütet euch aber vor meinen Augen, daß sie euch nimmer wieder sehen, und räumet mir Hof und Land! Ihr seid mir zu schwer zum Hofgesind, und mein Bart müsse immerdar euer Scheermesser meiden.“ Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Urlaub, und zog gen Schwaben auf sein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug, lebte einsam und in Ehren.

Danach über zehn Jahre begab es sich, daß Kaiser Otto einen schweren Krieg führte, jenseit des Gebirges, und vor einer festen Stadt lag. Da wurde er nothhaft an Leuten und Mannen, und sandte heraus nach deutschen Landen: wer ein Lehn von dem Reiche trage, solle ihm schnell zu Hilfe eilen,

bei Verlust des Lebens und seines Dienstes. Nun kam auch ein Bote zu dem Abt nach Rempten, ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt besandte wiederum seine Dienstreute, und forderte Herrn Heinrich, als dessen er vor allen bedürftig war. „Ach edler Herr, was wollt ihr thun!“ antwortete der Ritter, „ihr wißt doch, daß ich des Kaisers Guld verwirkt habe; lieber geb ich euch meine zwei Söhne hin, und laß sie mit euch ziehen.“ „Ihr aber seid mir nöthiger als sie beide zusammen,“ sprach der Abt, „ich darf euch nicht von diesem Zug entbinden, oder ich leihe euer Land andern, die es besser zu verdienen wissen.“ „Traun,“ antwortete der edle Ritter, „ist dem so, daß Land und Ehre auf dem Spiel stehen, so will ich euer Gebot leisten, es komme, was da wolle, und des Kaisers Drohung möge über mich ergehn.“

Hiermit rüstete sich Heinrich zu dem Heerzug, und kam bald nach Wälschland zu der Stadt, wo die Deutschen lagen; jedoch barg er sich vor des Kaisers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig seitwärts vom Heere schlagen. Eines Tages lag er da und badete in einem Zuber, und konnte aus dem Bad in die Gegend schauen. Da sah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen, und den Kaiser dagegen reiten zu einem Gespräch, das zwischen beiden verabredet worden war. Die treulosen Bürger hatten aber diese List erfunden; denn als der Kaiser ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten sie gerüstete Mannschaft im Hinterhalte, und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß sie ihn fiengen und schlügen. Als Herr Heinrich diesen Treubruch und Mord geschehen sah, ließ er Baden und Waschen, sprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen und sein Schwert mit der andern Hand, und lief bloß und nackend nach dem Gemenge zu. Kühn schlug er unter die Feinde, tödtete und verwundete eine große Menge, und machte sie alle flüchtig. Darauf löste er den Kaiser seiner Bande, und lief schnell zurück, legte sich in den Zuber, und badete nach wie vor. Otto, als er zu seinem Heere wieder gelangte, wollte erkundigen, wer sein unbekannter Retter gewesen wäre; zornig saß er im Zelt auf seinem Stuhl und sprach: „Ich war verrathen, wo mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den nackten Mann erkennt, führe ihn vor mich her, daß er reichen Lohn und meine Guld empfangen; kein kühnerer Held lebt hier noch anderswo.“

Nun wußten wohl einige, daß es Heinrich von Rempten gewesen war; doch fürchteten sie den Namen dessen auszusprechen, dem der Kaiser den Tod geschworen hatte. „Mit dem Ritter,“ antworteten sie, „stehet es so, daß schwere Ungnade auf ihm lastet; möchte er seine Guld wieder gewinnen, so ließen wir ihn vor dir sehen.“ Da nun der Kaiser sprach, „und wenn er ihm gleich seinen Vater erschlagen hätte, solle ihm vergeben sein,“ nannten sie

ihm Heinrich von Rempten. Otto befahl, daß er alsbald herbeigebracht würde; er wollte ihn aber erschrecken und übel empfangen.

Als Heinrich von Rempten hereingeführt war, gebärdete der Kaiser sich zornig und sprach: „Wie getrauet ihr, mir unter Augen zu treten? Ihr wißt doch wohl, warum ich euer Feind bin, der ihr meinen Bart gerauft und ohne Scheermesser geschoren habt, daß er noch ohne Locke steht. Welch hochfärtiger Uebermuth hat euch jetzt daher geführt?“ „Gnade, Herr!“ sprach der kühne Degen, „ich kam gezwungen hierher, und mein Fürst, der hier steht, gebot es bei seinen Hulden. Gott sei mein Zeuge, wie ungern ich diese Fahrt gethan; aber meinen Dienstloß mußte ich lösen: wer mir das übel nimmt, dem lohne ich so, daß er sein letztes Wort gesprochen hat.“ Da begann Otto zu lachen: „Seid mir tausend Mal willkommen, ihr auserwählter Held! Mein Leben habt ihr gerettet, das mußte ich ohne eure Hilfe verloren haben, seliger Mann.“ So sprang er auf, küßte ihm Augen und Wangen. Ihr zweier Feindschaft war dahin, und eine lautere Sühne gemacht; der hochgeborne Kaiser lieb und gab ihm großen Reichtum, und brachte ihn zu Ehren, deren man noch gedenket.

82.

Frankfurt am Main.

(Von August Kopisch.)

Die besten seiner Helden, sie lagen in Sachsen todt,
da floh Carolus Magnus, der Kaiser, in großer Noth.

„Sagt eine Furt uns suchen längshin am schönen Main!
o weh, da ligt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein!“

Nun betete Kaiser Carol auf Knieen an seinem Speer,
da teilte sich der Nebel, eine Hirschin gieng dahin,

Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Strand:
so machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt,

Hinüber zogen alle, wie Israel durchs Meer,
die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.

Da schlug der Kaiser Carol mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt.“

Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.

Doch dort am Main erpranget nun eine werthe Stadt,
die reich ist aller Güter und eble Bürger hat.

Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Carols Kron
und feierlich gesezet auf goldgestickten Thron.

Da briet man ganze Rinder, es strömte der Fülle Horn,
es schöpfte jeder Arme Wein sich aus reichem Vorn.

Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal,
mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wände im Saal.

Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum,
kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildnis Raum.

Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönt hat.

83.

Räthsel.

(Von J. B. Sebel.)

<p>Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein geschützt, ein Häuslein zart und klein? kennt ihr die wundervolle Stadt, die tausend solcher Häuser hat? Sie ist mit Garnison besetzt, die täglich ihre Waffen weht; sonst treibt sie reich Gewerbe, es blühen</p>	<p>weit ihre reichen Colonien, und alle Zölle ein und aus führt sie ihr süßes Gut nach Haus. Sie lehret uns, daß edle Triebe, daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe, daß Treu und Ehrfurcht vor dem Throne am liebsten unterm Strohdach wohne.</p>
---	--

84.

Der Besuch des Alten.

(Von Theob. Gottl. v. Hippel. Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Berlin 1778. I. S. 515 ff.)

Herr v. G. Warum laßt ihr einen so guten Alten nicht gerade zu?

(Bediente gehen ab.)

Der Alte (tritt ein). Gnädiger Herr! sie wollten — ich aber wollte nicht.

Herr v. G. Und warum?

Der Alte. Ich schäm es mich zu sagen, da ich sie sehe. Es gieng mir,
wie dem ungerechten Haushalter — ich schämte mich zu betteln. —

Herr v. G. Vater! — wäret ihr mein leiblicher Vater, ich würde mich
eurer nicht schämen. Dieß habt ihr aber freilich nicht wissen können. Ich
habe gute Freunde bei mir, seid so gut, einer davon zu sein.

Der Alte. Nein, Herr! wenn sie auch alle wären wie sie, ich habe
nicht Zeit. —

Herr v. G. Was habt ihr denn zu thun?

Der Alte. Was wichtiges, Herr! zu sterben — Ich will es wohl alles
sagen, wenn wir allein sind — (ich hielt den Athem zurück): ich hab nur noch
höchstens acht Tage zu leben.

Herr v. G. Wie wißt ihr das?

Der Alte. Das weiß ich so! ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewis ist — Und nun! meine Tochter und ihr Mann haben mich zwei Jahre ernähret. —

Herr v. G. Da haben sie ihre Pflicht gethan. —

Der Alte. Ich hatte mir soviel Geld gesammelt, um niemand aufs Alter beschwerlich zu fallen. Wie giengs? Ich lehnte dieß Geld einem Cavalier! Der aß und trank, und war fröhlich und guter Dinge, bis er nichts wiedergeben konnte. Verzeihen sie, gnädiger Herr! Sie sind ein Cavalier, allein ich sage die Wahrheit. —

Herr v. G. Und ich höre sie so gern, beträf es mich selbst, als ihr sie nur sagen könnt. —

Der Alte. Klüger wärs gewesen, wenn ich mich zu Tod gearbeitet hätte. — Da fiel ich einmal blaß und bleich hin, und das hielt ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schließen. Gnädiger Herr! ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, curierte ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Medicin gebraucht. Was einen in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr! Ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da gieng mein Geld verloren! Ich versuchte meinen Arm, ich fieng an zu wollen, ich wollt im ganzen Ernst; allein ich konnt nicht, ich konnt nicht! — Verzeihen Sie diese Thränen. Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probstunde gehabt, wo ich so schlecht bestund. —

Herr v. G. Da giengt ihr zu euren Kindern?

Der Alte. Ja, Herr! und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Mann einen Sohn! Was sie hatten, hatt ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreier nachlassen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Freitisch, auch aus Gnad und Barmherzigkeit, wie sieß hier an mir gethan. —

Herr v. G. Und jez, Vater, sind sie gegen euch kälter?

Der Alte. Nein, Herr! das nicht! aber sie sind arm worden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbnis abgelegt — ich bin so ein alter Seel auf ein ehrliches Begräbnis — und diesen Sterbpfennig, Herr! haben sie angegriffen — drum geh ich Betteln. Wenn ich sterbe, sollen sie die unvermuthete Freude haben, mein Begräbnis bestellt zu finden. Sie hätten geborgt, Herr! um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollt ich nicht. So bin ich, Herr! ein alter Mann, allein ein junger Bettler!

Herr v. G. Wo wohnt ihr denn?

Der Alte. Herr, Verzeihung! das sag ich nicht, meiner und meiner armen Lieben wegen! —

Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Carols Kron
und feierlich gesetzt auf goldgestickten Thron.

Da briet man ganze Rinder, es strömte der Fülle Horn,
es schöpfte jeder Arme Wein sich aus reichem Vorn.

Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal,
mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wände im Saal.

Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum,
kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildnis Raum.

Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönt hat.

83.

Räthsel.

(Von J. B. Sebel.)

<p>Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein geschützt, ein Häuslein zart und klein? kennt ihr die wundervolle Stadt, die tausend solcher Häuser hat? Sie ist mit Garnison besetzt, die täglich ihre Waffen weht; sonst treibt sie reich Gewerbe, es blühen</p>	<p>weit ihre reichen Colonien, und alle Pölle ein und aus führt sie ihr süßes Gut nach Haus. Sie lehret uns, daß edle Triebe, daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe, daß Treu und Ehrfurcht vor dem Throne am liebsten unterm Strohdach wohne.</p>
---	--

84.

Der Besuch des Alten.

(Von Theod. Gottl. v. Hippel. Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Berlin 1778. I. S. 515 ff.)

Herr v. G. Warum laßt ihr einen so guten Alten nicht gerade zu?

(Bediente gehen ab.)

Der Alte (tritt ein). Gnädiger Herr! sie wollten — ich aber wollte nicht.

Herr v. G. Und warum?

Der Alte. Ich schäm es mich zu sagen, da ich sie sehe. Es gieng mir,
wie dem ungerechten Haushalter — ich schämte mich zu betteln. —

Herr v. G. Vater! — wäret ihr mein leiblicher Vater, ich würde mich
eurer nicht schämen. Dieß habt ihr aber freilich nicht wissen können. Ich
habe gute Freunde bei mir, seid so gut, einer davon zu sein.

Der Alte. Nein, Herr! wenn sie auch alle wären wie sie, ich habe
nicht Zeit. —

Herr v. G. Was habt ihr denn zu thun?

Der Alte. Was wichtiges, Herr! zu sterben — Ich will es wohl alles
sagen, wenn wir allein sind — (ich hielt den Athem zurück): ich hab nur noch
höchstens acht Tage zu leben.

Herr v. G. Wie wißt ihr das?

Der Alte. Das weiß ich so! ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewis ist — Und nun! meine Tochter und ihr Mann haben mich zwei Jahre ernähret. —

Herr v. G. Da haben sie ihre Pflicht gethan. —

Der Alte. Ich hatte mir soviel Geld gesammelt, um niemand aufs Alter beschwerlich zu fallen. Wie giengs? Ich lehnte dieß Geld einem Cavalier! Der aß und trank, und war fröhlich und guter Dinge, bis er nichts wiedergeben konnte. Verzeihen sie, gnädiger Herr! Sie sind ein Cavalier, allein ich sage die Wahrheit. —

Herr v. G. Und ich höre sie so gern, beträf es mich selbst, als ihr sie nur sagen könnt. —

Der Alte. Klüger wärs gewesen, wenn ich mich zu Tod gearbeitet hätte. — Da fiel ich einmal blaß und bleich hin, und das hielt ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schließen. Gnädiger Herr! ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, curierte ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Medicin gebraucht. Was einen in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr! Ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da gieng mein Geld verloren! Ich versuchte meinen Arm, ich sieng an zu wollen, ich wollt im ganzen Ernst; allein ich konnt nicht, ich konnt nicht! — Verzeihen Sie diese Thränen. Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probstunde gehabt, wo ich so schlecht bestund. —

Herr v. G. Da giengt ihr zu euren Kindern?

Der Alte. Ja, Herr! und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Mann einen Sohn! Was sie hatten, hatt ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreier nachlassen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Freitisch, auch aus Gnab und Barmherzigkeit, wie sieß hier an mir gethan. —

Herr v. G. Und jezo, Vater, sind sie gegen euch kälter?

Der Alte. Nein, Herr! das nicht! aber sie sind arm worden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbnis abgelegt — ich bin so ein alter Ock auf ein ehrliches Begräbnis — und diesen Sterbpfennig, Herr! haben sie angegriffen — drum geh ich Betteln. Wenn ich sterbe, sollen sie die unvermuthete Freude haben, mein Begräbnis bestellt zu finden. Sie hätten geborgt, Herr! um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollt ich nicht. So bin ich, Herr! ein alter Mann, allein ein junger Bettler!

Herr v. G. Wo wohnt ihr denn?

Der Alte. Herr, Verzeihung! das sag ich nicht, meiner und meiner armen Lieben wegen! —

Herr v. G. Verzeihung, Alter, daß ich es gefragt habe! Gott züchtige mich, wenn ich euch nachsehe. —

Der Alte. Das ist brav, gnädiger Herr! In acht Tagen sehn sie gen Himmel, dann (Gott sei gedankt!), dann ist meine Wohnung nicht mehr geheim. —

Herr v. G. Aber wo glauben euch jezo die eurigen?

Der Alte. Ich sagt, ich hätt ein Gelübde auf mir, und müßte nach Gottes Welt sehen; sie wissen, daß es mein letzter Gang ist! —

Herr v. G. Nehmet, Vater! Gott sei mit euch!

Der Alte. Herr, so viel? Nein, Herr! so war es nicht gemeint. Ich brauch nur noch zwei Orte*, das Uebrige hab ich nicht nöthig. — Im Himmel brauch ich nichts. —

Herr v. G. Gebts euren Kindern.

Der Alte. Behüte Gott, Herr! Meine Kinder können noch arbeiten — sie selbst brauchen nichts.

Herr v. G. Zum Haus, Alter!

Der Alte. Es steht schon!

Herr v. G. Ihr macht mich roth, Vater!

Der Alte. Nun, dann sind wirs beide. Ich bin es auch über und über, weil ich zwei Ort angenommen. Sparen sie, gnädiger Herr! das Uebrige für Leute, die länger für sie beten können als ich. —

Herr v. G. Ihr bewegt mich, Vater!

Der Alte. Ich hoff, ich hab auch Gott bewegt, der laß es ihnen nicht missen. —

Herr v. G. Wollt ihr was eßen?

Der Alte. Ich habe schon geessen, Milch und Brot. —

Herr v. G. Aber mitnehmen?

Der Alte. Nein, Herr! ich will dem lieben Gott nicht ins Amt fallen. Alle Leute, die mich sahen, boten mir Eßen an. Ich hab mir aber den Magen nicht verdorben. Es wär ein schlechter Dank beim lieben Gott, wenn ich jezo mitnehmen sollte. Doch — ein Glas Wein, ein einziges!

Herr v. G. Mehr, Vater! —

Der Alte. Nein, Herr! nur eins. Mehr trag ich nicht. — Sie sind es werth, daß ich zum letzten Mal vom Gewächs des Weinstocks bei ihnen trinke. Es soll der letzte Weintropfen sein, den ich in der Welt nehme, sonst würd ich nicht gefordert haben. Nun kann ich im Himmel erzählen, wo ich den letzten Labetrunk genoßen. — Lieber Gott! ein Glas kalt Wasser bleibt schon nicht unvergolten. (Der Herr v. G. holte den Wein selbst, der alte Mann hub seine Hände gen Himmel, da er allein war, und sprach:) Den letzten Wein! das Nacht-

*) Ein Ort ist ein Viertelsthaler.

mahl hab ich schon vor acht Tagen genommen. Lieber Gott, erquicke den Geber, wenn ihn kein Trunk mehr erquickt!

Herr v. G. (brachte Wein). Hier, Vater! Ich hab mir auch ein Glas mitgebracht, wir müssen zusammen trinken!

Der Alte (gen Himmel). Habe Dank, lieber Gott, für alles Gute, für diese Welt, hab Dank! (Er trank etwas.) Jetzt — (zum Herrn v. G., sie stießen zusammen) Gott schenke ihnen ein sanftes Ende, wie ichs gewiß haben werde! —

Herr v. G. Vater! bleibt diese Nacht hier, ich bitt euch! Kein Mensch soll euch sehen, wenn ihr es wollt. —

Der Alte. Nein, Herr! ich kann nicht. Meine Zeit, sie wissen, ist edel. —

Herr v. G. Gott, großer Gott! womit kann ich euch noch dienen? —

Der Alte. Herr! ich wünscht ihretwegen, daß ich noch mehr brauchte. Sie sind ein guter Herr; allein ich hab auf der Welt nichts mehr, als — noch einen Handschuh nöthig. Ich hab ihn verloren. —

Herr v. G. Gleich.

Der Alte (allein). Zum letzten mal gelabt! dort wird es besser sein!

Herr v. G. (bracht ihm ein Paar Handschuhe). Hier, Alter! —

Der Alte. Den einen brauch ich nicht, nur einen hab ich gefordert. —

Herr v. G. Warum den andern nicht auch?

Der Alte. Dieser Hand fehlt nichts. Es ist bloß die Linke, so die Luft nicht vertragen kann. — Ich werd an sie denken!

(Er gab dem Herrn v. G. die rechte bloße Hand.)

Herr v. G. Und ich auch an euch! O Alter! mir ist es schwer, mein Wort zu halten.

Der Alte. Desto besser, Herr! für sie, wenn sie's halten.

Herr v. G. Noch einmal eure Hand, Alter! Es ist Angriff, es ist Segen Gottes drin. —

Der Alte. Gott segne sie! —

Herr v. G. Und helf euch!

Sonntagsfrühe.

(Von J. B. Hebel. Alemannische Gedichte, Aarau 1820 Seite 177.)

Der samstig het zum sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit,
Sie sin vom schaffe her und hi
gar sölli müed und schlöfrig gft,
Und 's got mer schier gar selber so,
i cha fast uf te bei me sto.“

So seit er, und wo's zwölf schlacht,
se sinkt er aben in d'mitternacht.
Der sunntig seit: „Jez ischs an mir!“
gar still und heimlt bschließt er d'tür,
Er düselet hinter d' sterne no
und cha schier gar nit obfi cho.

Doch endli ribt er d'augen us,
 er chunnt der sunn an tür und hus;
 Sie schloft im stille chämmerli,
 er pöpperlet am lädemli;
 Er rüeft der sunne: „D'zit isch do!“
 sie seit: „I chumm enanderno.“
 Und lieli uf de zeche got
 und heiter uf de berge stot
 Der sunntig, und 's schloft alles no,
 es sht und hört en niemes go;
 Er chunnt ins dorf mit stillem tritt
 und winkt im guhl: „Berrot mi nit!“
 Und wemmen endli au verwacht
 und gschlofe het die ganzi nacht,
 So stot er do im sunneschi
 und luegt eim zu de fenstern i
 Mit sinen auge mild und guet
 und mittem meyen uffem huet.
 Drum meint ers treu, und was i sag,
 es freut en, wemme schlofe mag
 Und meint, es seig no dunkel nacht,
 wenn d'sunn am heitere himmel lächt.
 Drum isch er au so lieli cho,
 drum stot er au so liebli do.
 Wie gliheret uf gras und laub
 vom morgetau der silberstaub!
 Wie weihet e frische mayelust

voll chriessbluest und schlechduft!
 Und d'immlig sammle flink und frisch:
 sie wüße nit, as 's sunntig isch.
 Wie pranget nit im garteländ
 der chriessbaum im mayegwand,
 Gelweili und tulipa
 und sterneblueme nebe bra
 Und gfüllti zinkli blau und wiß,
 me meint, me luegt ins paradis.
 Und 's isch so still und heimli do,
 men isch so rüehig und so froh!
 Me hört im dorf kei „hüst und hott“:
 „e guete tag“ und „dank der Gott“
 Und „'s git gottlob e schöne tag“
 isch alles, was me höre mag.
 Und 's vögeli seit: „Frili, io!
 pos tausig, io, do isch er scho!
 Er bringt io in sim-himmelsglast
 dur blueft und laub in hurst und nast!“
 Und 's distelzwigeli vorne bra
 het 's sunntigröckli au scho a.
 Die lüte weger 's zeiche scho,
 der pfarrer, schints, well zitli cho,
 Gang, brechmer eis aurikli ab,
 verwüschet mer der staub nit drab,
 Und, Chüngeli, leg die weibli a,
 de muesch berno ne mese ha!

Sprichwörter.

86.

Mit Harren und Hoffen
hats mancher getroffen.

Rein und ganz
gibt schlechtem Kleide Glanz.

Der eine hats Genieß,
der andre hats Verdrieß.

An Gottes Segen
ist alles gelegen.

Fromm aus Zwang
währt nicht lang.

Die Alten zum Rath,
die Jungen zur That.

Der Horcher an der Wand
hört seine eigne Schand.

Was man nicht kann meiden,
soll man billig leiden.

Jedem Lappen
gefällt seine Rappen.

Müßigang
ist aller Laster Anfang.

Je größer Noth,
je näher Gott.

Gebrauchter Pflug blinkt,
stehend Wasser stinkt.

Wer einen großen Sprung thun will, geht vorher zurück.
Im Rathe steh mehr auf den Schwanz, als auf den Schnabel.
Der Topf straft den Kessel, daß er ruhig ist.
Was ein guter Hafen werden will, krümmt sich bei Zeiten.
Ein Sperling in der Hand ist besser als zehen auf dem Dache.
Wer Recht nicht will leiden, darf über Gewalt nicht klagen.
Wer Fische fangen will, muß vorher die Netze flicken.
Einem fliehenden Feinde soll man goldene Brücken bauen.
Was zum Kreuzer gemünzt ist, wird nimmermehr ein Gulden.
Wie einer den Zaun hält, hält er auch das Gut.
Es ist vergeblich, einen Mohnen weiß waschen wollen.
In Wein und Bier ertrinken mehr denn im Wasser.

W er nicht jagt, der fängt nicht.	W er die Wahl hat, hat die Qual.
S elbst essen macht fett.	J unger Lügner, alter Dieb.
W asch mir den Pelz und mach mich nicht	B orn gebiert Born.
A ndank ist der Welt Lohn.	[naß. M it Lachen sagt mans Deutsch.
V erschüttet Dehl ist nicht gut aufgehoben.	K ommt Zeit, kommt Rath.
W as nicht sauert, süßt auch nicht.	F leiß ist des Glückes Vater.

Selber essen macht fett.

(Von J. B. Sebel.)

Es sagt ein altes Sprichwort: „Selber essen macht fett.“ Ich will noch ein Paar hinzusetzen: Selber Achtung geben, macht verständig, und: Selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf Andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nöthig ist, sondern Andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

Andank ist der Welt Lohn.

(Von Johann Mathesius. Historien von des ic. Doctoris Martini Luthers anfang, Iere, leben und sterben. Nürnberg 1570. Gegen das Ende der neunten Predigt.)

Eine große Schlange fiel in eine Höhle und schrie jämmerlich. Ein Bauer kommt zur Höhle und fragt, was da sei. Die Schlange bittet, er wolle ihr heraus helfen. Traun, nein! sprach der Mann; an bösen Thieren ist nichts Guts zu verdienen; ich mag keine Schlange an meinem Busen

aufziehen. Die Schlange hält an mit Bitten, und verspricht dem Bauer, sie wolle ihm bei ihrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten Lohn geben, den die Welt zu geben pflege. Gabe und große Verheißung berühren auch die Weisen: der Bauer hilft dem bösen und listigen Wurme heraus. Darauf will sie ihn zum Lohne fressen. Habe ich das um dich verdient? ist das deiner Zusage gemäß? sagte der Bauer. Ich bin zweizünftig, antwortet die Schlange; die Welt lohnet nicht anders.

Wie der Bauer in Aengsten steht, sagt die Schlange: Da du mir nicht glauben willst, so wollen wir es auf die nächsten zwei ankommen lassen, die uns begegnen; was sie in dieser Sache sprechen, das soll uns beiden Recht sein. Als bald kommt ein altes Pferd, dem legen sie die Sache vor. Dieser Schiedmann spricht: Ich habe einem Kärner funfzehn Jahre gedient, morgen will er mich dem Schinder geben: die Welt lohnet nicht anders. Darauf kommt ein alter Hund, den sie auch fragen; dieser spricht: Ich habe zehn Jahr Tag und Nacht meinem Junker jagen und viel Füchse und Hasen fangen helfen, jetzt hat er seinem Waidmann befohlen, er solle mich an eine Weibe henken: das ist der Welt Lohn.

Dem Bauern wird bang zu Muth. Indem tragt ein Fuchselein daher; dem legte der Bauer seine Sache auch vor, und verheißt ihm alle seine Hühner: er solle ihm von dem bösen Wurme helfen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, beredet die Schlange, sie solle ihm die Höhle zeigen und was ihre Gefahr und des Bauern Dienst gewesen sei. Man kommt zum Loch; der Fuchs fährt hinein; die Schlange hinten nach und zeigt ihm, wie sie gelegen. Indes wischt der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlange umwendet, wälzt der Bauer auf des Fuchsen Rath wieder einen großen Stein vor das Loch.

Als nun der Bauer befreit war, fordert der Fuchs, er soll ihm auf den Abend das Hühnerhaus offen lassen. Der Bauer kommt heim, erzählt seinem Weibe was ihm begegnet, und wozu er sich gegen den Fuchs verpflichtet. Die Bäuerin sagt, Hühner und Gänse seien ihr, er habe deren nicht zu vergeben. Der Bauer aber will seinen Worten nachkommen, und läßt dem Fuchs das Hühnerhaus offen. Wie es die Frau gewar wird, wartet sie mit ihrem Knecht die Nacht auf den Fuchs; als der im guten Vertrauen geschlichen kommt, verrennen sie ihm die Thür, und bleuen auf ihn zu, bis sie ihn ergreifen. Ach! sagt der Fuchs, wenn das Recht ist, und der Welt höchster Lohn für die größte Wohlthat,

so bestätige ich heut, ich armer Schalk,
dieß Weltrecht mit meinem Leben und Balg.

Die Erfrorenen.

(Von Friedrich Rückert.)

Es war ein Häuflein Krieger,
zur Zeit der deutschen Schmach,
Die auch dem fremden Sieger
nach Rußland folgten nach.

Sie zogen mit und stritten,
nicht für Napoleon:

Es war in ihrer Mitten
ihr teurer Fürstensohn.

Für einen Fürsten sterben
ist treuen Kriegers Brauch:
Der Ruhm war zu erwerben
bei fremden Fahnen auch.

Es stürmten Gottes Wetter
in eis'ger Winternacht,
Davon wie welke Blätter
zerstäubte Frankreichs Macht.

Es fühlten den Vernichter
die Deutschen auch und flohn
Und drängten sich nur dichter
um ihren Fürstensohn.

Sie hatten, ihn zu schützen,
nicht ihre Waffen mehr;
Da drängten sie als Stützen
sich selber um ihn her.

Aus ihren Leibern schloßen
sie einen Ring um ihn,
Daß vor des Frosts Geschossen
er könnte sicher ziehn.

Und wo vor ihren Treibern
sie ruhten aus bei Nacht,
Ward warm aus ihren Leibern
ein Wall um ihn gemacht.

Sie boten alles Feuer
in ihren Andern auf;
Die Liebe hielt mit treuer
Gewalt ihr Blut im Lauf.

So zogen ohne Sorgen
sie bis zum letzten Ort;

Da, als es wurde Morgen,
zogen sie nicht mehr fort.

Ihr junges Herz erwachte,
der Fürst, der warm geruht,
Und seinen Dank er brachte
für Gottes treue Hüt.

Da sah er die Genossen,
so früh sonst munter doch,
Die lagen eng geschlossen
um ihn im Kreiße noch.

Und als er hinsah wieder,
sah er mit stummem Schmerz:
Es waren alle Glieder
gestorben für das Herz.

Da fuhr ein kaltes Schauern
durchs warme Fürstenherz;
Er durfte doch nicht zaudern,
er schied, und rief mit Schmerz:

Schlaft wohl, und euch begrabe
mit sanften Flocken Gott,
Damit kein gier'ger Rabe
mit euch hier treibe Spott!

Und wenn die Flocken schmelzen,
send er der Wogen Heer,
Daß sie gelind euch welzen
hinab ins heilige Meer.

Dort ruhet sanft gebettet,
wie ich bei euch geruht,
Da sterbend ihr gerettet
mir habt des Lebens Blut.

Doch unvergeßlich bleibe
dies Bild mir eingeprägt,
So lang in seinem Leibe
durch euch mein Herz nun schlägt.

Die ihr gelehrt mich habet,
mit welcher treuen Glut
Ist innerlich begabet
der deutschen Glieder Muth.

Wenn sie in fremdem Lande
so starke Funken sprühn,
Wie erst, wenn sie im Brande
der eignen Freiheit glühn!

Dann sollen diese Funken
noch wuchern, die ich sog,
Wann ich einst freubetrunken
dies Schwert für Deutschland zog.

92.

Johannes Hus zu Constanz.

(Von Matthias Claudius, Samml. Werke, V. Seite 47 ff.)

Miser Sigismund war unruhig, Hus verbrennen zu lassen, und ließ mit ihm über einen Widerruf handeln; er aber wollte sich zu nichts verfehen. Da schickte der Kaiser noch den Tag vor der Execution, oder den fünften Julius 1415, vier Bischöfe und die zwei böhmischen Barons, von Ehlum und Duba, zu ihm. Hus ward vor den Kerker zu ihnen herausgeführt, und sein treuer Freund, der edle Ehlum, sagte zu ihm: „Lieber frommer Herr Magister, wir ungelehrte Laien können euch in dieser so wichtigen Sache nicht wohl rathen. Sehet derhalben selber zu, ob ihr euch der Mishandlungen, die euch vom Concilio zugemessen werden, in eurem Gewissen schuldig befindet. Seid ihr schuldig, so schämt euch ja nicht, eure Meinung zu verlassen und einer bessern Raum zu geben. Gibt euch aber euer Gewissen Zeugnis, daß ihr unschuldig seid, so thut ja nicht wider euer Gewissen. Ich will euch auch keine Ursache oder Anlaß dazu geben; denn ihr sollt nicht lügen vor dem Angesicht Gottes, sondern vielmehr beständig bleiben bis in den Tod bei der Wahrheit, die ihr erkannt habt.“ Diese Anrede seines treuen Freundes brach ihm das Herz. Er antwortete unter einem Strom von Thränen: „Gott ist mein Zeuge, daß ich gern weichen und widerrufen will, wenn ich etwas Unrechtes und mit der heiligen Schrift und Kirchenmeinung nicht Uebereinstimmendes gelehrt und geschrieben habe. Ich begehre nichts mehr, als daß ich aus göttlicher Schrift gründlicher und eines Bessern möge unterwiesen werden. Wenn sie das thun, bin ich bereit, also bald zu widerrufen.“

Den folgenden Tag versammelte sich das ganze Concilium in der Domkirche. Der Kaiser erschien mit den Reichsfürsten und der ganzen Ritterschaft, und setzte sich auf seinen Stuhl unter einer goldenen Krone, an der einen Seite stand Churpfalz mit dem Reichsapfel, Burggraf Friedrich von Nürnberg mit dem Schwert an der andern; und neben den Cardinälen, Erz- und Bischöfen, Prälaten, Mönchen, Doctoren ic., war eine unzählige Menge Volks beisammen. Der Erzbischof von Gnesen, Nicolaus, hielt die Messe, und nach vollendetem Amt ward Hus, der aus seinem Gefängnis im Minoritenkloster geholt war und bis dahin draußen im Vorhof hatte warten müssen, vor diese große Kirchenversammlung hereingeführt. Man

stellte ihn auf einen etwas erhabenen Ort, damit er von jedermann könnte gesehen werden. Hierauf las der Bischof von Concordien das zuvor vom Concilio abgefaßte Decret ab: daß niemand in der Session durch Murmeln oder ander Getöse mit Händen oder Füßen, auch nicht durch Disputieren, Bertelbigen u. die Redenden stören sollte; und darauf stieg der Bischof von London auf die Kanzel, und hielt eine lateinische Rede über Röm. VI. 6, und forderte darin zugleich den Kaiser auf, die Ketzereien zu zerstören, und sonderlich den hier stehenden verstockten Keger u. Hus lag indes auf seinen Knien und befohl sich Gott zum Sterben. Darauf wurden von dem Bischof von Concordien die aus Husens Schriften ausgezogenen sogenannten Ketzersätze vorgelesen; Hus wollte antworten, der Cardinal Emmerich hieß ihn aber schweigen. Hus wollte wieder reden; und man gebot den Schergen und Soldaten, ihn nicht reden zu lassen. Da hub er seine beiden Hände gen Himmel und sagte: „Ich bitte euch, um des allmächtigen Gottes Willen, ihr wollet doch unbeschwert meine Antwort anhören, daß ich mich doch nur bei denen, die umher stehen, entschuldigen und ihnen den Argwohn wegen meiner vermeinten Irrtümer benehmen möge.“ Und als es ihm abgeschlagen ward, fiel er mit gen Himmel gerichteten Augen und Händen auf die Erde nieder.

Darnach las der Bischof von Concordien die endliche Sentenz ab: „daß erstlich Husens Schriften sollten verbrannt, und er, als ein öffentlicher schädlicher Keger und böser halsstarriger Mensch, seines priesterlichen Standes schmäählich sollte entsetzet, und gänzlich sollte begradiert und entweihet werden.“

Der Ausspruch wurde sogleich vollzogen und mit der Degradation der Anfang gemacht. Der Bischof von Mailand mit sechs andern Bischöfen führten Husen zu einem Tisch, darauf Messgewand und andere priesterliche Kleider lagen, und kleidete ihn an, und als er angekleidet war, in vollem priesterlichen Schmuck und mit dem Kelch in der Hand, vermahnnten ihn die Bischöfe noch einmal, er solle nicht halsstarrig bleiben, sein Leben und Ehre bedenken und von seiner Meinung abstehen. Hus sprach darauf vom Gerüst herab zum Volke mit großer Bewegung:

„Diese Herren Bischöfe vermahnenn mich, ich solle vor euch allen bekennen, daß ich geirret habe. Wenn es nun eine solche Sache wäre, daß sie mit eines Menschen Schmach geschehen könnte, möchten sie mich leicht bereden. Nun aber stehe ich vor dem Angesichte meines Gottes, daß ich ihnen nicht willfahren kann, ich wollte denn mein eigen Gewissen verletzen, und meinen Herrn im Himmel schmähen und lästern. — Sollte ich die, die ich unterwiesen und gelehret habe, igo durch ein böses Exempel betrüben und irremachen? — Ich wills nicht thun.“

„Steig herab vom Gerüst!“ riefen nun die Bischöfe; und als er herabgestiegen war, stengen sie an, ihn zu entweihen. Der Bischof von Mailand und der von Bisont traten herzu, und nahmen ihm den Kelch mit den Worten ab: „Du — da nehmen wir den Kelch von dir, in welchem das Blut Jesu Christi zur Erlösung geopfert wird; du bist kein nicht werth.“ Hus antwortete getrost und laut dagegen: „Ich aber habe meine Hoffnung und Vertrauen gesetzt auf Gott den allmächtigen Vater, und meinen Herrn und Heiland Jesum Christum, um welches Namens willen ich diese Schmach leide, und glaube gewiß und beständig, daß er den Kelch des Heils nimmermehr von mir abnehmen werde, sondern daß ich denselben mit seiner Hilfe noch heute in seinem Reich trinken werde.“ Hierauf traten die andern Bischöfe herzu, und nahmen jeder ein besonderes Stück der priesterlichen Kleidung mit obigem Fluch. Als sie mit den Kleidern fertig waren, sollte ihm die Krone oder die geschorene Platte auf dem Haupte zerstört werden; es entstand aber ein Streit, ob mit einem Meßer oder einer Scheere. Hus sah dabei den Kaiser an, und sagte: „Es ist doch sonderbar: hart und grausam sind sie alle, aber über die Art und Weise sind sie nicht einig.“ Endlich, und als er völlig entweiht war, setzte man ihm eine fast ellenhohe Papierkrone auf, mit gemalten Teufeln, und der Unterschrift: *rc. Erzkezer*. Und nun wandten sich die Bischöfe an den Kaiser, und sagten: „Das *H. Concilium* zu Constanz überantwortet *izo* Johann Husen, der in der Kirche Gottes kein Amt noch Verwaltung mehr hat, der weltlichen Gewalt und Gericht.“

Der Kaiser stand auf, und nahm den ihm übergebenen Hus an, und sprach zum Pfalzgrafen Rudewig: „Diemeil wir, lieber Oheim und Fürst, das weltliche Schwert führen, die Uebel zu strafen, so nehmt hin diesen Johann Husen, und laßt ihm in unserm Namen thun, was einem Kezer gebühret.“ Dieser legte seinen fürstlichen Ornat ab, nahm Husen und führte ihn dem Vogt von Constanz zu, und sprach zu ihm: „Auf unsers gnädigsten Herrn, des Römischen Kaisers Urtheil, und unsern sonderlichen Befehl, nehmet diesen Magister Husen hin, und verbrennet ihn als einen Kezer.“ Der Vogt übergab ihn dem Richter und seinen Knechten, und befahl ausdrücklich, daß sie ihm seine Kleider nicht ausziehen, noch ihm Gürtel, Sackel, Geld, Meßer oder was er bei sich trüge, abnehmen, sondern ihn samt allem, was er an sich habe, verbrennen sollten. Und so ward er hingeführt.

Als er auf dem Gerichtsplatz ankam, kniete er nieder und betete. Von solchem Gebet ließ ihn der Pfalzgraf durch die Henker aufnehmen, und dreimal um den Holzstoß herumführen. Er nahm darauf von seinen Hütern Abschied; und nun griffen die Henker zu, und banden ihn an einen Pfahl,

mit fünf Stricken, über den Füßen, unter den Knien, mitten um den Leib, und unter den Armen, und mit einer Kette um den Hals. Hierbei fiel ihm die Papierkrone ab auf die Erde, und er sah hin nach ihr und lächelte. Der Henker setzte sie ihm aber bald wieder auf, und legte rund um ihn, bis an seinen Mund, Reisig und Stroh, und die bekannte Sancta-Simplicitas-Frau raffte mit zusammen, und legte mit an. Ehe das Feuer angezündet ward, ritten der Pfalzgraf Ludwig und der Reichsmarschall von Bappenheim noch einmal an ihn heran, und ermahnten ihn: er wolle noch iso sein Heil bedenken, und seine Irrtümer widerrufen. Da fieng Hus mit lauter Stimme aus dem Holzhaufen an: „Ich rufe Gott zum Zeugen, daß ich das, was sie mir durch falsche Zeugen aufgebürdet, nicht gelehret oder geschrieben habe, sondern ich habe alle meine Predigten, Lehren und Schriften dahin gerichtet, daß ich die Menschen möchte von Sünden abwenden und Gott in sein Reich führen. Die Wahrheiten, die ich gelehret, geprediget, geschrieben und ausgebreitet habe, als die mit Gottes Wort übereinkommen, will ich halten und mit meinem Tod versiegeln.“

Sie schlugen darauf in die Hände und ritten davon.

Als der Henker das Feuer anzündete, sang Hus ein Stück aus dem Nicenischen Glaubensbekenntnis, und da die Lohe gegen ihn schlug, betete er laut: „Christe, du Lamm Gottes, erbarme dich mein!“ und noch einmal: „Christe, du Lamm Gottes, erbarme dich mein!“ und als er zum drittenmal anfangen wollte, trieb der Wind den Rauch und die Flamme ihm gerade ins Gesicht, und nahm ihm die Sprache. Er bewegte noch die Lippen und den Kopf einige Minuten, und — war todt.

Friede sei mit deiner Seele, du treuer, frommer Priester! Du vertrautest der Wahrheit. Und hast du sie hier nicht erkannt, so wirst du sie nun erkannt haben und nun erkennen. Denn du suchtest sie und nicht das Deine.

93.

Feuers Gedanken.

(Von R. B. Trinius.)

<p>Überst ich einmal dieß Dach durchbrechen, einmal hinaus in die ewige Welt strömen in seligen Feuerbächen, was mein glühendes Herz mir schwellt! einmal unter des Himmels Gezelt mit den Stürmen jauchzen und zechen, und die Schmach an dem Menschen rächen, der mich in traurigen Banden hält!</p>	<p>Aber, wie der mächtigen Schlange zuckende Glieder, vom Schwert geteilt, schmerzlich leben, hoffend und bange, ob ein Gott sie zusammen heilt: so in dienende Flammen gespalten kann ein thöner Gefäß mich halten; auf der Kerze trägt mich der Slav, und — gezähmt die Gewalt der Gewalten —</p>
--	---

überläßt er sich sorglos dem Schlaf.
 Immer wandert der Wächter die Runde
 um das Haus in brütender Nacht;
 warnend ruft er von Stunde zu Stunde:
 „Aber das Feuer, das wache, bewacht!“
 Denn in des Herdes Winkel versteckt
 prüft er sich immer den stillen Ort,
 und von der schlummernden Asche bedeckt
 glüht der Gedanke, der ewige, fort.

Weber mir spielt in heiterer Ferne
 silbern Gewölk, und die seligen Sterne
 wandeln tönend die himmlische Bahn. —

An dem Pfeiler klömm ich hinan,
 öffnete sich dieß alte Gestein,
 von der schmeichelnden Glut umleckt;
 schlüpft ich zu der Fichte hinein,
 die verborgen zum Dach sich streckt —
 tief von meiner Wärme durchsogen

ahndet sie wohl den schrecklichen Plan,
 doch sie ist mir heimlich gewogen —
 mit der Vertrauten wär es gethan.

Dorch! die Winde kommen gezogen!
 haucht michs aus der Mauer nicht an?

Hoffnung, glimme!

Augen, glühet!

forschende Blicke, blihet, sprühet!

Lichte des Himmels, zeig mir hinaus!

wie ich dieses Dach erklimme,

überwache das heulende Haus! —

Fester Muth,

steter Ort.

Zufall nimmer ruht,

ist hier und dort.

Glimme, Glut,

immer fort!

94.

Die Steppenbrände in Südrussland am Pontus.

(Das Ausland, 1840. Nr. 40 und 41.)

Die hauptsächlichste und einzige Maßregel, welche die Steppenbewohner zur Verbesserung des Graswuchses anwenden, das „Abbrennen der Steppe,“ wird vorzüglich im ersten Frühjahre sogleich nach dem Wegschmelzen des Schnees vorgenommen, weil man dann sogleich statt des weggebrannten Grases auf schnell hervorsproßendes neues hoffen kann, während man im Winter gern noch das alte ein wenig zur Weide benutzt. Zuweilen geräth auch die Steppe durch einen Zufall in Brand, oder wird böswillig angezündet, besonders häufig während der Sommermonate, wo die Dürre und Hitze oft so groß ist, daß man meint, die Steppe müße von selber bald aufflammen.

Solche zufällige wilde, das heißt unbeaufsichtigte, Brände gehen zuweilen außerordentlich weit, fünfzig bis sechszig, ja bis hundert Werste* und noch mehr, und richten dann oft viel Unglück an, alles, was ihnen verzehrbares in den Weg kommt, verzehrend. Nicht nur einzelne Gehöfte, sondern auch ganze Dörfer, die gewöhnlich mitten im Steppenrasen liegen und nur von ihren Heu- und Strohhaufen umgeben sind, vernichten sie. Ein solcher

* Sieben Werste sind gleich einer deutschen Meile.

wilder Brand schreitet bald langsamer, bald schneller vor, je nach der Stärke und Richtung des Windes und je nach der Beschaffenheit des Grases, das er auf seinem Wege findet. Kommt die Flamme in kasterhohe Unkraut- oder Dornenwälder, so wüthet sie hier in gewaltiger Unruhe, und die Flammenwellen schlagen hin und her hoch empor, bis sie alles vernichtet haben und weiter wandern. Im gewöhnlichen Grase fährt sie wie eine lange Schlange mit mäßiger Raschheit hin, kommt sie aber auf eine alte Steppe, wo das zarte, sehr leicht brennliche Seidenkraut wogt, so hüpfst sie auf einmal mit weißer heller Flamme empor und schwingt sich mit gewaltiger Gerandtheit, sei es mit, sei es gegen den Wind, über das wogende Feld dahin, alle die Millionen zarten Federchen im Nu versengend. Zuweilen zieht sie sich, wenn sie zwischen zwei Wege geräth oder zwischen zwei Thäler, eng zusammen, und man glaubt schon ihr Verleschen nahe; allein sie überschreitet den Isthmus, und kommt plötzlich wieder auf eine weite unabsehbare Dürngrassfläche, wo sie neue, furchtbare Kräfte gewinnt, und auf einmal wieder wie ein Feuermeer auseinander geht. In tausend Regionen von Flammen, die wie gigantische Irrlichter aufflackern, ergießt sich der Strom in rasendem Laufe über die Flur, immer die leicht zündlichen Grassaufen fast ohne Dampf vernichtend, hinterher zieht sich ein dampfender Feuernachtrab, der das niedrigere Gras nachholt. Auf solchen weiten Feldern theilt sich die Masse in eine Menge kleiner und großer Arme wie ein Wasserstrom, der in seine Delta-Ebenen kommt. Einige Abteilungen taumeln wie leichte Jägerregimenter weit vor, andere, die in Gebüsche geriethen, bleiben im Augenblick stecken, und das ganze Bild gleicht dem Spiel der Winde auf großen Wasserflächen.

Zuweilen macht der Flammenstrudel mitten im geschwindesten Marsche Halt, wenn ihm etwa ein breiter, grasloser Weg oder ein feuchtes, langes Thal entgegentrat; so gedämmt schwillt er dann an, zu beiden Seiten um sich greifend und meilenweit am Rande des Thales sich hin verbreitend, als suche ers zu umgehen. Dabei bombardiert er beständig mit Feuerbränden und Funken, die der Wind beflügelt, über das Thal hinüber, die jenseits liegenden gelben Kornfelder zu entzünden. An solchen Thälern und Wegen stellen sich nun gewöhnlich die Menschen auf, die dem Toben des wilden Elements Einhalt thun wollen, verbreitern den Weg noch durch in der Eile gezogene Furchen, löschen beständig die hinüberfliegenden Feuerbrände, und meistens, wenn sie ihre Stellung zu wählen wußten, gelingt es ihnen dann auch, das Brandungetüm zu ersticken. Jedoch zuweilen sind die Wege selbst mit Gras bewachsen und erleichtern den Uebergang; hie und da fangen die Brandraketen Feuer, ziehen ihre ganze wilde Bruderschaft nach und leuchten nun in den dürren Fruchtfeldern mit neuer Freude hoch empor. Alles geht wieder beflügelten Schrittes vorwärts; Millionen glühende Körner sprühen und

verpuffen. Ein Aufleuchten! und alle auf eine Weizenflur gebaute Hoffnungen sind hin; jeder Schwung der Flamme vernichtet einen Roggenacker, jedes Geknistern eines ganzen Dorfes Winterfutter.

Auf langen, unberechenbaren Kreuz- und Querwegen bewegt sich ein solcher Steppenbrand, schrecklicher als der Drache von Rhodus, oft sechs, acht bis zehn Tage in einer Gegend hin und her. Zuweilen bringt die Flamme mit frischem Winde tief landeinwärts; man segnet ihre Abreise, und meint, sie sei verschwunden; nach ein Paar Tagen aber steht man sie wieder vor einem andern Winde zurückfliehen, fliehend wie fliegend verderblich. Die kleinen, mitten im Grase liegenden Gehöfte und Dörfer, die ohne Scheunen immer all ihr Stroh, Heu und Korn in Ordnung und Unordnung um sich herum liegen haben, sind mit reißender Schnelligkeit entzündet und in glimmende Kohlenhaufen verwandelt. Die Dächer der Erdwohnungen, die gewöhnlich aus altem, halbvermodertem Schilf bestehen, glimmen wie Zunder mit stinkendem Dampfe weg und sinken in die Höhlung ein; die häuserhohen Strohh- und Heuhaufen rauchen mit gigantischen Rauchsäulen empor. Entdecken die Leute noch bei Zeiten den Brand, so umziehen sie schnell ihre Wohnungen und Kornhaufen mit eintigen Furchen und zernichten das Gras rund umher, um dem Brande so Grenzen zu stecken. Auch die zahlreichen alten Grabhügel der Steppe ersteigt die Flamme, und da die Gipfel derselben gewöhnlich etwas eingesunken und mit höherem Gras und Unkraut bewachsen sind, so weilt sie eine Zeitlang dort oben und man sieht dann in der Nacht diese Grabhügel-Flammen weithin über den niedrigen Dampfnebel aufsteigen, wie Freudenfeuer, welche sich die alten vermoderten Leichname selbst angezündet. Gewöhnlich macht endlich ein Regen, der das Feuer bemeistert, dem ganzen Schauspiel ein Ende und rettet die noch übrigen Gräser.

Die zahlreichen Herden der Steppen werden durch solche Steppenbrände nicht wenig in Aufruhr und Schrecken gesetzt. Sie werden, da die Flammen mitunter wunderbare Streifzüge machen und von drei und vier Seiten zu gleicher Zeit heranrücken, von ihnen völlig eingeengt, so daß Hirten und Thieren nichts übrig bleibt, als mitten durch das Feuer hindurch zu setzen. Das geht dann nicht ohne mancherlei unangenehme Vorfälle ab, und unter Umständen wird nicht nur manches Haar, sondern auch manches Leben dabei versengt, wenn zum Beispiel die dummen Thiere schnurstracks in brennende Gebüsche hineinrennen. Gewöhnlich kann man mit dem Winde ganz sicher dicht hinter der vorschreitenden Flammenlinie herreiten, denn Blut läßt sie wenig im Nasen zurück; doch muß man sich immer dabei in Acht nehmen, denn neckisch schlägt zuweilen die Flamme rückwärts an Ross und Reiter empor, und versengt ihnen alle Haare und Flaumen, wie eine Köchin der gerupften Henne.

Viele solcher wilden, unabsehbaren Steppenbrände werden auf folgende Weise veranlaßt, die zugleich als ein merkwürdiger Beweis der Barbarei dienen mag, in welcher noch das ganze Landwirtschaftswesen der Gegend begraben liegt. Wenn nämlich die Zeit naht, wo neues Heu gemacht wird und frisches Korn gereift ist, so spricht ein Steppenwirt zu seinen Leuten so: „Auf unserem Hofe liegen noch große Haufen alten Stroh, das aber voll steckt von Mäusen; auch liegen große Haufen alten Heus dabei, das uns aber bei den starken Frühlingsregen dieses Jahres halb verfault ist, und nach einigen Tagen werden wir den Platz frisch brauchen. Auch wächst auf meiner ganzen Tenne und meinem Gehöft unendlich viel unnützes Unkraut, welches loszuwerden sehr vorteilhaft wäre, zumal da die Tenne bald zum Dreschen gereinigt sein muß. Kommt, laßt uns daher alles, das Stroh mit samt den Mäusen, das verfaulte Heu mit samt dem Unkraut, in Brand stecken, so schlagen wir auf eine sehr bequeme Weise wenigstens zwei Fliegen mit einer Klappe.“ Sie ziehen alsdann, wenn sie vorsichtig sind, Furchen um das ganze Gehöfte, damit sich der Brand nicht weiter verbreite, und lassen dann alles mitsammen fröhlich in den Flammen aufgehen. Sie bekommen dadurch alles, was sie drückte, auf einmal vom Herzen, und nennen das „ihr Gehöfte reinigen.“ Gewöhnlich geht das nun freilich so ab, wie sie es wünschen; zuweilen aber läßt sich die einmal aufgeregte Flamme auch nicht bedeuten, springt über die Grenzen, und prasselt in die Saatsfelder und weit über die Steppe hin. Indes trösten sich die Leute auch dann damit, daß sie ja wieder düngen, und aus der Asche noch bessere Kräuter wieder hervordüngen. Die Geschichtsforscher werden übrigens bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen, wie schwer es dem Perser Darius werden mußte, in einem solchen Lande Krieg zu führen, und wie leicht, ja mit Vergnügen, indem sie ja dabei nur ihr Gehöfte reinigten und ihre Felder düngten, die Steppenbewohner ihm eine völlige Wüstenet in ihrem Lande darstellen konnten.

Das Verfahren der Leute bei den Steppenbränden, die sie mit Fleiß veranlassen und mit Vernunft leiten, weil sie es dem Graswuchs heilsam halten, ist interessant und die Vorkehrungen dabei eigentümlich. Sehen wir den Fall, daß ein großer Edelmann einen bedeutenden Teil seiner Steppe, und ein solches Stück kann oft fünfzig bis sechzig Werste im Umfang haben, abbrennen wolle, um seine Weide zu verbessern, so läßt er alsdann zunächst das ganze Stück von einigen hundert in Thätigkeit gesetzten Pflügen mit Furchen umziehen, um seine Nachbarn, die Necker u. s. w. vor dem Feuer zu schützen, mit drei-, vier-, bis achtfachen Furchen, je nach der Größe der Gefahr und nach der Entzündbarkeit des benachbarten Feldes. Befinden sich innerhalb der so umzogenen Steppe noch einzelne Besitztümer eingeschlossen, die ebenfalls geschützt werden sollen, als zum Beispiel Häuser, Heumazine,

Ackerfelder u. s. w., so werden sie ebenfalls mit Furchen umzogen. Nach der Ausführung dieser Vorsichtsmaßregel begeben sich alsdann ein paar Duzend Menschen mit Heuwischen, die sie brennend an langen Stäben halten, auf die trockene Steppe, und stellen sich in gleicher Entfernung in einer Linie auf, welche die Richtung des Windes senkrecht durchschneidet, und ein jeder zündet vor sich das Heu an. Anfangs ist die Flamme nur ein kleines Licht, brennt aber rund um sich herum, erweitert und verbreitet sich fortschreitend mehr und mehr und verbindet sich mit der Flamme des Nachbarn, bis endlich alle nur Eine große, unabsehbare Rauch- und Feuerlinie bilden und so regelmäßig und ruhig mit dem Winde innerhalb der bezeichneten Grenzen vorschreiten. Alle harten Kräuter brennen dabei bis auf die Wurzel aus, und die ganze Steppe wird mit einem Aschenschleier überzogen. Die Leute verfolgen den von ihnen erregten Brand nun beständig, und umgeben ihn auch auf den Seiten, da ihn zähmend und tödtend, wo er trotz der gezogenen Furchen eine Unart begehen will, da aber mit neuer Glut nachschürend, wo er etwas ungenossen liegen ließ. Zuweilen entschlüpft aber doch, ungeachtet ihrer Wachsamkeit, den Wächtern das bewegliche Element, und es entsteht ein wilder Brand daraus. Ja, zuweilen schreitet die Flamme selbst gegen den Wind ganz unerwartet rückwärts, und zwingt die Mannschaft zur Flucht; allein in der Regel geht alles plangemäß ab. Die ganze Fläche, alle Vertiefungen und Hügelchen werden mit verkohlten Kräutern überzogen, und kommt bald ein Regen darauf, der, wie man es wünscht, die Salze und den Dünger in den Boden schlägt, so wächst dann in wenigen Tagen durch das Leichentuch der Asche ein frisches, grünes Gras lebendig und hoffnungsvoll hervor. Es geschieht dieß Abbrennen der Steppe natürlich, je nach der Beschaffenheit des Bodens, häufiger oder seltener. Manche Steppenherren lassen es alle vier bis fünf Jahre regelmäßig geschehen.

Eben so wie auf der hohen Steppe das Gras, werden auch an den Flüssen hin die großen Schilfwaldungen angezündet. Freilich ist es verboten, dieß zu thun, bei Strafe der Verbannung nach Sibirien, weil diese Schilfbrände nicht so gut beaufsichtigt werden können, als die Steppenbrände, und vieles dabei mit in Rauch aufgeht, was geschont werden sollte: allein dennoch, Sibirien und allen seinen Schrecknissen zum Trost, lobern überall die Flußthäler kurz nach der Schneeschmelze in Feuerflammen auf. Dniestr und Dniepr steht man oft in langen Strecken hin von rothem Schein erleuchten, als wenn statt des Wassers Feuer im Thale flöße. Der Gründe zum Abbrennen des Schilfes sind hauptsächlich zweierlei: erstlich das Vertreiben der Wölfe, die sich so zahlreich in den Schilfwaldungen versammeln, als wenn sie eben nichts als große Matten

wären, und dann zweitens, um dem jungen aufsproßenden Schilf Luft zu geben, das von dem alten, welches noch so von Sonne, Wind und eigener Altersschwäche gebleicht und verstimmt dasteht, in seinem Wachstume behindert wird. Da das Schilf, welches sechs Ellen hoch ist, gewöhnlich eine mehrere Klafter hoch auflobernde Flamme gibt, und da die Schilfrohre gewöhnlich an vielen Seiten zugleich in Brand gesteckt werden und die Flamme sich weit und breit in die Flußthäler verbreitet, so gibt dieß ein Feuer, dessen glühenden Schimmer man in einer Entfernung von vielen Meilen erblickt, besonders bei solchen Flußthälern, welche wie das des Dniestrs, über eine Meile breit mit Schilf erfüllt sind. Man glaubt dann den Flußlauf mit einem feurigen Widerscheinstreifen am Himmel verzeichnet zu sehen, als hätten große Vulkane ihre Schlackenströme in das Thal, sein Wasser trinkend, gestürzt.

Es ist dieß eine üble Zeit für das arme Thierleben in den Schilfen. Die Enten- und Gänfescharen und die Pelikane sammeln sich auf den Seen und Flußarmen zwischen dem Schilf, und schreien und schnattern, als wollten sie sich dem Flammenstrome zur Wehre setzen. Die Habiche, Adler und Geier, und die kaum aus fremden Landen angekommenen Silberreiher fliegen auf und kreischen, unruhige Kreise ziehend, in dem wallenden Dampfe. Die Wölfe, die das Feuer gar nicht dulden können, stürzen sich truppenweise ins Wasser und retten sich flüchtigen Fußes, uneingedenk der zarten Lämmer und alle Mordgedanken vergebend, an das entgegengesetzte Ufer, wenn ihnen hier nicht wieder ein neuer Brand entgegenschreitet und, noch mächtiger als der vorige, sie wieder aus Qualm und Feuer in die Fluten stürzt. Die Flammen gewinnen dann am Rande der Flußarme, wo das Schilf immer am höchsten steht, so viel Kraft, daß sie mit Riesenzungen über das Wasser hinlecken, als wollten sie auch dieses entzünden. Ist der Flußarm nicht zu breit, so schlagen sie, von beiden Seiten her sehnsüchtig zu einander sich neigend und gegenseitig sich erhitzend, hoch über dem Wasser zusammen und feiern mit gewaltigem Auf- und Abschwingen ihre Verbindung. Sie sind dabei keineswegs an das Schilf und Gesträuch gebunden, sondern wunderbar lösen sie sich zuweilen völlig von dem Nahrung gebenden Boden los, und schwingen sich frei und ungebunden über dem Wasser, mit röthlichem Schimmer aus dem Qualm hervorblickend. Es sind dann vielmehr die aus den Pflanzen entwickelten Gase, die da brennend und glühend sich oft turmhoch über dem ganzen Feuermeer erheben. Viele schädliche Wölfe, welche in dem Feuer vor Angst fast zu Lämmern werden, kommen allerdings dabei um; aber auch viel nützlich Geflügel verbrennt sich das Gefieder, Enten, die ihre Eier nicht verlassen wollen und auf ihrer Brut das Leben verhauchen, Reiher und Trappen, die dumm

um das Feuer freifen und wohl gar mitten in die Flammen hineinschießen, Hasen, die den Wolf hinter sich und die Flamme vor sich sehen, und Schneepfen und andere Vögel, die in ganzen Scharen sich willig in dem Feuer braten.

Tropf aller Verbote und Bestrafungen wiederholen sich die Schilfbrände des Dniestrs und Dnieprs alljährlich so pünktlich, wie der Frühling und das Ergrünen der Bäume, und es wird wohl schon seit Jahrtausenden und mit dem Borysthenes und Tiras der Alten derselbe Fall gewesen sein. Um so auffallender, daß bisher noch kein Reisender von diesem doch in so vieler Hinsicht interessanten Frühlingseuchten der Steppenflüsse gesprochen hat!

95.

Abdallah.

(Von Abalbert v. Chamisso.)

Abdallah ligt behaglich am Quell der Wüste und ruht, es weiden um ihn die Kameele, die achtzig, sein ganzes Gut; Er hat mit Kaufmannswaaren Balsora glücklich erreicht, Bagdad zurück zu gewinnen wird, ledig, die Reise ihm leicht.

Da kommt zur selben Quelle zu Fuß am Wanderstab ein Derwisch ihm entgegen den Weg von Bagdad herab. Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl, und loben den Trunk der Quelle und loben Allah zumal.

Sie haben um ihre Reise teilnehmend einander befragt, was jeder verlangt zu wissen willfährig einander gesagt, Sie haben einander erzählt von dem und jenem Ort, da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

„Ich weiß in dieser Gegend und kenne wohl den Platz, und könnte dahin dich führen, den unermesslichsten Schatz. Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelstein wohl achtzig, wohl tausend Kameele, es würde zu merken nicht sein.“

Abdallah lauscht betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz, es rieselt im Kalt durch die Adern und Bier erfüllt ihn ganz: „Mein Bruder, hör, mein Bruder, o führe dahin mich gleich! dir kann der Schatz nicht nützen, du machst mich glücklich und reich.

Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kameele mein, nur achtzig Kameeleslasten, es wird zu merken nicht sein. Und dir, mein Bruder, verheiß ich zu deines Dienstes Gold das beste von allen, das stärkste, mit seiner Last von Gold.

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, ich hab es anders gemeint, dir vierzig Kameele, mir vierzig, das ist was billig mir scheint: Den Werth der vierzig Thiere empfängst du millionenfach, und hätt ich geschwiegen, mein Bruder, o denke, mein Bruder, doch nach.“

„Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin, wir teilen gleich die Kameele, wir teilen gleich den Gewinn.“
Er sprach, doch thaten ihm heimlich die vierzig Lasten leid, dem Geiz in seinem Herzen gefellte sich der Neid.

Und so erhoben die Beiden vom Lager sich ohne Verzug,
Abdallah treibt die Kameele, der Derwisch leitet den Zug.
Sie kommen zu den Hügeln; dort öffnet eng und schmal
sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Thal.

Schroff, überhangend umschließet die Felswand rings den Raum,
noch drang in diese Wildnis des Menschen Fuß wohl kaum.
Sie halten; bei den Thieren Abdallah sich verweilt,
der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge verteilt.

Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
verdorrttes Gras und Reifig und steckt den Haufen in Brand;
Er wirft, so wie die Flamme sich prasselnd erhebt, hinein
mit seltsamem Thun und Reden viel kräftige Spezerein.

In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinsterns schier den Tag,
die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donnerschlag,
Die Finsternis entweicht, der Tag bricht neu hervor,
es zeigt sich in dem Felsen ein weit geöffnet Thor.

Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug sie geschaut,
aus Edelstein und Metallen von Geistern der Tiefen erbaut,
Es tragen goldne Pilaster ein hohes Gewölb von Kryßall,
hellfunkelnbe Karfunkeln verbreiten Licht überall.

Es lieget zwischen den goldnen Pilastern unerhört
das Gold hoch aufgespeichert, des Glanz den Menschen bethört,
Es wechseln mit den Haufen des Goldes die Hallen entlang
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

Abdallah schauts betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
es rieselt ihm kalt durch die Adern und Bier erfüllt ihn ganz.
Sie schreiten zum Werke; der Derwisch hat flug sich Demanten erwählt,
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

Doch bald begreift er den Irrtum und wechselt die Last und tauscht
für Edelstein und Demanten das Gold, des Glanz ihn berauscht,
Und was er fortzutragen die Kraft hat, minder ihn freut,
als, was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.

Beladen sind die Kameele schier über ihre Kraft.

Abdallah steht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft;
Der geht den Gang zu Ende, und öffnet eine Truh,
und nimmt daraus ein Büschchen, und schlägt den Deckel zu.

Es ist von schlichtem Holze, und, was darin verwart,
gleich werthlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart;
Er hat es prüfend betrachtet, das war das rechte Geschmeib,
er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

Drauf schreiten hinaus die Beiden, und draußen auf dem Plan
vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie ers beim Eintritt gethan;
Der Schatz verschließt sich donnernd, ein jeder übernimmt
die Hälfte der Kameele, die ihm das Loos bestimmt.

Die brechen auf und wallen zum Quell der Wüste vereint,
wo sich die Straßen trennen, die jeder zu nehmen meint:
Dort scheiden sie und geben einander den Bruderkuß;
Abdallah erzeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

Noch, wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust,
des Andern vierzig Lasten, sie dünken ihn eigener Verlust:
Ein Derwisch solche Schätze, die eignen Kameele, — das kränkt,
und was bedarf der Schätze, wer nur an Allah denkt?

„Mein Bruder, hör, mein Bruder!“ — so folgt er seiner Spur —
„nicht um den eignen Vorteil, ich denk an deinen nur,
Du weißt nicht, welche Sorgen, und weißt nicht, welche Last
du, Guter, an vierzig Kameelen dir aufgebürdet hast.

Noch kennst du nicht die Lücke, die in den Thieren wohnt,
o glaub es mir: der Mühen von Jugend auf gewohnt,
Versuch ichs wohl mit achtzig, dir wirds mit vierzig zu schwer,
du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr.“

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst;
schon dacht ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst;
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn,
du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn.“

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seiner Gier:
„Und wenn ich zwanzig begehrte, der Thor, er gäbe sie mir.“
Er kehrt zurück im Laufe, es muß versucht sein,
er ruft, ihn hört der Derwisch und harret gelassen sein.

„Mein Bruder, hör, mein Bruder, o traue meinem Wort,
du kommst, unfundig der Wartung, mit dreißig Kameelen nicht fort,
Die widerspenstigen Thiere sind störriger, denn du denkst,
du machst es dir bequemer, wenn du mir zehen noch schenkst.“

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst, schon dacht ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst; Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn, du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn.“

Und wie so leicht gewähret, was kaum er sich gedacht, da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht; Er hört nicht auf, er fordert, wohl ohne sich zu scheun, noch zehn von den zwanzig und von den zehn neun.

Das eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt, noch dieß ihm abzufordern des Herzens Gier ihn treibt; Er wirft sich ihm zu Füßen, umfaßt seine Knie:

„Du wirst nicht Nein mir sagen, noch sagtest du Nein mir nie.“

„So nimm das Thier, mein Bruder, wonach dein Herz begehrt, es ist, daß trauernd du scheidest von deinem Bruder, nicht werth; Sei fromm und weis' im Reichtum und beuge vor Allah dein Haupt, der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt.“

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seinem Sinn:

„wie mochte der Thor verschmerzen so leicht den reichen Gewinn?“
Da fällt ihm ein das Büchsen: „Das ist das rechte Geschmeib, wie barg ers wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!“

Er kehrt zurück: „Mein Bruder, mein Bruder, auf ein Wort! was nimmst du doch das Büchsen, das schlechte, mit dir noch fort? Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?“

„So nimm es!“ spricht der Derwisch, und legt es in seine Hand.

Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt, wie er auch noch das Büchsen, das räthselhafte, hält; Er spricht kaum dankend weiter: „So lehre mich nun auch: was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?“

Der Derwisch: „Groß ist Allah, die Salbe wunderbar; bestreichst du dein linkes Auge damit, durchschauest du klar Die Schätze, die schlummernden alle, die unter der Erde sind; bestreichst du dein rechtes Auge, so wirst du auf beiden blind.“

Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt, der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:

„Mein Bruder, hör, mein Bruder, du machst es besser, traun! bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schaun!“

Willfährig thut der Derwisch; da schaut er unterwärts das Gold in Kammern und Aern, das gleißende schimmernde Erz, Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein, sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

Er schauts und starrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
 es rieselt ihm kalt durch die Adern und Bier erfüllt ihn ganz.
 Er denkt: Würd auch bestrichen mein rechtes Auge zugleich,
 vielleicht besäß ich die Schätze und würd unermeslich reich.

„Mein Bruder, hör, mein Bruder, zum letzten mal mich an:
 bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan;
 Noch diese meine Bitte, die letzte, gewähre du mir,
 dann scheiden unsere Wege, und Allah sei mit dir!“

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, nur Wahrheit sprach mein Mund,
 ich machte dir die Kräfte von deiner Salbe kund;
 Ich will nach allem Guten, das ich dir schon erwies,
 die strafende Hand nicht werden, die dich ins Elend stieß.“

Nun hält er fest am Glauben und brennt vor Ungebuld,
 den Reib, die Schuld des Herzens, gibt er dem Derwisch schuld,
 Daß dieser so sich weigert, das ist für ihn der Sporn,
 der Bier in seinem Herzen gefellet sich der Zorn.

Er spricht mit höhnischem Lachen: „Du hältst mich für ein Kind!
 was sehend auf einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind;
 Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan,
 und wiße, daß, falls du mich reizest, Gewalt ich brauchen kann.“

Und wie er noch der Drohung die That hinzugesügt,
 da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt:
 Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug er bestreicht —
 die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.

„O Derwisch, arger Derwisch! du doch die Wahrheit sprachst;
 nun heile, Kenntnißreicher, was selber du verbrachst.“

„Ich habe nichts verbrochen, dir ward, was du gewollt,
 du stehst in Allahs Händen, der alle Schulden zollt.“

Er fleht und schreit vergebens und wälzet sich im Staub,
 der Derwisch abgewendet bleibt seinen Klagen taub;
 Der sammelt die achtzig Kameele und gen Balsora treibt,
 derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüste verbleibt.

Die nicht er schaut, die Sonne, vollbringet ihren Lauf,
 sie gieng am andern Morgen, am dritten wieder auf,
 Noch lag er da verschmachtend: ein Kaufmann endlich kam,
 der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

Aus dem gestiefelten Kater.

(Von Ludwig Tieck.)

Kleine Bauernstube. Lorenz, Barthel, Gottlieb. Der Kater Hünze ligt auf einem Schemel am Ofen.

Lorenz. Ich glaube, daß nach dem Ableben unsers Vaters unser kleines Vermögen sich bald wird eintellen lassen. Ihr wißt, daß der selige Mann nur drei Stücke von Belang zurückgelassen hat: ein Pferd, einen Ochsen und jenen Kater dort. Ich, als der Älteste, nehme das Pferd, Barthel, der nächste nach mir, bekommt den Ochsen, und so bleibt denn natürlicherweise für unsern jüngsten Bruder der Kater übrig.

Barthel. Ich glaube, Bruder Gottlieb, du wirst auch mit der Einteilung zufrieden sein; du bist leider der jüngste, und da mußt du uns einige Vorrechte lassen.

Gottlieb. Freilich wohl.

Lorenz. So wollen wir denn nun gehn. Lieber Gottlieb, lebe wohl, laß dir die Zeit nicht lang werden.

Gottlieb. Adieu. (Die Brüder gehen ab.)

Gottlieb (allein). Sie gehen fort — und ich bin allein. — Wir haben alle drei unsre Wohnungen; Lorenz kann mit seinem Pferde doch den Acker bebauen, Barthel kann seinen Ochsen schlachten und einsalzen, und eine Zeitlang davon leben, — aber was soll ich armer Unglückseliger mit meinem Kater anfangen? Höchstens kann ich mir aus seinem Felle für den Winter einen Muff machen lassen, aber ich glaube, er ist jetzt noch dazu in der Raube. — Da ligt er und schläft ganz gerubig, — armer Hünze! wir werden uns bald trennen müssen. Es thut mir leid: ich habe ihn aufgezogen, ich kenne ihn, wie mich selber, — aber er wird dran glauben müssen, ich kann mir nicht helfen, ich muß ihn wahrhaftig verkaufen. — Er sieht mich an, als wenn er mich verstünde; es fehlt nicht wenig, so fang ich an zu weinen. (Er geht in Gedanken auf und ab.)

Hünze, der Kater (richtet sich auf, dehnt sich, macht einen hohen Buckel, gähnt und spricht dann:) Mein lieber Gottlieb, ich hab ein ordentliches Mitleid mit euch.

Gottlieb (erstaunt). Wie, Kater, du sprichst?

Hünze. Warum soll ich nicht sprechen können, Gottlieb?

Gottlieb. Ich hätte es nicht vermuthet, ich habe zeitlebens noch keine Katze sprechen hören.

Hünze. Ihr meint, weil wir nicht immer in alles mitreden, wären wir gar Hunde.

Gottlieb. Ich denke, ihr seid bloß dazu da, Mäuse zu fangen.

Sinze. Wenn wir nicht im Umgang mit den Menschen eine gewisse Verachtung gegen die Sprache bekämen, so könnten wir alle sprechen.

Gottlieb. Nun, das gesteh ich! — aber warum laßt ihr euch denn so gar nichts merken?

Sinze. Um uns keine Verantwortungen zuzuziehen. Denn wenn uns sogenannten Thieren noch erst die Sprache angeprügelt würde, so wäre gar keine Freude mehr auf der Welt. Was muß der Hund nicht alles thun und lernen! Das Pferd! Es sind dumme Thiere, daß sie sich ihren Verstand merken lassen; sie müssen ihrer Eitelkeit durchaus nachgeben. Wir Katzen sind noch immer das freieste Geschlecht, weil wir uns bei aller unserer Geschicklichkeit so ungeschickt anzustellen wissen, daß es der Mensch ganz aufgibt, uns zu erziehen.

Gottlieb. Aber warum entdeckst du mir das alles?

Sinze. Weil ihr ein guter, ein edler Mann seid, einer von den wenigen, die keinen Gefallen an Dienstbarkeit und Sklaverei finden, seht, darum entdecke ich mich euch ganz und gar.

Gottlieb (reicht ihm die Hand). Braver Freund.

Sinze. Die Menschen stehn in dem Irrthume, daß an uns jenes instinktmäßige Murren, das aus einem gewissen Wohlbehagen entsteht, das einzige Merkwürdige sei, sie streicheln uns daher oft auf eine ungeschickte Weise, und wir spinnen dann gewöhnlich nur, um uns vor Schlägen zu sichern. Wüßten sie aber mit uns auf die wahre Art umzugehen, glaube mir, sie würden unsre gute Natur zu allem gewöhnen, und Michel, der Kater bei eurem Nachbar, läßt es sich sogar zuweilen gefallen, für den König durch einen Sonnenband zu springen.

Gottlieb. Da hast du recht.

Sinze. Ich liebe euch, Gottlieb, ganz vorzüglich. Ihr habt mich nie gegen den Strich gestreichelt, ihr habt mich schlafen lassen, wenn es mir recht war, ihr habt euch widersetzt, wenn eure Brüder mich manchmal aufnehmen wollten, um mit mir ins Dunkle zu gehn, und die sogenannten elektrischen Funken zu beobachten, — für alles dieses will ich nun dankbar sein.

Gottlieb. Edelmüthiger Sinze! Ha, mit welchem Unrechte wird von euch schlecht und verächtlich gesprochen, eure Treue und Anhänglichkeit bezweifelt! Die Augen gehn mir auf, — welchen Zuwachs von Menschenkenntnis bekomme ich so unerwartet!

Sinze. Ihr seid ein braver Mann, Gottlieb, — aber nehmts mir nicht übel, ihr seid etwas eingeschränkt, borniert, keiner der besten Köpfe, wenn ich frei herausprechen soll.

Gottlieb. Ach Gott, nein.

Sinze. Ihr wißt zum Beispiel jetzt nicht, was ihr anfangen wollt.

Gottlieb. Du hast ganz meine Gedanken.

Sinze. Wenn ihr euch auch einen Ruff aus meinem Pelze machen ließt, —

Gottlieb. Nimm's nicht übel, Kamerad, daß mir das vorher nur so durch den Kopf fuhr.

Sinze. Ach nein, es war ein ganz menschlicher Gedanke. — Wißt ihr kein Mittel, euch durchzubringen?

Gottlieb. Kein einziges!

Sinze. Ihr könntet mit mir herumziehen, und mich für Geld sehen lassen, — aber das ist immer keine sichere Lebensart.

Gottlieb. Nein.

Sinze. Ihr könntet ein Journal herausgeben, oder eine deutsche Zeitung, oder einen Roman, ich wollte euer Mitarbeiter sein, — aber das ist zu umständlich.

Gottlieb. Ja.

Sinze. Nun, ich will schon noch besser für euch sorgen, — verlaßt euch drauf, daß ihr durch mich noch ganz glücklich werden sollt.

Gottlieb. O bester, edelmüthigster Mann. (Er umarmt ihn zärtlich.)

Sinze. Aber ihr müßt mir auch trauen.

Gottlieb. Vollkommen, ich kenne ja jetzt dein redliches Gemüth.

Sinze. Nun, so thut mir den Gefallen, und holt mir sogleich den Schuhmacher, daß er mir ein paar Stiefeln anmesse.

Gottlieb. Den Schuhmacher — Stiefeln?

Sinze. Ihr wundert euch; aber bei dem, was ich für euch zu thun gesonnen bin, habe ich so viel zu gehn und zu laufen, daß ich nothwendig Stiefeln tragen muß.

Gottlieb. Aber warum nicht Schuhe?

Sinze. Gottlieb, ihr versteht das Ding nicht; ich muß dadurch ein Ansehen bekommen, ein imponierendes Wesen, kurz eine gewisse Männlichkeit, die man in Schuhen zitlebens nicht hat.

Gottlieb. Nun, wie du meinst, — aber der Schuster wird sich wundern.

Sinze. Gar nicht; man muß nur nicht thun, als wenn es etwas Besonderes wäre, daß ich Stiefeln tragen will; man gewöhnt sich an alles.

Gottlieb. Ja wohl, ist mir doch der Discurs mit dir ordentlich ganz geläufig geworden. — Aber noch eins: da wir jetzt so gute Freunde geworden sind, so nenne mich doch auch Du; warum willst Du noch Komplimente mit mir machen?

Sinze. Wie du willst.

Gottlieb. Da geht gerade der Schuhmacher vorbei; — he! pft!

Herr Gevatter Reichborn! will er wohl einen Augenblick bei mir einsprechen?

Der Schuhmacher (kommt herein). Prost! — Was gibts neues?

Gottlieb. Ich habe lange keine Arbeit bei ihm bestellt. —

Schuhmacher. Nein, Herr Gevatter; ich habe jetzt überhaupt gar wenig zu thun.

Gottlieb. Ich möchte mir wohl wieder ein Paar Stiefeln machen lassen.

Schuhmacher. Setz er sich nur nieder, das Maß hab ich bei mir.

Gottlieb. Nicht für mich, sondern für meinen jungen Freund da.

Schuhmacher. Für den da? — Gut.

Hinze (setzt sich auf einen Stuhl nieder, und hält das rechte Bein hin).

Schuhmacher. Wie beliebt er denn, Musje?

Hinze. Erstlich, gute Sohlen, dann braune Klappen, und vor allen Dingen steif.

Schuhmacher. Gut. — (Er nimmt Maß). Will er nicht so 'gut setz, — die Krallen — oder Nägel etwas einzuziehn, ich habe mich schon gerissen. — (Er nimmt Maß.)

Hinze. Und schnell müssen sie fertig werden. (Da ihm das Bein gestreichelt wird, so fängt er wider Willen an zu spinnen.)

Schuhmacher. Der Musje ist recht vergnügt.

Gottlieb. Ja, es ist ein aufgeräumter Kopf — er ist erst von der Schule gekommen, — was man so einen Vocativus nennt.

Schuhmacher. Na, adieß. (Ab.)

Gottlieb. Willst du dir nicht etwa auch den Bart scheeren lassen?

Hinze. Bei Leibe nicht, ich sehe so weit ehrwürdiger aus, und du weißt ja wohl, daß die Kagen nachher gleich unmännlich werden. Ein Kater ohne Bart ist nur ein verächtliches Geschöpf.

Gottlieb. Wenn ich nur wüßte, was du vorhast!

Hinze. Du wirst es schon gewar werden. — Jetzt will ich noch ein wenig auf den Dächern spazieren gehn, es ist da oben eine hübsche freie Aussicht, und man erwischt auch wohl eine Taube.

Gottlieb. Als guter Freund will ich dich warnen, daß du dich nicht dabei ergreifen lässest. —

Hinze. Sei unbesorgt, ich bin kein Neuling. — Adieu unterdessen. (Er geht ab.)

Gottlieb (allein). In der Naturgeschichte steht immer, daß man den Kagen nicht trauen könne, und daß sie zum Löwengeschlechte gehören, und ich habe vor einem Löwen eine gar erbärmliche Furcht. Wenn der Kater nur kein Gewissen hätte, so könnte er mit den Stiefeln nachher davon laufen, für die

ich nun mein letztes Geld hingeben muß, und sie irgendwo vertröbeln, oder er könnte sich beim Schuhmacher dadurch beliebt machen wollen, und nachher bei ihm in Dienste treten. — Aber der hat ja schon einen Kater. — Mein, Hinz! meine Brüder haben mich betrogen, und nun will ich es einmal mit dir versuchen. Er sprach so edel, er war so gerührt, — da sitzt er drüben auf dem Dache und puht sich den Bart, — vergib mir, erhabener Freund, daß ich an deinem Großsinn nur einen Augenblick zweifeln konnte. (Er geht ab.)

Und was thut der Kater, nachdem er seine Stiefel bekommen?

Er geht auf die Jagd, fängt bald Kaninchen, bald Rebhühner, und bringt sie jedesmal dem Könige mit Empfehlungen von dem Grafen von Carabas, der sie dem Könige schicke. Als dieser nun eines Tages eine Spaziersfahrt längs dem Ufer des Flusses unternehmen will, läuft Hinz eiligst zu Gottlieb, und bittet ihn an den Fluß zu kommen und sich in demselben an einem Orte, den er ihm zeigen werde, zu baden: dann sei sein Glück gemacht. Gottlieb thut, was der Kater ihm heißt, ohne zu wissen, was derselbe damit vorhabe. Während er badet, kommt der König vorbeigefahren; in diesem Augenblick ruft Hinz aus aller seiner Kraft: Hilfe! Hilfe! der Graf von Carabas will ertrinken! Der König läßt seine Dienerschaft sogleich zu Hilfe eilen, und während sie den Grafen von Carabas an das Ufer bringen, wirft Hinz die Kleider desselben in den Busch, und klagt dem Könige, daß Spitzbuben seinem Herrn die Kleider gestohlen. Auf Befehl des Königs wird ihm der beste Anzug aus dessen Reisekoffer gebracht, und nachdem er sich angekleidet, ladet der König ihn ein, in seinen Wagen zu steigen und ihn auf die Spaziersfahrt zu begleiten. Hinz läuft nun fortwährend vor dem Wagen des Königs her, und befehlt überall den Leuten, die er auf dem Felde trifft, daß sie, wenn der König frage, wem das Land oder die Ortschaft gehöre, antworten sollten: dem Grafen von Carabas, sonst hätten sie ihr Leben verwirkt. Es geschieht, wie der Kater befohlen, und der König ist höchlich erfreut über die schönen Besitztümer des Grafen. So kommt Hinz endlich an ein Schloß, das einem Zauberer gehört. Ohne Zeit zu verlieren stellt er sich demselben als einen Reisenden vor, der viel Wunderbares von ihm gehört, unter anderm, daß er sich in die größten Thiere, in Löwen, Elephanten u. dgl. verwandeln könne: dieß scheine ihm unglaublich. Der Zauberer ist alsbald bereit, ihm einen Beweis seiner Kunst zu geben, und verwandelt sich in einen Löwen. Darauf bittet ihn Hinz erschrocken, doch wieder seine natürliche Gestalt anzunehmen, und fragt ihn dann, ob es vollends wahr sei, daß er sich auch in ganz kleine Thiere verwandeln könne? dieß sei ihm noch viel unglaublicher. Darauf verwandelt sich der Zauberer in eine Maus. Hinz springt alsbald auf ihn zu und frisst ihn auf. Als nun der König vorfährt, hört er von dem Kater, daß dieß das Schloß des Grafen von Carabas sei. Man setzt sich an eine Tafel, die bereit steht, weil der Zauberer seine Freunde zur Mahlzeit eingeladen hatte, und der König gibt zuletzt dem guten Gottlieb, dem dieß alles wie ein Traum ist, die Hand seiner Tochter.

Der Kobold.

(Von R. B. Trinius.)

Es hatt' ein Bürger ein schönes Haus,
doch wohnt' ein Kobold darin.

Der spukt' und fuhr mit Saus und Gebraus
drin um, und daher und dahin.

Wohl hatten Weihwedel und Spruch
vielfältig den Quälgeist vertreuzet;
doch ihm war, nur schlimmer gereizet,
kein Spruch, kein Wedel genug.

Prob seufzet der Meister zu seiner Frau:
Mein Schatz, was fangen wir an?
Durch Wedel und Spruch, ich seh es genau,
ist nichts mit dem Kobold gethan.

Doch in dem besetzten Haus,
von Nezen des Satans umstricket,
tagtäglich gekneipt und gezwicket,
man hält es nicht länger mehr aus!

So dünkt es mir also das Allerbest,
daß man ihn versengt und verbrennt
Zusamt dem ganzen höllischen Nest,
so hätte das Leiden ein End:

Und nähmen ein Beutelchen Geld,
davon wir ein übriges haben,
und zögen von dannen, nach Schwaben,
wofern es, mein Schatz, dir gefällt.

Spricht also Frau Martha zu ihrem Mann:
Mein Schatz, wie du sagest, es sei!
Man zieht sich so heimlich nicht aus noch an,
huckt gleich der Satan dabei.

Drum brenn er, der höllische Geist!
gleich pack ich, je eher je besser,
den Bettsack, die Koffer, die Fässer,
und morgen, so Gott will, gereist.

Am selbigen Abend, mit eigener Hand,
bevor sich der Kobold versah,
Schiebt also der Meister den Kohlenbrand
ins Haus und es brennt in die Höh,

Und wie es recht prasselnd und kracht,
und brennt bis zur äußersten Spitze,
da schwenkt er thöricht die Müze:
Gottlob! nun ist es vollbracht!

Drauf klettert er ruhig zu seiner Frau,
die Kinder bewickelt mit Stroh,
Hinan auf der Fuhrre beweglichen Bau,
und fort gehts mit Hä! und mit Hoh!

Man spottet des Geistes, und schreit:
Adieu, Gevatter! wir reisen!
und kürzt mit Blaubern und Speisen
die Weile der nächtlichen Zeit.

Doch bald nahm die Kälte sehr überhand,
und eins nach dem andern verstummt,
Saß still und rührte nicht Fuß noch Hand,
blaunäsig und steif und verummmt.

Da brummt ein Bekannter im Bass:
„Wenn wir nicht wären entronnen,
dann wären wir alle verbronnen!“
Der Kobold saß hinten im Fass.

Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Jagdgeschichten.

(Ausgabe 1840. Seite 15 ff.)

Ich hatte einmal mit einer Kette Hühner einen sehr anziehenden
Vorfall. Ich war ausgegangen, um eine neue Flinte zu probieren, und
hatte meinen kleinen Vorrath von Hagel ganz und gar verschossen, als
wider alles Vermuthen vor meinen Füßen eine Flucht Hühner aufgieng.
Der Wunsch, einige derselben Abends auf meinem Tische zu sehen, brachte
mich auf einen Einfall, von dem sie, meine Herren, auf mein Wort, im

Falle der Noth Gebrauch machen können. Sobald ich gesehen hatte, wo sich die Hühner niederließen, lud ich hurtig mein Gewehr, und setzte statt des Schrotens den Labstock auf, den ich, so gut sichs in der Eile thun ließ, an dem obern Ende etwas zuspitzte. Nun gieng ich auf die Hühner zu, brückte, so wie sie aufflogen, ab, und hatte das Vergnügen zu sehen, daß mein Labstock mit sieben Stück, die sich wohl wundern mochten, so früh am Spieße vereinigt zu werden, in einiger Entfernung allmählich heruntersank. — Wie gesagt, man muß sich nur in der Welt zu helfen wissen.

Ein anderes Mal stieß mir in einem ansehnlichen Walde von Rußland ein wunderschöner schwarzer Fuchs auf. Es wäre Jammer Schade gewesen, seinen kostbaren Pelz mit einem Kugel- oder Schrötschuße zu durchlöchern. Herr Meineke stand dicht bei einem Baume. Augenblicklich zog ich meine Kugel aus dem Laufe, lud dafür einen tüchtigen Brettnagel in mein Gewehr, feuerte und traf so künstlich, daß ich seine Lunte fest an den Baum nagelte. Nun gieng ich ruhig zu ihm, nahm mein Weidmesser, gab ihm einen Kreuzschnitt übers Gesicht, griff nach meiner Peitsche, und karbatschte ihn so artig aus seinem schönen Pelze heraus, daß es eine wahre Lust und ein rechtes Wunder zu sehen war.

Zufall und gutes Glück machen oft manchen Fehler wieder gut. Davon erlebte ich bald nach diesem ein Beispiel, als ich mitten im tiefsten Walde einen wilden Frischling und eine Bache dicht hintereinander hertraben sah. Meine Kugel hatte gefehlt. Gleichwohl lief der Frischling vorn ganz allein weg, und die Bache blieb stehen, ohne Bewegung, als ob sie an den Boden festgenagelt gewesen wäre. Wie ich das Ding näher untersuchte, fand ich, daß es eine blinde Bache war, die ihres Frischlings Schwänzlein im Machen hielt, um von ihm aus kindlicher Pflicht fürbaß geleitet zu werden. Da nun meine Kugel zwischen beiden hindurchgefahren war, so hatte sie diesen Leitzaum zerrissen, von welchem die alte Bache das eine Ende noch immer kauete. Da nun ihr Leiter sie nicht weiter vorwärts gezogen hatte, so war sie stehen geblieben. Ich ergriff daher das übrig gebliebene Endchen von des Frischlings Schwanz, und leitete daran das alte hilflose Thier ganz ohne Mühe und Widerstand nach Hause.

So fürchterlich diese wilden Bachen oft sind, so sind die Reiler doch weit grausamer und gefährlicher. Ich traf einst einen im Walde an, als ich unglücklicher Weise weder auf Angriff noch Verteidigung gefaßt war. Mit genauer Noth konnte ich noch hinter einen Baum schlüpfen, als die wüthende Bestie aus Leibeskräften einen Seitenhieb nach mir that. Dafür fuhren aber auch seine Hauer bergestalt in den Baum hinein, daß er weder im Stande war, sie sogleich wieder heraus zu ziehen, noch den Hieb zu wiederholen. — Ha ha! dachte ich, nun wollen wir dich bald kriegen: — Flugs nahm ich

einen Stein, hämmerte noch vollends damit darauf los, und nietete seine Hauer bergestalt um, daß er ganz und gar nicht wieder loskommen konnte. So mußte er sich nun gedulden, bis ich vom nächsten Dorfe Karren und Stricke herbeigeholt hatte, um ihn lebendig und wohlbehalten nach Hause zu schaffen, was auch ganz vortrefflich von Statten gieng.

99.

Räthsel.

(Von J. B. Sebel.)

Den Reichen trägt das Thierlein durch den Roth,
das Pflänzlein ist der Arme auf dem Brot.

100.

Der Löwe und der Hase.

(Von G. E. Lessing. Sämliche Schriften. I. Seite 131.)

Ein Löwe würdigte einen drollichten Hasen seiner nähern Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirfst du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Brunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erwecket.

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja, nun begreif ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

101.

Die Fabel.

(Von Friedrich Rückert.)

Die Biene sammelt dir nicht aus Fleiß
und sie sticht dich auch nicht aus Grimme:
Der Mensch es nur anders zu nennen nicht weiß,
der alles muß teilen ins Gute und Schlimme.

102.

Der Falke.

(Von H. C. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. S. 24 ff.)

Kopf und Hals des Falken sind mit Federn bedeckt; über den Augen tritt der Knochen hervor, weswegen dieselben tief zu liegen scheinen und daß

Gesicht einen ganz andern Ausdruck als bei den Weibern erhält. Sie nähren sich meist von lebender Beute, aber ihr Muth ist sehr verschieden. Sie können lange hungern, trinken in der Freiheit wenig oder gar nicht. Unverdauliche Dinge speien sie in Ballen (Gewölle) wieder aus. Ihre Beute ergreifen sie, wenn sie nicht ganz klein (wie Insekten und Regenwürmer) ist, mit den Krallen, tragen sie auch ihren Jungen, welche mit Flaum bedeckt sind, in den Krallen zu, zerstückeln sie, und legen sie ihnen zum verschlingen vor. Die Jungen werden sehr lange von den Alten im Neste und auch später noch eine Zeit lang gefüttert. Man kann sie leicht aufziehen. Einst habe ich mit großem Vergnügen zugehoben, wie alte Raubvögel ihre Jungen abrichteten. Ueber eine Wiese, in der Nähe des Weichselstroms, sah ich fünf Raubvögel, zwei Alte und drei Junge, in schönen Kreisen und Schwenkungen an einem heitern Sommertage, schweben. Ich kannte die Art nicht, und legte mich, da ich Flinte und Hund bei mir hatte, hinter einem kleinen Busche nieder, um abzuwarten, ob ich vielleicht einen erlegen könnte. Ich wartete zwei Stunden lang vergebens, sah aber mit Erstaunen, wie die Alten öfters über die Jungen emporschwebten und Stückchen Fleisch ausspleen, welche die Jungen jedesmal richtig mit großer Gewandtheit aus der Luft schnappten. Leider mußte ich, da der Abend nahte, abziehen, ohne mir über die Art dieser Raubvögel Gewisheit verschafft zu haben.

Die Weibchen der Falken sind bedeutend größer als die Männchen. Die Farben vieler verändern sich mit dem Alter sehr, daher ihre Kenntniß manche Schwierigkeit darbietet. Sie mausern jährlich nur einmal.

Der Wanderfalk oder Taubenfalk ist oben aschblau mit schwarzen Querstreifen, unten röthlich oder bläulichweiß mit schwarzen querliegenden Wellenlinien. Er findet sich in ganz Europa, auch im nördlichen Asien, Afrika und Amerika. Im Sommer bewohnt er Wälder und Felsen, im Herbst und Winter streift er weit umher und verläßt die nördlichen Länder. Einzeln trifft man ihn bei uns auch noch im Winter, doch leidet er dann mitunter solche Noth, daß man ihn mit den Händen greifen kann. Er ist äußerst schnell, vorsichtig, muthig; seine Stimme ist ein lautes *gia! gia!* Im Walde (er zieht das Nadelholz vor) lebt er hauptsächlich von Tauben und Drosseln, auf der Ebene fängt er hauptsächlich Rebhühner, doch raubt er auch viele andere Vögel, zumal Krähen, auch Auerhühner, Birkhühner, wilde Gänse, alle am liebsten aus der Luft. Seine Beute verzehrt er gern auf einem hohen Felsen oder auf freiem Felde. Säugethiere scheint er nie zu fangen. Seinen Horst (Nest) hat er hoch auf alten Nadelbäumen, oder in den Klüften hoher Felsen. In früheren Zeiten wurde er sehr häufig gezähmt, und, wie der Habicht und Sperber, zur Beize abgerichtet.

Die Straßburger Tanne.

(Von Friedrich Rückert.)

Bei Straßburg eine Tanne
im Bergforst, alt und groß,
Genannt bei Jedermanne
die große Tanne bloß,

Ein Nest aus jenen Tagen,
als dort noch Deutschland lag —
Die ward nun abgeschlagen
an diesem Pfingstmontag.

Da kamen wie zum Feste
zusammen fern und nah
In ganzen Scharen Gäste
und sahn das Schauspiel da.

Die jauchzeten mit Schalle,
als niedersank ihr Kranz,
Und hielten nach dem Falle
im Forsthaus einen Tanz.

Hat einer wohl vernommen,
was, als die Wurzel brach,
Im Herzen tief beklommen
zuletzt die Tanne sprach?

Ein Widerhall vernahm es,
der trug von Ziel zu Ziel
Es weiter, und so kam es
hier in mein Saitenspiel.

So sprach die alte Tanne:
ich stehe nun der Zeit
Hier eine lange Spanne
in dieser Einsamkeit,

Von dieses Berges Gipfel
mich streckend in die Luft,
Es weht um meine Wipfel
noch der Erinnerung Duft.

Ich sah in alten Zeiten
die Kaiser und die Herrn
Im Lande ziehn und reiten —
wie ligt das heut so fern!

Da mocht ich wohl mit Raufchen
sie grüßen in der Nacht,
Und mit den Winden tauschen
Gespräch von deutscher Macht.

Dann kam die Zeit der Irrung,
des Abfalls in das Land,
Voll schmählicher Verwirrung,
da ich gar traurig stand;

Es klirrten fremde Waffen,
es zuckte mir durchs Mark,
Ich sah die Zeit erschlaffen,
und blieb kaum selber stark.

Den Himmel sah ich säumen
ein neues Morgenroth,
Es scholl aus fernen Räumen
der Freiheit Aufgebot;

Ich sah auf alten Bahnen
die neuen Deutschen gehn,
Die lang entwohnten Fahnen
vom Rheinstrom her mir wehn.

Da schüttelten die Winde
mein altes Haupt im Sturm;
Vor Schreck entsank der Rinde,
der sie genagt, der Wurm:

Nun werden deutsch die Gauen
vom Wasgau bis zur Pfalz,
Und wieder wird man bauen
hier eine Kaiserpfalz.

Doch als das große Wetter
eifertig, ohne Spur,
Wie Windeshauch durch Blätter,
dahier vorüber fuhr: —

Mein Wipfel ist geborsten,
es wird nicht mehr der Har
In diesen Forsten horsten,
der meine Hoffnung war.

Lebt, Adler, wohl und Falken!
ich fall in Schmach und Graus,
Und gebe keinen Balken
zu einem deutschen Haus;

Man wird hinab mich schleppen,
und brunten aus mir nur
Versehn mit neuen Treppen
Mairie und Präfector.

Doch, jüngre Halbgeschwister,
 ihr hauchet frisch belaubt
 Teilnehmendes Geflüster
 um mein erstorbnes Haupt;

Euch alle sterbend weih ich,
 zu schönerer Zukunft ein,
 Und also prophezeih ich,
 wie fern die Zeit mag sein:

Einst einer von euch allen,
 wenn er so altergrau
 Wird, wie ich falle, fallen,
 gibt Stoff zu anderm Bau,

Da wohnen wird und wachen
 ein Fürst auf deutscher Flur,
 Dann wird mein Holz noch krachen
 im Bau der Präfectur.

104.

Die Schlacht bei Zorndorf den 25. August 1758.

(Joh. Wilh. v. Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges)

Wie war bei einer Armee der Durst nach einem Blutkampf größer als wie diesmal bei der preussischen. Der Dämon des Krieges schien das ganze Heer begeistert zu haben. Selbst Friedrich, durch den Anblick der verwüsteten Fluren, der zahllosen Schutthaufen und der alles beraubten herumirrenden Flüchtlinge aufs lebhafteste gerührt, schien alle Philosophie zu vergessen und alle andren Leidenschaften der Rache unterzuordnen. Er befahl, keinem Russen in der Schlacht Pardon zu geben. Alle Anstalten wurden gemacht, dem Feind den Rückzug zu hemmen, und ihn nach den Moränen der Ober zu drängen, und dort zu vernichten; sogar die Brücken, die ihnen zur Flucht dienen konnten, mußten abgebrannt werden. Diese Wuth der Preußen wurde den Russen bekannt, da eben die Schlacht anfangen sollte. Ein Ruf lief durch die ganze Linie: „Die Preußen geben kein Quartier!“ „Und wir auch nicht!“ war der weit schreckende Widerhall der Russen.

Die Lage Friedrichs war abermals verzweiflungsvoll und hing von dem Ausgange einer Schlacht ab. Die feindlichen Heere waren nun im Begriff, sich zu vereinigen, und ihn von der Elbe und der Ober abzuschneiden. Die Franzosen und Reichstruppen waren auf dem Marsch nach Sachsen, wohin Daun mit der Hauptarmee der Oesterreicher auch gezogen war. Die von den Preußen befreiten Schweden hatten jetzt gar keinen Feind vor sich, und rückten auf das unbefestigte Berlin los; und über dem nun noch die Russen, deren Motto Verheerung war, in dem Herzen seiner Staaten.

Die tief durchdachte Disposition Friedrichs war jedoch nicht bloß auf den Sieg, sondern auf den gänzlichen Untergang des feindlichen Heeres gerichtet, dabei aber doch dem Könige, bei einem widrigen Schicksal, der Rückzug nach Cüstrin frei blieb. Es war am 25sten August, als diese große Schlacht bei Zorndorf geliefert wurde. Sie fieng des Morgens um acht Uhr an. Die Russen waren 50,000 Mann und die Preußen 30,000 Mann stark. Diese,

abermals so wie bei Leuthen, in schiefer Schlachtordnung gestellt, machten den Anfang mit einer großen Kanonade. Die Stellung der russischen war ein in ihren Türkenkriegen gebräuchliches ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reiterei, ihre Bagage und das Reserve-Corps befand: eine Stellungsart, die bei einer Schlacht die schlechteste unter allen ist, da sie der Armee sowohl zum Angriff als zur Verteidigung alle Thätigkeit raubt, und durch welche auch vor 1800 Jahren die Römer unter Crassus Anführung in der schönsten Ebene von den Parthern geschlagen wurden. So wie die Bogenschützen dieses letztern Volks ihr Ziel auf die zusammengedrängten Legionen nicht verfehlten, so thaten auch hier die Kanonenkugeln eine schreckliche Wirkung auf die so unschicklich gestellten russischen Menschenmassen. Bei einem Grenadier-Regiment traf eine einzige Kugel 42 Mann, die theils getödtet, theils verwundet wurden. Ueberdem richteten sie eine grausame Verwirrung unter der Bagage an: die Pferde rissen mit ihren Wagen aus, und brachen durch die Glieder, so daß man diesen Troß bald aus dem Viereck herauschaffen mußte. Der linke Flügel der Preußen avancierte indessen so hitzig, daß er eine Flanke bloßgab. Diesen Umstand nutzte die russische Cavallerie, in die preussische Infanterie einzudringen und einige Bataillone aus dem Felde zu schlagen. Fernor glaubte schon völlig gesiegt zu haben; er ließ das Viereck von allen Seiten öffnen, um den Feind zu verfolgen. Dieß geschah auch mit einem lauten Siegesgeschrei; allein die Russen waren noch nicht weit gekommen, als sie schon in große Unordnung geriethen. Das Hintertreffen, das vor Staub und Dampf nichts erkennen konnte, feuerte auf das Vordertreffen.

Der General Seydlitz rückte indessen mit der preussischen Cavallerie in drei Colonnen an, und warf die russische über den Haufen, die jetzt auf ihre eigene Infanterie getrieben wurde. Ein anderes Corps preussischer Reiter stürzte zu gleicher Zeit auf die russische Infanterie. Sie hieben alles ohne Gnade nieder, was ihr Schwert nur erreichen konnte. Einige Regimenter preussischer Dragoner ließen sich durch das brennende Zornsdorf nicht abhalten, sondern trabten durch die Flammen auf die Russen zu; auch Seydlitz, der mit der feindlichen Cavallerie ganz fertig geworden, und, was noch nie erhört war, mit seinem Cuirassier-Regiment, den Degen in der Faust, eine Batterie von schweren Kanonen angegriffen und erobert hatte, folgte jetzt dieser neuen Siegesbahn. Das russische Fußvolk wurde nun von allen Seiten, in der Flanke, auf der Fronte und im Rücken, angefallen, und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Diese Krieger stellten den Preußen noch nie erlebte Schlachtszenen dar. Hatten sie gleich, als Haufen betrachtet, ihre Stellungen in ihren Linien und Abteilungen verlassen, so stunden sie doch als einzelne Menschen wie die Bildsäulen in ihren Gliedern, nachdem sie ihre Patronen verschossen hatten. Es war jedoch nicht jene bewunderungs-

werthe Tapferkeit, aus Ruhmbegier oder Vaterlandsliebe ihren Posten bis auf den letzten Augenblick zu behaupten; denn sie wehrten sich fast nicht in dieser Lage; vielmehr war es ein Stumpfsinn, sich da, wo sie stunden, erwürgen zu lassen. Waren nun ganze Reihen zu Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Scharen, die auf eine ähnliche Abfertigung ins Reich der Schatten zu warten schienen. Es war leichter, sie zu tödten, als in die Flucht zu schlagen; selbst ein Schuß mitten durch den Leib war oft nicht hinreichend, sie auf die Erde zu werfen. Nichts blieb daher den Preußen übrig, als niederzumeheln, was nicht weichen wollte. Der ganze russische rechte Flügel wurde also theils niedergehauen, theils in die Moräste getrieben. Eine Menge dieser Flüchtlinge gerieth unter die Bagage; die Marktender-Wagen wurden geplündert, und der Brantwein viehisch gesoffen. Vergebens schlugen die russischen Offiziere die Fässer in Stücke: die Soldaten warfen sich die Länge lang auf den Boden, um so den geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen die Seele aus, andre massacrierten ihre Offiziere, und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde herum, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlshaber zu achten.

So gieng es auf dem rechten Flügel der Stufen zu. Es war Mittag. Auf ihrem linken Flügel war bisher noch wenig geschahn. Nunmehr wurde auch dieser von den Preußen angegriffen. Allein die Regimenter, die hier dem größten bereits errungenen Sieg vollends das Siegel aufdrücken konnten, zeigten nicht ihre gewöhnliche Tapferkeit. Sie vergaßen den Ruhm des preussischen Namens, verkannten ihre Kräfte, so wie die Macht ihrer taktischen Künste in dem entscheidendsten Augenblick, und wichen im Angesicht ihres Königs vor den geschwächten und schon halb geschlagenen Stufen zurück. Die Unordnung war groß, und alle Heldenthaten des preussischen linken Flügels schienen verloren zu sein; allein Seydlitz kam mit seiner Cavallerie von diesem siegreichen Flügel herangeflogen, rückte in die von der weichenden Infanterie gemachte Oeffnung, hielt ein heftiges Musketen- und Kartätschenfeuer aus, und nun drang er nicht allein auf die russische Cavallerie, sondern auch auf den bisher noch fest gestandenen Teil der Infanterie ein, und trieb den vorgerückten Feind, der schon einige Batterien erobert hatte, in die Moräste. Dieses große Manöver der Reiterei wurde von dem Kern der preussischen Infanterie, den Regimentern Prinz von Preußen, Forcade, Kalkstein, Affeburg und einigen Grenadier-Bataillons, sämtlich Truppen, die der König mitgebracht hatte, vortrefflich unterstützt. Diese Veteranen, ohne auf das Zurückweichen der neben ihnen stehenden Bataillons zu achten, das ihre ganz entblößte Flanke in Gefahr setzte, waren beständig im Vorrücken geblieben, und jetzt fielen sie zugleich mit der Cavallerie mit gefülltem Bajonet die russische Infanterie an, und zeigten Wunder der Tapferkeit. Diese

Angriffe waren so lebhaft, daß in dem Zeitraum von einer Viertelstunde der größte Teil des Schlachtfeldes von den Feinden verlassen war. Das Feuer hörte jetzt an allen Orten auf. Die Munition fieng an zu fehlen. Man schlug und stieß nun auf einander los mit Flintenkolben, Bajonetten und Säbeln. Die Erbitterung beider Teile war unaussprechlich. Schwer verwundete Preußen vergaßen ihre eigene Erhaltung, und waren immer noch auf das Morden ihrer Feinde bedacht. So auch die Russen. Man fand einen von diesen, der tödtlich verwundet auf einem sterbenden Preußen lag, und ihn mit seinen Zähnen zerfleischte; der Preuße, mit dem Tode ringend und unfähig sich zu bewegen, mußte dieses Magen bulden, bis seine Mitstreiter herbei kamen und den Kannibalen durchbohrten. Die Regimenter Forcade und Prinz von Preußen stießen bei ihrem Vordringen auf die russische Bagage und Kriegskasse. Der größte Teil davon wurde erbeutet. Die gänzliche Ermattung beider Teile und die Nacht machten endlich dem Morden ein Ende, das zwölf Stunden gedauert hatte; nur allein die Kosacken schwärmten noch auf dem Schlachtfelde im Rücken der Preußen, um die Erschlagenen auszuplündern und die wehrlosen Verwundeten umzubringen. Allein dieser Mordlust wurde bald gesteuert, da man die Beschäftigung der Unholde ausspähete. Ueber tausend Mann von diesem Gesindel, die von den alles niederhauenden Husaren sehr gedrängt wurden, verließen in der Verzweiflung ihre Pferde, und warfen sich in die Schäferei von Quartschen, ein großes steinernes Gebäude; hier schossen sie aus allen Löchern, und wollten sich nicht ergeben. Das Dach, worunter viel Heu und Stroh lag, gerieth in Brand, stürzte ein, und fast alle Kosacken erstickten, verbrannten oder wurden niedergebauen.

Beide Heere blieben die Nacht über unterm Gewehr. Die Russen befanden sich in der schrecklichsten Unordnung; alle ihre Truppen waren wie ein Chaos vermischt. Gern hätten sie den Preußen die Ehre des Sieges unbedingt überlassen, allein der Rückzug war ihnen versperrt, da alle Brücken über die Flüsse abgebrochen waren. In dieser Verwirrung hielt der General Fermor noch am Abend der Schlacht um einen Waffenstillstand auf zwei bis drei Tage an. Sein Vorwand war, die Todten zu begraben. Auf diese sonderbare Ansuchen antwortete der General Dohna: „Da der König, mein Herr, die Schlacht gewonnen, so werden auf seinen Befehl die Todten beerdigt und die Verwundeten verbunden werden.“ Er belehrte ihn dabei, daß ein Waffenstillstand nach einer Schlacht eine ganz ungewöhnliche Sache sei. Den folgenden Tag geschah nichts als Kanonaden. Der König wollte den Kampf förmlich erneuern; allein der Mangel an Munition bei der Infanterie, und die große Abmattung der Cavallerie, die mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gefochten hatte, machten der Schlacht nothwendig ein Ende,

und verschafften den Russen Gelegenheit, einen Ausweg aus ihrem Labyrinth zu finden. Sie zogen sich über Landsberg an der Warthe zurück. Diese Niederlage kostete ihnen 19,000 Tote und Vermundete nebst 3000 Gefangenen; dabei verloren sie 103 Kanonen, viele Fahnen, ihre Kriegskasse und eine Menge Bagage. Die Preußen zählten 10,000 Tote und Vermundete, desgleichen 1400 Gefangene oder Vermisste, auch hatten sie beim Weichen ihres rechten Flügels 26 Kanonen eingebüßt.

105.

Der gute Kamerad.

(Von Ludwig Uhland.)

Ich hatt einen Kameraden,
einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
er gieng an meiner Seite
in gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
er ligt mir vor den Füßen,
als wärs ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
derweil ich eben lad;
Kann dir die Hand nicht geben,
bleib du im ewgen Leben
mein guter Kamerad!

106.

Johanna Sebus.

„Zum Andenken der Siebzehnjährigen Schönen Guten aus dem Dorfe Brienens, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hilfe reichend untergleng.“

(Von Göthe.)

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
die Fluten spülen, die Fläche faust.

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
die Fluten wühlen, die Fläche faust.

„Ich trage dich Mutter, durch die Flut,
noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“ —

Sie setzt die Mutter auf sichres Land,
schön Suschen, gleich wieder zur Flut
gewandt.

„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
die Hausgenosin, drei arme Kind!

„Wohin? wohin? die Breite schwoll;
des Wassers ist hüben und drüben voll;
verwegen ins Tiefe willst du hinein!“ —

die schwache Frau! . . . Du gehst davon!“ —

„Sie sollen und müssen gerettet sein!“

Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.

„Zum Böhle da rettet euch! harret derweil!

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
eine Meereswoge sie schwankt und faust.

gleich kehrt ich zurück, und allen ist Heil;

zum Böhle ist's noch trocken und wenige

Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg;

Schritt;

doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

erreicht den Bühl und die Nachbarin; Rings um sie her ist Wasserbahn,
 doch der und den Kindern kein Gewinn! kein Schiffelein schwimmt zu ihr heran.
 Der Damm verschwand, ein Meer erbraust, Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
 den kleinen Hügel im Kreis umfaust, da nehmen die schmeichelnden Fluten sie
 auf.

Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
 und ziehet die Frau mit den Kindern zu
 das Horn der Ziege faßt das ein', [Grund:
 so sollten sie alle verloren sein!
 Schön Suschen steht noch stark und gut:
 wer rettet das junge, das edelste Blut!
 Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
 doch alle Werber sind alle fern.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
 bezeichnet ein Baum, ein Turm den Ort.
 Bedeckt ist alles mit Wasserswall;
 doch Suschens Bild schwebt überall. —
 Das Wasser sinkt, das Land erscheint
 und überall wird schön Suschen beweint. —
 Und dem sei, wem nicht singt und sagt,
 im Leben und Tod nicht nachgefragt!

107.

Die Fledermaus.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich. Darmstadt 1835. I. Seite 210 ff.)

Bei den wahren Fledermäusen ist der Daumen der Vorderhand ab-
 stehend, und mit einem kurzen krummen Nagel versehen, die drei oder vier
 übrigen Finger, zwischen welchen eine dünne, nackte Flughaut ausgespannt
 ist, sind außerordentlich verlängert. Zu ihrem raschen, anhaltenden Fluge
 hat ihnen die Natur starke Brustmuskeln und, wie bei den Vögeln, einen
 Kamm auf dem Brustbein zur Anheftung der Muskeln verlehen. Ihr Kopf
 ist meistens sehr kurz und die Kinnladen sind mit scharfen Zähnen versehen.
 Der Rachen ist sehr weit, die Augen klein, die Ohren öfters groß und
 dann künstlicher eingerichtet, als bei irgend einem andern Thiere; auch die
 Nase oder vielmehr ihre Umgegend zeigt große, häutige, öfters sehr zusam-
 mengesezte Blätter, die, mit denen der Ohren und der Flughaut, der Luft
 eine Menge Berührungspunkte entgegensetzen; wodurch es erklärt wird, daß
 die Fledermäuse mit ihrem schlechten Gesicht, oder gar desselben beraubt, nir-
 gends anstoßen.

Die meisten nähren sich nur von Insekten, die sie im Fluge haschen; die
 kleineren zerbeißen sie sogleich mit den Zähnen, die größeren aber stopfen sie
 erst in den Rachen, indem sie den Kopf gegen die Brust ziehen und den
 Schwanz mit seinen Seitenhäuten nach dem Kopfe hinbiegen. Bei dem
 Fang großer Käfer und Schmetterlinge lassen sie Flügeldecken und Beine
 fallen, was man in den Wäldern von Brasilien bemerken kann, wo auf dem
 Boden die Flügel öfters der seltensten Schmetterlinge zerstreut liegen, von
 welchen sie die Bäuche verzehrt haben. Sie sind mit den Spitzmäusen und

den Maulwürfen die gewaltigsten Fresser, und eine unserer größeren europäischen Arten hat man dreizehn Malikäfer nacheinander fressen sehen, ohne daß sie gesättigt war; eine kleine brauchte sechzig bis achtzig Fliegen zu einer Mahlzeit. Sie tragen, wenn sie gesättigt sind, bei guter Jagd auch noch eine ziemliche Portion in den ausdehnbaren Backen mit nach Hause. Man kann daher leicht einsehen, wie höchst nützliche Geschöpfe sie sind, und daß es ein unverzeihlicher Muthwille ist, wenn sie bei Herstellung alter Kirchen und anderer Gebäude in großer Zahl erschlagen oder auf die grausamste Art zu Tode gemartert werden. Daß sie zuweilen Speck annagen, wird ihnen wohl vielfach, allein irrig, zur Last gelegt, denn Gefangene wollten nie Speck anrühren und starben lieber den Hungertod.

Ihr Aufenthalt ist je nach den Arten verschieden. Einige leben auf Kirch- und andern Böden, wo wenig Menschen hinkommen; andere in hohlen Bäumen und unter der losen Rinde derselben, und wieder andere, wie einige amerikanische, verstecken sich zwischen die breiten Blätter der Bananen. Ihr Aufenthalt ist meistens sehr warm gelegen, da sie selbst im Sommer sehr frostige Thiere sind. In der warmen Jahreszeit leben sie einzeln, und die Weibchen, getrennt von den Männchen, leben öfters gesellschaftlich in einer Höhle zusammen; so trieb jemand sechzig Stück von dem großen Mäuseohr, lauter Weibchen, ohne Jungen, aus einer Höhle unter dem Fußboden eines Zimmers mittels Wassers heraus; die meisten, die nicht zu sehr durchnäßt waren, schlugen mit ihren Flügeln auf den glatten Boden so lange, bis sie sich in die Luft erhoben, was zum Teil die angenommene Meinung widerlegt, daß alle Fledermäuse auf flachem Boden sich nicht zu erheben vermöchten. Gewöhnlich lassen sie sich von erhabenen Orten herabfallen, um ihre Flügel zu entfalten und zu fliegen.

Wenn sie kriechen, was sie jedoch ungern thun, so häkeln sie sich mit dem scharfen Nagel des Daumens ein, indem die übrigen Finger mit der Flughaut an den Körper angezogen sind, ziehen die Hinterfüße unter den Leib und stoßen dann den ganzen Körper vorwärts. Dieß geschieht, obgleich es linksich ausseht, dennoch schneller, als man erwartet.

Gewöhnlich ruhen sie, indem sie sich mit den Hinterbeinen aufhängen, seltener in horizontaler Lage auf dem Bauche, wobei sie sich zugleich auf die Füße, auf das Gelenk der Flügel und der Handwurzel stützen.

Gegen den Winter verfallen sie, wie bekannt, in einen Winterschlaf, der jedoch durch einzelne warme Tage unterbrochen wird, an welchen man sie mitten im Winter herumfliegen sieht. Auch zu große Kälte weckt einzelne auf, welche dann meistens ein Opfer der Kälte werden. Selbst in warmen Ländern, wie in Paraguay, fallen sie in der kälteren Jahreszeit in einen ähnlichen Schlaf, der jedoch dort nur vier bis acht Tage dauert, sich aber so

oft wiederholt, als die Kälte eintritt. Man findet in verschiedenen Gegenden Europas im Winter Fledermäuse, welche im Sommer daselbst nicht vorkommen, woraus wahrscheinlich der richtige Schluß gezogen worden ist, daß manche Arten wie die Vögel im Herbst wandern.

Von den Sinnen der Fledermäuse ist der des Auges am wenigsten ausgebildet; dasselbe ist, ausgenommen bei den fliegenden Hunden, klein, öfters unter Haaren versteckt, und kann, wie bei den Spitzmäusen, ihnen nur von wenigem Nutzen sein. Desungeachtet ist die Pupille einer beträchtlichen Ausdehnung fähig; aber das Auge leuchtet nicht, wie fast bei den meisten nächtlichen Raubthieren. Der Geruch scheint auch nicht scharf zu sein, und steht auf jeden Fall hinter dem Gehör zurück, das schon nach der äußeren und inneren Bildung des Ohres sehr vollkommen sein muß. Man sieht dieß sehr deutlich bei der langohrigen Fledermaus, welche die Ohren in der Ruhe widerartig krümmt und rückwärts legt, sobald sie aber das leiseste Geräusch einer hingeworfenen Fliege hört, die Ohren aufrichtet, und auf dieselbe losstürzt. Außer dem Sinne des Gehörs geben die meistens ansehnliche nackte Fläche der Ohren, die Nasenblätter, weniger die Flughäute, den Fledermäusen ein äußerst feines Empfindungsvermögen für Luftindrücke, wodurch sie in Stand gesetzt sind, durch das dichte Gewirr der Baumäste und durch alle Winkel ihrer Aufenthaltsorte zu fliegen, ohne anzustoßen. Entflieht ein wilder Vogel in einem Zimmer, so wird er sich sogleich den Kopf an den Fensterscheiben widerrennen, daß er betäubt herunterfällt; nicht so die Fledermäuse, welchen jener empfindliche Sinn des Gefühls augenblicklich verräth, daß ein fester und undurchdringlicher Körper ihrer Flucht im Wege ist. Der Abt Spallanzani bewies deutlich durch seine zum Theil grausamen Versuche, daß keiner der gewöhnlichen Sinne, als Gesicht, Gehör, Geruch und Geschmack, hier im Spiele sei, und brachte es zur Gewisheit, daß das feinste Gefühl in seiner höchsten Ausbildung, das er als sechsten Sinn angenommen wissen wollte, im Kopf sich befinde. Er blendete Fledermäuse; allein sie zeigten sich eben so erfahren, als die nicht geblendeten, vermieden vorgehaltene Stäbe und ausgespannte Seidenfäden, bogen um, wenn sie in einem langen Gang flogen, und nahmen plötzlich eine andere Richtung. Um die kältere Atmosphäre der Wände zu vermeiden, stellte er ein geschlossenes Gehäg von Netzen um seinen Garten auf und ließ von der Decke sechzehn Bindfäden auf den Boden gehen. Eine blinde und eine sehende Fledermaus wurden hinein gethan, aber keine stieß mit dem Kopf und dem Körper, höchstens mit den Flügelspitzen an die Bindfäden an. Die Blinde entfloh durch die zu großen Maschen des Netzes, flog lange in der Höhe herum, umschwebte eine Cypressenlaube und bewegte sich dann in schnellem, stufenweisem Fluge gegen das nächste und einzige Dach des Ortes, wo sie verschwand. Ermattete und Geblendete konnte er nie

mit der Hand ergreifen, denn sie merkten es augenblicklich und entflohen. Leblose Körper fügten sie weniger an, als die Hand eines Menschen oder eine vorgehaltene Kage. Brachte er Geblendete in ein Gitterwerk mit einer einzigen Oeffnung, so fanden sie dieselbe sehr bald nach mehrmaligem Herumschwirren und entflohen.

Burden die Ohren verklebt, oder die Flughäute gestrikt, oder vor die Nasenlöcher Schwämmchen mit starkriechenden Gegenständen, als Moschus oder Kampfer, befestigt, so hinderte sie dieß ebenfalls nicht im geringsten im Fluge. Füllte man ihnen aber den Kopf ein, so waren sie nicht mehr zum Fluge zu bringen, oder schnitt man ihnen die Blätter der Nase und die Ohren ab, wie es Mengger bei den amerikanischen Blattnasen gethan, so stießen sie nicht selten gegen die Wände an; auch geschieht dieß bei unserer langöhrigen Fledermaus, die nach dem Verlust der Ohren im Fluge völlig irre wird und anstößt.

108.

Sinngedichte Friedrichs von Logau.

Wißt du fremde Fehler zählen, heb an deinen an zu zählen,
ist mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

Abermals ein neues Jahr, immer noch die alte Noth!
O, das Alte kommt von uns, und das Neue kommt von Gott.
Gottes Gut ist immer neu, immer alt ist unsre Schuld:
neue Neu verleih uns, Herr, und beweis uns alte Schuld!

Die Welt ist ein gemeiner Tisch, dran alle Menschen essen:
wohl dem, der dessen, der ihn deckt, pflegt nimmer zu vergessen.

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen:
wie sich wandelt außen, wandelt sich auch innen.

Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein:
ob aus Langmuth er sich säumet, bringt mit Schärfe er alles ein.

109.

Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers.

(Von J. B. Hebel.)

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum ersten Mal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die daselbst wohnen, keinen einzigen kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, welche des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm niemand, als der Kondukteur,

das ist, der Aufseher über den Postwagen, der auf alles Acht haben und an Ort und Stelle über die Briefe und Packete Red und Antwort geben muß; und die zwei Reisefameraden dachten damals nicht daran, wo sie einander das nächste Mal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist und nicht wirtet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling, in der ungeheuer großen Stadt, bei stockfinsterner Nacht, so wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der Kondukteur: „Junger Herr, kommt mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, wo zwei Betten stehen. Meine Base wird euch schon beherbergen, und morgen könnt ihr euch alsdann nach eures Schwagers Haus erkundigen, wo ihrs besser finden werdet.“ Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Base noch einen Krug englisches Bier, aßen eine Knackwurst dazu, und legten sich dann schlafen. In der Nacht kam den Fremden eine Nothdurft an, und er mußte hinaus gehen. Da war er schlimmer dran, als noch nie. Denn er wußte in seiner dormaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein Paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Kondukteur auch wach, und sagte ihm, wie er gehen müsse, links und rechts, und wieder links. „Die Thür,“ fuhr er fort, „ist zwar verschlossen, wenn ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüssel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelorsack mein großes Messer mit, und schiebt es zwischen dem Thürlein und dem Pfosten hinein, so springt inwendig die Falle auf. Geht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Themse rauschen; und zieht etwas an, die Nacht ist kalt.“ Der Fremde erwischte in der Geschwindigkeit und in der Finsternis das Kamisol des Kondukteurs statt des seinen, zog es an, und kam glücklich an den Platz. Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Hank zu kurz genommen hatte, so, daß er mit der Nase an ein Eck anstieß und wegen des hitzigen Bieres, das er getrunken hatte, entsetzlich blutete. Allein ob dem starken Blutverlust und der Verkältung bekam er eine Schwäche, und schlief ein. Der nachtfertige Kondukteur wartete und wartete, wußte nicht, wo sein Schlaffamerad so lange bleibt, bis er auf der Gasse einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilt's, der arme Mensch ist an die Hausthüre gekommen, ist auf die Gasse hinausgegangen, und gepreßt worden.“ Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer Nachts in den gemeinen Wirtstuben, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, und wer ihnen

alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: Landsmann, wer bist du? oder: Landsmann, wer seid ihr? sondern machen kurzen Prozeß, schleppen ihn — gern oder ungern — fort auf die Schiffe; und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menschenjagd nennt man Pressen; und deswegen sagte der Kondukteur: „Was gilt's, er ist gepreßt worden!“ — In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen Rockelox um sich, und eilte auf die Gasse, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gasse und zwei Gassen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er selbst den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt — ungern — und den andern Morgen weiters. Weg war er. Nachher kam der junge Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bett zurück, ohne den Schlaffameraden zu vermissen, und schlief bis in den Tag.

Unterdessen wurde der Kondukteur, um acht Uhr, auf der Post erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu suchen. Der fand keinen Kondukteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes Messer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauschte die Themse. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Kondukteur ermordet und in das Wasser geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn visitierte und in den Taschen des Kamisols, das er noch immer anhatte, einen lebernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekanntem silbernen Petschaft-ring des Kondukteurs am Riemen befestigt, da war es um den armen Jüngling geschehen. Er berief sich auf seinen Schwager, — man kannte ihn nicht —, auf seine Schwester — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er selber sie wußte. „Das sind blaue Nebel und ihr werdet gehenkt.“ Und wie gesagt, so geschehen, noch am nämlichen Nachmittag nach engländischem Recht und Brauch. Mit dem engländischen Brauch aber ist es so: Weil in London der Spitzbuben viele sind, so macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bekümmern sich nicht viele Leute darum, weil mans oft sehen kann. Die Missethäter, so viel man auf einmial hat, werden auf einen breiten Wagen gesetzt, und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fährt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gesellen zappeln und schaut nicht um. Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich, wie bei uns, sondern nur tödtlich. Deswegen kommen nachher die nächsten Verwandten des Missethäters, und ziehen so lange unten an den Beinen, bis der Herr Better oben erstickt. Aber unserm Fremdling that niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis Abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeigehen nach dem Galgen schaute.

Da fiel die Frau mit einem lauten Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!“ Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlider aufschlug und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch, und das Ehepaar, das vorübergieng, war die Schwester und der Schwager. Der Schwager aber, der ein entschlossener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung. Der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein Paar beherzte und vertraute Bursche, die nahmen den Gehenkten, mir nichts dir nichts, ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrien in des Schwagers Haus. Dort ward er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber, und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald völlig wieder gesund.

Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: „Schwager! ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn ihr entdeckt werdet, so könnt ihr noch einmal gehenkt werden, und ich dazu. Und wenn auch nicht, so habt ihr ein Halsband an eurem Halse getragen, das für euch und eure Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für euch sorgen.“ Das sah der gute Jüngling ein, gieng bei der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff, und kam nach achtzig Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg, und als er eben bei sich selber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegenführte, der mich kennt;“ siehe, da kam in armseliger Schiffskleidung der Kondukteur. Aber so groß sonst die Freude des unverhofften Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Denn der Kondukteur, als er seinen Mann erkannte, gieng er mit geballter Faust auf ihn los: „Wo führt euch der Böse her, verdammter Nachtläufer? wißt ihr, daß ich wegen euch bin gepreßt worden?“ Der Engländer aber sagte: „Goddam, ihr vermaledeiter Ueberall und Nirgend, wißt ihr, daß man wegen euch mich gehenkt hat?“ Hernach aber giengen sie mit einander ins Wirtshaus zu den drei Kronen in Philadelphia, und erzählten sich ihr Schicksal. Und der junge Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geschäfte machte, ruhte nachher nicht, bis er seinen guten Freund löskaufen und wieder nach London zurückschicken konnte.

Sprichwörter.

110.

Mir genügt,
wie Gott es fügt.

Das Kreuz gefaßt,
ist halbe Last.

Wie gewonnen,
so zerronnen.

Wenig Ruhe,
wenig Mühe.

Eigner Herd
ist Goldes werth.

Wer Gott vertraut,
hat wohl gebaut.

Der Socher
überlebt den Bocher.

Viele Streiche
fällen die Eiche.

Gibt Gott Häschen,
so gibt er auch Gräschen.

Chorheit und Stolz
wachsen auf Einem Holz.

Uebermuth
thut selten gut.

Wen Gott nicht hält,
der fällt.

111.

Ungeschliffen schneidet nicht.

Wer viel begehrt, dem mangelt viel.

Das schlechteste Rad knarrt am meisten.

Wie der Herr, so der Knecht.

Viel Geschrei, wenig Wolle.

Gott weiß die Zeit.

Strecke dich nach der Decke.

Ehre dem Ehre gebührt.

Wer gut sitzt, der rückt nicht.

Nicht alle Wolken bringen Regen.

Geduld behält das Feld.

Ländlich, sittlich.

112.

Diese Beispiele verderben gute Sitten.

Je lieberes Kind, je schärfere Ruthe.

Man muß den Teufel nicht an die Wand malen, sonst kommt er.

Eine Krähe häckel der andern die Augen nicht aus.

Wer nicht vorwärts kommt, kommt rückwärts.

Versehen ist auch verspielt.

Wer mit Füchsen zu thun hat, muß den Hühnerstall zuhalten.

Der Eine schlägt den Nagel ein, der Andere hängt den Hut daran.

Wein Narr war je so dumm, er fand einen, der ihn für klug hielt.

Den Baum muß man biegen, so lange er jung ist.

Nach dem Nürnberger Recht hängt man den Dieb nicht eher, als man ihn hat.

Nach dem Nürnberger Recht muß der die Prügel behalten, der sie bekommen hat.

Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er.

(Von J. B. Sebel.)

Ein Sprichwort heißt: „Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er.“ Das sagt mancher, und versteht's nicht. Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand malen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kommen, denn er ist mit Ketten der Finsterniß in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort sagen? Wenn man viel an das Böse denkt, und sich dasselbe in Gedanken vorstellt, oder lang davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zu dem Bösen in das Herz, und man thut's. Soll der böse Feind nicht kommen, so mal ihn nicht an die Wand! Willst du das Böse nicht thun, so denke nicht daran, wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Unangenehmes und Lustiges wäre.

Das Schlauraffenland.

(Von Hans Sachs.)

<p>Eine Gegend heißt Schlauraffenland, den faulen Leuten wohlbekannt, die ligt drei Meilen hinter Weihnachten; ein Mensch, der dahinein will trachten, muß sich des großen Dings vermaßen und durch einen Berg von Kuchen eßen, der ist wohl dreier Meilen dick: alsdann ist er im Augenblick in demselbigen Schlauraffenland. Da hat er Speis und Trank zur Hand: da sind die Häuser gedeckt mit Fladen, Lebkuchen Thür und Fensterladen; um jedes Haus geht rings ein Zaun geflochten aus Bratwürsten braun; vom besten Weine sind die Brunnen, kommen einem selbst ins Maul geronnen. An den Tannen hangen süße Krapsen, wie hier zu Land die Tannenzapsen. Auf Weidenbäumen Semmeln stehn, unten Bäche von Milch hergehn, in diese fallen sie herab, daß jedermann zu eßen hab. Auch schwimmen Fische in den Lachen, gesotten, gebraten, gesalzen, gebachen, die gehn bei dem Gestad so nahe, daß man sie mit den Händen sahe.</p>	<p>Auch fliegen um, das mögt ihr glauben, gebratne Hühner, Gänf' und Lauben: wer sie nicht fängt und ist so faul, dem fliegen sie selbst in das Maul. Die Schweine, fett und wohlgerathen, laufen im Land herum gebraten, jedes hat ein Messer im Ruck, damit schneidét man sich ab ein Stück, und steckt das Messer wieder hinein. Käse, liegen umher wie die Stein'. Ganz bequem habens die Bauern: sie wachsen auf Bäumen an den Mauern, sind sie zeitig, so fallen sie ab, jeder in ein Paar Stiefeln herab. Auch ist ein Jungbrunn in dem Land, mit dem ist es also bewandt: wer da häßlich ist oder alt, der badet sich jung und wohlgestalt't. Bei den Leuten sind allein gelitten mühelese, bequeme Sitten; so zum Ziel schießen die Gäst, der am weitsten fehlt, gewinnt das Best; im Laufen gewinnt der Letzte allein. Das Schlafrocktragen ist allgemein. Auch ist im Land gut Geld gewinnen: wer Tag und Nacht schläft darinnen,</p>
--	--

dem gibt man für die Stund einen Gulden; denn wer trüg ist und nichts will lern'n,
 der wacker und fleißig ist, macht Schulden. der kommt im Land zu großen Ehrn,
 Dem, welcher da sein Geld verspielt, und wer der Faulste wird erkannt,
 man alles zwiefach gleich vergilt, derselbige ist König im Land.
 und wer seine Schuld nicht gern bezahlt, Wer wüßt, wild und unsinnig ist,
 auch wenn sie wär eins Jahres alt, grob, unverständlich zu aller Frist,
 dem muß der Andre doppelt geben, aus dem macht man im Land einen Fürsten;
 Der, welcher liebt ein lustig Leben, wer gerne sict mit Leberwürsten,
 kriegt für den Trunk einen Bagen Lohn. aus dem ein Ritter wird gemacht;
 Für eine große Lüge gibt man eine Kron. und wer auf gar nichts weiter acht't,
 Verstand darf man nicht lassen sehn, als auf essen, trinken und schlafen,
 aller Vernunft muß man müßig gehn; aus dem macht man im Land einen Grafen.
 wer Sinn und Wiß gebrauchen wollt, Wer also lebt, wie obgenannt,
 dem wär kein Mensch im Lande hold; der ist gut im Schlauraffenland,
 wer Zucht und Ehrbarkeit hätt lieb, in einem andern aber nicht.
 denselben man des Lands vertrieb'; Drum ist ein Spiegel dieß Gedicht,
 und wer arbeitet' mit der Hand, darin du sehest dein Angeficht.
 dem verböt man das Schlauraffenland:

115.

Gute Geduld.

(Von J. B. Sebel.)

Ein Franzos ritt eines Tages auf eine Brücke zu, die über ein Wasser gieng, und die fast schmal war, also daß sich zwei Reitende kaum darauf ausweichen konnten. Ein Engländer, von der andern Seite her, ritt auch auf die Brücke zu, und als sie auf der Mitte derselben zusammen kamen, wollte keiner dem andern Platz machen. „Ein Engländer geht keinem Franzosen aus dem Wege,“ sagte der Engländer. „Par Dieu,“ erwiderte der Franzos, „mein Pferd ist auch ein Engländer. Es ist schade, daß ich hier keine Gelegenheit habe, es umzukehren, und euch seinen Stumpfschweif zu zeigen. Also laßt doch wenigstens euern Engländer, auf dem ihr reitet, meinem Engländer, wo ich darauf reite, aus dem Wege gehen. Eurer scheint ohnehin der jüngere zu sein; meiner hat noch unter Ludwig dem Vierzehnten gedient, in der Schlacht bei Käferolse Anno 1702.“

Allein der Engländer machte sich wenig aus diesem Einfall, sondern sagte: „Ich kann warten; ich habe jetzt die schönste Gelegenheit, die heutige Zeitung zu lesen, bis es euch gefällt, Platz zu machen.“ Also zog er kaltblütig, wie die Engländer sind, eine Zeitung aus der Tasche, wickelte sie auseinander, wie eine Handzwehle, und las darin eine Stunde lang, auf dem Stoffe und auf der Brücke, und die Sonne sah nicht aus, als wenn sie den Thoren noch lange zusehen wollte, sondern neigte sich stark gegen die Berge. Nach einer Stunde aber, als er fertig war und die Zeitung wieder zusam-

menlegen wollte, sah er den Franzosen an, und sagte: „Eh bien!“ Aber der Franzos hatte den Kopf auch nicht verloren, sondern erwiderte: „Engländer seid so gut, und gebt mir jetzt eure Zeitung auch ein wenig, daß ich ebenfalls darin lesen kann, bis es euch gefällt, auszuweichen.“ Als aber der Engländer die Geduld seines Gegners sah, sagte er: „Wißt ihr was, Franzos? Kommt, ich will euch Platz machen.“ Also machte der Engländer dem Franzosen Platz.

116.

Der treue Hofnarr.

(Von R. Fr. Flögel, Geschichte der Hofnarren. 1789. 8. Seite 191 ff. Vgl. Nr. 102 im dritten Teil des Lesebuchs.)

Der berühmteste und klügste unter den Hofnarren des Kaisers Maximilians I. war Kunz oder Konrad von der Rosen. Dieser war ein vertrauter Günstling des Kaisers, und hatte sich durch seine Treue und seine lustigen Einfälle so beliebt bei ihm gemacht, daß er ihn immer um sich haben mußte.

Als Maximilian noch als Römischer König im Jahr 1488 in den Niederlanden einen Landtag ausschrieb, um die unruhigen Untertanen in Ordnung zu bringen, rieth ihm Kunz von der Rosen, sein kurzweiliger Rath, sonst ein beherzter und tapferer Mann, er sollte sich nicht nach Brugg (Brügge) begeben, es möchte ihm sonst übel gehen; allein Maximiliankehrte sich nicht daran, und reiste doch dahin. Als nun der König vor St. Katharinen-Pforte daselbst anlangte, ritt Kunz zu ihm, und sagte in Gegenwart aller der Andern: „Lieber König! ich sehe wohl, daß du deinen getreuen Rätthen und mir nicht folgen, sondern gefangen sein willst, so sage ich dir, daß ich nicht will gefangen werden. Ich will dir das Geleite in die Stadt bis zu der Burg geben, aber mich alsbald zum Gentner Thor wieder hinaus packen. Wenn du aber sehen und hören wirst, daß vor der Stadt die Lusthäuser und Dörfer brennen, so gedenke, daß dein närrischer Kunz solches verursacht habe.“ König Maximilian gab ihm zur Antwort: „Kunz, ich sehe wohl, daß du meinen Söhnen zu Brugg nicht viel Gutes zutraust, die uns doch alle Treue versprochen haben.“ Worauf Kunz sagte: „Das glaube ihnen der Teufel! Trauwohl ritte mir das Ross hinweg.“ Also ist er mit dem Könige in die Stadt, und zum andern Thore wieder hinaus nach Middelburg zu Herzog Christoph aus Baiern geritten. Der Eintritt ist den 31. Januar durch das heilige Kreuzthor geschehen. Kurz nach dem Einzuge entfiel in der Stadt ein Tumult, und Maximilianritt auf den Markt, ihn zu stillen, da rissen ihn die Bürger vom Pferde, und schleppten ihn in eines Würzkrämers Haus, welches nachher die Kranenburg genannt worden, wo er mit einem Anhaltischen Prinzen und etlichen Andern des Nachts auf einer bloßen Bank liegen

musste. Er saß da in einem kleinen Stübchen, dessen Fenster mit eisernen Stäben verwahrt waren, und gegen den Fenstern über stunden drei geladene Armbrüste, daß er also nicht wissen konnte, ob sie ihn nicht gar wollten todt-schießen lassen.

Kunz von der Rosen blieb unterdessen während der Gefangenschaft seines Herrn nicht müßig, sondern bewies seine außerordentliche Treue durch zwei Wagstücke. Erstlich hatte er sich zwei Schwimmgürtel machen lassen, womit er bei Nacht über den Schloßgraben an die Burg, darin der König sich damals befand, geschwommen, Willens, seinen Herrn vermittlest des einen Gürtels mit sich zurück über den Graben aus der Stadt, und auf dazu bestellten Pferden davon zu bringen. Er ward aber, als er sich in den Graben gelassen, von den Schwänen angefallen, welche unter großem Geschrei ihn mit ihren Flügeln vermaßen schlugen, daß er sich des Lebens verzieh, und mit harter Noth zurück entrinnen konnte; wie er denn, wenn sie ihm den Schwimmgürtel verbissen hätten, ohne Hilfe daselbst hätte ertrinken müssen. Diese Schwäne waren gut französisch, und ist ohne Zweifel ihr Geschrei eine Ursache gewesen, daß die von Brugg, die Wahrheit vermuthend, den König nicht länger in der Burg haben lassen wollen.

Nach diesem bedachte sich Kunz eines andern Anschlags. Er lernte das Barbieren, oder Haar- und Bartscheeren, stahl sich in Brugg hinein, kam zu dem Guardian des Franziskaner-Klosters, den er dem König wohl gewogen kannte, und entdeckte ihm sein Vorhaben, seinen Herrn zu erledigen. Er beehrte, der Guardian sollte ihm eine Platte scheeren lassen, und ihm ein Ordenskleid, auch einen Conventualen zugeben, so wolle er in der Person eines Beichtigers zum Könige gehen, und ihm gleichfalls eine Platte scheeren, ihn in seine Kutte stecken lassen, und mit dem Conventbruder ins Kloster zurücksenden. Alsdann sollte der Guardian mit ihm sich auf ein Schiffelein setzen, welches mit vier Knechten und drei Pferden vor St. Katharinenpforte auf ihn warten würde, und ihn also nach Middelburg abführen. Der Guardian fragte ihn: wo er denn bleiben wollte? Er antwortete: „Ich will des Königs Kleider anlegen, und wenn die von Brugg den König suchen, werden sie an dessen statt einen Narren finden, mit dem sie alsdann anfangen können, was sie wollen. Mir ist genug, ob sie mir gleich alle Marter und den Tod selber anthun, wenn ich nur meinen Herrn errette, und diese Rebellen von einem Narren betrogen werden.“ Der Guardian verwunderte sich über diese Treue, that, was er beehrte, und befahl dem Conventbruder, daß er von dem Kunzen sagen sollte, er sei des Königs Beichtvater.

Als sie in des Königs Haus kamen, und der Leibwacht-Hauptmann fragte, was sie beim Könige zu verrichten hätten, zog der Kunz die Kappe ab, entblößte die Platte, und gab gar andächtig zur Antwort: er sei vom

Guardian abgeordnet, den König Beichte zu hören, und ihn aus Gottes Wort zu trösten. Wie er nun in des Königs Gemach gekommen, begann er, seiner Gewohnheit nach, mit starker Stimme den König also anzureden: „Stehe nun! finde ich dich da, mein frommer König? Daß dich Gottes Marter schänd! * Warum hast du mir nicht gefolgt, da ich dich gewarnt? Nun stehe, ich habe mein Leben deinetwegen gewagt. Ich will dich mit Gottes Hilfe aus deiner Feinde Händen erledigen; du mußt mir aber jetzt besser folgen.“ Der König wußte nicht, wie ihm geschah. Er erkannte wohl seinen Kunzen an der Rede; ihn dünkte aber unmöglich, daß er also durch drei Wachten zu ihm habe kommen können. Als der Kunz den König so bestürzt sah, sagte er ferner zu ihm: „Lieber Max! laß dich nicht befremden. Du kennst ja deinen getreuen Narren, den Kunzen. Da habe ich mein Scheerzeug, damit will ich dir eine Platte scheeren; denn ich habe um deinetwillen dieß Handwerk gelernt. Ich will auch mit dir die Kleider tauschen, und hier bleiben; du aber sollst also beschoren in meiner Kutte durch die Wacht hinausgehen; vor der Pforte wirst du einen Barfüßer Mönch finden; mit dem geh in sein Kloster. Der Guardian, mit dem ich schon alles abgeredet, wird dir Schiff und Pferde anzeigen: mit selbigen wirst du morgen um diese Zeit zu Middelburg bei den Deinen sein können. Ich habe schon alles bestellt, komm nur bald, und laß dich scheeren. Ich habe mich beim Guardi-Hauptmann für deinen Beichtvater ausgegeben; und wenn ich zu lange ausbleibe, dürfte mein Handel verdächtig und deine Erledigung verlängert werden.“ Der König fragte den Kunzen, wie es um sein Kriegsvolk im Lande stehe, auch was sonst im römischen Reiche vorgehe. Jener antwortete: „Es steht und geht all wohl! Denn Herzog Christoph von Bayern, die Grafen von Sonnenberg, Eberstein und Nassau, und ich, haben neulich mit wenig Volk 6000 Franzosen und Gentner bei Sulst erschlagen und gefangen. So kommen der Graf von Zollerin und der von Iffelstein mit 4000 zu Fuß und 300 Pferden aus Brabant. Zudem hat der Kaiser das ganze Reich zum drittenmal ins Feld aufgeboden. Diese Alle wollen dich mit aller Macht erledigen; und ist Herzog Albrecht zu Sachsen des Reichs Obrister. Auch hat der Pabst den großen Bann und der Kaiser die Acht und Aber-Acht auf die drei Städte gelegt. So ist auch des Raubens und Brennens im Land, sonderlich um die Stadt Brugg, kein Ende. Auch hat der Herr v. Ravenstein die zwei Schlößer, samt dem Turm Burgund innen, und läßt denen von Brugg auf dem Wasser nicht ein Fischelein zukommen.“ Als er ferner hierauf anhielt, daß sich der König sollte beschneiden lassen, fragte ihn derselbe: „Mein lieber Kunz! wo willst aber du und unsre lieben Rätthe bleiben?“ Kunz antwor-

* Ein damals gewöhnlicher Fluch.

tete: „Dafür darfst du nicht sorgen. Ich geb dir meine Rutte, und lege deine Schauben an, und stelle mich, als wenn ich König Max wäre. Wenn dann die von Brugg dich suchen, und mich finden, so werden sie den Narren haben, und der König wird ihnen entwischt sein.“

König Maximilian, weil er vernommen, daß eine starke Hilfe, ihn zu retten, im Anzug wäre, und weil es ihm auch seiner Hoheit übel anständig dünkte, auf solche Weise aus der Gefangenschaft zu entkommen, ließ die Antwort von sich vernehmen: er vermerke wohl, daß er, der Kunz, nicht aller Sachen Bericht habe. Er könne, durch sein Versprechen hiezu verpflichtet, ohne der von Brugg Willen und Wissen sich nicht aus der Stadt begeben; hingegen sei er von ihnen teuer versichert, daß seiner Person nichts Ärgeres widerfahren sollte. Der Kunz erzürnte sich über diese Antwort und erwiderte: „Lieber König, ich sehe wohl, daß du noch so narrend bist, als du zuvor gewesen, und mir nicht folgen willst, und ich meine gefährliche Reise umsonst gethan habe. So behüte dich Gott, mein narrender König! denn du bist gar zu fromm für die Kläminger.“ Also nahm er Abschied vom König, und gieng weinend und betrübt zur Thür hinaus. Als er durch die Wacht gieng, fragte ihn der Hauptmann, wie er den König befunden? Er antwortete: „Fromm!“ Als jener fragte: Wie seine Rätthe? erwiderte er: „Das weiß Gott!“ Worauf der Hauptmann: „Das ist eben unsere Klage.“ Solcher gestalt mußte der Kunz anstatt des Königes nach Middelburg abfahren.

117.

Der Schenk von Limburg.

(Von Kubwig Uhlant.)

Bu Limburg auf der Beste
da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
jemals zu Hause traf.

Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
verleibet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
das steht den Jägern gut;

Es hieng ihm an der Seiten
ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt er schreiten
und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt er Knecht und Mannen
und hat ein tüchtig Ross,
Gieng doch zu Fuß von dannen
und ließ daheim den Tross.

Es war sein ganz Geleite
ein Jagdspieß, stark und lang,
An dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen
einsmals zu jagen aus.

Er rannt auf eine Hinde
so heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
mit Blumen manigfalt.

Hier dacht er sich zu legen
zu einem Mittagschlaf:
Da rauscht' es in den Hagen
und stund vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
zu Hofe kommt er nie:

Man muß im Walde streifen,
wenn man ihn sehen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
sonst hält er nirgend still.“

Als nun ohn alle Fährde
der Graf sich niederließ,
Und neben in die Erde
die Jägerstange stieß,

Da griff mit beiden Händen
der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
ich nehm ihn mir zu Haft.

Der Spieß ist mir verfangen,
des ich so lang begehrt!
Du sollst dafür empfangen
hier dieß mein bestes Pferd.

Nicht schweifen im Gewälde
darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
viel besser dienen kann.“

„„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben,
und laßt mir meinen Speer!

Ein Pferd hab ich schon eigen,
für eures sag ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen
bin ich mal alt und krank.““

„Mit dir ist nicht zu streiten,
du bist mir allzu stolz!
Doch führst du an der Seiten
ein Trinkgefäß von Holz:

Nun macht die Jagd mich dürsten,
drum thu mir das, Gefell,
Und gib mir Eins zu bürsten
aus diesem Wasserquell!“

Der Graf hat sich erhoben,
er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
hält ihn dem Kaiser dar.

Der schlürft mit vollen Zügen
den kühlen Trank hinein,
Und zeigt ein solch Vergnügen,
als wärs der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Becher
den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
und fülltest ihn zum Rand,

Du hieltest mir zum Munde
das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
des deutschen Reiches Schenk.“

118.

Friedensbedingungen.

(Von Friedrich Rückert.)

WDr Jedem steht ein Bild des was er werden soll;
so lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

Des Vaters Vermächtnis.

(Von Matthias Claudius. Samml. Werke VII. Seite 78 ff.)

An meinen Sohn Johannes. 1799.

Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe,
gebe ich dir.

Lieber Johannes.

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen, und laße dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an. Zeit und Erfahrung lehren hier, und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich dir einigen Rath geben, und dir sagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur: alle andren Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorüber gehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willführ und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgiltig, ob er rechts oder links gehe.

Laß dir nicht weis machen, daß er sich ratthen könne, und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht.

Spare dir denn die vergebliche Mühe, und thue dir kein Leid, und besinne dich dein.

Halte dich zu gut, Böses zu thun.

Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was du sehen kannst, das sieh, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort.

Bleib der Religion deiner Väter getreu, und haße die theologischen Kannengießer.

Scheue niemand so viel, als dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Aegypter. Nimm es dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu thun; und was du sinnest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirne und frage ihn um Rath. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldigtes Kind; doch wenn du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge, und wird dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gern von Andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend ic. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gassen ist, da geh fürbaß.

Wenn dich jemand will Weisheit lehren, so sieh in sein Angesicht. Dünket er sich noch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und geh seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will thun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wise; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Wenn es dir um Weisheit zu thun ist, so suche sie, und nicht das Deine, und brich deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge, und sei gewis, daß es nicht ohne Vorteil für dich abgehe, und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint*, und du weißt nicht, was unter unansehlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

* D. h. sie ist eine Sache des Geistes.

Lehre nicht Andre, bis du selbst gelehrt bist.

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gerne ihrentwegen haßen; doch wiße, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast du deinen Lohn dahin.

Thue das Gute vor dich hin, und bekümmre dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit, und laß die Andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue dich schwerlich.

Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen thue mit Fleiß.

Schmeichle niemand, und laß dir nicht schmeicheln.

Ehre einen jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer.

Mache niemand graue Haare, doch wenn du Recht thust, hast du um die Haare nicht zu sorgen.

Mistraue der Gestikulation, und gebärde dich schlecht und recht.

Hilf und gib gerne, wenn du hast, und dünke dir darum nicht mehr; und wenn du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke dir darum nicht weniger.

Thue keinem Mädchen Leibes, und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was du weißt, aber wiße immer, was du sagest.

Hänge dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Creaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und geh ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Thue was des Lohnes werth ist, und begehre keinen.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich gestorben bin, so brücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht.

Steh deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest,

und habe einen freudigen Muth; und geh nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein

treuer Vater.

120.

Der Schutzgeist.

(Von Th. Sadow.)

Woh spät in der herrlichen Sommernacht
stund der Graf auf des Schlosses Altan,
Und wies in der Kunde der Sternenpracht
die staunenden Knaben herzlich an,
Und lockte so aus der Kindheit Schranken
der Gottheit ernstern, erhabnen Gedanken.

„Hoch über des Himmels gestirntem Haus
wohnt, der euch all eure Freuden schenkt;
Und, wer ihm vertrauet, der hats voraus,
daß er im Unglück des Lieblings gedenkt.“ —
Er sprach — und schied — „Schlaft wohl

ihre Lieben,
schon ziehet der Nachthauch kalt von
drüben.“ —

Im öden Flügel der gothischen Burg,
drei Zimmer weit von der Knaben Gemach,
Blieb der Graf die Nacht hindurch,
und sehnt' und weint' der Gattin nach:
„Ich gab sie, mein Gott! dir mit Schmerzen,
nur meine Kinder laß meinem Herzen!“

Und horch — dort drüben im Kämmerlein
rufts laut den ältern beim Namen —

„Emil!“ [sein?

Schnell rafft er sich auf: „Solls der Vater
oder täuscht mich des Traumes Spiel?“

Er macht indes sich aus dem Bette
zum Vater: ob er gerufen hätte? —

„Ich rief dich nicht! des Schlafers Sinn
bethörte der lustigen Träume Spiel!“

Doch kaum warf der Knabe sich wieder hin,
so riefs von neuem: „Emil! — Emil!“ —
Und abermals lief er hin: „Ich wette,
daß mich der Vater gerufen hätte.“ —

„O, nicht doch, mein Lieber, dich äfft der
im Wipfel der alten Ulm erwacht; [Sturm,
Und Wächterruf, der laut vom Turm
verkündet so eben die Mitternacht.

Der Donner rollt — wie das Wetter
leuchtet! —

geh! hülle dich ein, die Nachtlust feuchtet!“

Der Knabe gehorcht und schleicht zurück
und weckt den Bruder und weint und spricht:

„Der Vater ruft mich im Augenblick,
und da ich komme, weiß ers nicht! —

Sei wach, Bruder Wilhelm, mir graut
allein!

gib Acht! Bleib munter mit mir im Verein!“

Und Stille herrscht durch den düstern Saal;
und draußen der pfeifenden Winde Spiel;

Und horch! — jetzt ruft es zum dritten Mal,
und länger und lauter: „Emil! — Emil!“

Da eilten zum Vater die beiden Brüder:
„Hier sind wir — rieffst du nicht eben

wieder?“ —

Der Graf erschrickt, und starret sie an,
ihm schauert es kalt durchs Gebein:

„Nun wohl meine Kinder, die Nacht fortan
sollt ihr nicht mehr entfernt von mir sein!“

Er reißt sie herauf mit ahndenden Blicken,
sie an sein klopfendes Herz zu drücken. —

Und als er sie beide so sanft umschloß,
da stürzte die Deck in der Knaben Gemach,

Und furchtbar bebte das alte Schloß,
der Staub in Wolken wälzte sich nach,

Und tief in den Trümmern der wüsten Stätte
lag zerschmettert das kaum verlassne Bette.

Der gerettete Jüngling.

(Von Herber.)

Eine schöne Menschenseele finden,
ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
sie erhalten, und der schönst und schwerste,
sie, die schon verloren war, zu retten.

Sanct Johannes, aus dem öden Pathos
wiederkehrend, war, was er gewesen, [mos*
seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
sprach die liebevollste Feuerseele. [Bischof,

„Diesen Jüngling,“ sprach er zu dem
„nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
stehst du mir für ihn! Hierüber zeuge
mir und dir vor Christo die Gemeinde.“

Und der Bischof nahm den Jüngling
zu sich,

unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
in ihm blühen, und weil er ihm vertraute,
ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des
Jünglings:

angelockt von süßen Schmeicheleien,
ward er müßig, kostete die Wollust,
dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
dann der Herrschaft Reiz: er sammelt'
um sich

seine Spielgesellen, und mit ihnen
zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
kam, die erste Frag an ihren Bischof
war: „Wo ist mein Sohn!“ Er ist
gestorben,

sprach der Greis und schlug die Augen
nieder. [gestorben,

„Wann und wie?“ — er ist Gott ab=
ist, mit Thränen sag ich es, ein Räuber.

„Dieses Jünglings Seele,“ sprach
Johannes, [er?“ —

„forde' ich einst von dir! Jedoch, wo ist
Auf dem Berge dort! „Ich muß ihn
sehen!“

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
ward ergriffen; eben dieses wollt er.

„Führet,“ sprach er, „mich zu eurem
Führer.“

Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling
wandte sich: er konnte diesen Anblick
nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
einen Greis. Ich habe dich gelobet
meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb ich, willst du es, mein Leben
für dich hin; nur dich fortan verlassen
kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
dich mit meiner Seele Gott verpfändet.“

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
um den Greis, bedeckete sein Antlitz
stumm und starr; dann stürzte, statt der

Antwort, [Thränen.
aus den Augen ihm ein Strom von

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
küßte seine Hand und seine Wange,
nahm ihn neugeschenkt vom Gebirge,
läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt ungetrennet
mit einander; in den schönen Jüngling
goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des
Jünglings
also tief erkannt und innig festhielt?
und es wiederfand, und unbezwingbar
rettete? Ein Sanct-Johannes-Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb und Wahrheit.

Jahre lebten sie jetzt ungetrennet
mit einander; in den schönen Jüngling
goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des
Jünglings

also tief erkannt und innig festhielt?
und es wiederfand, und unbezwingbar
rettete? Ein Sanct-Johannes-Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb und Wahrheit.

Zutraun, Festigkeit und Lieb und Wahrheit.

* Pathmos (Palmosa), eine Insel, auf welche der Evangelist und Apostel Johannes verbannt gewesen.

122.

Des Königs Grab.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Die Westgothen wollten durch Italien nach Afrika wandern, unterwegs starb plötzlich Marich, ihr König, den sie über die Maße liebten. Da huben sie an, und leiteten den Fluß Barent, der neben der Stadt Consentina vom Fuße des Berges fließt, aus seinem Bette ab. Mitten in dem Bett ließen sie nun durch einen Haufen Gefangener ein Grab graben, und in den Schoß der Grube bestatteten sie, nebst vielen Kostbarkeiten, ihren König Marich. Wie das geschehen war, leiteten sie das Wasser wieder ins alte Bett zurück, und tödteten, damit die Stätte von niemand verrathen würde, alle die, welche das Grab gegraben hatten.

123.

Das Grab des Busento.

(Von August Graf v. Platen.)

Wachtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
aus den Wässern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
die den Marich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
um die Strömung abzuleiten gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Helbengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen,
mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Helbenedren!
feines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehen!

Sangens, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

124.

Das Erdbeben von Calabrien, 1783.

(Graf Stolbergs Reise, Band 3. Seite 284.)

Diesen Morgen ritten wir (neun Jahre nach dem Erdbeben) ins Gebirg hinein, auf neuen, mehrentheils fast unwegsamen Pfaden, über Höhen,

welche ehemals Thäler, durch Thäler, welche ehemals Höhen waren. Wenn das Erdbeben nur Eine Richtung nimmt, so wankt zwar von den Wurzeln der Berge bis zu den Gipfeln die Erde, aber ohne große, oft ohne einige Verheerungen anzurichten; der Boden beruhigt sich wie das Meer, wenn der Sturm nachläßt. Begegnen sich aber verschiedene Erschütterungen, so vereinigen sie sich in einer wirbelnden Bewegung, welche Ströme hemmt und Berge zerreißt. Das Erdbeben war hier desto fürchterlicher, da die Berge, aus fester Thonerde bestehend, der unterirdischen Gewalt, die in gegeneinandergekehrten Richtungen sie faßte, widerstrebten. Wir sahen Berge, welche, von oben bis unten gespalten, mit auseinanderfallenden Hälften alte Thäler gefüllt und ein neues Thal gebildet hatten. Oft rissen sich Teile der Erde mit ihren Pflanzungen los; mit halb entblößten Wurzeln stehen hier am Rande des Abgrundes überhangende Bäume, fern von ihnen grünet gegenüber der ver-sezte Wald, der neben jenen aufwuchs und jetzt von andern Quellen getränkt wird. Ein Mann, ein Weib und ein Maulesel wurden zusammen unbeschädigt, mit dem Boden, welcher sie trug, vom elektrischen Schläge über einen Fluß geworfen, von Ufer zu Ufer. Ein Mann im Städtchen Seminara, der eben Citronen pflückend auf dem Baume stand, ward mit dem Baum und mit der Erde, die den Baum noch jetzt nährt, unverletzt weit fortgeschleudert. Manche wurden von flutenden Erdschollen, wie von Wogen einer Wasserflut, verfolgt, ereilt, verschlungen, unbeschädigt aus geöffnetem Schlunde wieder ausgeworfen. Selbst Ströme wurden gefangen in ihrem flüchtigen Lauf; plötzlich entstehende Dämme verwandelten sie in Landseen, deren schädliche Ausdünstung, da ihre stockenden Gewässer von dem lebendigen Fluß getrennt worden, die Luft ansteckte.

Ich sah einige dieser Seen, andere sind versiegt, einige auf Unkosten des Königs ausgetrocknet worden. Einen hat man durch ausgehauene Felsen abgeleitet. Es entständen Rechtshändel von einer neuen Art, zwischen den Eigentümern der überschüttenden und Besitzern der überschütteten Erde, zwischen dem, welcher einen Baum gepflanzt hatte, und dem, auf dessen Boden er nun steht. Mancher Baum steht zwischen andern, deren Eigentümer ungewis sind. Ich sah einen Haufen von Delbäumen, welche mit der Erde, die sie nährt, aus den gereiheten Pflanzungen weit fortgerißen, durch die wirbelnde Bewegung zusammengedrängt, nun eine große Laube bilden.

Oppido war in einen Steinhaufen verwandelt. Ganze Stücke von Mauern, die vom Erdstrubel ergriffen und gedreht, endlich mit der Erde stehen blieben, liegen nicht flach, sondern stehen aufgerichtet, mit der Erde wie eingewurzelt, wie gehalten von Riesenhand. Ergriffen vom Anblick stunden wir und unser Führer, ein Jüngling von zwanzig Jahren, unter diesen Ruinen; staunend und wehmüthig wir, er betroffen von schmerzlicher

Erinnerung, neben des väterlichen Hauses Trümmern, welche ihn und seine Mutter fünf Stunden lang bedeckten, seinen Bruder und seine Schwester mit sich vergruben. Auf dem Wege hatten wir schon hier Steine gesehen, welche Menschen zermalmt, dort Hügel, mit jungen Aebeln bedeckt, welche ganze Gesellschaften überschüttet hatten.

Im alten Städtchen wohnten drei tausend Menschen, nur fünf hundert wohnen in den Baraken des neuen. Ungefähr zwölf hundert kamen um am Tage des Jammers. Einige verbrannten lebendig, als in einstürzenden Häusern die Flamme des Herdes um sich griff. So wurden Mönche eines Klosters der Flammen Raub. Eine Frau, welche jetzt in Messina lebt, blieb eilf Tage mit ihrem Kinde unter ihres Hauses Schutt. Beide nährten sich von Kastanien, welche die Mutter, nicht ohne Vorsehung, in den Taschen hatte. Da sie aber nichts zu trinken hatten, starb das Kind am fünften Tage.

Sehr viele starben theils aus Ungemach und Noth, theils an Krankheiten, welche durch Ausdünstungen stockender Wasser, der frischen Erde, der verwesenden Körper von Menschen und Vieh entstanden. — Der Verlust, den die Provinz theils an verschütteten, theils an verkümmerten oder durch böse Ausdünstung getödteten Menschen erlitten hat, wird von Verschiedenen auf zwei- unddreißig tausend Menschen angegeben.

Scilla (Scigliò), eine kleine Stadt Calabriens nahe der Meerenge von Messina, litt nach Oppido den größten Verlust an Menschen. Als die Erschütterung die Einwohner schreckte, begaben sich die meisten an das Ufer. Auch der Prinz von Scilla verließ sein hohes Schloß, größere Sicherheit, und mit Recht, am flachen Strande zu finden hoffend. Plötzlich stürzte vom südlichen Gestade höher ein ganzer Berg in das Meer. Die mit schneller Gewalt vom Lande getriebenen Fluten kehrten mit verdoppeltem Ungestüm weit überschwemmend zurück und rafften vierzehn hundert funfzig Menschen mit sich dahin. Einige hatten in Schifferbooten, die auf dem Strande stunden, Sicherheit gesucht; mit den Booten wurden sie ergriffen, und weder eine Leiche noch eine Blanke dieser Boote ist je wieder gesehen worden. So kam auch der Prinz von Scilla mit den Seinigen um. Nur ein Fischerknabe ward aus diesem Boote gerettet. Ein hohe Woge muß ihn schonend ergriffen haben, denn man fand ihn betäubt auf einem Felsen, der, ziemlich weit von der Scilla, mit ihr einen kleinen Meerbusen bildet. So groß war der Wogen Gewalt, daß sie das steinerne Gewölbe eines Hauses sprengten; so hoch erhuben sie sich, daß eine Frau durch ein Fenster des dritten Stockwerkes in eben dieses Haus hinein geworfen ward. Eine andere blieb mit den Haaren an einem hohen Maulbeerbaume hängen und ward gerettet. Eine ganze Gesellschaft erhielt das Leben, weil ihr ans Ufer angebundenes Boot zwar so hoch, als das Tau lang war, in die Höhe gehoben, aber nicht dahin gerissen ward.

Am Morgen.

(Von Friedrich Rückert.)

Un senke dich vom Himmel nieder im Morgenlicht,
 und schließ mir auf die Augenlider im Morgenlicht!
 Mein leiblich Aug ist aufgeschlossen im Morgenglanz,
 schließ auf die Seelenaugenlider im Morgenlicht.
 Du bist bei mir als Licht geblieben im Graun der Nacht,
 ich schwebt auf deinem Duftefeder im Morgenlicht.
 Dein Traum, der nächtlich mich getragen ins Paradies,
 ließ mich zur Erde sanft hernieder im Morgenlicht.
 Ich sehe dich auf Erden wandeln im Morgenglanz,
 du gehst die Schöpfung auf und nieder im Morgenlicht.
 Die Lüfte, die den Fittich haben in deinem Thau,
 sie tragen Botschaft hin und wieder im Morgenlicht.
 Die Schöpfung regt sich, dir zu dienen, im Morgenstral;
 nun regt euch frisch auch, meine Glieder, im Morgenlicht!
 Die Kräfte, die das Herz gesogen im Schlummerdust,
 will es dir weihen treu und bieder im Morgenlicht.
 Laß jeden Arm, der müd ausruhte, die Arbeit und
 die Lust zur Arbeit finden wieder im Morgenlicht!
 Laß jeden seine Körner streuen auf deinem Feld,
 und streue du den Segen nieder im Morgenlicht!

Der Mittag auf dem Königssee.

(Von Friedrich Jacobs. Kleine Erzählungen d. alten Pfarrers v. Malnau. Leipz. 1838. S. 1 ff.)

Nicht weit von Berchtesgaden in den Salzburger Alpen ligt der Königssee. Schroffe Felsenwände umgeben ihn, am Fuße mit Lannen besetzt, die schwindelnden Höhen mit Wolken gekrönt. Zwischen ihnen breitet der See eine dunkelgrüne Ebene aus, und nimmt in seinem Spiegel das Bild der gewaltigen Umgebung auf, an denen hier und da zarte Bäche niederrauschen. Nur an wenigen Stellen schließen sich diese ewigen Mauern auf, und gönnen den Blicken in rasenbekleidete Schluchten einzubringen. In der Mitte des Sees aber ligt ein kleines Eiland, und auf diesem eine Kapelle, dem heiligen Bartholomäus geweiht, und ein Jagdschloß, alles mit schattigen Bäumen umgeben, so daß das Ganze einem Haine gleicht.

Als ich diesen See an einem heitern und klaren Herbsttage mit einigen Freunden besuhr, sahen wir hoch über uns von der rechten Seite her einen Lämmergeier nach dem entgegengesetzten Ufer ziehn. Indem er mit stillem Fluge, einem Schwimmenden gleich, die blaue Luft durchschnitt, selten nur und schwach die gewaltigen Flügel regend, feuerten wir eine Klinte ab. Mit

vielfältiger Wiederholung hatte der Knall von allen Seiten wieder; der Geier schrak heftig zusammen, drehte sich, die weit ausgespannten Fittiche stärker schlagend, um sich selbst herum, stieg dann fast pfeilgerade in die Höhe und entschwebte, kaum noch sichtbar, mit rascherem, aber immer gehaltenem Fluge unserm Gesichtskreise. Da erzählten uns die Schiffer, daß diese Thiere wohl bisweilen zur Brütezeit kleine unbewachte Kinder geraubt hätten, um sie ihren Jungen zu bringen; auch sehe man sie bisweilen mit einem Zicklein oder Lamm über den See hinziehen, wo es dann wohl geschehe, weil sie, von ihrer Last beschwert, nicht hoch genug aufsteigen könnten, daß die Kugeln der Jäger sie erreichten; und von solchen wären die Bilder auf dem Jagdschloße zu sehen. Auch erzählten sie, ein dreister Hirtenknabe habe einstmals versucht ein Felsenhorn zu erklimmen, auf dem ein solcher Geier horstete. Er habe auch das Nest erreicht und hineingesehen, und zwei junge Geier hätten darin gesessen, und Nahrung erwartend, die Schnäbel weit aufgerissen. Einen davon habe er ergriffen, und dieser habe ein durchdringendes Geschrei ausgestoßen. In diesem Augenblicke vernahm er auch von fern das antwortende Schreien der Eltern, die ihren Jungen zu Hilfe eilten: und kaum hatte er Zeit gehabt, an der steilen Felsenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Thiere schon über sich sah. Sie würden ihn zerrissen haben, hätte er sich nicht in unbeschreiblicher Angst in eine der Halben gestürzt, welche Winter und Sommer mit Schnee angefüllt sind. Schnell vergrub er sich in den Schnee, so tief er nur konnte, und lag und lauschte in seiner Verborgenheit. Die Gefahr gieng vorüber. Lange aber hörte er noch das Geschrei der furchtbaren Thiere und ihren zürnenden Flügelschlag, als sie, gleichsam unwillig über verfehlte Raube, zu ihrem Felsenneste zurückkehrten.

Unter diesen Erzählungen kamen wir an der Insel an. Vor uns waren schon mehrere Reisende gelandet, die, unter den Bäumen lustwandelnd, oder im Schatten lagernd, die Mittagszeit erwarteten; und es dauerte nicht lange, als uns die Tischglocke des Kellners zur Mahlzeit rief. Die Tafel war in einem Zimmer gedeckt, in welchem die lebensgroßen Bilder, von denen die Schiffer gesagt hatten, an den Wänden hiengen. Diese Bilder führten ganz natürlich wieder mancherlei Erzählungen herbei, in denen sich, wie es zu geschehen pflegt, Wahrheit und Dichtung mischte, die aber insgesamt mehr oder weniger einen Anstrich hatten, der mit dem Charakter der großartigen und wunderbaren Natur dieser Gegend im Einklang war.

Alles hier, sagte einer der Reisenden, ein Hanseate, ist gewaltig, ungeheuer und kühn, nur der Mensch ist wie überall. — Mit nichten, entgegnete ein Schweizer; auch die Menschen in unsern Alpen sind wie die Natur. Zwar nicht eben größer an Wuchs, aber stärker, ausdauernder und vor allen Dingen herzhafter und kühner, als anderswo. Der Hirt, wenn er Monate lang auf

seiner einsamen Alm wohnt, kennt keine Furcht. Am Tage verfolgt er die dreiften, irrenden Ziegen über die schroffsten Felsen hin, wo ihn auf allen Seiten unermessliche Abgründe zu verschlingen drohen, oder sammelt, über der Tiefe hängend, aus den Spalten der Felsentwände sein dürftiges Heu; bei Nacht aber, wenn er auf seinem Lager von dürrem Laube schläft, weckt ihn bald der Donner der Lawinen, bald der Gewitterschläge, die in den Gebirgen ganz anders rasen, als auf euern Haiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! Der kennt die Furcht kaum dem Namen nach, ja er liebt die Gefahr, und sucht sie begieriger auf, als der Landbewohner den ausgesuchtesten Genuß bequemer Ueppigkeit. Daß er der strengsten Kälte und jedem Ungeßüm der Witterung trogen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf schroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anschlag bringen; wie oft aber muß er sich, um eine einzelne Gemse zum Schuß zu bekommen, auf den schmalsten Fußsteigen heranschleichen, wo auf der einen Seite der schroffe Fels wie eine Mauer aufsteigt, auf der andern der Abgrund sich öffnet; und das vielleicht über frischen Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt. Wie oft muß er auf solchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden. Und nun, mit einer Last von oft sechszig bis siebzig Pfund auf dem Rücken, dazu noch Büchse, Kanzen und anderes Zubehör, muß er den schroffen schlüpfrigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabsteigen, und wenn er endlich sich und alles in Sicherheit gebracht hat, so sind wenige Gulden der Preis seiner Anstrengungen, ein Preis, den er auf andere Weise ohne Gefahr und mit geringerer Mühe hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr ist es, die ihn reizt; er würde die Beute verschmähen, wenn er sie nicht eben auf diese Art erobern müßte. Er weiß, daß sein Leben auf dem Spiele steht; er weiß, daß gar oft das geängstete Thier, wenn es keinen Ausweg sieht, sich mit größter Gewalt seinem Verfolger entgegenwirft und ihn in den Abgrund stürzt; er weiß, daß kein Jahr ohne solche Unfälle, Unfälle der schrecklichsten Art, vergeht; und dennoch fühlt das alles seinen Eifer nicht ab. Es ist also gewis, daß diese großartige und erhabene Natur auch auf die Menschen einwirkt, und ihnen einen Charakter aufdrückt, der ihrer eigenen Beschaffenheit angemessen ist. —

Allerdings, sagte ein eifriger Naturforscher, wo die Gefahr eine gewöhnliche Erscheinung ist, ist es auch der Muth. Auf meinen Reisen durch Nordamerika bin ich in Gegenden gekommen, wo die auf unermesslichen Strecken dünn zerstreuten Bewohner keine Nacht vor den Besuchen von Wölfen, Bären und andern reißenden Thieren sicher waren. Sie hielten daher immer Feuer vor ihren Hütten, und auch das reichte nicht immer hin, die hungrigen Gäste abzuhalten. Es ist aber auch unglaublich, mit welcher Kühnheit die Einwohner jener Gegenden ihre Feinde bekämpfen,

und, ebenso wie eure Gamsenjäger, um geringen Gewinnes willen ihr Leben aufs Spiel setzen.

Ich kam einstmals, fuhr er fort, auf meinen botanischen Wanderungen in den blauen Bergen gegen Abend in ein einsames Haus, um mir ein Nachtlager auszubitten. Die Gastfreiheit ist bei diesen Einsiedlern zu Hause, wie bei allen Bergbewohnern, und dort vielleicht um desto mehr, je seltener die Gelegenheit zu ihrer Ausübung kommt. Beim Eintritt in das Haus war das erste, was mir in die Augen fiel, ein Bärenfell von ungewöhnlichem Maße, das erst vor kurzem abgezogen schien. Auf der Hausflur waren einige Frauen beschäftigt, Fleisch einzusalzen und in eine Tonne zu legen, wobei ihnen ein muntre eilfjähriger Knabe hilfreiche Hand leistete. An den Wänden hiengen Fischneze und mancherlei Gewehr umher, und an der Decke war ein ausgestopfter Adler schwebend aufgehängt. Meine Bitte um ein Obdach wurde freundlich aufgenommen. Der schwarzäugige Knabe öffnete mir das Wohnzimmer, wo der Vater auf einem Lehnstuhle saß und mich willkommen hieß, zugleich aber um Verzeihung bat, daß er mir nicht entgegenkomme. „Ich bin seit einigen Tagen invalid,“ fuhr er fort, „aber mein Sohn wird die Pflichten erfüllen, die mir obliegen würden. Billy, rücke dem Herrn einen Lehnstuhl ans Kamin.“

In Kurzem war ich einheimisch hier. Ein Mädchen reichte mir Thee, und der Knabe röstete ein Brotschnittchen am Kaminfeuer. Bald war auch ein Gespräch im Gange. Da erfuhr ich denn aus dem Munde meines Wirtes als Ursache seiner Lähmung folgende Geschichte. „Vorige Woche,“ sagte er, „gieng ich mit meiner Flinte auf die Entenjagd. Auf dem Heimwege — die Sonne stund schon am Rande der Berge — sah ich einen Bären von ungewöhnlicher Größe — sie werden sein Fell draußen gesehen haben — ganz wohlgemuth vor mir hertraben. Ich hatte noch einen Schuß in meiner Flinte, und da die Entfernung nicht groß war, feuerte ich sie auf den Bären ab. Dieser stürzte zu Boden, raffte sich aber unverzüglich wieder auf, und lief spornstreichs einer Felsenschlucht zu, die sein gewöhnlicher Aufenthalt sein mochte. Ihn dahin zu verfolgen, war jetzt zu spät, auch fehlte es mir an Waffen; denn Pulver und Blei hatte ich weiter nicht bei mir. Ich dachte aber: Du entgehst mir nicht! Eine gute Lektion hast du schon, und morgen ist auch noch ein Tag. Ein Bär ist eine gute Beute, wenn er todt ist. Man kann nicht bloß sein Fell brauchen, auch sein Fett ist zu mancherlei Dingen gut — wie gleich jetzt bei mir zum Einreiben — und seine Schinken sind geräuchert ein treffliches Gericht. Daß mir diese Beute zufallen würde, zweifelte ich nicht. Ich hatte bemerkt, daß er Blut verloren hatte, und so konnte ich hoffen, er werde bis zum Morgen entweder den Geist aufgegeben haben, oder doch hinlänglich geschwächt sein. Ich dachte die ganze Nacht an meinen Bären, und der Tag war kaum angebrochen, als ich mich auf den Weg begab. Die Flinte ließ ich zu Hause,

ste war mir unnütz; denn beim Nachsuchen fand sich, daß auch im Hause kein Körnchen Schießpulver war, und in der Nähe ligt kein Ort, wo ich welches hätte bekommen können. Dafür bewaffnete ich mich mit einer Heugabel und einem Beil. Das Beil gab ich meinem Jungen zu tragen; denn der ließ mir keine Ruhe, ich mußte ihn mitnehmen, und im Grunde ist es auch gut, wenn so ein Junge frühzeitig etwas steht. Wir kamen bald an die Stelle, wo ich am Abend nach dem Bären geschossen hatte. Der Platz war mit Blut bedeckt, und eine starke Spur führte ohne Fehl zu der Schlucht, in die sich das Thier gerettet hatte. Diese Schlucht senkt sich auf der einen Seite schroff und steil, auf der andern bequemer hinab. In der Tiefe braust ein Waldbach durch abgerißene Felsenstücke und überhängendes Gebüsch; und hier, etwas hinaufwärts, an der schroffen Seite, wurde ich unter einer grauen Wacke, die wie ein Dach weit hervortrat, meinen Bären gewar, der halb vom Buschwerk versteckt den Kopf schlaff nach der Erde senkte. Er macht sein Testament, sagte Billy. Nun, antwortet' ich, wir wollen ihm helfen, und ich will die Erbschaft in Empfang nehmen. Mit diesen Worten stieg ich den Abhang hinab, schritt auf den Steinen über das Wasser, und näherte mich dem Feinde mit der vollkommensten Zuversicht. Der Bär regte sich nicht. Schon war ich ihm so nah, daß ich die Heugabel fällen konnte, um ihm den Todesstoß zu versetzen; aber in demselben Augenblicke sprang er auf, umfaßte mich mit beiden Tagen, und warf sich in dieser Umarmung mit mir den Berg hinab in den brausenden Waldbach. Unterwegs verlor er seine Zeit auch nicht, sondern biß zu, wohin er kam, und drückte mich mit solcher Gewalt an sich, daß mir der Athem vergieng. Billy schrie von oben herab wie wahnsinnig; aber was half das? Der Bär fürchtete sich vor ihm so wenig, als vor mir, und ich wäre verloren gewesen, wäre mir nicht die Geschichte von einem alten englischen Könige eingefallen, — Sie werden von ihm gehört haben — der einem Löwen im Kampfe die Faust in den Rachen gestossen hat. Ich that dergleichen. Mit der einen Hand fuhr ich dem Unthier in den Hals; und während wir uns zusammen in dem Wasser umherwälzten, gelang es mir, mit der andern Hand den Kopf des ermatteten Feindes unter das Wasser zu drücken. In demselben Augenblicke kam Billy mit seinem Beile von oben herunter, und versetzte dem Bären einen solchen Schlag auf den Schädel, daß ihm der Rest des Athems ausgieng. Der Junge führt einen guten Hieb," setzte der Erzählende mit innerlicher Freude über den Muth seines Knaben hinzu. — "Ich war übel zugerichtet," fuhr er fort, "das ist wahr, und ich werde wohl noch eine Weile an meinen Wunden zu heilen haben. Das ist aber nicht das Schlimmste. Beim Sturze von der Höhe habe ich mir die linke Hüfte beschädigt: ich bin seitdem nicht bloß lahm, sondern leide auch bei der geringsten Bewegung

die heftigsten Schmerzen. Ich will daran denken, wie mühsam ich mich nach Hause schleppte; aber ich hatte doch meine Absicht erreicht, und keinen schlechten Fang gemacht. Kaum haben ihn zwei starke Männer herbeischaffen können. Er wog über vierhundert Pfund, und an dem Felle können Sie sehen, daß es kein alltäglicher Bär war."

Das war freilich ein wunderlicher Kampf, sagte ein Kaufmann aus Ungarn; aber Noth macht stark und bricht, wie das Sprichwort sagt, auch wohl Eisen, und hier galt es das Leben. Etwas Aehnliches, in seiner Art aber noch Außerordentlicheres, trug sich im vorigen Jahr in meiner Heimat, in der Nachbarschaft von Bistritz, zu. Das Land ist gebirgig, die Einwohner arm; an Uebung in Gefahren fehlt es aber auch dort nicht. Nun wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Witwe auf dem Dorfe; diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der älteste noch nicht zwölf, der andere erst acht Jahre alt. Wie sie mit ihrem Schlitten an der Kirche vorüber kamen — ich erzähle alles, wie es sich zugetragen hat — sagte der jüngere: „Sankto, mir ist wunderbar zu Muth. Es ist mir, als müßte uns ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche gehen.“ Der ältere antwortete: „Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr; nur daß ich blutete.“ Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthür stehen, giengen hinein und beteten. Dann fuhren sie weiter und waren recht wohlgemuth, ob sie gleich einmal über das andere tief in den Schnee fielen, und dürres Holz fanden sie auch in Ueberfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf dem Schlitten zusammenzulegen und fest zu binden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen, war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten retten können, war nicht in der Nähe, denn rings umher war nur Buschholz, und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten, und sie hätten verhungern müssen. Was thun sie also in dieser Noth? Der ältere, ein entschlossener Knabe, deckt den Kleinern mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf, als er kann, und ruft ihm zu: „Bete, aber rühr dich nicht. Ich habe Muth.“ — „Ach mein Gott,“ sagte der Kleine weinend, „wenn wir umkämen, die Mutter stürbe vor Gram.“ Der eine Knabe stak also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber, der Sankto, stellt sich mit der Art in Postur, und wie her eine Wolf, der am heizigsten vorausgelaufen ist, herankommt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblicke packt ihn der andere Wolf am Arm und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun in krampfhafter Angst das Unthier mit beiden Händen an der Kehle und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab,

ohne doch zu schreien, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Versteck eine unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Art auf, und versetzt dem Wolfe einige Stöße auf dem Rücken. Dieser wendet sich nun gegen den neuen Feind, und er würde ihn ohne Zweifel zerrissen haben, hätte sich der andere nicht blitzschnell aufgerafft, und die Art dem Wolfe in den Kopf geschlagen. So waren also zwei schwache Knaben durch Gottes Hilfe und ihren Muth Herren von zwei furchtbaren Raubthieren geworden, ohne selbst eine gefährliche Wunde bekommen zu haben. Verwundert sahen sie sich jetzt einer den andern an, dann die Thiere, die mit offenem Rachen todt auf dem Rücken lagen, und staunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die sie hatten zermalmen sollen. Dann knieten sie nieder, kreuzten sich und beteten; und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen sie jubelnd mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nach Hause. Ich habe selbst in Bistriz die Knaben gesehen; wie sie mit den Wölfen durch die Straßen zogen, ihre Geschichte erzählten und von der ganzen Stadt bewundert und geliebt und beschenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir Thränen in die Augen kommen. Es waren gar zu hübsche, liebe, und fromme Knaben!“

Diese Geschichte, die mit Teilnahme gehört worden war, führte noch einige andere Erzählungen verwandter Art herbei, die alle bald mehr bald weniger bewiesen, daß der Mensch, so wehr- und waffenlos er ist, doch durch Klugheit, Muth und Entschlossenheit Herr der Schöpfung wird. Während dieser Zeit sah der Botaniker, wie in Gedanken versunken, still vor sich hin; als aber eine Pause eintrat, erhob er seine Blicke wieder und erzählte folgende Geschichte.

„Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchstreift und auch Haiti besucht hatte, schiffte ich mich mit einer reichen Ernte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unser Schiff war zum Theil mit irländischen Matrosen bemannt, unter denen sich vornehmlich die beiden Beckner, Vater und Sohn, auszeichneten. Der Vater galt für den besten Matrosen in der englischen Marine, und der Sohn, obgleich erst ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Groß und stark über seine Jahre, leuchtete aus seinem von Sonne und Wetter gebräunten Gesichte zugleich der Muth eines Mannes, eine kindliche Gutmüthigkeit und jener unbesiegbare Frohsinn, der den Irländer so vorzüglich auszeichnet. Auch war er der Liebling Aller, die auf dem Schiffe waren. Wenn wir ihm bei seinen Geschäften zusahen und uns über die Gewandtheit freuten, mit der er auch das Schwerste so leicht hin verrichtete, als ob es nichts wäre, und alles beachtete, ob er sich gleich um nichts zu bekümmern schien, dann pflegte

der Vater wohl zu sagen: Ist's ein Wunder? Ein guter Irländer ist von Mutterleibe an auch ein guter Seemann, und mein Bolney hat das Seewasser gekostet, eh er „Vater“ sagen konnte. Sobald er von der Muttermilch entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit, und wenn ich ihn aus dem Kahn ins Wasser warf, war es ihm ein Spaß, und er lachte mich an; und wie er kaum zwei Jahre alt war, konnte er schwimmen wie ein Fisch. Zwei Jahre später versprach ich ihm einmal, er sollte mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Versprechen zurück, weil er eine Dummheit gemacht und eine Strafe verdient hatte. Er war außer sich, und ich mußte ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster hinaus, läuft ans Ufer und stürzt sich ins Wasser; und wie ich so an der Leiter hänge und das Bramsegel einreffe, kommt etwas hinten nachgeschwommen; und da ich hinsehe, wer solls sein, als mein Bolney, der, wie er mich ansichtig wird, die linke Hand hoch in die Höhe hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff und wurde am Tau herausgezogen, und alle unsre Leute waren wie närrisch vor Freuden über den Jungen, und herzten und küßten ihn; und da ich ihm drohte, lachten sie mich aus und schrien, er stünde unter dem Schutze seiner großbritannischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch nichts und hatte innerlich selbst meine Freude an seinem Ungehorsam. So war der Junge im vierten Jahre; im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge, und jetzt, wo er zwölf Jahre alt ist, arbeitet er für zwei, und wird auch für zwei bezahlt.

Wenn der Alte so sprach, stralten seine Augen und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden, und wir hörten ihm alle gern zu, weil er ein so treuherziger Mann war. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor Kurzem in Neu-Orleans verloren hatte, und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlassen hatte, zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin, und steigt auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Bedner aufzusuchen, der sich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagt es sich zu weit an den Rand hin, und indem es neugierig in die Tiefe blickt, wird es vom Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kommt Bedner herbei, stürzt sich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Wasser gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand fest hält, rudert er mit der rechten dem Schiffe nach. Das Verdeck hatte sich jetzt mit Menschen angefüllt; alle starrten nach dem kräftigen Schwimmer hin, vor Allen, wie man denken kann, der Vater des Kindes, welcher die

Bewegungen des Matrosen mit seinen eigenen begleitete, in die See hinaus rief, und dem zitternden Kinde Muth einsprach. Dieses drückte sich ängstlich an seinen Retter, und Beckner ruderte so schnell er mit Einer Hand konnte, dem Schiffe nach, und schon war er ziemlich nah, als er einen lauten Schrei ausstieß, der uns alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache, aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifisch, der die Flut mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt, und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles gerieth in Bewegung, einer lief gegen den andern, die einen schrieen, um das Thier zu schrecken, andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam, Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelassen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein; des Vaters Zustand aber ist nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgte das Unthier seinen Weg, und nur noch wenige Raftern entfernt, schien es seiner Beute schon gewiß zu sein. Jeder erwartete das Entsetzlichste. In diesem Augenblick kam Volney Beckner seinem Vater zu Hilfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Kajüte des Capitäns gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter, und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrunds. Bald färbte dieses mit seinem Blute das Meer, und während es sich nach dem neuen Feind hinkehrt, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem ältern Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift darnach; zweimal ent schlüpft es bei dem Schwanken der Wellen seiner Hand; endlich hält er sich fest, und wird mit dem Kinde auf dem Arme hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Volney den Rücken frei gehalten, abwechselnd bemüht, sich den Angriffen des Thieres zu entziehen und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit und der rohen Kraft, wie man wohl nicht leicht wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut; aber keine dieser Wunden war tödtlich, und den unerschrockenen Kämpfer verließ die Kraft. Er muß eilig auf dem Schiffe Rettung suchen; er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über den Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht, und dieser bald das Kind, bald seinen Retter umarmt, schwingt sich auch Volney an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick und er war in Sicherheit. Es sollte nicht sein. Das Raubthier, über und über mit seinem Blute bedeckt, wüthend, daß seine Beute ihm zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kräfte, schwingt sich auf, erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander und verschlingt vor unsern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens und der Wuth drang aus jedem Munde, als der zerfleischte Leichnam herauskam. Sprachlos stund Beckner da; seine starren Blicke hefteten sich auf die unglücklichen Reste seines Sohnes; seine Züge verzerrten sich und er sank

bewußtlos zu Boden. Mit Mühe ins Leben zurückgerufen, sagte er schetubar ruhig: Wo ist Volney? Dann, als besänn er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus, das uns durch die Seele gieng. Der Kaufmann wich nicht von seiner Seite und leistete ihm jede Hilfe, welche die Umstände forderten; und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnungen. Da sah ihn der Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmüthigkeit wunderbar mischte, und sagte: Ich danke ihnen für ihre gute Meinung, reden sie aber nicht von Belohnung. Ihr Kind hab ich gerettet, weil es eben ein hilfloses Kind war; es ist mir lieb, es ihnen erhalten zu haben. Nun aber mein Volney dahin ist, die Freude und der Stolz meines Lebens, sind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es ist aus mit mir. Nach diesen Worten fieng er von neuem an zu jammern, und heiße Thränen strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht, die er je vergossen hatte. Dann stund er auf und gieng schweigend an sein gewohntes Geschäft.

Während dieß auf dem Verdecke geschah, umschwamm das gräßliche Raubthier, unserer Wuth spottend, zwei- und dreimal das Schiff; dann wandte es sich nach der offenen See, und lange noch sahen wir, als es die Flut langsam durchschnitt, die purpurne Furche, die es hinter sich herzog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte.“

127.

Am Abend.

(Von Friedrich Rückert.)

Wie Schöpfung ist zur Ruh gegangen, o wach in mir!
es will der Schlaf auch mich befangen, o wach in mir!

Du Auge, das im Himmel wachet mit Sternenblick,
wenn mir die Augen zugegangen, o wach in mir!

Du Licht, im Aether höher stralend als Sonn und Mond,
wenn Sonn und Mond ist ausgegangen, o wach in mir!

Wenn sich der Sinne Thor geschlossen der Außenwelt,
so laß die Seel in sich nicht hängen, o wach in mir!

Laß nicht die Nacht der Finsternisse, das Graun der Nacht,
Sieg übers innere Licht erlangen, o wach in mir!

O laß im feuchten Hauch der Nächte, im Schattenduft,
nicht sproßen sündiges Verlangen, o wach in mir!

Laß aus dem Duft von Ebens Zweigen in meinem Traum
die Frucht des Lebens niederhängen, o wach in mir!

O zeige mir, mich zu erquicken, im Traum das Werk
geendet, das ich angefangen, o wach in mir!

In deinem Schoße will ich schlummern, bis neu mich weckt
die Morgenröthe deiner Wangen; o wach in mir!

Sprichwörter.

128.

Wie das Gespinnst,
so der Gewinnst.

Unverhofft
kommt oft.

Versprechen und halten
steht wohl bei Jungen und Alten.

Was ich denk und thu,
trau ich auch Andern zu.

Gott läßt uns wohl sinken,
aber nicht ertrinken.

Was nicht will gehen,
laß stehen.

Ein Wolf im Schlaf
fängt nie ein Schaf.

Hans ohne Fleiß
wird nimmer weis'.

Je größer Glück,
je ärgre Lück.

Hilf bei Zeit,
ehe es kommt weit.

Ruh und Raft
ist halbe Mast.

Geld bringt Gunst,
aber nicht Kunst.

129.

Ein Wort ist ein Wind.

Gleiche Brüder, gleiche Rappen.

Etwas ist besser denn nichts.

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

Jedes Holz hat seinen Wurm.

Es weht nicht allezeit derselbe Wind.

Leicht geredet, aber langsam gethan.

Mit Schweigen verräth sich niemand.

Besser Gunst, denn Gabe.

Wer überwinden will, lerne ertragen.

Schweigen ist nicht allweg gut.

Eines Freund, Keines Feind.

130.

Was das Herz voll ist, des geht der
Einmal ist keinmal. [Mund über.

Crüßal lehrt außs Wort merken.

Gewohnheit will Recht werden.

Aluge Hühner gehen auch in die Neteln.

Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.

Wer den Schaden hat, darf für den Spott
nicht sorgen.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend
loben.

Es sind nicht Alle Jäger, die ins Horn
blasen.

Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst
Sprichwort, wahr Wort. [hinein.

Der Krug geht so lange zu Wasser, bis
er bricht.

131.

Einmal ist keinmal.

(Von J. B. Sebel.)

„Einmal ist keinmal.“ Dieß ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und davon

läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen; und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist Einmal nicht Reimal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gerne B, und alsdann tritt ein anderes Sprichwort ein: „Daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.“

132.

König Jacob vor Belvedere.

(Von August Kopisch.)

„A Denig Jakob von Sicilien,
wohl und sicher unterrichtet:
wie die Beste Belvedere,
lange Zeit von ihm umschlossen,
sehr in Noth sei, weil der Speise
Vorrath allgemach verschwindet,
der Zisternen Boden trocken
wie des Hauses Dach erscheint,
und nicht Brunnen und nicht Quelle
in der Burg ist; wissend ferner,
wie die Leute Don Ruggieros
schon den Thau vom Grase lecken:
sendet er, dieß mild betrachtend,
Blutvergießen zu ersparen,
wenn ihr ihm die Beste gebet,
durch mich, seinen Herold, Gnade;
bietet euch mit diesem Becher,
angefüllt mit kühlem Weine,
eure Tapferkeit verehrend,
mit den Schätzen, mit den Waffen
freien Abzug aus der Beste.
Doch, wenn ihr davon nicht laßt,
Steine ihm ins Heer zu schleudern
und Geschosse von den Zinnen,
wird sein Zorn Sturmleitern setzen
an die Mauern, und wen Durst noch
leben ließ, wird Stahl erwürgen!
Don Ruggiero, euch ermahnt er,
väterlich nun eurer beiden
jungen Söhne zu gedenken,

die bereits in seiner Macht sind!“

So der Herold. Don Ruggiero,
schauend, wie des Sicilianers
Wort der Seinen Herz getroffen,
wie sie unter sich schon murmeln
von der Festung Uebergabe:
mit den matten Augen späht er
ringsumher am blauen Himmel,
und gewaret eine Wolke
auf Calabriens Gebirgen, —
nimmt den Becher aus des Herolds
Händen. In des Hofes Mitte
ist ein Stein gleich einer Tafel,
auf den setzt Don Ruggiero
hin den Becher, und beginnet
vor den Reihen seiner Krieger
mit vom Durste heifrer Stimme:
„König Karls furchtlose Kämpfer!
auf Calabriens Gebirgen
schau ich eine kleine Wolke:
zwar noch gießt sie keinen Regen,
und sie kann in Luft zerfliegen,
wie schon viele hingeschwunden:
doch mir sagt mein Herz im Busen,
daß sie Gott daher uns sende,
unsern Eid wohl zu bewahren
vor Untreue. Wem dieß anders
scheinet, der geh hin und trinke
aus dem Becher.“

Als Ruggiero

so gesprochen, blickt er um sich;
 Todesstille herrscht im Hofe,
 regungslos stehn seine Helben,
 zweifelnd schaun sie nach der Wolke,
 doch — zum Becher hin tritt keiner.
 Und zum Herold hingewendet,
 sagt Ruggiero, kaum vermocht es
 seine Zunge noch zu lispeln:
 „Wiederbring den vollen Becher
 deinem Herren. Meine Krieger
 dürsten nicht — und, wenn sie dürsten,
 ist es nach dem Ruhm der Treue,
 nicht nach König Jakobs Weine!
 Was anlangt meine Söhne,
 weiß ich sie bei dem Monarchen,
 der wohl kennt, wie treu Helben
 nichts von ihrem Eid entbinde!“

Und der Herold nimmt den Becher;
 hochanstaunend diese Rede
 geht er schweigend, und es schließt sich
 hinter ihm das Thor der Beste.
 Doch bald hallet um die Beste
 wildes Stürmen! — Don Ruggieros
 Helben, auf der hohen Mauer,
 kaum, vor Mattigkeit, vermögen
 sie den Bogen noch zu spannen,
 und die Binden zu gewältgen,
 und die Steine aufzuwälzen
 auf der Wurfgeschosse Schleudern:
 dennoch steht man Wunderthaten!
 Zweien Stürmen ist gewehret,
 schrecklich nahet nun der dritte:
 als sie schaun, wie rings der Himmel
 sich einhüllt in Regenwolken!
 Froh erblickt es Don Ruggiero;
 seine Leute zu ermuntern
 eilet er von Turm zu Turme.
 Freudig steht er, wie sie ringen,
 seinem Heldenwort gehorchend;
 doch auf einmal blickt er zürnend:
 Warum säumen jene? — denkt er:
 dorthin bringen ja der Feinde
 größte Scharen! — Als er hinkommt,
 schauet er zu seinem Schrecken,
 schaut er seine beiden Söhne,

hoch an einen Baum gebunden,
 von der Feinde wilder Menge
 sich im Sturm entgegentragen:
 die Geschosse zu versenden
 auf die Kinder ihres Feldherrn,
 zögern alle seine Krieger. . . .

Als Ruggiero solches schauet,
 steht er eine Weile starrend;
 mächtig pocht das Vaterherz ihm
 in der Helbenbrust. — Die Feinde
 türmen Leitern schon auf Leitern,
 reichen sich die Feuerbrände,
 drohn die Mauer zu erklimmen! —
 Da gebietet Don Ruggiero,
 abgewandt sein Vaterauge:
 seiner Kinder zu vergessen,
 seines Eides zu gedenken! —
 Und von Steinen Hagelwolken
 fliegen auf den Sturm der Feinde
 Von der Felsen Schmettern sinken
 tief hinab der Leitern Türme:
 doch zerschmettert steht Ruggiero
 auch den Baum mit seinen Kindern
 niederstinken ins Getümmel!
 Läßt, entbrannt, noch mehr Verderben
 auf den neuen Sturm hinschleudern,
 und der Feinde Jauchzen schwindet! —

Nacht umhüllt den ganzen Erdkreis,
 und vom Himmel strömet Regen
 schwer herab mit Windes Schlägen,
 labt die Krieger auf der Beste:
 doch den Feinden ward der Felsen
 immer schwerer zu erklimmen.
 Auch die Flotte König Jakobs,
 halb zerschmettert am Gestade,
 kämpfet mit den wilden Wellen,
 und er läßt zum Abzug blasen! —

Froh vernahmen dieß Ruggieros
 Helben, und, vom Kampfe lassend,
 labten sie die müden Glieder
 nun mit Ruhe, Trank und Speise.
 Doch im Innersten des Hauses
 birgt Ruggiero seine Schmerzen:
 er begehrt nicht Trank noch Speise!
 Wie auch seine Freunde stehen,

läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen; und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist Einmal nicht Keimmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gerne B, und alsdann tritt ein anderes Sprichwort ein: „Daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.“

132.

König Jacob vor Belvedere.

(Von August Kopisch.)

„König Jacob von Sicilien,
wohl und sicher unterrichtet:
wie die Beste Belvedere,
lange Zeit von ihm umschlossen,
sehr in Noth sei, weil der Speise-
Vorrath allgemach verschwindet,
der Zisternen Boden trocken
wie des Hauses Dach erscheinet,
und nicht Brunnen und nicht Quelle
in der Burg ist; wissend ferner,
wie die Leute Don Ruggieros
schon den Thau vom Grase lecken:
sendet er, dieß mild betrachtend,
Blutvergießen zu ersparen,
wenn ihr ihm die Beste gebet,
durch mich, seinen Herold, Gnade;
bietet euch mit diesem Becher,
angefüllt mit kühlem Weine,
eure Tapferkeit verehrend,
mit den Schätzen, mit den Waffen
freien Abzug aus der Beste.
Doch, wenn ihr davon nicht laßt,
Steine ihm ins Heer zu schleudern
und Geschosse von den Sinnen,
wird sein Horn Sturmleitern setzen
an die Mauern, und wen Durst noch
leben ließ, wird Stahl erwürgen!
Don Ruggiero, euch ermahnt er,
väterlich nun eurer beiden
jungen Söhne zu gedenken,

die bereits in seiner Macht sind!“

So der Herold. Don Ruggiero,
schauend, wie des Sicilianers
Wort der Seinen Herz getroffen,
wie sie unter sich schon murmeln
von der Festung Uebergabe:
mit den matten Augen späht er
ringsumher am blauen Himmel,
und gewaret eine Wolke
auf Calabriens Gebirgen, —
nimmt den Becher aus des Herolds
Händen. In des Hofes Mitte
ist ein Stein gleich einer Tafel,
auf den setzt Don Ruggiero
hin den Becher, und beginnet
vor den Reihen seiner Krieger
mit vom Durste heifrer Stimme:
„König Karls furchtlose Kämpfer!
auf Calabriens Gebirgen
schau ich eine kleine Wolke:
zwar noch gießt sie keinen Regen,
und sie kann in Luft zerfliegen,
wie schon viele hingeschwunden:
doch mir sagt mein Herz im Busen,
daß sie Gott daher uns sende,
unsern Eid wohl zu bewahren
vor Untreue. Wem dieß anders
scheinet, der geh hin und trinke
aus dem Becher.“

Als Ruggiero

so gesprochen, blickt er um sich;
 Todesstille herrscht im Hofe,
 regungslos stehn seine Helden,
 zweifelnd schaun sie nach der Wolke,
 doch — zum Becher hin tritt keiner.
 Und zum Herold hingewendet,
 sagt Ruggiero, kaum vermocht es
 seine Zunge noch zu lispeln:
 „Wiederbring den vollen Becher
 deinem Herren. Meine Krieger
 dürsten nicht — und, wenn sie dürsten,
 ist es nach dem Ruhm der Treue,
 nicht nach König Jakobs Weine!
 Was anlangt meine Söhne,
 weiß ich sie bei dem Monarchen,
 der wohl kennt, wie treu Helden
 nichts von ihrem Eid entbinde!“

Und der Herold nimmt den Becher;
 hochanstaunend diese Rede
 geht er schweigend, und es schließt sich
 hinter ihm das Thor der Beste.
 Doch bald hallet um die Beste
 wildes Stürmen! — Don Ruggieros
 Helden, auf der hohen Mauer,
 kaum, vor Mattigkeit, vermögen
 sie den Bogen noch zu spannen,
 und die Binden zu gewältgen,
 und die Steine aufzuwälzen
 auf der Wurfgeschosse Schleudern:
 dennoch steht man Wunderthaten!
 Zweien Stürmen ist gewehret,
 schrecklich nahet nun der dritte:
 als sie schaun, wie rings der Himmel
 sich einhüllt in Regenwolken!
 Froh erblickt es Don Ruggiero;
 seine Leute zu ermuntern
 eilet er von Turm zu Turme.
 Freudig steht er, wie sie ringen,
 seinem Heldenwort gehorchend;
 doch auf einmal blickt er zürnend:
 Warum säumen jene? — denkt er:
 dorthin bringen ja der Feinde
 größte Scharen! — Als er hinkommt,
 schauet er zu seinem Schrecken,
 schaut er seine beiden Söhne,

hoch an einen Baum gebunden,
 von der Feinde wilder Menge
 sich im Sturm entgegentragen:
 die Geschosse zu versenden
 auf die Kinder ihres Feldherrn,
 zögern alle seine Krieger. . . .

Als Ruggiero solches schauet,
 steht er eine Weile starrend;
 mächtig pocht das Vaterherz ihm
 in der Heldenbrust. — Die Feinde
 türmen Leitern schon auf Leitern,
 reichen sich die Feuerbrände,
 drohn die Mauer zu erklimmen! —
 Da gebietet Don Ruggiero,
 abgewandt sein Vaterauge:
 seiner Kinder zu vergessen,
 seines Eides zu gedenken! —
 Und von Steinen Hagelwolken
 fliegen auf den Sturm der Feinde
 Von der Felsen Schmettern stürzen
 tief hinab der Leitern Türme:
 doch zerschmettert steht Ruggiero
 auch den Baum mit seinen Kindern
 niederstürzen ins Getümmel!
 Läßt, entbrannt, noch mehr Verderben
 auf den neuen Sturm hinschleudern,
 und der Feinde Jauchzen schwindet! —

Nacht umhüllt den ganzen Erdbreis,
 und vom Himmel strömet Regen
 schwer herab mit Windes Schlägen,
 labt die Krieger auf der Beste:
 doch den Feinden ward der Felsen
 immer schwerer zu erklimmen.
 Auch die Flotte König Jakobs,
 halb zerschmettert am Gestade,
 kämpfet mit den wilden Wellen,
 und er läßt zum Abzug blasen! —

Froh vernahmen dieß Ruggieros
 Helden, und, vom Kampfe lassend,
 labten sie die müden Glieder
 nun mit Ruhe, Trank und Speise.
 Doch im Innersten des Hauses
 birgt Ruggiero seine Schmerzen:
 er begehrt nicht Trank noch Speise!
 Wie auch seine Freunde stehen,

läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen; und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist Einmal nicht Reimal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gerne B, und alsdann tritt ein anderes Sprichwort ein: „Daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.“

132.

König Jacob vor Belvedere.

(Von August Kopisch.)

„König Jacob von Sicilien,
wohl und sicher unterrichtet:
wie die Beste Belvedere,
lange Zeit von ihm umschloßen,
sehr in Noth sei, weil der Speise
Vorrath allgemach verschwindet,
der Zisternen Boden trocken
wie des Hauses Dach erscheint,
und nicht Brunnen und nicht Quelle
in der Burg ist; wissend ferner,
wie die Leute Don Ruggieros
schon den Thau vom Grase lecken:
sendet er, dieß mild betrachtend,
Blutvergießen zu ersparen,
wenn ihr ihm die Beste gebet,
durch mich, seinen Herold, Gnade;
bietet euch mit diesem Becher,
angefüllt mit kühlem Weine,
eure Tapferkeit verehrend,
mit den Schätzen, mit den Waffen
freien Abzug aus der Beste.
Doch, wenn ihr davon nicht laßt,
Steine ihm ins Heer zu schleudern
und Geschosse von den Zinnen,
wird sein Horn Sturmleitern setzen
an die Mauern, und wen Durst noch
leben ließ, wird Stahl erwürgen!
Don Ruggiero, euch ermahnt er,
väterlich nun eurer beiden
jungen Söhne zu gedenken,

die bereits in seiner Macht sind!“

So der Herold. Don Ruggiero,
schauend, wie des Sicilianers
Wort der Seinen Herz getroffen,
wie sie unter sich schon murmeln
von der Festung Uebergabe:
mit den matten Augen späht er
ringsumher am blauen Himmel,
und gewaret eine Wolke
auf Calabriens Gebirgen, —
nimmt den Becher aus des Herolds
Händen. In des Hofes Mitte
ist ein Stein gleich einer Tafel,
auf den setzt Don Ruggiero
hin den Becher, und beginnet
vor den Reihen seiner Krieger
mit vom Durste heifrer Stimme:
„König Karls furchtlose Kämpfer!
auf Calabriens Gebirgen
schau ich eine kleine Wolke:
zwar noch gießt sie keinen Regen,
und sie kann in Luft zerfliegen,
wie schon viele hingeschwunden:
doch mir sagt mein Herz im Busen,
daß sie Gott daher uns sende,
unsern Eid wohl zu bewahren
vor Untreue. Wem dieß anders
scheinet, der geh hin und trinke
aus dem Becher.“

Als Ruggiero

so gesprochen, blickt er um sich;
 Todesstille herrscht im Hofe,
 regungslos stehn seine Helden,
 zweifelnd schaun sie nach der Wolke,
 doch — zum Becher hin tritt keiner.
 Und zum Herold hingewendet,
 sagt Ruggiero, kaum vermocht es
 seine Zunge noch zu lispeln:
 „Wiederbring den vollen Becher
 deinem Herren. Meine Krieger
 dürsten nicht — und, wenn sie dürsten,
 ist es nach dem Ruhm der Treue,
 nicht nach König Jakobs Weine!
 Was anlangt meine Söhne,
 weiß ich sie bei dem Monarchen,
 der wohl kennt, wie treue Helden
 nichts von ihrem Eid entbinde!“

Und der Herold nimmt den Becher;
 hochanstaunend diese Rede
 geht er schweigend, und es schließt sich
 hinter ihm das Thor der Beste.
 Doch bald hallet um die Beste
 wildes Stürmen! — Don Ruggieros
 Helden, auf der hohen Mauer,
 kaum, vor Mattigkeit, vermögen
 sie den Bogen noch zu spannen,
 und die Binden zu gewältgen,
 und die Steine aufzuwälzen
 auf der Wurfgeschosse Schleubern:
 dennoch steht man Wunderthaten!
 Zweien Stürmen ist gewehret,
 schrecklich nahet nun der dritte:
 als sie schaun, wie rings der Himmel
 sich einhüllt in Regenwolken!
 Froh erblickt es Don Ruggiero;
 seine Leute zu ermuntern
 eilet er von Turm zu Turme.
 Freudig steht er, wie sie ringen,
 seinem Heldenwort gehorchend;
 doch auf einmal blickt er zürnend:
 Warum säumen jene? — denkt er:
 dorthin bringen ja der Feinde
 größte Scharen! — Als er hinkommt,
 schauet er zu seinem Schrecken,
 schaut er seine beiden Söhne,

hoch an einen Baum gebunden,
 von der Feinde wilder Menge
 sich im Sturm entgegentragen:
 die Geschosse zu versenden
 auf die Kinder ihres Feldherrn,
 zögern alle seine Krieger. . . .

Als Ruggiero solches schauet,
 steht er eine Weile starrend;
 mächtig pocht das Vaterherz ihm
 in der Heldenbrust. — Die Feinde
 türmen Leitern schon auf Leitern,
 reichen sich die Feuerbrände,
 drohn die Mauer zu erklimmen! —
 Da gebietet Don Ruggiero,
 abgewandt sein Vaterauge:
 seiner Kinder zu vergessen,
 seines Eides zu gedenken! —
 Und von Steinen Hagelwolken
 fliegen auf den Sturm der Feinde
 Von der Felsen Schmetter flinken
 tief hinab der Leitern Türme:
 doch zerschmettert steht Ruggiero
 auch den Baum mit seinen Kindern
 niederstinken ins Getümmel!
 Läßt, entbrannt, noch mehr Verberben
 auf den neuen Sturm hinschleubern,
 und der Feinde Jauchzen schwindet! —

Nacht umhüllt den ganzen Erdbreis,
 und vom Himmel strömet Regen
 schwer herab mit Windes Schlägen,
 labt die Krieger auf der Beste:
 doch den Feinden ward der Felsen
 immer schwerer zu erklimmen.
 Auch die Flotte König Jakobs,
 halb zerschmettert am Gestade,
 kämpfet mit den wilden Wellen,
 und er läßt zum Abzug blasen! —

Froh vernahmen dieß Ruggieros
 Helden, und, vom Kampfe lassend,
 labten sie die müden Glieder
 nun mit Ruhe, Trank und Speise.
 Doch im Innersten des Hauses
 birgt Ruggiero seine Schmerzen:
 er begehrt nicht Trank noch Speise!
 Wie auch seine Freunde stehen,

gramvoll starrt er, bleich und stumm!
Seine Lippe nezt kein Tropfen,
doch die Wangen nezen Thränen,
Thränen um die beiden Söhne!
Und rings um die Beste hallen
des Unwetters grimme Schläge.

Von dem wildverwornen Schlachtfeld,
als des Himmels Loben nachließ,
brachte man zum König Jakob
beide Knaben Don Ruggieros:
einen tobt, der andre lebte!
Diesen sendet er dem Vater
reichbeschenkt, gesund und blühend:

daß er seine Thränen trockne!
Doch den andern läßt er prächtig
und mit Trauerpomp begraben,
wendet dann sich von der Beste,
vor Gaëta hinzusegeln.

Alle loben seine Großmuth;
doch dem König bringt das Lob nur
tiefres Leiden, denn es sagt ihm
eine Stimme tief im Busen:
mit den Waffen soll man streiten,
nicht mit eines Vaters Schmerzen
gegen eines Helden Treue!

133.

Luther auf dem Reichstage zu Worms. 1521.

(Von Philipp Marheineke. Geschichte der teutschen Reformation. Berlin 1846. I. Kap. 9.)

Unmehr machte sich Luther in Begleitung des Justus Jonas, nachmaligen Probstes zu Wittenberg, des Nicolaus von Amstorf, Petrus von Schwaben, eines dänischen Edelmannes, und des Hieronymus Schurf, Rechtsgelehrten zu Wittenberg, samt Gaspar Sturm, der ihn persönlich zu vergeleiten zum Herolde ernannt war, in Gottes Namen auf den Weg nach Worms. — Zu Eisenach wurde er krank. Er ließ sich daselbst zur Aber, und der Schultheiß der Stadt gab ihm ein edel Wasser zu trinken, worauf er entschlief und am andern Morgen weiter reisete. Wo er in eine Stadt einzog, lief ihm viel Volks entgegen, den kühnen Mann zu sehen, der gegen den Pabst sich legen dürfte. Etliche trösteten ihn auch gar schlecht, indem sie sagten: da so viele Cardinäle und Bischöfe zu Worms wären, würde man ihn allda gewis flugs zu Pulver brennen, wie dem Huß zu Constanz geschehen. Er sagte aber: wenn sie gleich ein Feuer machten, zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, wolle er doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen die großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten lassen. Von Frankfurt aus schrieb er an Spalatin, da er inzwischen von dem Anschlag des kaiserlichen Edicts gehört: „Wir kommen, lieber Spalatine, obschon der Satan mir zum Hindernis vielerlei Unpäßlichkeit in den Weg gelegt hat, denn den ganzen Weg von Eisenach bis hierher bin ich unpaß gewesen und auch noch anjeko auf eine mir unbekante Weise. Ich höre auch, daß des Kaisers Caroli Mandat mir zum Schrecken sei herausgegeben worden. Christus aber lebet, derothalben wollen wir hinein in Worms, zu Troß allen höllischen Pforten und benen, die in der Luft herschen. Ich

habe mir fůrgesezt, den Satan zu schrecken und zu verachten. Macht uns also die Herberge zurecht.“

Zu Oppenheim ließ ihn Spalatin ermahnen, er möchte sich nicht so geradezu nach Worms und in solche Gefährlichkeit begeben. Hierauf entbot er demselben: „Und wenn auch so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollt ich hinein.“ Als er dieses wenige Tage vor seinem Tode erzählte, sezte er hinzu: „Denn ich war unerschrocken, fürchte mich nichts. Gott kann einen wohl so toll machen; ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre.“

Am 16. April kam er in Worms an. Vor dem Wagen ritt der kaiserliche Herold in seinem Habit, mit des Adlers Wappen, und sein Knecht. Dem Wagen folgte Justus Jonas mit seinem Famulus. Viele von Adel waren ihm entgegen gefahren, und als er um zehn Uhr morgens in die Stadt fuhr, begleiteten ihn mehr denn zweitausend Menschen bis in sein Quartier, nicht weit vom Schwan, wo Ludwig, Churfürst von der Pfalz, logierte.

Gleich am folgenden Morgen wurde er von dem Reichserbmarschall von Bapenheim citirt, auf Nachmittag in dem Reichsrath zu erscheinen, und dieser Herr holte ihn selbst um vier Uhr ab und gieng nebst dem Herold vor ihm her. Das Gedränge des Volks auf den Straßen war so groß, daß viele, um ihn zu sehen, auf die Dächer stiegen, und man, der Menge auszuweichen, durch einige Häuser und Gärten gieng. Als Luther in den Versammlungs-saal treten wollte, klopfte ihm der berühmte Feldherr, Georg Frundsberg, auf die Schulter und sprach: „Münchlein, Münchlein! du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Obrister auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewis, so fahre in Gottes Namen fort, und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen.“ Ulrich von Hutten hatte ihm gleichfalls durch zwei herliche Schreiben aufgerichtet, welche überschrieben sind: „Martin Luthern, dem unüberwindlichen Theologo und Evangelisten, meinem heiligen Freunde.“ Das erstere hebt also an: „Der Herr erhöre dich am Tage der Noth! Der Name des Gottes Jacob schůze dich! Er sende dir Hilfe vom Heiligtum und stärke dich aus Zion! Er gebe dir, was dein Herze wünschet und bestätige alle deine Anschläge! Er erfülle alle deine Bitten und erhöre dich von seinem heiligen Himmel! Denn was soll ich euch, allerwerthester Luther, ehrwürdigster Vater, zu dieser Zeit anders wünschen? Seid getrost und werdet stark. Ihr sehet, was es mit euch für ein Spiel werde und worauf es ankomme. Von mir könnet ihr alles hoffen: Wenn ihr standhaft bleibet, will ich bis an meinen letzten Odem bei euch halten.“ — Auch in der Versammlung der

hohen Häupter, Fürsten und Grafen, Freiherrn und Bischöfe, wie auch sonstiger Abgeordneter, verbargen ihm einige ihren Beifall nicht. Nach eines Augenzeugen Bericht waren an Zuhörern im Saal, im Vorzimmer und vor den Fenstern über fünftausend Menschen, welsch und deutsch. Von allen Seiten munterte man Luthern auf, getrost und beherzt zu sein und sich vor denen nicht zu fürchten, die nur den Leib tödten können. Der Herr von Pappenheim (denn Grafen sind die von Pappenheim erst später geworden) erinnerte ihn, da er nun vor Kaiser und Ständen stand, nicht anders zu reden, er werde denn erst gefragt, und also trat Herr Johann von Eck, kurtrierischer Official, hervor und fragte im Namen des Kaisers: ob er diese Bücher, die ihm als da liegend gezeigt wurden, für die seinigen erkenne und ob er, was darinnen enthalten, widerrufen wolle. Hierauf rief D. Schurf, der gleichsam als sein Advokat ihm beigegeben war, : „Man zeige die Bücher mit Namen an!“ Und da nun dieses geschehen war, bejahete Luther zwar die erste Frage, bat sich aber zur Beantwortung der zweiten Bedenkzeit aus, welche der Kaiser ihm auch gewährte. Es war sowohl seiner als der angesehenen Versammlung würdig in hohem Grad, in diesen hohen und heiligen Dingen die höchste Besonnenheit zu zeigen, und was Leichtsinns oder Mangel an Ernst oder gar stürmische Leidenschaft verrathen konnte, von diesem wichtigen Augenblick ganz zu entfernen. Da er nun gleich am andern Tage wieder in den Reichsrath gefordert war, war jedermann um so mehr gespannt und begierig auf die entscheidende Antwort; wiederum wurde er zu dieser Audienz durch den Ehrenhold um vier Uhr abgeholt, mußte aber unter einer großen Menge Volks bis sechs Uhr stehen und warten; es brannten schon alle Fackeln in dem Saal der Reichsversammlung. Nachdem er endlich vorgelesen wurde, und man ihn hieß reden, sprach er mit deutschen Worten also: „Allergnädigster Kaiser, Gnädigste Churfürsten, Fürsten und Herren! Ich erscheine als der Gehorsame auf dem Termin, so mir gestern Abend angesetzt ist, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Majestät und Gnaden wollen diese gerechte und wahrhaftige Sache, wie ich hoffe, gnädigst hören; und so ich aus Unverstand vielleicht einem Jeglichen seinen gebührenden Titel nicht geben, oder mich sonst nicht nach Hofgebrauch in Gebärden erzeigen sollte, mir es gnädigst zu gut halten, als der ich nicht zu Hofe gewest, sondern immer im Kloster gesteckt bin, und von mir anders nicht zeugen kann, denn daß ich in dem, was von mir bishero mit einfältigem Herzen gelehrt und geschrieben worden, allein Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit, damit dieselben rechtschaffen und rein unterrichtet würden, angesehen und gesucht habe.“ Hierauf machte er einen Unterschied unter seinen Büchern. Einige seien solche, darinnen er vom Glauben und christlichen Werken recht und christlich, nach selbsteigenem Zeugnis seiner Widersacher,

gelehret, die könne er nicht widerrufen. Ja, auch die päpstliche Bulle, sagte er, ob sie wohl geschwind und heftig ist, doch macht sie etliche meiner Bücher unschädlich, wiewohl sie dieselben durch ein ungeheuer widernatürlich Urtheil verdammet. In den andern greife er das Papsttum und der Papisten Lehre an, die mit ihrer falschen Lehre und bösem Exempel die Christenheit an Leib und Seele verwüestet hätten. „Denn niemand,“ sagte er, „kann verneinen und dissimulieren, weil es die Erfahrung zeuget, und alle frommen Herzen darüber klagen, daß durch des Papstes Gesetz und Menschenlehre der Christgläubigen Gewissen aufs allergräulichste und jämmerlichste verstrickt, beschwert und gemartert sind, auch die Güter, Gründe und Possession, vornehmlich in dieser hochberühmten deutschen Nation, mit ungläublicher Tyrannei erschöpft und verschlungen sind und noch heutigen Tages ohne Aufhören unziemlicherweise verschlungen werden.“ Auch diese Bücher könne er nicht widerrufen, weil er dadurch ihre Tyrannei und Bosheit stärken würde. „O! welch ein großer Schanddeckel allerlei Schalkheit und Tyrannei, lieber Gott, würde ich alsdann werden!“ rief er aus. Die dritte Art seiner Bücher gehe wider einige Privatpersonen, die sich unterstanden, römische Tyrannei zu verteidigen und die gottselige Lehre, so er gelehret, zu fälschen und zu unterdrücken, darinnen er sich auch wohl zuweilen heftiger erwiesen, als es ihm seines Amtes gezieme; dieselbigen könne er aber auch nicht widerrufen, damit er nicht Ursache gebe, forthin allerlei gottlos Wesen zu verteidigen, und neue Greuel und Wüthen anzurichten. „Doch,“ fuhr er fort, „weil ich ein Mensch bin und nicht Gott, kann ich meinen Büchlein anders nicht helfen, noch sie verteidigen, denn mein Herr und Heiland seiner Lehre gethan hat, welcher, da er, vor dem Hohenpriester Hannas um seine Lehre gefragt, von des Hohenpriesters Knecht einen Backenstreich empfangen hatte, sprach: Hab ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei. Hat nun der Herr, welcher mußte, daß er nicht konnte irren, sich nicht geweigert, Zeugnis wider seine Lehre zu hören, auch von einem geringen, schnöden Knecht, wieviel mehr ich, der Erd und Asche ist, und leichtlich irren kann, soll begehren und warten, ob jemand Zeugnis wider meine Lehre geben wolle. Darum bitt ich durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. Kaiserl. Maj., Chur- und Fürstliche Gnaden, oder wer es thun kann, er sei hohes oder niedriges Standes, wolle Zeugnis geben, mich mit prophetischen und apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirret habe; so ich des überzeuget werde, will ich ganz willig und bereit sein, allen Irrtum zu widerrufen, und der erste sein, der meine Büchlein ins Feuer werfen will. Aus diesem, halt ich, erscheine klärllich und öffentlich, daß ich genugsam bedacht und erwogen habe die Noth und Gefahr, das Wesen und die Zwietracht, so durch Verursachung meiner Lehre soll erwecket sein, davon ich gestern hart und stark bin erinnert worden.“

Dieses und noch mehr anderes sprach Luther deutsch, aber man wußte, der Kaiser verstund besser spanisch, als deutsch, mochte auch die deutsche Sprache nicht leiden; „also (erzählet Luther selbst in einer Relation) dieweil ich so redete, begehrtten sie von mir, ich sollte es noch einmal wiederholen mit lateinischen Worten; aber ich schwigte sehr und war mir, des Getümmels halben und weil ich gar unter den Fürsten stund, sehr heiß. Doch sagte Herr Friedrich von Thunau: Könnet ihr es nicht thun, so ist's genug, Herr Doctor. Aber ich wiederholete alle meine Worte lateinisch; das gefiel Herzog Friedrich, dem Churfürsten, überaus wohl.“

Dieses alles that Luther aufs allerunterthänigste und demüthigste, schrie dabei auch nicht sehr, noch heftig, sondern redete fein stützig, züchtig und überaus bescheiden, doch mit großer Freudigkeit und Beständigkeit. Weil aber nun der Triersche Official strafend einfiel und eine runde, richtige Antwort verlangte, ob er widerrufen wolle oder nicht, so sagte Luther: „Weil denn Kaiserl. Maj., Chur- und Fürstliche Gnaden eine schlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder dem Pabst, noch den Concilien alleine nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und ihnen selbst widersprechend gewesen sind), und ich also mit den Sprüchen, so von mir angezogen und angeführt sind, überzeuget und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Sie steh ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

134.

Eine feste Burg ist unser Gott.

(Von Martin Luther, nach Psalm 46.)

Ein feste burg ist vnser Gott,
ein gute wer vnd waffen.

Er hilff vns frei aus aller not,
die vns izt hat betroffen.

Der alt böse feind,
mit ernst ers izt meint,
groß macht vnd vil list
sein grausam rüstung ist,
auf erd ist nicht seins gleichen.

Mit vnser macht ist nichts getan,
wir sind gar bald verloren:

Es streit für vns der rechte man,
den Gott hat selbs erkoren.

Fragstu, wer der ist?
er heißt Ihesus Christ,
der Herr Zebaoth,
vnd ist kein ander Gott,
das feld muß er behalten.

Und wenn die welt voll teufel wer
vnd wollt vns gar verschlingen,
So fürchten wir vns nicht so fer,
es soll vns doch gelingen.

Der fürst dieser welt,
 wie saur er sich stelt,
 tut er vns doch nicht,
 das macht, er ist gericht,
 ein wörtlein kan in fellen.
 Das wort sie sollen lassen stan
 vnd kein dank dazu haben.

Er ist bei vns wol auf dem plan
 mit seinem geist vnd gaben.
 Nemen sie den leib,
 gut, er, kind und weib:
 laß faren dahin,
 sie habens kein gewin,
 das reich muß vns doch bleiben.

135.

Erkenntnis Anderer.

(Aus dem Rosenthal von Samuel v. Butschky.)

Gott und sich selbst kennen bleibet allezeit die höchste Wissenschaft, wozu der Mensch gelangt, wenn er seinen Wandel, seine Sitten, sein Thun und Lassen spiegelt in dem unbetrüglchen Spiegel unserer Schuldigkeit, nämlich in dem geoffenbareten göttlichen Willen. Zu dem vollkommenen Selbsterkenntnis aber befördert uns gleichwohl auch nicht wenig das Erkenntnis anderer Menschen, wie nämlich dieselben in ihren Bräuchen, ihrer Gewohnheit und Weise gestittet sind. Hieran lernen wir entweder, was uns mangelt, und werden durch ihr Exempel zur Ergänzung unserer Fehler aufgemuntert, oder im Fall unsere eigenen Gewohnheiten den Preis behalten, werden wir durch solchen Gegensatz in denselben desto mehr bekräftiget.

Welcher unter uns, im Fall er nicht aller wohlstandigen Ehrbarkeit einen Scheidebrief gegeben, wird die lobwürdigen Gebräuche der Alten anders empfinden, denn als lauter Stacheln und Fackeln, die ihm sein Herze zu einem rühmlichen Nacheifer reizen und anbrennen? Welches Christen Gewissen muß nicht roth werden, dafern es nur nicht alle Tugendfarbe schon verloren und alle Scham in ihm erblichen ist, wann es vor den Spiegel eines ehrbaren Heidentums tritt, und in demselben so manches kluge und ruhm-erwerbliche Verfahren erblickt, das von besserer und gesunderer Vernunft ist, als das, so er bisher in einem und andern Stücke gebraucht?

Nimm weg alle Kundschaft fremder Sitten: die Sittsamkeit selbst wird gewislich bei uns nicht gar lange eine Landsafin bleiben.

Gegeneifer nähret die Blut der Geschicklichkeit, und ein Nebenläufer frischet dir den Fuß an, daß er im Wettlaufe nicht ermüde.

Ob einer hinter oder vor mir sel, kann mich beides treiben, daß ich nicht der letzte werde. Der Schütze, welcher niemals einen andern hat sehen anschlagen; kann selber schwerlich in das Schwarze treffen.

In einem Wort: Was uns fehlet, das sehen wir nicht allein an uns, sondern auch an Andern.

Gutes Ziel.

(Von Martin Opitz.)

Wer Gott das Herze gibet,
so nie sich von ihm trennt,
Und eine Seele liebet,
die keine Falschheit kennt,

Der mag ohn Sorgen wachen,
mag schlafen wie er will,
Weil seine rechten Sachen
gehn auf ein gutes Ziel.

Laß böse Zungen sprechen
was ihnen nur gefällt,
Laß Neid und Eifer stehen,
laß toben alle Welt,

So wird er dennoch machen
was sein Gemütthe will,
Weil seine rechten Sachen
gehn auf ein gutes Ziel.

Ich lege Neid und Haßen
beständig unter mich,
Und stelle Thun und Lassen,
o Gott, allein auf dich.

Du wirst es alles machen,
thun, was mein Herze will,
Weil seine rechten Sachen
gehn auf ein gutes Ziel.

Die drei Bergleute im Ruttenberg.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

In Böhmen ligt der Ruttenberg, darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre, und verdienten damit für Frau und Kind das Brot ehrlich. Wann sie Morgens in den Berg giengen, so nahmen sie dreierlei mit: erstens ihr Gebetbuch, zweitens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Dehl versehen, drittens ihr Bißchen Brot, das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe sie die Arbeit anhuben, thaten sie ihr Gebet zu Gott, daß er sie in dem Berge bewaren möchte, und darnach stengen sie getrost und fleißig an zu arbeiten. Es trug sich zu, als sie einen Tag gearbeitet hatten und es bald Abend war, daß der Berg vornen einfiel und der Eingang verschüttet wurde. Da meinten sie begraben zu sein und sprachen: „Ach Gott! wir armen Bergleute, wir müssen nun Hungers sterben! wir haben nur einen Tag Brot zu essen, und einen Tag Dehl auf dem Licht!“ Nun befahlen sie sich Gott und dachten bald zu sterben, doch wollten sie nicht müßig sein, so lange sie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort und beteten. Also geschah es, daß ihr Licht sieben Jahre brannte und ihr kleines Bißchen Brot, von dem sie tagtäglich aßen, ward auch nicht all, sondern blieb eben so groß, und sie meinten, die sieben Jahre wären nur ein Tag. Doch da sie nicht ihr Haar schneiden und den Bart abnehmen konnten, waren diese ellenlang gewachsen. Die Weiber hielten unterdessen ihre Männer für todt, meinten, sie würden sie nimmer wiedersehen, und dachten daran, andere zu heiraten.

Nun geschah es, daß einer von den dreien unter der Erde, so recht aus

Herzensgrund, wünschte: „Ach, könnte ich noch einmal das Tageslicht sehen, so wollt ich gerne sterben!“ Der zweite sprach: „Ach, könnt ich noch einmal daheim mit meiner Frau zu Tische sitzen und essen, so wollt ich gerne sterben!“ Da sprach auch der dritte: „Ach, könnt ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, so wollt ich gerne sterben!“ Wie sie das gesprochen hatten, so krachte der Berg gewaltig und übermächtig, und sprang von einander: da gieng der erste hin zu dem Riß und schaute hinauf und sah den blauen Himmel, und wie er sich am Tageslicht gefreut, sank er augenblicklich todt nieder. Der Berg aber that sich immer mehr von einander, also daß der Riß größer ward; da arbeiteten die beiden andern fort, hackten sich Treppen, krochen hinauf und kamen endlich heraus. Sie giengen nun fort in ihr Dorf und ihre Häuser, und suchten ihre Weiber, aber die wollten sie nicht mehr kennen. Sie sprachen: „Habt ihr denn keine Männer gehabt?“ „Ja,“ antworteten jene, „aber die sind schon sieben Jahre todt, und liegen im Rutenberg begraben!“ Der zweite sprach zu seiner Frau: „Ich bin dein Mann!“ aber sie wollte es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte und ganz unkenntlich war. Da sagte er: „Hol mir das Bartmesser, das oben in dem Wandschrank liegen wird, und ein Stückchen Seife dazu.“ Nun nahm er sich den Bart ab, kämmtete und wusch sich, und als er fertig war, sah sie, daß es ihr Mann war. Sie freute sich herzlich, holte Essen und Trinken, so gut sie es hatte, deckte den Tisch, und sie setzten sich zusammen hin und aßen vergnügt mit einander. Wie aber der Mann satt war und eben den letzten Biß Brot geessen hatte, da fiel er um und war todt. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit seiner Frau zusammen; als es herum war, zu derselben Stunde aber, wo er aus dem Berg gekommen war, fiel er und seine Frau mit ihm todt hin. Also hat Gott ihre Wünsche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

138.

Die wiedergefundenen Söhne.

(Von Herder.)

Was die Schickung schickt, ertrage,
wer ausharret, wird gekrönt.

Reichlich weiß sie zu vergelten,
herlich lohnt sie stillen Sinn.

Tapfer ist der Löwenflegel,
tapfer ist der Weltbezwinger,
tapfrer, wer sich selbst bezwang. —

Placidus, ein edler Felbherr,
reich an Tugend und Verdienst,

Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.

Wie er einst den Feind bezwungen,
wie er einst das Reich gerettet,
rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt' das Schicksal,
Armut und der Bösen Neid.

„Laß dem Neid uns und der Armut
still entgehn!“ sprach Placidus.

„Auf! laßt uns dem Fleiße dienen!“
sprach sein Weib, „und gute Knaben,
tapfre Knaben, folget uns!“

Also giengen sie; im Walde
traf sie eine Räuberschaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder;
lange sucht der Held sie auf.

Placidus, rief eine Stimme
ihm im hochbeherzten Busen:
dulde dich, du findest sie!

Und er kam vor eine Hütte:
„Kehre, Wandrer, bei mir ein!“
Sprach der Landmann, „du bist traurig:
auf! und faße neuen Muth!

Wen das Schicksal drückt, den liebt es,
wem entzieht, dem wills vergelten,
wer die Zeit erharret, siegt.“

Und er ward des Mannes Gärtner,
dient' ihm unerkant und treu,
Pfliegend tief in seinem Herzen
eine bittere Frucht, Geduld.

Placidus, rief eine Stimme
ihm im tiefbedrängten Busen,
dulde dich, du findest sie!

So verstrichen Jahr' auf Jahre,
bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr?“
sprach der Kaiser — „suchet ihn!“

Und man sucht' ihn nicht vergebens:
denn die Prüfzeit war vorüber,
und des Schicksals Stunde schlug.

Zween seiner alten Diener
kamen vor der Hütte Thür,
Sah den Gärtner und erkannten
an der Narb ihn im Gesicht;

An der Narbe, die dem Feldherrn,
statt der Schätze, statt der Lorbeern,
einzig blieb als Ehrenmal.

Alsobald ward er gerufen;
es erjauchzt das ganze Heer.

Vor ihm gieng der Feinde Schrecken,
ihm zur Seite Sieg und Ruhm.

Stillen Sinns nahm er den Palmzweig,
gab die Lorbeern seinen Treuen,
seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgespöhtem Kriege
jezt der Siegestanz begann,
Drängt mit zween seiner Helben
eine Mutter sich hervor:

„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sie hier deine Söhne!
mich, dein Weib, Eugenia!“

Wie die Löwin ihre Jungen
jagt' ich sie den Räubern ab;
Nachbarlich in dieser Hütte —
komm und schau! — erzog ich sie.

Glaubte dich uns längst verloren,
meine Söhne, mir statt deiner,
deiner werth erzog ich sie!

Als die Post erscholl vom Kriege,
rufend deinen Namen aus, —
Auserweckt vom Todentraume
rüstet' ich die Jünglinge:

Zieht, verdienet euren Vater!
streitet unerkant, und werdet,
werdet eures Vaters werth.

Und ich seh, sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm,
Die du, unerkant, den Söhnen
nicht als Söhnen zuerkant.

Vater, nimm jezt deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
und dein Weib, Eugenia!“ —

Was die Schickung schickt, ertrage,
wer ausharret, wird gekrönt!
Placidus, der stillgestante,
lebet noch in Hymnen jezt;

Christlich wandt er seinen Namen:
seinen Namen nennt die Kirche
preisend Sanct GUSTACHIUS.

Das Gewißen.

(Die Geschichte der Seele, von G. F. Schubert. 1830. Seite 517.)

Das Gewißen ist ein gemeinsames Gefühl des unwandelbar guten, göttlichen Willens und des eigenen, so oft abirrenden Menschenwillens. So nothwendig wie mein Geist das, was er erfahren und sich vorstellt, in den Worten seiner Menschensprache bedeuft, so nothwendig spricht mein Gemüth über sein vormals und eben jetzt vollführtes Handeln in den Worten einer Sprache, welche nicht die gewöhnliche des Menschen, sondern die eines göttlichen Gesetzes ist. Die That, welche, ehe ich sie geübt, der begehrenden Seele so wenig bedenklich, so menschlich, so lieblich erschienen, wollte sich die Seele auch nachmals, als der lang gehegte Wunsch zur Erfüllung gekommen, unter der ersten, harmlosen Gestalt darstellen. Da erschreckte mich eine Stimme aus dem Innern, wie die Stimme eines Donners vom Berge, und aus dem Donner zuckten Blitze, welche mein Handeln, sei dieses dem eignen oder fremden Menschenurteil auch noch so harmlos erschienen, mit einem Lichte beleuchteten, das mich erkennen laßen, was mein Thun in Gottes Augen gewesen. Thräne des tiefsten Schmerzens, den meine Seele kennt, Thräne, nur zu oft vom Leichtsinn schnell getrocknet, dich hat mir nicht Furcht vor Menschenstrafe, nicht Furcht vor Menschenaugen und Menschenurteil, oder ein dem Herzen des Kindes eingepprägter Wahn ausgepreßt, sondern, so wahr ein Gott ist, mächtiger als ich bin, es war ein Schrecken von Gott, es waren Schauder einer Ewigkeit, die sich in das bebende Herz ergoßen, als ich gethan, was kein Mensch, sondern was nur das Gesetz in meinem Innern mir verboten. Du Spiegel von Erz, in welchem mein Wesen sich selber siehet, wie es in Gottes Lichte ist, obwohl es so oft wieder dahin gehet und vergißet, wie es gestaltet war, Spiegel von unwandelbarem Erz! wie oft hat die Lust, wenn sie vom Gesetz gereizet war, deinen Stral zu verdecken gesucht. Aber es ist die Kraft eines verzehrenden Feuers in diesen Stralen; die Hülle, so künstlich sie auch die lüsterne Seele gewebt, verstob alsbald in Asche.

Morgengebet.

(Von Joseph Freiherrn von Eichenborff.)

Wundersames, tiefes Schweigen! wie einsam ist's noch auf der Welt! Die Wälder nur sich leise neigen, als gieng' der Herr durchs stille Feld.	Was mich noch gestern wollt erschlaffen, ich schäm mich des im Morgenroth. Die Welt mit ihrem Gram und Glücke will ich, ein Pilger, frohbereit Betreten nur wie eine Brücke zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.
Ich fühl mich recht wie neu geschaffen; wo ist die Sorge nun und Noth?	

Sprichwörter.

141.

Geld macht nicht reich,
es sei denn reich das Herz zugleich.

Kein Unglück ist so groß,
es hat ein Glück im Schoß.

Gedulden, Schweigen, Lachen,
hilft oft in schlimmen Sachen.

Mit Vielem hält man Haus,
mit Wenigem kommt man aus.

Einem geschenkten Gaul
steht man nicht ins Maul.

Was sich soll klären,
das muß erst gären.

Fischefangen und Vogelstellen
verderben manchen Junggesellen.

Pillen mußst du verschlucken,
nicht im Maul zerdrücken.

Marrenhände
beschmieren Tisch und Wände.

Gewarnter Mann
gegen zwei sich wehren kann.

Er ist so frant als ein Huhn:
mag gern essen und nichts thun.

Früh auf und spät nieder,
bringt verlornes Gut wieder.

142.

Was dem einen recht ist, ist dem andern billig.

Daß viele unrecht gehen, macht den Weg nicht recht.

Keinem Zuschauer war je eine Arbeit zu schwer.

Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist.

Wenns nicht geht, wie man will, muß mans thun, wie man kann.

Es verdirbt viel Wiß in eines armen Mannes Beutel.

Man muß das Pferd und nicht den Reiter zäumen.

Stärke wohnt nicht im Gebein, sondern im Gemüth.

Wenn dem Esel zu wohl ist, so geht er aufs Eis und bricht die Beine.

Ein tröstliches Wort ist des Gemüthes Speise.

Wer ins Feuer bläst, dem fliegen die Funken ins Auge.

Der Raupen wegen muß man den Baum nicht umhauen.

143.

Alzuviel ist ungesund.

Ehrlich währt am längsten.

Wo nichts ist, kommt nichts her.

Dem Blinden taugt kein Spiel.

Erhalten ist besser als erwerben.

Wer nie ausgeht, kommt nie heim.

Was nicht ist, kann noch werden.

Aller Anfang ist schwer.

Noth lehrt beten.

Das Werk lobt den Meister.

Wer schlecht hört, reimt leicht.

In viel Worten ist viel Sünde.

144.

Was nichts ist, kommt nichts hin.

Was nicht ist, das kann werden.

(Von J. B. Sebel.)

¶ On zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: „Was nichts ist, kommt nichts hin.“ Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder Nichtsist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, das kann werden.“ Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu Theil worden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparnis, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich gieng es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann werden,“ gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit gieng es besser. Er wurde durch unverdroßenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Nichtsist, der selber nichts zu helfen und zu nagen hat.

145.

Räthsel.

(Von J. B. Sebel.)

In eine lichte Rotunde schaut
hinauf mein staunender Blick;
doch Menschen haben es nicht erbaut,
dieß künstliche Meisterstück.
Seine Säulen sind nicht von Marmor, von Holz,
von keinem Metall; doch schwebet es stolz
in freier Weite, trotz furchtbarn Gewalten,
sich selber vermögend im Sturme zu halten.
Wer mißt seine Balken, wer zählet die Menge
der lustigen Hallen, der schwebenden Gänge?
In der Mitte die waltende Herscherin wohnt,
in stralender Mitte die Herscherin thront.
Nun melde mir Kunde:
wie heißt die Rotunde?

Sie ist nicht des Himmels lasurner Bogen,
der sich spiegelt und bricht in den Meereswogen:
eine Mördergrube meine Rotunde ist,
den Pilgrim zu ihr die Herscherin frist.

Das Spinnlein.

(Von J. B. Sebel. Allemannische Gedichte, Aarau 1820. Seite 214.)

Uei, lueget doch das spinnli a,
wies zarti fäde zwirne cha!
Was gvatter, meinsch? chaschs au ne so?
de wirsch mers, trani, blibe lo!
Es machts so subtil und so nett,
i wott nit, aßi 's z'hasple hätt.

Wo hets bi sini riste gno,
bi wellem meister hechle lo?
Meinsch, wemmes wüßt, wol mengi frau,
si wär so gscheit, und holti au!
Jez lueg mer, wies sie füeßli sezt,
und d'ermel streift und d'finger nezt.

Es zieht e lange faden us,
es spinnt e bruck ans nochbers hus,
Es baut e landstroß in der luft,
morn hangt se scho voll morgeduft,
Es baut e fueßweg nebe dra,
's isch, aß es ene dure cha.

Es spinnt und wandlet uf und ab,
poß taufig, im gallop und trap!
Jez gots ringsum, was hesch, was gisch!
sihsch, wie ne ringli worden isch!
Jez schießt es zarte fäden i:
wirde öbbe solle gwobe si?

Es ist verstunt, es haltet still,
es weiß nit recht, was ans will,
'S got weger z'ruck, i sihs em a:
's mueß näumis rechts vergeße ha.
Zwor denkt es, sel preffiert io nit,
i halt mi nummen uf dermit.

Es spinnt und webt, und het kei rast,
so glichlig, me verluegt si fast;
Und 's pfarers Christoph het no gseit,
's seig jede fabe zeme gleit:
Es mueß ein guti augi ha,
wers zelen und erkenne cha.

Jez pußt es sine händli ab,
es stot und haut der faden ab,
Jez siht es in si summerhus
und luegt die lange stroßen us;
Es seit: „Me haut si halber z'tod,
doch freuts ein au, wenne hüsli stot.“

In freie lüfte wogt und schwankts
und an der liebe sunne hangts;
Si schint em frei dur d'beinli dur,
und 's isch em wol; in feld und flur
Sih't's mückli tanze jung und feiß,
's denkt bi nem selber: „Gätt' i eis!“

O tierli, wie hesch mi verzückt!
wie bisch so chlei und doch so geschickt!
Wer het di au di sache gkert?
denk wol der, wonis alli närt,
Mit milde händen alle git:
bis z'friden! er vergißt di nit!

Do chunt e fliege, nei wie dumm!
sie rennt em schier gar 's hüsli um!
Sie schreit und winslet weh und ach!
du arme chezer, hesch di sach!
Hesch feini auge bi der gha?
was gön di üß sachen a?

Lueg! 's spinnli merkt's enanderno,
es zuckt und springt und het si scho.
Es denkt: „I ha vil arbet gha,
iez mueßi au ne brotis ha!“
I sags io, der wo alle git,
wenne zit isch, er vergißt ein nit.

Der Iltis.

(Von G. D. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. I. S. 106 ff.)

Der Iltis oder Marder hat eine hellgelbe Grundwolle, das längere Haar aber ist dunkelbraun; Mund und Ohrenrand weiß; Unterhals, Brust, Beine und Schwanz fast schwarz. Die Länge des Körpers bis zum Schwanz beträgt sechszehn bis zwanzig Zoll, die des Schwanzes sieben bis acht Zoll. Unter dem Schwanz befinden sich zwei Drüsen, aus denen sich, wenn er in Noth ist, ein starker Gestank verbreitet.

Der Iltis ist im gemäßigten Europa gemein. Während der milden Jahreszeit hält er sich in Klüften, Holzhausen, Hamster- und Rattenlöchern, unter hohlen Ufern, in Kaninchenbauen u. s. w. auf; im Winter zieht er in Scheuern und Ställe. Im Klettern und Springen ist er lange nicht so geschickt, wie der Marder. Kann er Tauben und Hühner erbeuten, so ist er sehr froh, packt ein Stück und schleppt es eilig in seinen Schlupfwinkel. Eier trägt er in den Zähnen weg und säuft sie dann in Ruhe aus. Er frisst überhaupt Vögel und Säugethiere aller Art, wenn er sie nur überwältigen kann, vorzüglich aber Mäuse, Ratten, Hamster. Die Löcher der letztern bewohnt er ganz besonders gern. Es gibt einen furchtbaren Kampf, wann der Iltis an einen recht großen Hamster geräth, aber der letztere muß sterben. Frösche frisst er auch sehr gern, eben so Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern, Kreuzottern. Der giftige Biß der letztern schadet ihm nicht; er frisst sie samt den Giftdrüsen und Giftzähnen. In der Regel schläft der Iltis den ganzen Tag und treibt sich in der Nacht herum. Hat man einen gefangen und eingesperrt, so fährt er übrigens auch am Tage, wenn man ihn neckt, zischend und laut knessend auf einen los und beißt gewaltig. Daß man ihn durch Wehen eiserner Instrumente zur Wuth reizen könnte, kann ich nicht bestätigen; ich habe mehr als zwanzig lebende Iltise gehabt, und viel gewetzt, aber immer vergeblich.

Höchst lustig war es, wenn ich einen Iltis in den Stall meines Fuchses brachte. Der Fuchs, welcher nach dem Fleische des Iltis gar nicht leckert, und es, wenn jener todt ist, nicht einmal freßen mag, kann doch gegen den Lebenden seine Lücke nicht lassen. Er schleicht heran, ligt lauernnd auf dem Bauche; plötzlich springt er zu, wirft den Marder über den Haufen, und ist schon weit entfernt, wenn jener sich wieder erhebt und mürrisch die Zähne wegt. Jetzt kommt er wieder; der Marder springt ihm laut knessend mit wettem Sprunge entgegen; der Fuchs weicht aus und versetzt ihm in dem Augenblicke, wo er vom Sprunge zu Boden fällt, einen Biß in den Rücken, hat aber schon wieder losgelassen, ehe jener sich rächen kann. Nun streicht er

von fern im Kreiße um den Nag, der sich immer nach ihm hindrehen muß; endlich schlüpft er an ihm vorbei, und hält dann den Schwanz nach ihm hin: der Nag gedenkt dem Schwanze mit grimmigem Zahn eins zu versehen; aber er irrt sich, denn der Fuchs hat ihn schon eiligst weggezogen und jener beißt in die Luft. Jetzt thut der Fuchs, als ob er ihn gar nicht mehr beachte. Der Nag wird ruhig, schnuppert umher und beginnt an einem alten Knochen oder einem Kaninchenschenkel zu nagen. Das ist dem bösen Feind ganz recht. Auf dem Bauche liegend kommt er näher; seine Augen funkeln; List, Spott und Bosheit spiegeln sich zugleich in seinen Mienen, die Ohren sind gespitzt, die Zähne bloß, der Schwanz in sanft wechselnder Bewegung. Plötzlich springt er zu, packt den schmausenden Nag beim Kragen, schüttelt ihn tüchtig, läßt ihn fallen und verschwindet. Das ist dem Nag nicht recht; er wühlt sich, um nicht länger geschabernackt zu werden, unter das Stroh und sucht nach unten einen Ausweg. Vergebens. Der Fuchs ist wieder da, schnuppert auf dem Stroh, betastet es leise mit den Füßen, beißt plötzlich durch und fährt dann schnell zurück. Ergriff ich nun den Iltis beim Schwanze und hielt ihn dem Fuchse vors Gesicht, da hielt der Schlaufkopf nicht Stand, sondern floh aus einer Ecke in die andere.

Wie zäh das Leben des Iltis ist, kann man kaum begreifen. Denkt man auch zehnmal, man hätte einen am Beine in der Falle hängenden todgeschlagenen, so wacht er doch immer wieder auf. Bei einer Jagd im Stalle stieß ich ein stumpfes Stoßeisen, das an einem über einen Zoll im Durchmesser haltenden Holzstiele saß, so stark auf einen Iltis, daß das Holz in Stücke flog; das Thier aber lief doch noch lustig von dannen. Einem andern schoß ich einen mit langer Stahlspitze versehenen Pfeil mitten durch die Brust, so daß er am Boden fest genagelt war, dann einen mitten durchs Gehirn, so daß auch der Kopf angenagelt war. Ich zog nun den Pfeil aus der Brust, dann wollte ich auch den aus dem Kopfe ziehen, aber die Stahlspitze saß so fest im Knochen, daß sie nicht herausgieng. Als der Iltis wieder vom Boden los war, begann er, trotz der noch im Kopfe steckenden Stahlspitze, wieder tüchtig zu fauchen.

148.

Herr Baron von Münchhausen erzählt einige seine Geschichten.

(Ausgabe 1840. Seite 23 ff.)

Mir schoß auf der Jagd einmal unversehens ein fürchterlicher Wolf so nahe auf den Leib, daß mir nichts weiter übrig blieb, als ihm, dem mechanischen Instinkt zufolge, meine Faust in den offenen Rachen zu stoßen. Gerade meiner Sicherheit wegen stieß ich immer weiter und weiter, und

brachte meinen Arm beinahe bis an die Schulter hinein. Was war aber nun zu thun? — Ich kann eben nicht sagen, daß mir diese unbehilfliche Situation sonderlich anstund. — Man denke nur, Stirn gegen Stirn mit einem Wolfe! — Wir äugelten uns eben nicht gar lieblich an. Hätte ich meinen Arm zurückgezogen, so wäre mir die Bestie nur desto wüthender zu Leibe gesprungen; so viel ließ sich klar und deutlich an seinen flammenden Augen heraus buchstabieren. Kurz, ich packte ihn beim Eingeweide, kehrte sein Aeußeres zu innerst, wie einen Handschuh, um, schleuderte ihn zu Boden und ließ ihn da liegen.

Dies Stückchen hätte ich nun wieder nicht an einem tollen Hunde versuchen mögen, welcher bald darauf in einem engen Gäßchen in St. Petersburg gegen mich anlief. Lauf, was du kannst, dachte ich. Um desto besser fortzukommen, warf ich meinen Ueberrock ab, und rettete mich geschwind ins Haus. Den Rock ließ ich hernach durch meinen Bedienten hereinholen, und zu den andern Kleidern in die Garderobe hängen. Tags darauf gerieth ich in ein gewaltiges Schrecken durch meines Johannes Geschrei. „Herr Gott, Herr Baron, Ihr Ueberrock ist toll!“ Ich sprang hurtig zu ihm hinauf, und fand alle meine Kleider umhergezerret und in Stücken zerrißen. Der Kerl hatte es auf ein Haar getroffen, daß der Ueberrock toll sei. Ich kam gerade noch selbst dazu, wie er über ein schönes neues Gallakleid herfiel, und es auf eine gar unbarmherzige Weise zerschüttelte und umherzauste.

149.

Sprüche.

(Von A. F. E. Langbein. Sämmtliche Gebächte, 1838. IV. Seite 411 ff.)

Gib gern den Armen, und freundlich und still,	Wie viel ihr auch die Sprache schraubt und dreht,
so bist du ein Geber, wie Gott ihn will.	das beste Deutsch ist, das von Herzen geht.
Würgbge das Glück keiner Bitte, laß es vorüber gehn:	Was lauft, als ob es fliege? die Lüge.
Auch aus der kleinsten Hütte kannst du gen Himmel sehn.	Doch möchte sie auch noch schneller sein, ihr folgt die Wahrheit und holt sie ein.
Vor seiner Thür mag jeder fegen, so ist es reinlich allerwegen.	Fast einem guten Manne gleicht ein Narr, der schweigt.

150.

Märznacht.

(Von Ludwig Uhland.)

Orch, wie brauset der Sturm und der schwellende Strom durch die Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! Lieblicher Frühling, du nahest!

Das Lied vom braven Manne.

(Von G. A. Bürger. Im Juni 1776.)

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang.

Wer hohes Muths sich rühmen kann,
den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.

Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
und schnob durch Welschland, trüb und
Die Wolken flogen vor ihm her, [feucht.
wie wann der Wolf die Herde scheucht,

Er fegte die Felber, zerbrach den Forst,
auf Seen und Strömen das Grundeis
borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
der Sturz von tausend Wässern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;

Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
und mitten stand ein Häuschen drauf. [Kind.

Hier wohnte der Zöllner mit Weib und
O Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
laut heulten Sturm und Wog ums Haus.
Der Zöllner sprang ins Dach hinan,
und blickt' in den Tumult hinaus:

„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! verloren! Wer rettet mich?“

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß,
von beiden Ufern; hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
die Pfeiler samt den Bogen fort.

Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
von beiden Ufern, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
ein Pfeiler nach dem andern fort.

Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!“

Hoch auf dem fernen Ufer stand
ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und jeder schrie und rang die Hand,
doch mochte niemand Retter sein.

Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
durchheulte nach Rettung den Strom und
Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan, so nenn ihn! nenn ihn dann!
wann nennst du ihn, o braver Sang?

Bald naht der Mitte der Umsturz sich:
o braver Mann, braver Mann, zeige dich!

Rasch gallopiert' ein Graf hervor,
auf hohem Ross, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
ein Beutel war es, voll und straff.

„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
dem, welcher die Rettung der Armen wagt.“

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
sag an, mein braver Sang, sag an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
doch weiß ich einen bravern Mann. [dich!

O braver Mann, braver Mann, zeige
schon naht das Verderben sich fürchterlich.

Und immer höher schwall die Flut;
und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth.
O Retter, Retter! komm geschwind! [brach;

Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und
laut frachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! halloh! Frisch auf gewagt!“
hoch hielt der Graf den Preis empor:
Ein jeder hörts, doch jeder jagt,
aus Tausenden tritt keiner vor. [Kind,
Der Zöllner vergebens, mit Weib und
durchheulte nach Rettung den Strom und
Wind.

Wer ist, wer ist der brave Mann?
sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt ein Leben dran:
doch that ers wohl um Goldesklang?
Wenn spendete nimmer der Graf sein Gut,
so wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

Sieh! schlecht und recht ein Bauersmann
am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
an Wuchs und Haltung hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
und schaute das nahe Verderben dort.

„Hier,“ rief der Graf, „mein wahrer Freund!
hier ist dein Preis! Komm her! nimm hin!“
Sag an, war das nicht brav gemeint?
bei Gott! der Graf trug hohen Sinn, [schlug
Doch höher und himmlischer wahrlich
das Herz, das der Bauer im Kittel trug!

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
er in den nächsten Fischerkahn!
Trotz Wirbel, Sturm und Wogenbrang,
kam der Erretter glücklich an.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil,
arm bin ich zwar, doch es ich satt;
Dem Zöllner werd eu'r Gold zu Teil,
der Hab und Gut verloren hat.“

Doch wehe! der Rachen war allzu klein
um Retter von allen zugleich zu sein!

So rief er mit ablichem Biederton,
und wandte den Rücken, und gieng davon.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
trotz Wirbel, Sturm und Wogenbrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
bis ihm die Rettung ganz gelang:

Doch klingst du, Lieb vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang!

Saum kamen die Letzten in sichern Port,
so rollte das letzte Gestrümmert fort.

Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
unsterblich zu preisen den braven Mann!

152.

Der Cirknitzer See.

(Deutsches Land, von J. G. F. Guts Muths. I. Seite 33 ff.)

An den julischen Alpen ligt in Krain der berühmte Cirknitzer See, von jeher das Wunder und Räthsel der Gegend. Westlich von Adelsberg, da wo die Geheimnisse der Unterwelt in hundert Gewölben der Kalkfelsen verschlossen sind, breitet sich der wunderschöne See von Cirknitz aus, wie ein Spiegel von drei Quadratmeilen. Aus ihm ragen hervor fünf Inseln, und eine derselben trägt selbst das Dörfchen Ottok. Mehrere Flüsschen fallen hinein. Er ist sehr reich an Fischen und Wasservögeln, und die ganze Thalgegend umher ist romantisch schön. Nördlich erhebt sich das Slivinitza-Gebirge, westlich und südlich der große Javornik. Neun Dörfer, zwanzig Kirchen und zwei Schlösser reihen sich um den See. Bei vielem Regen gewinnt er an Umfang,

aber bei sehr trockenem Wetter verschwindet sein Gewässer und ziehet in den geheimen Schoß der Unterwelt, begleitet vom Wassergeflügel und allen Fischen. Tritt diese wunderbare Erscheinung ein, dann läuten die Dörfer umher, um noch zu fischen so viel als möglich. Von Stunde zu Stunde sinkt tiefer der Spiegel, denn eine Menge von Löchern im Grunde des Sees verschluckt sein Gewässer. Unterirdische Höhlen von unermesslichem Umfang, die nie ein menschliches Auge geschaut, nehmen es auf. Jetzt schaut der Grund des Sees zum heitern Himmel hinauf, er trocknet ab; und der rührige Mensch erndtet Gras, wo er sonst fischte, er wagt zu säen und erndtet Hirse und Buchweizen, er nimmt statt des Netzes das Feuerrohr und erlegt Wildbret. So ist der wunderbare See mit Recht in dem Stufe, daß man in ihm fischen, jagen und erndten kann; bis die Zeit sich wendet, häufige Regengüsse, starke Gewitter sich einstellen. Dann tritt das Gewässer aus den Grundlöchern gewaltsam herauf. Es speiet die Unterwelt Gewässer und Fische und Seevögel herauf, so daß binnen vier und zwanzig Stunden der See gleichsam wieder neu geschaffen ist. — Der Zusammenhang dieses Sees mit unterirdischen Wasserhöhlen, die theils unter ihm, theils höher als er liegen, gibt die Erklärung des Wunders. Man hat selbst Modelle erfunden, welche den Vorgang verständlichen.

153.

Bauber der Nacht.

(Von Nicolaus Lenau.)

Wohil auf mir, du dunkles Auge,
übe deine ganze Macht,
Ernste, wilde, träumerische,
unergründlich süße Nacht.

Nimm mit deinem Zauberdunkel
diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
einsam schwebest für und für.

154.

Wecker Wind.

(Von Wilhelm Müller.)

Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
mit schwanken grünen Zweigen?
„Der junge Morgenwind ist hier
und will sich lustig zeigen.

Heraus, heraus, du Menschensohn!“
so ruft der feste Gefelle,
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
vor deiner Kammerschwelle!

Hörst du die Käfer summen nicht?
hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
hart an die Scheibe schwirren?

Die Sonnenstrahlen stehlen sich
behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall ist heiser fast,
 so lang hat sie gesungen,
 Und weil du sie gehört nicht hast,
 ist sie vom Baum gesprungen.

Da schlug ich mit dem leeren Zweig
 an deine Fensterscheiben.
 Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
 er wird nicht lange mehr bleiben."

155.

Die Macht der Dichter.

(Aus Heintich von Osterdingen, von Novalis.)

In alten Zeiten hat es sich einmal zugetragen, daß ein Dichter oder vielmehr Tonkünstler — wiewohl die Musik und Poesie wohl ziemlich eins sein mögen und vielleicht eben so zusammen gehören, wie Mund und Ohr, da der erste nur ein bewegliches und antwortendes Ohr ist — daß also dieser Tonkünstler übers Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darin schienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit seiner Schätze reizten aber bald ihre Habsucht so sehr, daß sie unter einander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen, und nachher seine Habe unter einander zu verteilen. Wie sie also mitten im Meere waren, fielen sie über ihn her, und sagten ihm, daß er sterben müsse, weil sie beschloßen hätten, ihn ins Meer zu werfen. Er bat sie auf die rührendste Weise um sein Leben, bot ihnen seine Schätze zum Lösegeld an, und prophezeite ihnen großes Unglück, wenn sie ihren Vorsatz ausführen würden. Aber weder das eine, noch das andere konnte sie bewegen: denn sie fürchteten sich, daß er ihre bössliche That einmal verrathen möchte. Da er sie nun einmal so fest entschloßen sah, bat er sie, ihm wenigstens zu erlauben, daß er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe, dann wolle er mit seinem schlichten hölzernen Instrumente vor ihren Augen freiwillig ins Meer springen. Sie wußten recht wohl, daß, wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht, und sie von Neue ergriffen werden würden; daher nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte Bitte zu gewähren, während des Gesanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, daß sie nichts davon vernähmen, und so bei ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dieß geschah. Der Sänger stimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Gesang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Gestirne erschienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluten tauchten tanzende Scharen von Fischen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer standen feindselig allein mit festverstopften Ohren, und warteten voll Ungebuld auf das Ende des

Liebes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sänger mit heitrer Stirn in den dunklen Abgrund hin, sein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Bogen berührt, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor, und es schwamm schnell mit dem erstaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küste erreicht, nach der er hingewollt hatte, und setzte ihn sanft im Schilf nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied, und gieng dankbar von dannen. Nach einiger Zeit gieng er einmal am Ufer des Meeres allein, und klagte in süßen Tönen über seine verlorenen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit, so werth gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meere fröhlich daher gerauscht, und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten, nach des Sängers Sprunge, sich sogleich in seiner Hinterlassenschaft zu teilen angefangen. Bei dieser Theilung war Streit unter ihnen entstanden, und hatte sich in einen mörderischen Kampf geendigt, der den meisten das Leben gekostet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es scheiterte und untergieng. Sie brachten mit genauer Noth das Leben davon, und kamen mit leeren Händen und zerrissenen Kleidern ans Land, und so kehrten durch die Hilfe des dankbaren Meerthiers, das die Schätze im Meere aufsuchte, dieselben in die Hände ihres alten Besitzers zurück.

156.

Arion.

(Von Ludwig Tieck.)

Arion schiffet auf Meerestwogen
nach seiner teuren Heimath zu;
Es wird vom Winde fortgezogen
die See in stiller sanfter Ruh.

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
der Dichter steht ins Morgenroth;
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Lücke,
er bietet ihnen all sein Gold;
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
das Schicksal nicht wie vordem hold.

Sie aber haben es beschloßen,
nur Tod gibt ihnen Sicherheit:

Hinab ins Meer wird er gestoßen;
schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leier nur gerettet,
sie schwebt in seiner schönen Hand;
In Meeressluten hingebettet,
ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten,
daß laut die Wölbung widerklingt,
Statt mit den Bogen wild zu streiten,
er sanft die zarten Töne singt.

Es klang sein Lied durch alle Tiefen,
die Bogen wurden sanft bewegt,
In Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
die Seegethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blane Wunder,
die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
beschwimmen die Tritonen grün.

Arion steht mit trunknen Blicken
lautsingend in das Seegewühl:
Er fährt auf eines Delyphins Rücken,
schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
naht schon mit ihm der Felsenbank;
Arion hat den Fels errungen
und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
daß er entkam dem nahen Tod.
Der Sänger triumphiert in Wettern,
ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

157.

Steinregen.

(Von J. B. Sebel.)

Man hat viele alte glaubwürdige Nachrichten und neue Beweise, daß bald einzelne schwere Steine, bald viele mit einander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts, aus der Luft herabgefallen sind. Die älteste Nachricht, welche man von solchen Ereignissen hat, reicht bis in das Jahr 462 vor Christi Geburt. Da fiel in Thracien, oder in der jetzigen türkischen Provinz Rumili, ein großer Stein aus den Lüften herab, und seit jener Zeit bis jetzt, also in 2267 Jahren, hat es, so viel man weiß, acht und dreißig Mal Steine geregnet, zum Beispiel im Jahr 1492 am 4. November fiel bei Enflsheim einer, der zweihundert sechszig Pfund schwer war; im Jahre 1672 bei Verona in Italien zwei Steine von zweihundert und dreihundert Pfund: Nun kann man denken, von alten Zeiten sei gut etwas erzählen. Wen kann man fragen, obs wahr sei? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben diesen alten Nachrichten Glauben. Denn im Jahre 1789 und am 24. Juli 1790 fielen in Frankreich und am 16. Juni 1794 in Italien viele Steine vom Himmel, das heißt, hoch aus der Luft herab. Und den 26. April 1803 kam bei dem Orte l'Agile im Orne-Departement in Frankreich ein Steinregen von zwei bis dreitausend Steinen auf einmal mit großem Getöse aus der Luft.

Sonntags den 22. Mai 1808 sind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Oestreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dieß ist der Erfund: Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filialleute von Stannern waren auf dem Wege in die Kirche, und dachten an nichts. Plötzlich hörten sie drei starke Knalle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte, und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur zwölf Schritte weit zu sehen vermochte. Mehrere schwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltend Flintenfeuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeifen, das zwischen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme

die Garnison von Teltich mit türkischer Musik. An das Kanonieren dachten sie nicht. Aber während als sie vor Verwunderung und Schrecken einander ansahen, fieng in einem Umkreiß von ungefähr drei Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Malter sack über die Achseln schützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welschen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu sechs Pfund, fielen unter beständigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige senkrecht, andere wie in einem Schwunge. Viele Leute sahen zu, und die Steine, welche sogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde zwei Fuß tief heraus gegraben. Die spätern ließen es beim nächsten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie inwendig sandartig und grau, und von außen mit einer schwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derselben kann niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen sein, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und gesammelt worden, betragen an Gewicht dritthalb Zentner. Alles dauerte sechs bis acht Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich auch der Nebel, so daß gegen Mittag alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dieß ist die Begebenheit. Was es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtnis habe, das weiß man noch nicht mit rechter Sicherheit.

158.

Aus den Abassiden.

(Gedicht in neun Gesängen, von August Graf von Platen.)

Affur und Affab, zwei Söhne Harun al Raschids, des Kalifen von Bagdad, ziehen aus, um ihren ältesten Bruder Amin aufzusuchen. Sie kommen nach acht Tagen auf den Gipfel eines Berges, von dem herab sie in eine weite Landschaft sehen, im Hintergrunde das Meer und an demselben im Halbmond gelagert eine reiche Stadt. Affur, der jüngere, geht allein in die Stadt, um dieselbe zuvor auszukundschaften, und läßt seinen Bruder Affab auf dem Berge zurück. Die Stadt aber war von Maglern bewohnt, die keinen lebendigen Gott, sondern das Feuer anbeten; alte Magler, die Pfleger des Feuers, bringen den Jüngling in ihre Gewalt, in der Absicht, ihn zur Zeit des Neumondes auf der Feuerinsel zu opfern. Affab geht, nachdem er seinen Bruder lange vergebens erwartet, auch hinab in die Stadt. Er kommt mit dem König der Magier in Streit; die Fee Melinda schenkt ihm einen Ring, der die Kraft eines einzigen Wunsches enthalte: drehe er denselben und spreche dabei ein Verlangen aus, das gerecht sei, so werde es erfüllt. Die Sklaven des Königs verfolgen ihn; athemlos langt er am Haven an, springt in ein Fahrzeug und erreicht noch ein eben absegelndes Kaufmannschiff.

Jesus zog gen Indien, Elfenbein dort eingetreten war; sie nehmen alles einzuhandeln. Alle Segel schwellen, Kochgeräth mit sich und schüren Feuer. glücklich schien die Fahrt. In weniger Tage Aber plötzlich schreckt ein heftiger Erdstoß, Frist erhob sich ein geringes Eiland, also schiens, sie auf, und ihren Irrtum grün und flach, vor ihrem Blick. Sie steigen sehn sie voll Entsetzen: was ein Eiland dort aus Land, weil eben Meeresstille allen dünkte, war ein ruhig schlafend

hingestreckter ungeheurer Wallfisch.

Nach und nach, durch jenes Feuers Hitze wach geworden, dehnt er seines Leibes Riesenmasse, schleudert ab die Mannschaft, stürzt ergrimmt sich auf das Schiff, zer-
schlägt es,
daß die Trümmer nach den Wolken flogen;
dann verfolgt er seine stolze Reise.

Zween Matrosen bloß, mit ihnen Affab, retten schwimmend auf dem öden Brack sich. Ohne Hoffnung, zwischen Tod und Leben, bringen dort die Nacht sie zu, der tiefste Friede lag, wie brütend, auf dem Wasser. Gegen Morgen aber blies der Wind sie heftig an; zu ihrem Glück erhalten war das Steuer, und so gut sie konnten, lenkten sie, das mastenlose Fahrzeug fürder treibend. Einige Fässer Weines lagen noch im untern Raum, und farge Lebensmittel; doch der Wind beharrte günstig. Affab saß am Steuerruder, seine zwei Gefährten aber schöpften unablässig aus dem Brack das Wasser. Als zu graun begann der zweite Morgen, sahn sie Land in duftiger Nebelferne: doch das Fahrzeug war zu lech, und jeder Augenblick schien ihres Lebens letzter.

Endlich zeigt sich einer Barke weißes Segeltuch. In ihre Hände klatschten alle drei vor Freuden unwillkürlich. Jene Barke nähert sich, sie rufen. Bald am Steuer zeigt ein alter Mann sich silberhaarig; aber vorne standen zwei gebräunte lockige Knaben, welche mit Harpunen nach den Fischen warfen. Als den Brack sie gewarten, griffen diese schnell zum Ruder und in kurzer Frist steht samt den Freunden sich gerettet Affab. Gegen Abend langt er an im Haven einer kleinen handelsthätigen Seestadt.

Bald verbunden jene zween Matrosen ihren Dienst an einen reichen Fischer, der mit forkbehangenen Netzen ausfuhr.

Affab aber, auf den Rath des alten Mannes, dem er schuldig war das Leben, gieng am andern Morgen nach der Wohnung eines Kaufmanns, welcher wohlbegütet wie ein Fürst in jenem Städtchen herrschte. Herr, begann er, Misgeschick und Schiff-
bruch

warfen mich an dieß Gestad, den Frembling; Noth bezwingt die Besten; nicht des Bettlers

Loos verdiene ich; aber euch, dem Reichen, der der Menschenhände viel beschäftigt, biet ich meinen jugendlichen Arm an.

Lange strich das härtige Sinn der Kaufmann,

sinnend hin und wieder; dann versetzt er: Weist du Pfeil und Bogen wohl zu führen? Ihm erwiderte darauf der Sohn des Harun: Als ich einst mich besserer Tage rühmte, war die Jagd mein auserwählt Vergnügen: unter allen meinen Freunden aber kam als Bogenschütze keiner gleich mir. Eine Probe gelt es, sprach der Kaufmann: jene Waldungen gegen Westen dienen oft zum Aufenthalt Elefantenschwärmen. Dort begib dich Morgen hin, versuche dein Geschick und deine Kunst! Erlegst du wirklich einen, schneide dann die beiden Vorderzähne ihm aus und bringe diese mir zurück; und vom Gewinne jeder Jagd bewar ich dir getreu die Hälfte.

Als zu graun begann der nächste Morgen, nahm den Bogen auf die Schulter, schnallte sich den Köcher um der Sohn des Harun. Durch die Haide streift er nach der öden riesigen Waldung, halb in Gram verloren, wann er dachte seines Bruders Affab, halb im Kraftgefühl der Jugend fröhlich, freien Schritts auf Gottes Erde wandelnd, seinen Lebensunterhalt erwerbend.

Völlig elend ist der thätige Mensch nie, und Natur in ihrer wilden Schönheit stärkt die Seele selbst dem leidenvollsten. Als er dieß im Geist erwägt, da steht er

aus dem Dickicht zween Elephanten annahn,
ihre Küßel hin und her bewegend,
und den Boden, daß es bröhnte, stampfend.
Hinter einem Myrtenbusch verbirgt sich
unser Jäger, auf des Bogens Rinne
legt den Pfeil er, zielt und trifft das Unthier:
dieses stürzt und brüllt, das andere flüchtet.
Als das Leben aus der schwerverletzten
Körperlast gewichen war, beraubt sie
ihres Elfenbeins der freudige Jüngling.
Triumphierend kehrt er heim und seinen
Herrn beschenkt er mit der stolzen Beute.

MancheWoche strich vorbei, das Glück blieb
stets dem Jäger hold, und gleich dem eignen
Sohn behandelt ihn der greise Kaufmann.
Aber als er eines Morgens wieder
durch die Wälder schweifste, kommt entgegen
ihm ein Schwarm der riesigen Ungetüme.
Hurtig stürzt ins tieffte Dickicht Affad;
eins jedoch der klugen Thiere scheint ihn
warzunehmen und verfolgt behend ihn.
Ihm entfliehn durch Schnelligkeit der Füße,
war undenkbar; aber es klimmt der

Jüngling

rasch empor an einer schlanken Palme.
Wie ein Vogel auf den Vogelsteller
blickt er schelmisch aus dem sichern Gipfel
auf das grimmige Thier herab, und dieses
blickt den Jüngling wieder an mit großen,
klugen Menschaugen. Endlich sägt es
voll geschäftiger Rührigkeit und eifrig
mit den Zähnen ab den Stamm der Palme;
diese kracht und ihre Krone zittert
wie der Wimpel eines Schiffs, und Affad
glick dem Seemann, der im höchsten

Maßkorb

nistet, wenn der Sturm im Wachsen: jede
Welle schreckt ihn, und er sieht im Geist schon
eine kommen, die herunterschleudernd
taucht ins Meer ihn, das bacchantisch auf-
schwilt.

Doch zum Glücke für den fecken Jäger
brach der Baum allmählich, neigte langsam
seine Wipfel niederwärts, und Affad,

mit verwegendem Sprung, berührt den
Boden

Unversehrt. Allein das Thier ergreift ihn
mit dem Küßel, ihn erhebend setzt es
ihn als Reiter auf den breiten Rücken.

Drauf im Trabe jagt es fort, und endlich
sieht der Prinz in einem wiesigen Thal sich,
welches baumfrei mitten in öder Wildnis
wie von Wäldern lag umzäunt. Das
Unthier

wirft den Reiter ab, und eilt von dannen.
Staunend blickt der Prinz umher, und
staunend

steht die Erde rings er mit Gebeinen
übersät und weißgebleicht: er sieht sich
am Begräbnisort der mächtigen Thiere,
wo sie hinzuschleppen ihre Todten
pflügten. Aufgehäuft zu ganzen Hügeln
lag das Elfenbein; es bürdet Affad
eine Last sich auf, so viel die Schulter
tragen mochte, Pfeil und Bogen aber
wirft er weg, denn keiner Jagd bedurft es
fürder mehr. Er pflanzt die Todeswaffen
als ein Denkmal auf, den klugen Thieren
als ein Zeichen seines Danks. Die Stelle
prägt er wohl sich ein, bezeichnet seinen
Weg mit Steinen, bis derselbe wieder
ihn zurückführt nach bekannteren Plätzen;
dann im Sturmschritt eilt zur Stadt der
Jüngling.

Hoherfreut empfängt der greise Freund ihn;
täglich neue Schätze bringt er diesem. [mann
neuen Reichthum ihm zurück. Der Kauf-
teilt die Hälfte seines Guts mit Affad.
Aber Affad suchte nicht Vereicherung;
nur so viel behält er, um ein Fahrzeug
auszurüsten. Seine glühenden Wünsche
treiben nach der Magierstadt zurück ihn.
Eine Ladung Elfenbeins befrachtet
seinen Schifraum. Frohe Tage wünscht er
seinem Herrn und Vater. Der erwidert:
Lebe wohl! Wo keines Wiedersehens
ferne Hoffnung schimmert, schmerzt der
Abschied.

Doch getroßt! Ich preise jene glücklich,
deren Rüste dich empfängt und deren
Freunde deine Freunde sind: es wuchert
Glück und Segen, wo du weilst, o Jüngling!

So der Greis, die Anker sind gelichtet,
aus dem Haven schwebt das Schiff, die Segel
werden aufgezo-gen. Sanfte Lüfte
wehn in Affads jugendliche Locken.

Aber als die zweite Nacht herbeikam,
wölkt der Himmel schwer sich an, die Sterne
leuchten einsam durch gehäuften Nebel,
dann verleschen alle; finster schwärzt sich
jede Purpurwoge, heftige Windsbraut
peitscht die Flut und aus der fadenlosen
Tiefe rollen ungeheure Donner.

Wetterleuchtend zuckt die Luft, die Wellen
wälzen meilenlang beschäumte Kämme,
wie ein Heer, zur Schlacht gereiht, dem
Schiffskiel

dumpf entgegen; dieser steigt, gehoben
durch den aufgetürmten Schwall, zu Berge.
Trogend länger nicht der riesigen Obmacht
eilt die Mannschaft todesmatt und triefend
nach dem untern Raum des Schiffs, es möge
nun zerschmettern oder nicht zerschmettern.
Lange wirft es hin und her sich umstätt;
aber als der erste Morgenschimmer
dunkelroth im wolkigen Osten aufgieng,
legte die See sich, heftig blies der Wind noch,
doch geregelt. Aufs Verdeck begibt sich
schnell der Steuermann; allein mit Grausen
schlägt er vor die Stirne sich und jammert:
Wehe, weh uns! Alles ist verloren!

Unaufhaltsam jagt der tückische Wind uns
zum Magnetberg jene Strömung nieder!
Nahn wir diesem, löst das ganze Fahrzeug
ohne Frist sich auf, und jede Klammer,
jeder Eisenstift und was Metallnes
sonst das Schiff zusammenhält, es trennt sich
aus den Fugen, durch den mächtigen Zauber
jenes Klippensteines angezogen!

Jammern hört die ganze Schar die Bot-
alles strengt sich an, es bietet Affad [schaft:

alles auf, durch Muderkraft das Fahrzeug
abzulenkten, das der fausende Nordwind
pfeilgeschwind in schräger Lage fortjagt.
Rein und heiter war die Luft geworden,
jene kahle Klippe stund im klarsten
schroffen Umriß vor den Blicken Affads:
eine schmale Felseninsel war es,
steil und pflanzenlos, ein Herd der Sonne.
Sieh, und plötzlich wich das ganze Fahrzeug
aus den Fugen seines Baus und teilte
seinen mächtigen Busen; nicht mit Krachen
borst es, friedlich öffnete sich und langsam,
wie die Flügel eines Thors sich öffnen.
Bretter fluteten, Muder, Maste, Segel, [mer
weit zerstreut, wo mancher rüstige Schwim-
fischem Untergang entgegenkämpfte.

Affad, schwimmend zwischen kantigen
Klippen,
schwebte zwischen Tod und Leben. Jeden-
Augenblick droht ihm der Fels Zer-
schmettrung,

dessen schneidende, durch die Flut zerfresene,
scharfe Spitzen hindern jede Landung.
Aber, droht der tückische Fels Gefahr ihm,
mehr Gefahr noch droht das uferlose
tiefe Bett des Oceans. Die Beute
doppelter Drangsal, wählt der hoffende-
Jüngling

schmerzvolleren aber ungewissern
Untergang. So wählt ein wunder Krieger,
statt des Todes, den Natur herbeiführt,
oft Verstümmelung durch die Hand des
Arztes,

die vielleicht ein qualenvolleres Ende,
doch der Rettung Möglichkeit zugleich heut.
Rings umschwimmt das kleine Felseneiland
spähend Affad, und zuletzt entdeckt er
ein Gestrüpp von immergrünen Eichen,
dessen wehende Zweige nach der Flut sich
senkten windbewegt. Mit raschem Sprunge
faßt er einen starken Ast und schwingt sich
auf den Fels. Der Insel flachen Gipfel,
bald erreicht er kletternd ihn und mühsam.

Über ach! Wozu so vieler Arbeit [Klippe
Schweiß und Kampf? Auf einer schmalen
steht er hoffnungslos, er sieht das weite
blaue Meer und hört es mächtig branden;
doch er sieht kein Menschenschiff. Das
Eiland

bietet nichts als wilde Myrten, nirgend
war ein Obdach, nirgend eine Quelle,
während schonungslos die Sonnenpfelle
seine Scheitel treffen, seine Fersen
ihm der heiße Boden sengt; und dennoch
schwellt noch Hoffnung seinen jungen Busen.
Sieh, da tritt, indem er sinnend wandelt,
ihm ins Aug ein hohes, freidiges Felsstück;
aber, als er näher tritt, erkennt er
statt des Steins ein weißes, ungeheures
Ei, das Ei des Vogel Rocks. Verwundert
staunt ers an, und wills zuletzt zerschlagen,
Nahrung draus zu saugen. Plötzlich aber
fällt ein festes Wagstück in seine
stets erfinderische, wache Seele. [Werden,
Horch, und kaum war sein Gedank im
als er über sich ein lautes Schwirren
hört, und eine Wolke schien den Himmel
einzuschleiern! Doch der Vogel Rock wars,
der die mächtigen Niesensittige senkte.
Affad wirft zu Boden sich; der Vogel
setzt sich brütend auf das Ei. Bedächtig
kriecht heran der athemlose Jüngling:
mit dem seidnen Gürtel knüpft er fest sich
an die Klaun des Flügelungeheuers.
Dieses hebt sich über eine Weile
leicht empor und schneidet durch den Aether:
eine lustige Reise für den Vogel,
eine bange für den Sohn des Harun,
übers Meer und über Länderstrecken.
Endlich schwebt das Ungetüm in langen
Kreisen über einer Schlucht, es neigt sich
allgemach, und dann berührt's den Boden.
Mit der letzten Kraft ermannt sich Affad,
leise lösend seine seidne Binde.
Doch der Vogel hascht sich eine Beute,
die er ausgespäht von oben; wieder
schwingt er hoch sich dann, und war ver-
schwunden.

Seiner kaum bewußt und tobtähnlich
lag der Jüngling, bis ein tiefer Schlaf ihn
überfällt, der ihn erquickt und rettet.
Doch der Ort, wohin der Vogel trug ihn,
war das tiefe Thal der Diamanten,
durch der Felsenwände jähesten Abfall
unzugänglich jedem Erdensohne. [spärlich
Nur mit List beraubt der Mensch und
diese Thalschlucht ihrer Schätze: große
Klumpen Fleisches wälzen vom Gebirge
jährlich nieder ins Gethal die Hirten;
diese Beute lockt das Raubgevägel,
die empor sie fischen; doch am Fleische
bleiben einzelne Diamanten kleben:
lärmend jagen dann die Junggesellen
jenen Thieren ihren reichen Fang ab.

Dies das Thal, in dem erwachend Affad
um sich blickt; er sieht die wundervollen
prächtigen Steine, deren Werths er kundig.
Mit den schönsten füllt er froh die beiden
Ärmel an; doch abermals erkennt er
einer fruchtlos angestrebten Rettung
Wahnversuch: die schroffen Wände bilden
einen Kerker um den Sohn des Harun.
Nahrung spendet ein Johannisbrothbaum
karglich ihm, der aus dem Felsen aufsproß;
Hilfe sieht er nirgend. Traurig setzt er
untern Schatten sich, und fährt verzweifelnd
mit der Rechten nach der Stirn; da blißet
in das Aug der zauberkräftige Ring ihm.
Konnt ich dich, so ruft er aus, vergessen,
mächtiger Talisman der Fee Melinda?
Ewige Kurzsicht ist das Loos des Menschen!
Während hier ich nach Juwelen suchte,
trug den schönsten ich am eignen Finger,
der allein mich retten kann! Zu sparen
bis zum Augenblick der höchsten Noth ihn,
so befahl die Geberin des Ringes,
und ich that's; jetzt aber schlägt die Stunde
seiner Kraft und Wirksamkeit! Er sprach es,
um den Zeigefinger dreht den Ring er:
möcht ich rasch und augenblicks, so ruft er,
stehn am Thor der Magierstadt! Er hatte
kaum vollendet, als er stund am Thore.

Die Heilingszwerge.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Am Fluß Eger zwischen dem Hof Wilbenau und dem Schloße Micharagen ungeheure große Felsen hervor, die man vor Alters den Heilingsfelsen nannte. Am Fuß derselben erblickt man eine Höhle, inwendig gewölbt, auswendig aber nur durch eine kleine Oeffnung, in die man, den Leib gebückt, kriechen muß, erkennbar. Diese Höhle wurde von kleinen Zwerglein bewohnt, über die zuletzt ein unbekannter alter Mann, des Namens Heiling, als Fürst geherrscht haben soll. Einmal vor Zeiten gieng ein Weib, aus dem Dorfe Taschwitz bürtig, am Vorabend von Peter Pauli, in den Forst und wollte Beeren suchen; es wurde ihr Nacht, und sie sah neben diesem Felsen ein schönes Haus stehen. Sie trat hinein, und als sie die Thür öffnete, saß ein alter Mann an einem Tische, schrieb emsig und eifrig. Die Frau bat um Herberge und wurde willig angenommen. Außer dem alten Mann war aber kein lebendes Wesen im ganzen Gemach, allein es rumorte heftig in allen Ecken; der Frau ward greulich und schauerlich, und sie fragte den Alten: „Wo bin ich denn eigentlich?“ Der Alte versetzte, daß er Heiling heiße, bald aber auch abreisen werde: „denn zwei Drittel meiner Zwerge sind schon fort und entflohen.“ Diese sonderbare Antwort machte das Weib nur noch unruhiger, und sie wollte mehr fragen, allein er gebot ihr Stillschweigen und sagte nebenbei: „Wäret ihr nicht gerade in dieser merkwürdigen Stunde gekommen, soltet ihr nimmer Herberge gefunden haben.“ Die furchtsame Frau kroch demüthig in einen Winkel und schlief sanft, und wie sie den Morgen mitten unter den Felssteinen erwachte, glaubte sie geträumt zu haben, denn nirgends war ein Gebäude da zu ersehen. Froh und zufrieden, daß ihr in der gefährlichen Gegend kein Leid widerfahren sei, eilte sie nach ihrem Dorfe zurück. Es war alles so verändert und seltsam. Im Dorfe waren die Häuser neu und anders aufgebaut, die Leute, die ihr begegneten, kannte sie nicht, und wurde auch nicht von ihnen erkannt. Mit Mühe fand sie endlich die Hütte, wo sie sonst wohnte, und auch die war besser gebaut; nur dieselbe Eiche beschattete sie noch, welche einst ihr Großvater dahin gepflanzt hatte. Aber wie sie in die Stube treten wollte, ward sie von den unbekanntem Bewohnern als eine Fremde vor die Thüre gewiesen und lief weinend und klagend im Dorf umher. Die Leute hielten sie für wahnwitzig und führten sie vor die Obrigkeit, wo sie verhört und ihre Sache untersucht wurde. Siehe da, es fand sich in den Gedenk- und Kirchenbüchern, daß grad vor hundert Jahren an eben diesem Tag eine Frau ihres Namens, welche nach dem Forst in die Beeren gegangen, nicht wieder heimgekehrt sei und auch nicht mehr zu finden gewesen war. Es war also deutlich erwiesen,

daß sie volle hundert Jahr im Felsen geschlafen hatte und die Zeit über nicht älter geworden war. Sie lebte nun ihre übrigen Jahre ruhig und sorgenlos aus, und wurde von der ganzen Gemeinde anständig gepflegt zum Lohn für die Zauberei, die sie hatte erdulden müssen.

Sprichwörter.

160.

Gott gibt wohl die Ruh,
aber nicht den Strick dazu.

Heute mir,
morgen dir.

Der Mensch denkt,
Gott lenkt.

Je mehr Ehr
je mehr Beschwer.

Jedes Dach
hat sein Ungemach.

Gutschmecken
macht Bettelsäcken.

Wer den Heller nicht ehrt,
ist des Thalers nicht werth.

Fromm und still,
red wenig, hör viel.

Treue Hand
geht durch alle Land.

Was Gott spart in die Länge,
das straft er mit Strenge.

Salz und Brot,
macht Wangen roth.

Was fein soll,
das schießt sich wohl.

161.

Der Fuhrmann kann nicht allweg fahren, wie er will.

Wer ein Unglück haben soll, fällt auf den Rücken und bricht die Nase.

Es müssen starke Beine sein, die gute Tage tragen wollen.

Wer den Kern essen will, muß die Nuß knacken.

Eine blinde Henne findet wohl auch ein Korn.

Es gehen viele Wege nach Darbstädt und Mangelburg.

Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben.

Ein räudig Schaf macht die ganze Herde räudig.

Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.

Wenn die Herren vom Rathhause kommen, sind sie am flügsten.

Kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz.

Er ist nicht von Sibingen, sondern von Memingen.

162.

Wenn Eine Gans trinkt, trinken alle. **W**ie das Garn, so das Tuch.

Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch **E**twas Rechts leidet nichts Schlechts.

Ende gut, alles gut. [nicht zu helfen. **W**er im Rohr sitzt, hat gut Pfeifen schneiden.

Eine Hand wäscht die andere. **D**er Brävste hat die Geiß gestohlen.

Handwerk hat einen goldenen Boden. **W**ährend das Gras wächst, ist das Pferd

Ein Undankbarer schadet zehn Armen. **G**ott hilft dem Fleißigen. [tobt.

Ende gut, alles gut.

(Von J. B. Sebel.)

„**Ende gut, alles gut.**“ Ist nicht so zu verstehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich drei hundert vier und sechszig Tage lang bengelhaft auf, und am 31sten Dezember werde manierlich. Sondern es gibt Leute, die manierlich sein können bis ans Ende, und wenns nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trozig, sagen: ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die Andern denkens auch. Für diese ist das Sprichwort.

Item, es gibt Dinge, ob sie gut oder böß sind, kann erst das Ende lehren. Zum Beispiel du bist krank, möchtest gern essen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gasse gießen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund; — oder du bist in der Lehre, und meinst manchmal, der Lehrherr sei wunderbar, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher; — oder du bist im Zuchthaus, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Wasser und Brot nicht nur gesättigt, sondern auch gebeßert: — dann lehrt das gute Ende, daß alles gut war.

Schall der Nacht.

(Aus dem Simplicissimus. Mümpelgart 1669.)

<p>Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall! laß deine Stimm mit Freudenschall aufs lieblichste erklingen! Komm, komm, und lob den Schöpfer dein, weil andre Vöglein schlafen ein und nicht mehr mögen singen. Laß dein Stimmlein laut erschallen, denn vor allen kannst du loben Gott im Himmel, hoch dort oben. Obschon ist hin der Sonnenschein, und wir im Finstern müssen sein, so können wir doch singen Von Gottes Güt und seiner Macht, weil uns kann hindern keine Nacht, sein Loben zu vollbringen. Drum dein Stimmlein laß erschallen, denn vor allen kannst du loben Gott im Himmel, hoch dort oben.</p>	<p>Echo, der wilde Wiberhall, will sein bei diesem Freudenschall und läset sich auch hören, Berweist uns alle Müdigkeit, der wir ergeben alle Zeit, lehrt uns den Schlaf bethören. Drum dein Stimmlein laß erschallen, denn vor allen kannst du loben Gott im Himmel, hoch dort oben. Die Sterne, so am Himmel stehn, zu Gottes Lob sich lassen sehn und thun ihm Ehr beweisen; Auch die Gul, die nicht singen kann, zeigt doch mit ihrem Heulen an, daß sie Gott auch thu preisen. Drum dein Stimmlein laß erschallen, denn vor allen kannst du loben Gott im Himmel, hoch dort oben.</p>
--	---

Nun her, mein liebstes Vögelein,
wir wollen nicht die faulsten sein
und schlafend liegen bleiben;
Sondern, bis daß die Morgenröth
erfreuet diese Wälder ob,

in Gottes Lob vertreiben.
Laß dein Stimmlein
laut erschallen, denn vor allen
kannst du loben,
Gott im Himmel, hoch dort oben.

165.

Brief an Andres.

(Von Matthias Claudius. Werke 1819. I. Seite 136.)

Du schreib ich Ihm schon wieder, und dießmal halt Er mir noch Stand, mein lieber Andres, dann soll Er auch fürerst Ruhe haben. Ich kann doch nicht so ins große Blau schießen, muß doch jemand haben, nach dem ich ziele, und Er ist mir so recht bequem und passlich, nicht zu dumm und nicht zu klug, und Sein Gemüth ist nicht böse. Will auch Brüderschaft mit Dir gemacht haben, Bruder Andres.

Was Du mir von dem neuen Holzbein und von der Bärenmütze schreibst, die Du dem alten lahmen Dietrich heimlich auf sein Strohlager hast hinlegen lassen, hat mir nicht unrecht gefallen; darüber aber muß ich recht lachen, daß Dir nun nach seinem Dank 's Maul doch so wäßert. 's wäßert einem dann so, Andres, muß aber alles hübsch hinter schlucken. Dietrich bleibt ja im Lande, kannst ja alle Tage, wenn er vorbeihinkt, Dein Holzbein noch sehen und Deine Bärenmütze. Aber dem Dank wolltest Du gar zu gern zu Leibe? Nun, reiß Dir deshalb kein Haar nicht aus, 's geht andern ehrlichen Leuten auch so; man meint Wunder, was einem damit geholfen sein werde, und ist nicht wahr; hab's auch wohl eher gemeint, aber seit Bartholomäi hab ich mich darauf gesetzt, daß ich von keinem Dank wissen will, und wenn mir nun einer damit weitläufig angestiegen kommt, so karbatsch ich darauf los, und das alles aus purem leidigen Interesse, wahrhaftig, aus purem Interesse. Denn fleh, Andres, Du wirst's auch finden: wenn die Sach unter die Leut ist, und Dietrich gedankt hat, dann hat man seinen Lohn dahin, und 's ist alles rein vorbei; und was ist es denn groß zu geben, wenn mans hat? Wenn aber keine Seel von weiß, fleh! dann hat man noch immer den Knopf auf'm Beutel, dann ist's noch immer ein treuer Gefährt um Mitternacht und auf Reisen, und man kanns ordentlich als'n Helm auf'n Kopf setzen, wenn ein Gewitter aufsteigt. Herzlicher Dank thut wohl sanft, alter Narre, doch ist das auch keine Kleintigkeit, heimlich hinlegen, und dann dem armen Volk unsichtbar hinterm Rücken stehen, und zusehen, wies wirkt, wie sie sich freuen und hand-schlagen, und nach dem unbekanntem Wohlthäter suchen. Und da muß man sie suchen lassen, Andres, und mit seinem Herzen in alle Welt gehen.

Aber hör, man muß auch nicht jedem Narren geben, der einen anbettelt. Die Leut wollen alle gern haben, und ist doch nicht immer gut.

Mangel ist überhaupt gesunder als Ueberfluß, und traun! glaube mir: 's ist viel leichter zu geben, als recht zu geben. Auf'n Kopf mußte Dietrich was haben, und 'n neues Bein auch, das versteht sich, aber es gibt sehr oft Fälle, wo es besser und edler ist, abzuschlagen und hart zu thun.

Versteh mich nicht unrecht; wir sollen nicht vergessen, wohlzuthun und mitzutheilen, das hat uns unser Herr Christus auch gesagt, und was der gesagt hat, Andres, da laß ich mich todt drauf schlagen.

Hast Du wohl eher die Evangelisten mit Bedacht gelesen, Andres? — Wie alles, was Er sagt und thut, so wohlthätig und sinnreich ist! Klein und stille, daß man's kaum glaubt, und zugleich so über alles groß und herrlich, daß einem 's Kniebeugen ankommt, und man's nicht begreifen kann! Und was meinst Du von einem Lande, wo seine herrliche Lehr in eines jeden Mannes Herzen wäre? Möchtest wohl in dem Lande wohnen?

Ich habe mir einen hellen schönen Stern am Himmel ausgesucht, wo ich mir in meinen Gedanken vorstelle, daß Er da sein Wesen mit seinen Jüngern habe. Ich segne den Stern in meinem Herzen und bet ihn an, und oft, wenn ich 's Nachts unterwegs an den Stabbuni* denke und zu dem Stern aufseh, überfällt mich ein Herzklopfen und eine so fühle überirdische Unruhe, daß ich wirklich manchmal denke, ich sei zu etwas Besserm bestimmt, als zum Brieftragen; ich trag indes immer den Weg hin, und find auch bald wieder, daß es mein Beruf sei.

Halt! 's wird schon Tag, und der Morgen guckt durch die Vorhänge ins Fenster! Junge, mir ist's so wohl dahier hinter den Vorhängen in dieser Frühstund! möchte Dich gleich umarmen. Leb wohl und grüße Deinen Herrn Pastor, für den ich Respekt habe, weil er so 'n lieber guter Herr Pastor ist, und so fromm aussehend, als ob er immer an etwas jenseit dieser Welt dächte.

166.

Christiane.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. VI Seite 96.)

Es stand ein Sternlein am Himmel,
ein Sternlein guter Art,
Das thät so lieblich scheinen,
so lieblich und so zart.

Ich wußte seine Stelle
am Himmel, wo es stand,
Trat abends vor die Schwelle
und suchte, bis ich's fand.

Und blieb dann lange stehen,
hatt' große Freud in mir
Das Sternlein anzusehen,
und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden,
ich suche hin und her
Wo ich es sonst gefunden,
und find es nun nicht mehr.

* Ev. Johannis 20, 16.

167.

Räthsel.

(Von J. B. Sebel.)

Oft begleit ich euch zu Schmerz und Leide
an die stille Gruft,
Dester schwing ich mich zu eign'ger Freude
in die Frühlingsluft.

168.

Die Tabakpfeife.

(Von Pfeffel.)

Gott grüß euch, Alter! schmeckt das Pfeif- Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände,
weist her! — Ein Blumentopf [chen? und blieb im Lob noch Held.
Von rothem Thon mit goldnem Reifchen; Das Geld mußt du dem Wirte schenken,
was wollt ihr für den Kopf? der dreimal Plünderung litt —
„O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen! So dacht ich; und zum Angedenken
er kommt vom bravsten Mann, nahm ich die Pfeife mit.
Der ihn, Gott weiß es, welchem Bassen Ich trug auf allen meinen Zügen
bei Belgrad abgewann. sie wie ein Heiligtum,
Wir mochten weichen oder fliegen,
Da, Herr, da gab es rechte Beute! im Stiefel mit herum.
es lebe Prinz Eugen! Vor Prag verlor ich auf der Streife
Wie Grummet sah man unsre Leute das Bein durch einen Schuß,
der Türken Glider mahn.“ Da griff ich erst nach meiner Pfeife
und dann nach meinem Fuß.“
Ein andermal von euren Thaten; Ihr rühret, Freund, mich bis zu Zähren;
hier, Alter, seid kein Tropf! o, sagt, wie hieß der Mann?
Nehmt diesen doppelten Dukaten Damit auch mein Herz ihn verehren
für euren Pfeifenkopf! — und ihn beneiden kann.
„Ich bin ein armer Kerl und lebe „Man hieß ihn nur den tapfern Walther,
von meinem Gnadensold; dort lag sein Gut am Rhein.“
Doch Herr, den Pfeifenkopf, den gebe Das war mein Ahne, lieber Alter,
ich nicht um alles Gold. und jenes Gut ist mein.
Hört nur! Einst jagten wir Husaren Kommt, Freund! Ihr sollt bei mir nun
den Feind nach Herzenslust! vergehet eure Noth! [leben!
Da schoß ein Hund von Janitschären Kommt, trinkt mit mir von Walthers Neben,
den Hauptmann in die Brust. und eßt von Walthers Brot! —
Ich hub ihn flugs auf meinen Schimmel — „Nun topp! Ihr seid sein wackrer Erbe!
er hätt es auch gethan — ich ziehe morgen ein,
Und trug ihn fort aus dem Getümmel Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
zu einem Edelmann. die Türkenpfeife sein!“
Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
reich't' er mir all sein Geld

Anschlagzettel im Namen von Philadelphia.

(Von G. G. Sichtenberg.)

Avertissement.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein Paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von „Himmel und Hölle Vereibeten“ nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahr 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markt einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem 9. Jenner dieses Jahres anfangen, seine Einthalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich=heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu beseren fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisd'or=Stücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Majestät der Königin Oberca auf Otahelte mit dem größten Beifall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Congress seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von elf bis zwölf des Vormittags, da er zu Constantinopel engagiert ist, und nicht von zwölf bis eins, da er speiset.

Von den Alltagsstückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

- 1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jacobi-Kirche ab und setzt ihn auf die Johannis-Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis-Kirchturmes auf die Jacobi-Kirche. Wenn sie ein Paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle.

NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geschwindigkeit.

- 2) Nimmt er sechs Loth des besten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in zwei Kannen Milch und tractiert die Damens damit. So bald ihnen übel wird, läßt er sie zwei bis drei Löffel voll geschmolzenen Bleis nachtrinken, und die Gesellschaft geht gutes Muths und lachend auseinander.

- 3) Läßt er sich eine Holzart bringen, und schlägt damit einen der Herren vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, da dann der Herr sogleich aufsteht und gemeinlich fragt: was das für eine Musik sei? Uebrigens so gesund, wie vorher.
- 4) Er zieht drei bis vier Damens die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durcheinander schütteln, labet sie alsdann in ein kleines Geldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.
- 5) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt jedem einen Schein aus. Wirft hierauf alles in einen Koffer, und reiset damit nach Cassel. Nach acht Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stücke hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt, steht nichts.

Göttingen, den 7. Jenner 1777.

170.

Kurzweilige Fragen.

Reutlingen bei Justus Fleischhauer.

- 1) Wer ist geschickt?
- 2) Wo hat Adam den ersten Löffel genommen?
- 3) Wo hat er aber den ersten Löffel hingethan?
- 4) Was steht ein König selten und ein Bauer alle Tage?
- 5) Was ist nicht recht und doch keine Sünde?
- 6) Warum hat St. Paulus an die Korinther geschrieben?
- 7) Wohin geht man, wenn man zwölf Jahr alt ist?
- 8) Wo sitzt man, wenn man in die Schule geht?
- 9) Wer kann hundert Mann auf Einem Wagen in die Stadt fahren?
- 10) Welches sind die längsten Nächte?
- 11) Warum fressen die weißen Schafe mehr als die schwarzen?
- 12) Warum kann jeder Arme sagen, er habe keine neun Dukaten, aber Zehen?
- 13) Wie viel Eier kannst du nüchtern essen?
- 14) Wenn fünf Gäste sind und fünf Eier aufgetragen werden, wie kann jeder ein Ei nehmen und doch zuletzt noch eines in der Schüssel bleiben?
- 15) Warum schabt man den Käse?
- 16) Warum fressen die Gänse so gerne Gras und kein Heu?
- 17) Welches ist die gefährlichste Jahreszeit?
- 18) Wie kannst du machen, daß dich im Winter die Hand nicht friere?

- 19) In welchem Monat essen die Reutlinger am wenigsten?
- 20) Welches sind die härtesten Nüsse?
- 21) Was geht über ein gutes Gewissen und einen gesunden Leib?
- 22) Je mehr du davon thust, je größer wird es: was ist das?
- 23) Welches ist der längste Fisch?
- 24) Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?
- 25) Wie kann man aus einem Sack voll Korn zwei solche Säcke zugleich voll machen?
- 26) Warum ist in Ulm ein Groschenbrot größer als in Schaffhausen?
- 27) Wer geht zum ersten in die Kirche?
- 28) Welcher Vogel sieht dem Storch am ähnlichsten?
- 29) Warum haben die Müller weiße Hüte?
- 30) Was steht zwischen Berg und Thal?
- 31) Es sind zweien leibliche Brüder, der eine ist mein Vetter, der andere aber nicht:
wie kann das sein?
- 32) Wer zieht sein Geschäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig?
- 33) Was ist das beste an einem Kalbskopf?
- 34) Wie weit geht der Hirsch in den Wald hinein?
- 35) Wann thun dem Hasen die Zähne weh?
- 36) Wo sagen die Füchse und Hasen einander gute Nacht?
- 37) Welche Kerze brennt länger, eine Wachskerze oder ein Talglicht?
- 38) Welche Menschen gehen auf Köpfen?
- 39) Ein Blinder sah einen Hasen laufen, ein Lahmer sprang ihm nach und ein
Nackter steckte ihn in die Tasche: was ist das,?
- 40) Welches ist der schwerste Stab?
- 41) Wie unterscheidet sich eine saure Gurke von dem Satz, daß zweimal zwei vier ist?

171.

Der vorsichtige Träumer.

(Von J. B. Sebel.)

In dem Städtlein Wittlisbach im Canton Bern war einmal ein Fremder über Nacht, und als er ins Bett gehen wollte, und bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte sie an, band sie mit den Strumpfbändern an den Füßen fest, und legte sich also in das Bett. Da sagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war: „Guter Freund, warum thut ihr das?“ Darauf erwiderte der Erste: „Wegen der Vorsicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glasscherbe getreten. So habe ich im Schlaf solche Schmerzen davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß schlafen möchte.“

Räthsel.

(Von S. P. Sebel.)

Mit Zweien fährt der Bürgermann,
 der Edelmann spannt Biere an,
 die Gottentotten lieben
 das reichgeschmückte Sechsgespann:
 nun sagt, wer fährt mit Sieben?

Herr Baron von Münchhausen erzählt eine Jagdgeschichte.

(Ausgabe 1840. S. 29 f.)

Ich jagte einmal zwei ganze Tage hinter einem Hasen her. Mein Hund brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte ich zum Schusse kommen. — An Hexerei zu glauben, ist meine Sache nie gewesen, dazu habe ich zu außerordentliche Dinge erlebt; allein hier war ich doch mit meinen fünf Sinnen zu Ende. Endlich kam mir aber der Hase so nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehr erreichen konnte. Er stürzte nieder, und was meinen sie, was ich nun fand? — Vier Läufe hatte mein Hase unter dem Leibe und vier auf dem Rücken. Waren die zwei unteren Paar müde, so warf er sich, wie ein geschickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken schwimmen kann, herum, und nun gieng es mit den beiden neuen wieder mit verstärkter Geschwindigkeit fort.

Nie habe ich nachher einen Hasen von der Art gefunden, und auch diesen würde ich nicht bekommen haben, wenn mein Hund nicht so ungeweine Vollkommenheiten gehabt hätte. Dieser aber übertraf sein ganzes Geschlecht so sehr, daß ich kein Bedenken tragen würde, ihm den Beinamen des Einzigen beizulegen, wenn nicht ein Windspiel, das ich hatte, ihm diese Ehre streitig machte. Dieß Thierchen war minder wegen seiner Gestalt, als wegen seiner außerordentlichen Schnelligkeit merkwürdig. Hätten die Herren es gesehen, so würden sie es gewis bewundert und sich gar nicht verwundert haben, daß ich es so lieb hatte und so oft mit ihm jagte. Es lief so schnell, so oft und so lange in meinem Dienste, daß es sich die Beine ganz bis dicht unterm Leibe weglief, und ich es in seiner letzten Lebenszeit nur noch als Dachsfucher gebrauchen konnte, in welcher Eigenschaft es mir dann ebenfalls noch manch liebes Jahr diente.

Spruchwort.

(Bühlander von Sittewald, 1650. II. Seite 889.)

Eine Glocke am Klang,
 einen Vogel am Gesang,
 einen Mann am Gang,
 einen Thoren an den Worten
 kennt man an allen Orten.

Sylbenräthsel.

(Von Theodor Fell.)

Ruhe sanft auf Nummer Eins, denn dich stört nicht dein Gewissen, auch ein schlechtes Schlummerkissen ist doch besser stets als feins.	Geh alsdann durch Nummer Zwei, zwar nicht Blumen wirst du treffen, doch wird kein Morast dich äffen, und der Weg ist felsensfrei.
--	--

Hat das Ziel erreicht dein Fuß,
 schreibe dann an deine Lieben,
 die zu Hause dir geblieben,
 und das Ganze brauch am Schluß.

Das Blut.

(Die Geschichte der Seele, von G. F. Schubert. 1830. Seite 71.)

Die Blutmenge des ausgewachsenen Menschenleibes wird auf den fünften bis sechsten Teil seines gesamten Gewichtes geschätzt. Dieser so ansehnliche, leicht bewegliche Teil der Leibesmasse wird in der mittleren kräftigsten Zeit des Lebens in jeder Minute durch etwa siebzig Bewegungen des Herzens (Pulsschläge) und achtzehn Athemzüge in Bewegung erhalten, doch ist jene Zahl der Bewegungen in dem neugeborenen Kinde gerade die doppelte. So sind es Tausende von Millionen Malen, daß das Herz im kurzen Menschenleben sich bewegt und der Athem aus- und eingehet. Unwichtig und bedeutungslos zwar, wie die Zahl der Haare auf dem Haupte, erscheint die Summe dieser Wellen des lebendigen Bächleins in unserm Innern. Aber es regt diese Wogen ein allgemeiner, durch alles Lebendige wehender Odem auf, der selbst in diesem leisen Spiel der Schwingungen eines vom Leben überkleideten Wassertropfchens erkannt wird.

Das Schifflin.

(Von Ludwig Uhland.)

Ein Schifflin ziehet leise
den Strom hin seine Gleise,
Es schweigen, die drin wandern,
denn Keiner kennt den Andern.

Was zieht hier aus dem Felle
der braune Waibgefelle?
Ein Horn, das sanft erschallet,
das Ufer widerhallet.

Von seinem Wanderstabe
schraubt jener Stift und Habe,
Und mischt mit Flötentönen
sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen saß so blöde,
als fehlt' ihr gar die Rede,
Jetzt stimmt sie mit Gesange
zu Horn und Flötenklange.

Die Rudrer auch sich regen
mit taktgemäßen Schlägen.
Das Schiff hinunter fliehet,
von Melodie gewieget.

Hart stößt es auf am Strande,
man trennt sich in die Laube.
Wann treffen wir uns, Brüder!
auf Einem Schifflin wieder?

Der Trompeter.

(Von August Kopisch.)

Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,
kaum halt ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad der hat ihn geblasen in der Schlacht,
auch guten Freunden oft als ein Ständchen gebracht;
Auch zuletzt, auch zuletzt, in der grimmigsten Noth,
erscholl er ihm vom Munde, bei seinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von ächter Art;
gedenk ich seiner, rinnet mir die Thrän in den Bart.
Herr Wirt, noch einen Krug von dem feurigsten Wein!
soll meinem Freund zur Ehr, ja zur Ehr getrunken sein.

Wir hatten mußiziert in der Frühlingsnacht,
und kamen zu der Elbe, wie das Eis schon erkracht;
Doch schritten wir mit Lachen darüber unverwandt,
ich trug das Horn und er die Trompet in der Hand.
Da erkarrte das Eis, und es bog, und es brach,
ihn riß der Strom von bannen, wie der Wind so jach!
Ich konnt ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
ich mußte selbst mich retten mit dem Sprung auf den Sand!
Er aber trieb hinab, auf die Scholle gestellt,
und rief: Nun geht die Reif in die weite, weite Welt!

Drauf setzt er die Trompet an den Mund, und schwang
 den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang!
 Er schmetterte gewaltig mit vollem Mannesmuth,
 als gält es eine Jagd mit dem Eis in der Flut.
 Er trompetete klar, er trompetete rein,
 als giengs mit Vater Blücher nach Paris hinein — —
 Da donnerte das Eis, die Scholle sie zerbrach,
 und wurde eine bange, bange Stille danach — —
 Das Eis vergieng im Strom, und der Strom in dem Meer —
 wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?

179.

Die Eroberung Magdeburgs. 1631.

(Von Schiller.)

Das reiche Erzbistum, dessen Hauptsitz die Stadt Magdeburg war,
 hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem brandenbur-
 gischen Hause besessen, welche ihre Religion darin einführten. Christian
 Wilhelm, der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Däne-
 mark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domkapitel sich bewogen sah,
 um nicht die Rache des Kaisers gegen das Erzstift zu reizen, ihn förmlich
 seiner Würde zu entsetzen. An seiner Statt postulierte es den Prinzen Johann
 August, zweiten Sohn des Kurfürsten von Sachsen, den aber der Kaiser
 verwarf, um seinem eigenen Sohne Leopold dieses Erzbistum zuzuwenden.
 Der Kurfürst von Sachsen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiser-
 lichen Hofe erschallen; Christian Wilhelm von Brandenburg ergriff thätigere
 Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magistrats zu Magdeburg ver-
 sichert und von chimärischen Hoffnungen erhitzt, glaubte er sich im Stande,
 alle Hindernisse zu besiegen, welche der Ausspruch des Capitels, die Concur-
 renz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Restitutionsedict seiner Wie-
 derherstellung entgegensetzten. Er that eine Reise nach Schweden, und suchte
 sich, durch das Versprechen einer wichtigen Diverston in Deutschland, der
 Unterstützung Gustavs zu versichern. Dieser König entließ ihn nicht ohne
 Hoffnung seines nachdrücklichen Schutzes, schärfte ihm aber dabei ein, mit
 Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Christian Wilhelm die Landung seines Beschützers in Pom-
 mern erfahren, so schlich er sich mit Hilfe einer Verkleidung in Magdeburg
 ein. Er erschien plötzlich in der Rathsversammlung, erinnerte den Magistrat
 an alle Drangsale, welche Stadt und Land seitdem von den kaiserlichen
 Truppen erfahren, an die verderblichen Anschläge Ferdinands, an die Gefahr
 der evangelischen Kirche. Nach diesem Eingange entdeckte er ihnen, daß der

Zeitpunkt ihrer Befreiung erschienen sei, und daß ihnen Gustav Adolf seine Allianz und allen Beistand anbote. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats einer republikanischen Freiheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit besetzte. Davon hatten sie bereits gegen Wallenstein, der, von ihrem Reichtum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerstörende Wuth seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entging seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mishandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündnis zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore und die Werbefreiheit auf ihrem Grund und Boden verstattete, und die Gegenversicherung erhielt, bei ihrer Religion und ihren Privilegien aufs gewissenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen, und steng die Feindseligkeiten voreilig an, ehe Gustav Adolf nahe genug war, ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Corps in der Nachbarschaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen, und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heeres nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Gustav Adolf, obgleich unzufrieden über diese Voreiligkeit, schickte ihm in der Person Dietrichs von Falkenberg einen erfahrenen Offizier, um die Kriegsoperationen zu leiten und dem Administrator mit seinem Rathe beizustehen. Eben diesen Falkenberg ernannte der Magistrat zum Commandanten der Stadt, so lange dieser Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen sah sich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vorteile über die kaiserlichen Regimenter, welche dagegen geschickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte sich der Graf von Pappenheim, nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Communication mit Sachsen, und schickte sich endlich an, die Stadt einzuschließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf, sich dem Restitutionsbedichte nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von

Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeit lang verzögert, und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit commandierenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 30. März 1631 erschien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen, und die Elbbrücke abwerfen lassen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, die weitläufige Festung mit den Vorstädten zu verteidigen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt dem Feinde preisgegeben, der sie sogleich in Asche legte. Bappenheim trennte sich von Tilly, gieng bei Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geschwächt, belief sich nicht über zweitausend Mann Fußvolks und etliche hundert Reiterei, eine sehr schwache Anzahl für eine so große und noch dazu unregelmäßige Festung. Diesen Mangel zu ersetzen, bewaffnete man die Bürger, ein verzweifelter Ausweg, der größern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an sich selbst schon sehr mittelmäßige Soldaten, stürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Aermern that es weh, daß man ihm allein alle Last aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloß stellte, während der Reichere seine Dienerschaft schickte und sich in seinem Hause göttlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgiltigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruß und Nachlässigkeit im Dienst an die Stelle der wachsamten Vorsicht. Diese Trennung der Gemüther, mit der steigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Ueberlegung Raum, daß mehrere schon anstiegen, über die Verwegenheit des Unternehmens aufgeschreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaisers zu erbeben, gegen welche man im Streite begriffen sei. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freiheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiserlichen Namen, die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und so sehr man in allem Andern getrennt sein möchte, so einig war man, sich bis aufs äußerste zu verteidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsezt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wußten um die Annäherung Gustav Adolfs; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieses war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch sein möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er der

Uebergabe wegen einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Commandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sei, und die Ankunft des Königs in Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor Herbst mußten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgebrungen, und beschossen von den aufgeworfenen Batterien aufs heftigste Wall und Thürme. Ein Turm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsezt sein, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung der Stadt aufs höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolf hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9. Mai fängt unerwartet die feindliche Canonade an zu schweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sei. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens seinen Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafes sich zu erfreuen — aber ein teurer Schlaf und ein entsezhliches Erwachen!

Lilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Bresche noch geschossen und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm, und stützte sich dabei auf das Beispiel von Mastricht, welche Stadt früh morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sei. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze

Nacht zwischen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft, und erwartete der Abrede gemäß früh um fünf Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte aber erst zwei Stunden später, indem Tilly noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath versammelte. Bappenheim wurde beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzutiefer Graben kam ihm dabei zu Statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustädtischen Thore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurückgeschlagen, flog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechts streckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhand nehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Verteidigern entblößt, um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Waller's Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitän, Namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschlossensten noch einmal gegen den Feind führt, und glücklich genug ist, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil seines Fußvolks einmarschieren. Es besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie in Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich Schonung

anbefohlen haben; Tilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu fühlen. Vor manchem deutschen Ohre fand die flehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgiengen, die ganze Reiterei und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelassen wurden.

Die Würgescene steng jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hilflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mishandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreihundfünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen, Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. Einige liguistische Offiziere, von diesem grausenvollen Anblicke empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder,“ war seine Antwort; „ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben.“ In ununterbrochener Wuth dauerten diese Greuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Gränzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Reichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich selbst diese Bürger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator, Christian Wilhelm, ward mit drei Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viel tapfere Offiziere und Magistrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriß die Habsucht der Offiziere dem Tode, um ein teures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es meistens Offiziere von der Ligue, welche diese Mensch-

lichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen Soldaten ließ sie als rettende Engel betrachten.

Raum hatte sich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiserlichen Scharen mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzumühlen. Manche erstickte der Dampf, viele machten große Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13. Mai erschien endlich Lully selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauerhaft gräßlich, empörend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzersehneibendem Geschrei ihre Eltern suchten, Säuglinge, die an den todtten Brüsten ihrer Mütter saugten! Mehr als sechstausend Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf dreißigtausend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen tausend Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Lully ließ ihnen Parbon ankündigen und Brot unter sie verteilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feierliche Messe gehalten und unter Abfeuerung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Trojas und Jerusalem's Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sei. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche untergieng, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammendenkt.

180.

Harmosan.

(Von August Graf v. Platen.)

Schon war gesunken in den Staub der Saffaniden alter Thron,
 es plündert Mosleminnenhand das schäzereiche Atesiphon;
 Schon langt am Drus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
 wo Chosrus Onkel Jesbeherd auf Leichen eine Leiche lag.*

Und als die Beute mustern gieng Medinas Fürst auf weitem Plan,
 ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
 Der letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind sich widersetzt,
 doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

* Die Saffaniden, der letzte persische Herrscherstamm. Dies Geschlecht erlosch mit Jesbeherd III., der im Jahr 640 durch den Kalifen Omar beslegt und getödtet ward.

Und Omar blickt ihn finster an, und spricht: Erkennst du nun, wie sehr vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?

Und Harmosan erwidert ihm: In deinen Händen ist die Macht!
wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht!

Nur eine Bitte wag ich noch, abwägend dein Geschick und meins:

drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!

Und auf des Felbherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
doch Harmosan befürchtet Gift, und zaudert eine kleine Zeit.

Was jagst du! ruft der Saracen, nie täuscht ein Moslem seinen Gast!
nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dieß getrunken hast!

Da greift der Perser nach dem Glas, und, statt zu trinken, schleudert hart
zu Boden ers auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlaun Harmosan,

Doch wehrt der Felbherr ihnen ab, und spricht sodann: Er lebe fort!

Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.

Sprichwörter.

181.

Die Gesunden und die Kranken
haben ungleiche Gedanken.

Würde,
Bürde.

Fleiß bringt Brot,
Faulheit Noth.

Die Finsternis sei noch so dicht,
dem Lichte widersteht sie nicht.

Wie die Zucht,
so die Frucht.

Thäten wir, wie wir sollten,
Gott thäte, wie wir wollten.

Frisch Gemüth,
gesundes Geblüt.

Redet Geld,
so schweigt die Welt.

Luft und Liebe zum Dinge
macht Mühe und Arbeit geringe.

Frieden ernährt,
Unfrieden verzehrt.

Hoffen und Harren
macht manchen zum Narren.

Gut Gewissen
ist ein sanftes Ruhelissen.

182.

Gesundheit ist der größte Reichtum.

Wer viel fragt, wird viel innen.

Hunger macht rohe Bohnen süß.

Im Trüben ist gut fischen.

Groß und faul ist doppelter Schaben.

Viel Körner machen einen Haufen.

Fliege nicht eher, als bis du Federn hast.

Unrecht Gut gebeißt nicht.

Verstand kommt nicht vor Jahren.

Der Fuchs kann seinen Schwanz nicht

Kein Vorteil ohne Nachteil. [bergen.

Ein Keil treibt den andern.

183.

Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es wieder heraus.
 An vielem Lachen erkennt man den Narren.
 Wer sich grün macht, den fressen die Siegen.
 Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt.
 Feuer im Herzen bringt Rauch in den Kopf.
 Gut Ding will Weile haben.
 Goldner Zaum machts Pferd nicht besser.
 Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter.
 Dem Fleißigen gucket der Hunger wohl zuweilen ins Fenster, aber er darf ihm
 Kümme dich nicht um ungelegte Eier. [nicht ins Haus kommen.
 Wer über sich haut, dem fallen die Späne in die Augen.
 Die besten Gedanken kommen hinter drein.

184.

Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt.

(Von J. B. Hebel.)

„Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt.“ Zum Beispiel, wenn
 dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, so bietet er dir:
 Guten Morgen. Wenn sich abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer
 schließet: Gute Nacht. Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit
 setzt, so sagt er: Wohl bekomms. Wenn du eine Gefahr noch zur rechten
 Zeit entdeckst, so sagt er: Nimm dich in Acht, junges Kind, oder altes Kind,
 und kehre lieber wieder um. Wenn du am schönen Markttag im Blütenduft
 und Lerchengesang spazieren gehst, und es ist dir wohl, sagt er: Sei will-
 kommen in meinem Schloßgarten. Oder du denkst an nichts, und es wird
 dir auf einmal wunderbar im Herzen, und naß in den Augen, und denkst, ich
 will doch anders werden, als ich bin, so sagt er: Merkst du, wer bei dir ist?
 Oder du gehst an einem offenen Grab vorbei, und es schauert dich, so denkt
 er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformirt bist, und sagt: Gelobt
 sei Jesus Christ! Also grüßt Gott manchen, der ihm nicht antwortet und
 nicht dankt.

185.

Alexander Pflanti auf Munkacs.

(Von Wilhelm Müller.)

Alexander Pflanti saß auf Munkacs hohem Turm,
 an den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm;
 Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin,
 und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, daß ich gefangen bin!“

An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
 „Läg ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!“
 Und er öffnete das Fenster, sah ins ıbe Land hinein,
 Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
 Wieder steng er an zu seufzen: „Bringt mir keiner Botschaft her
 aus dem Lande meiner Väter?“ und die Wimper ward ihm schwer,
 Wars von Thränen, wars von Schlummer, und sein Haupt sank in die Hand.
 Seht! sein Antliz wird so helle, träumt er von dem Vaterland?
 Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Helbenmann,
 sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
 „Alexander Dpflanti! sei gegrüßt und sage Muth!
 in dem engen Felsenpasse, wo gefloßen ist mein Blut,
 Wo in einem Grab die Asche von dreihundert Spartern ligt,
 haben über die Barbaren freie Griechen heut gesiegt.
 Diese Botschaft dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt.
 Alexander Dpflanti! frei wird Hellas heilges Land!“
 Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!“
 und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug und Wange naß.
 Horch! es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
 aus dem Fenster und die Schwingen in dem Mondenstral er wiegt.

186.

Uebersahrt von Messina nach Neapel.

(Von Göthe. Werke, 1830, 8. XXVIII. Seite 222 ff.)

-1.

Auf der See, Dienstag den 13. Mai 1787.

MEine Hoffnung, dießmal schneller nach Neapel zu gelangen, oder von der Seefrankheit eher befreit zu sein, war nicht eingetroffen. Verschiedenemal versuchte ich, durch Rniep angeregt, auf das Verdeck zu treten, allein der Genuß eines so manigfaltigen Schönen war mir versagt, nur einige Vorfälle ließen mich meinen Schwindel vergessen. Der ganze Himmel war mit einem weißlichen Wolkendunst umzogen, durch welchen die Sonne, ohne daß man ihr Bild hätte unterscheiden können, das Meer überleuchtete, welches die schönste Himmelbläue zeigte, die man nur sehen kann. Eine Schar Delpnine begleitete das Schiff, schwimmend und springend blieben sie ihm immer gleich. Mich dünkt, sie hatten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein schwarzer Punkt erscheinende Schwimmgäude für irgend einen Raub und willkommenene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus wenigstens behandelte man sie nicht als Geleitsmänner, sondern wie Feinde: einer ward mit dem Harpun getroffen, aber nicht herangebracht.

Der Wind blieb ungünstig, den unser Schiff, in verschiedenen Richtungen fortstreichend, nur überlisten konnte. Die Ungeduld hierüber ward vermehrt, als einige erfahrene Reisende versicherten: weder Hauptmann noch Steuermann verstünden ihr Handwerk, jener möge wohl als Kaufmann, dieser als Matrose gelten, für den Werth so vieler Menschen und Güter seien sie nicht geeignet einzustehen.

Ich ersuchte diese übrigens braven Personen, ihre Besorgnisse geheim zu halten. Die Anzahl der Passagiere war groß, darunter Weiber und Kinder von verschiedenem Alter, denn alles hatte sich auf das französische Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weißen Flagge vor Seeräubern, sonst nichts weiter bedenkend. Ich stellte vor, daß Mißtrauen und Sorge jeden in die peinlichste Lage versetzen würde, da bis jetzt alle in der farb- und wappenlosen Leinwand ihr Heil gesehen.

Und wirklich ist zwischen Himmel und Meer dieser weiße Zipfel als entscheidender Talisman merkwürdig genug. Wie sich Abfahrende und Zurückbleibende noch mit geschwungenen weißen Taschentüchern begrüßen, und dadurch, wechselseitig, ein sonst nie zu empfindendes Gefühl der scheidenden Freundschaft und Neigung erregen, so ist hier in dieser einfachen Fahne der Ursprung geheiligt; eben als wenn einer sein Taschentuch an eine Stange befestigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Freund über Meer.

Mit Wein und Brot von Zeit zu Zeit erquickt, zum Verdruß des Hauptmanns, welcher verlangte, daß ich essen sollte, was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Berdeck sitzen und an mancher Unterhaltung Theil nehmen. Kniep wußte mich zu erheitern, indem er nicht, wie auf der Corvette, über die vortreffliche Kost triumphierend meinen Meib zu erregen suchte, mich vielmehr diesmal glücklich pries, daß ich keinen Appetit habe.

2.

Mittwoch, den 14. Mai 1787.

Und so war der Nachmittag vorbeigegangen, ohne daß wir unsern Wünschen gemäß in den Golf von Neapel eingefahren wären. Wir wurden vielmehr immer westwärts getrieben, und das Schiff, indem es sich der Insel Capri näherte, entfernte sich immer mehr von dem Cap Minerva. Jedermann war verdrüsslich und ungeduldig, wir beiden aber, die wir die Welt mit malerischen Augen betrachteten, konnten damit sehr zufrieden sein, denn bei Sonnenuntergang genoßen wir des herrlichsten Anblicks, den uns die ganze Reise gewährt hatte. In dem glänzendsten Farbenschmuck lag Cap Minerva mit den daranstoßenden Gebirgen vor unsern Augen, indes die

Felsen, die sich südwärts hinabziehen, schon einen bläulichen Ton angenommen hatten. Vom Cap an zog sich die ganze erleuchtete Küste bis Sorrent hin. Der Vesuv war uns sichtbar, eine ungeheure Dampfwolke über ihm aufgetürmt, von der sich ostwärts ein langer Streif weit hinzog, so daß wir den stärksten Ausbruch vermuthen konnten. Links lag Capri steil in die Höhe strebend; die Formen seiner Felswände konnten wir durch den durchsichtigen, bläulichen Dunst vollkommen unterscheiden. Unter einem ganz reinen, wolkenlosen Himmel glänzte das ruhiger kaum bewegte Meer, das bei einer völligen Windstille endlich wie ein klarer Teich vor uns lag. Wir entzückten uns an dem Anblick, Kniep trauerte, daß alle Farbenkunst nicht hinreiche, diese Harmonie wiederzugeben, so wie der feinste englische Bleistift die geübteste Hand nicht in den Stand setze, diese Linien nachzuziehen. Ich dagegen überzeugt, daß ein weit geringeres Andenken, als dieser geschickte Künstler zu erhalten vermochte, in der Zukunft höchst wünschenswerth sein würde, ich ermunterte ihn, Hand und Auge zum letztenmal anzustrengen; er ließ sich bereden, und lieferte eine der genauesten Zeichnungen, die er nachher colorierte und ein Beispiel zurückließ, daß bildlicher Darstellung das Unmögliche möglich wird. Den Uebergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit ebenso begierigen Augen. Capri lag nun ganz finster vor uns, und zu unserm Erstaunen entzündete sich die vesuvische Wolke, sowie auch der Wolkenstreif, je länger je mehr, und wir sahen zuletzt einen ansehnlichen Strich der Atmosphäre im Grunde unseres Bildes erleuchtet, ja wetterleuchten.

Ueber diese uns so willkommenen Scenen hatten wir unbemerkt gelassen, daß uns ein großes Unheil bedrohe; doch ließ uns die Bewegung unter den Passagieren nicht lange in Ungewisheit. Sie, der Meeresereignisse kundiger als wir, machten dem Schiffsherrn und seinem Steuermann bittere Vorwürfe: daß über ihre Ungeschicklichkeit nicht allein die Meerenge verfehlt sei, sondern auch die ihnen anvertraute Personenzahl, Güter und alles umzukommen in Gefahr schwebe. Wir erkundigten uns nach der Ursache dieser Unruhe, indem wir nicht begriffen, daß bei völliger Windstille irgend ein Unheil zu befürchten sei. Aber eben diese Windstille machte jene Männer trostlos: wir befinden uns, sagten sie, schon in der Strömung, die sich um die Insel bewegt und durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen hinzieht, wo uns auch nicht ein Fuß breit Vorsprung oder Bucht zur Rettung gegeben ist.

Aufmerksam durch diese Reden, betrachteten wir nun unser Schicksal mit Grauen: denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterscheiden ließ, so bemerkten wir doch, daß das Schiff, schwankend und schwippend, sich den Felsen näherte, die immer finsterner vor uns standen, während über das Meer hin noch ein leichter Abendsschimmer verbreitet lag. Nicht

die geringste Bewegung war in der Luft zu bemerken: Schnupftücher und leichte Bänder wurden von jedem in die Höhe und ins Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünschten Hauches zeigte sich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, sondern, weil der Raum zu eng war, sich darauf zu bewegen, lagen sie gebrängt an einander. Sie noch mehr als die Männer, welche besonnen auf Hilfe und Rettung dachten, schalten und tobten gegen den Capitän. Nun ward ihm alles vorgeworfen, was man auf der ganzen Reise schweigend zu erinnern gehabt: für teures Geld einen schlechten Schiffsraum, geringe Kost, ein zwar nicht unfreundliches aber doch stummes Betragen. Er hatte niemand von seinen Handlungen Rechenschaft gegeben, ja selbst noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Manoeuvres beobachtet. Nun hieß er und der Steuermann hergelaufene Krämer, die, ohne Kenntniß der Schiffkunst, sich aus bloßem Eigennuz den Besitz eines Fahrzeuges zu verschaffen geruht und nun, durch Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit, alle, die ihnen anvertraut, zu Grunde richteten. Der Hauptmann schwieg und schien immer noch auf Rettung zu sinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen als der Tod selbst, war es unmöglich, länger zu schweigen. Ich trat vor sie hin und rebete ihnen zu; ich stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen und ihr Schreien denen, von welchen allein noch Rettung zu hoffen sei, Ohr und Kopf verwirrten, so daß sie weder denken noch sich unter einander verständigen könnten. Die Schiffleute versuchten noch ein Rettungsmittel, das wenigstens in die Augen fallend war: sie ließen das Boot hinunter, das freilich nur sechs bis acht Männer fassen konnte, befestigten es durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matrosen durch Ruderschläge nach sich zu ziehen kräftig bemüht waren. Auch glaubte man einen Augenblick, daß sie es innerhalb der Strömung bewegten, und hoffte, es bald aus derselben herausgerettet zu sehen. Ob aber gerade diese Bemühungen die Gegenkraft der Strömung vermehrt, oder wie es damit beschaffen sein mochte, so ward mit einmal an dem langen Seil das Boot und seine Mannschaft im Bogen rückwärts nach dem Schiffe geschleudert, wie die Schmitze einer Peitsche, wenn der Fuhrmann einen Zug thut. Auch diese Hoffnung ward aufgegeben! — Gebet und Klagen wechselten ab und der Zustand wuchs um so schauerlicher, da nun oben auf den Felsen die Ziegenhirten, deren Feuer man schon längst gesehen hatte, hohl ausschrien: da unten strandete das Schiff! Sie riefen einander noch viel unverständliche Töne zu, in welchen einige, mit der Sprache bekannt, zu vernehmen glaubten, als freuten sie sich auf manche Beute, die sie am andern Morgen aufzufischen gedächten. Sogar der tröstliche Zweifel, ob denn auch wirklich das Schiff dem Felsen

sch so drohend näherte, war leider nur zu bald gehoben, indem die Mannschaft zu großen Stangen griff, um das Fahrzeug, wenn es zum äußersten käme, damit von den Felsen abzuhalten, bis denn endlich auch diese brächen, und alles verloren sei. Immer stärker schwankte das Schiff, die Brandung schien sich zu vermehren, und meine durch alles dieses wiederkehrende Seekrankheit drängte mich den Entschluß auf, hinunter in die Kajüte zu steigen. Ich legte mich halb betäubt auf meine Matraze; doch aber mit einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich vom See Librias herzuschreiben schien: denn ganz deutlich schwebte mir das Bild von Merians Kupferbibel vor Augen. Und so bewährt sich die Kraft aller sinnlich sittlichen Eindrücke jedesmal am stärksten, wenn der Mensch ganz auf sich selbst zurückgewiesen ist. Wie lange ich so in halbem Schlafe gelegen, wüßte ich nicht zu sagen; aufgeweckt aber ward ich durch ein gewaltiges Getöse über mir; ich konnte deutlich vernehmen, daß es die großen Seile waren, die man auf dem Verdeck hin und wieder schleppte, dieß gab mir Hoffnung, daß man von den Segeln Gebrauch mache. Nach einer kleinen Weile sprang Kniep herunter, und kündigte mir an, daß man gerettet sei: der gelindeste Windshauch habe sich erhoben, in dem Augenblicke sei man bemüht gewesen, die Segel aufzuziehen, er selbst habe nicht versäumt, Hand anzulegen. Man entferne sich schon sichtlich vom Felsen, und obgleich noch nicht völlig außer der Strömung, hoffe man nun doch, sie zu überwinden. Oben war alles stille; sodann kamen mehrere der Passagiere, verkündigten den glücklichen Ausgang und legten sich nieder.

Als ich früh am vierten Tage unserer Fahrt erwachte, befand ich mich frisch und gesund, so wie ich auch bei der Ueberfahrt zu eben dieser Epoche gewesen war; so daß ich also auf einer längern Seereise mit einer dreitägigen Unpäßlichkeit meinen Tribut würde bezahlt haben.

Vom Verdeck sah ich mit Vergnügen die Insel Capri in ziemlicher Entfernung zur Seite liegen und unser Schiff in solcher Richtung, daß wir hoffen konnten, in den Golf hinein zu fahren, welches denn auch bald geschah. Nun hatten wir die Freude, nach einer ausgestandenen harten Nacht dieselben Gegenstände, die uns Abends vorher entzückt hatten, in entgegengesetztem Lichte zu bewundern. Bald ließen wir jene gefährliche Felseninsel hinter uns. Hatten wir gestern die rechte Seite des Golfs von weitem bewundert, so erschienen nun auch die Castelle und die Stadt gerade vor uns, sodann links der Posillipo und die Erbzungen, die sich bis gegen Procida und Ischia erstrecken. Alles war auf dem Verdeck, voran ein für seinen Orient sehr eingenommener griechischer Priester, der den Landesbewohnern die ihr herrliches Vaterland mit Entzücken begrüßten, auf ihre Frage, wie sich denn Neapel zu Constantinopel verhalte, sehr pathetisch antwortete: anche questa è una città! — Auch dieses ist eine Stadt! — Wir langten zur rechten Zeit im Hafen an,

umsummt von Menschen; es war der lebhafteste Augenblick des Tages. Kaum waren unsere Koffer und sonstigen Geräthschaften ausgeladen und standen am Ufer, als gleich zwei Lastträger sich derselben bemächtigten, und kaum hatten wir ausgesprochen, daß wir bei Moriconi logieren würden, so liefen sie mit dieser Last wie mit einer Beute davon, so daß wir ihnen über die menschenreichen Straßen und über den bewegten Platz nicht mit den Augen folgen konnten. Kniep hatte das Portefeuille unter dem Arme, und wir hätten wenigstens die Zeichnungen gerettet, wenn jene Träger, weniger ehrlich als die neapolitanischen armen Teufel, uns um dasjenige gebracht hätten, was die Brandung verschont hatte.

187.

Meeresstille.

(Von Göthe.)

Diese Stille herrscht im Wasser,
ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert steht der Schiffer
glatte Fläche rings umher.

Keine Luft, von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
reget keine Welle sich.

188.

König Karls Meeresfahrt.

(Von Ludwig Uhland.)

Der König Karl fuhr über Meer
mit seinen zwölf Genossen,
Zum heiligen Lande steuert' er,
und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen,
Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
vor Wellen und vor Stürmen.“

Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
die Wind' und Wellen jagen?“

Herr Oliver war auch nicht froh,
er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
wie um die Alteklaere.“ *

Dann sprach der schlimme Ganelon,
er sprach es nur verstoßen:
„Wär ich mit guter Art davon,
möcht euch der Teufel holen!“

Erzbischof Turpin feufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter:
Komm, liebster Heiland, über das Meer
und führ uns gnädig weiter!“

* Name des Schwertes, alta clara, das hohe leuchtende.

Flucht von Moskau erfroren. In diesen Zusammenkünften verwaltete das Ordneramt auf meinen Wunsch und Willen Friedrich Friesen aus Magdeburg, der sich besonders auf Bauwesen, Naturkunde, schöne Künste und Erziehungslehre gelegt hatte, bei Fichte ein fleißiger Zuhörer gewesen und bei Hagen in der altdeutschen Sprache; vor allem aber wußte, was dem Vaterlande Noth that. Damals stand er bei der Lehr- und Erziehungs-Anstalt des Dr. Plamann, die, obwohl wenig beachtet, dem Vaterlande vortreffliche Lehrer ausgebildet. Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Sigfridsgestalt, von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt lieb hatte; ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig, und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein reißiger Reiter in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von wälscher Lücke fiel er bei düsterer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampf keines Sterblichen Klinge gefällt. Keinem zu Liebe und keinem zu Leide —: aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen.

Beim Aufruf des Königs vom 3ten Febr. 1813 zogen alle wehrhafte Turner ins Feld, und die Sache stand augenblicklich wie verwaist. Nach langem Zureden gelang es mir in Breslau, einen meiner ältesten Schüler, Ernst Eiselen, zu gewinnen, daß er während des Kriegs an meiner Statt das Turnwesen fortführen wollte. Es war ihm dennoch ein harter Kampf, heim zu bleiben, obgleich Aerzte und Kriegsmänner ihm vorstellten, und eigene Erfahrung es täglich bewahrheitete, daß wegen einer frühern langwierigen Krankheit und verfehlter Heilart seine Leibesbeschaffenheit den Beschwerden des Kriegs unterliegen mußte. Ich begleitete Eiselen selbst von Breslau nach Berlin, zur Zeit, als sich das preussische Heer in Marsch setzte, und die Hauptstadt schon von den Franzosen geräumt war; stellte ihn den ersten Behörden und Schulvorstehern vor, die ihm alle Unterstützung versprachen, und auch nachher Zutrauen bewiesen haben. Eiselen hat darauf in den Sommern 1813 und 1814 und in dem Zwischenwinter der Turnanstalt vorgestanden, und mit den jüngern Nichtwehrhaften das Turnwesen weiter gefördert.

Am Ende des Heumonats 1814 kam ich wieder zurück nach Berlin, und nun wurde den Spätsommer und Vorwinter sehr ernstlich an der Verbesserung des Turnplatzes gearbeitet. Noch im Herbst bekam er einen sechszig Fuß

hohen Kletterturm, nützlich und nothwendig zum Steigen, unentbehrlich aber im flachen Lande zur Übung des Auges für die Fernsicht. Im Winter, als die Freiwilligen heimgekehrt und manche Turner zurückgekommen waren, wurden die gesellschaftlichen Unterhaltungen über Turnkunst erneuert. Die ganze Sommerübung wurde durchdacht und durchsprochen, und so in Reden und Gegenreden die Sache klar gemacht.

Bei Napoleons Ausbruch und Wiederkunft giengen alle wehrhaften Turner abermals freiwillig zu Feld, und nur zwei, so schon die Feldzüge 1813 und 1814 mitgemacht hatten, blieben wegen Nachwehen zurück. Es mußten nun die jüngeren Heimbleibenden mit frischer Kraft wieder an das Werk gehen. Auch im Frühjahr und Sommer 1815 erhielt der Turnplatz noch wieder wesentliche Verbesserungen und Erweiterungen, einen verschließbaren Schuppen, Kleiderrechen und Bierbaum.

Im Herbst und Vorwinter wurde das Turnwesen noch ein Mal ein Gegenstand gesellschaftlicher Untersuchung. Nachdem die Sache in einem Turnrathe reiflich erwogen und durchprüft, Meinungen verglichen, Erfahrungen vernommen und Urtheile berichtigt worden — begann man, aus allen frühern und spätern Ausarbeitungen und einzelnen Bruchstücken und Beiträgen ein Ganzes zu machen, was dann zuletzt durch meine Feder gegangen.

Wenn auch zuerst nur Einer als Bauherr den Plan entworfen, so haben doch Meister, Gesellen, Lehrlinge und Handlanger treu und redlich gearbeitet und das Ihrige mit Blick und Schick beigetragen. Das ist nicht ins Einzelne zu verzetteln. Auch soll man nicht unheiliger Weise Lebende ins Gesicht loben.

So ist die kurze Geschichte, wie Werk, Wort und Buch entstanden. Vollendet und vollkommen kann keins von allen dreien sein; aber zum Erkennen des Musterbildes mag das Buch hinwirken. Darum wird das Aufgestellte nur dargebracht, um dem Vaterlande Rechenschaft zu geben, in welchem Sein und Sinn unser Thun und Treiben waltet.

190.

Weihelied.

(Nach Matthias Claudius.)

Stimmt an mit hellem hohem Klang,	Dir, niemals ausgesungnes Land,
stimmt an das Lied der Lieder,	dir weihn wir uns aufs neue!
Des Vaterlandes Hochgesang,	Bur Ahnentugend wir uns weihn,
das Waldthal hall ihn wieder!	zum Schuze deiner Hütten;
Der alten Varden Vaterland,	Wir lieben deutsches Fröhlichsein
dem Vaterland der Treue,	und alte deutsche Sitten.

Die Barben sollen Lieb und Wein,
doch öfters Tugend preisen,
Und sollen hiedre Männer sein
in Thaten und in Weisen.

Ihr Kraftgesang soll himmelan
mit Ungestüm sich reißen,
Und jeder ächte deutsche Mann
soll Freund und Bruder heißen!

191.

Von Freiheit und Vaterland.

(Von Ernst Moritz Arndt. Juli 1813. Katechismus f. d. Deutschen Kriegs- und Wehrmann.
Zwölftes Kapitel.)

Und es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen,
die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:

„Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit
man die Einfältigen bethört! Wo es dem Menschen wohl geht, da ist sein
Vaterland, wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit.“

Diese sind wie die dummen Thiere nur auf den Bauch und seine
Gelüste gerichtet, und vernehmen nichts von dem Wehen des himmlischen
Geistes.

Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen
Wollust bringt, dünkt ihnen das Einziggewisse.

Darum hecht Lüge in ihrem eiteln Geschwätz, und die Strafe der Lüge
brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Thier liebet; solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes
Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen.

Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod, und von seiner Liebe nim-
mer lassen noch scheiden.

Das kann kein Thier, weil es leicht vergißet, und kein thierischer Mensch,
weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein gelieb-
tes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig tichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels
zuerst leuchteten, wo seine Blicke dir zuerst seine Allmacht offenbarten und
seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten: da
ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschaug sich liebend über deine Wiege neigte, wo
deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater
dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub: da ist
deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und
Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein
Mensch, und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Muth und dein Stolz und die Gewisheit, daß du vom Himmel stammest.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglückt, was schon deinen Urältervater beglückte; wo keine fremden Herren über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn, und eine Thorheit allen, die für den Augenblick leben.

Aber die Tapfern heben sie zum Himmel empor und wirken Wunder in den Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Deutscher! bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Muth.

Daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes, und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit.

Damit du wieder gewinnest, um was Verräther dich betrogen, und mit Blut erwerbtest, was Thoren versäumten.

Denn der Sclav ist ein listiges und geiziges Thier, und der Mensch ohne Vaterland der unseligste von allen.

192.

Bimmerspruch.

(Von Ludwig Uhland.)

Das neue Haus ist aufgerich't,
gedeckt, gemauert ist es nicht,
noch können Regen und Sonnenschein
von oben und überall herein:
drum rufen wir zum Meister der Welt,
er wolle von dem Himmelszelt
nur Heil und Segen gießen aus
hier über dieses offene Haus.
Zuoberst woll er gut Gedeihn
in die Kornböden uns verleihn;

in die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
in die Küche Maß und Reinlichkeit,
in den Stall Gesundheit allermeist,
in den Keller dem Wein einen guten Geist;
die Fenster und Pforten woll er weihn,
daß nichts Unseligs komm herein,
und daß aus dieser neuen Thür
halb fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
der Segen Gottes ist im Haus.

193.

Nachtlied.

(Von Göthe.)

Über allen Gipfeln
 ist Ruh,
 In allen Wipfeln
 spürest du
 kaum einen Hauch;
 die Vögelein schweigen im Walde.
 Warte nur! Walde
 ruhest du auch.

194.

Schwalbenliebe.

(Siehe Gemeinnützige Naturgeschichte von H. D. Kenz. Gotha 1835. II. Seite 103.)

Als Otto von Kogebue bei Kamtschatka vor Anker lag, baute ein Schwalbenpaar ruhig sein Nest nahe bei einer Kajüte. Ungeört von dem Lärm der Arbeiten auf dem Schiffe brütete das liebende Paar seine Jungen glücklich aus, fütterte sie mit der zärtlichsten Sorgfalt und zwitscherte ihnen fröhliche Lieder vor. Da entfernte sich plötzlich ihre friedliche Hütte vom Lande. Sie schienen darüber in Erstaunen zu gerathen und umkreisten ängstlich das immer weiter eilende Schiff, holten aber doch noch vom Lande Nahrung für die Jungen, bis die Entfernung zu groß wurde. Da gieng der Kampf zwischen Selbsterhaltung und Elternliebe an. Lange noch umflogen sie das Schiff, verschwanden dann auf einige Zeit, kehrten plötzlich wieder, setzten sich zu ihren hungrigen Jungen, die ihnen die offenen Schnäbel entgegen streckten, und schienen sich zu beklagen, daß sie keine Nahrung für sie finden konnten. Dieses Verschwinden und Wiedererscheinen dauerte noch einige Zeit. Endlich blieben sie aus, und nun nahmen sich die Matrosen der Verwaiseten an.

Sprichwörter.

195.

Guter Rath
 kommt nie zu spät.

Heute roth,
 morgen todt.

Geld
 regiert die Welt.

Besser allein,
 als in böser Gemein.

Muß
 ist eine harte Muß.

Marren und Affen
 alles begaffen.

Saule Mädchen,
lange Fädchen.

Trink und is,
des Armen nicht vergiß.

Morgenstunde
hat Gold im Munde.

Aufgeschoben
ist nicht aufgehoben.

Fröhlich in Ehren
soll niemand wehren.

Glück und Glas,
wie leicht bricht das.

196.

Der Hausfrau Augen kochen wohl.
Das Beste ist ein Feind des Guten.
Keinlichkeit ist keine Hoffart.

Wer sich in Gefahr begibt, kommt drin um.
Je leerer Faß, je größerer Klang.

Der Fleißige thut sich nimmer genug.

Wer nichts hat, kann nichts verlieren.

Besser kleinen Zorn, denn großen Schaden.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Wer an dem Wege baut, hat viel Meister.

Armut lehrt geigen.

Besser heimliche Scham, als offne Schande.

197.

Es geschieht nichts Neues unter der
Allzuscharf macht schartig. [Sonne.

Man muß mit den Wölfen heulen.

Jedem Narren gefällt seine Kappe.

Diebemanns Erbe ligt in allen Landen.

Wäre kein Dieb, so wäre kein Galgen.

Ein Esel schimpft den andern Langohr.

Wezen hält den Mäher nicht auf.

Wer mit Ochsen fährt, kommt auch zu

Mit Speck fängt man Mäuse. [Markte.

Pflaumen kann man nicht zu Äpfeln

Wens juckt, der kratze sich. [machen.

198.

Man muß mit den Wölfen heulen.

(Von S. B. Hebel.)

„Man muß mit den Wölfen heulen.“ Das heißt: Wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke: Nein! Sondern erstlich, du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehn. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen, wie ihr. Drittens: Wenn du meinst, es sei nimmer anders von ihnen loszukommen, so soll dir erlaubt sein, ein- oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen, und anderer Leute Schafe fressen. Sonst kommt zuletzt der Jäger und du wirst mit ihnen geschossen.

Graf Eberhard der Raufschbart.

(Von Ludwig Uhland.)

1. Der Ueberfall im Wildbad.

In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Raufschbart.

Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus,
er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht gehts auf blutgen Strauß;
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jünger.

Bu Hirschau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein,
und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann gehts durch Tannenwälder ins grüne Thal gesprengt,
wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

Bu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus,
es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus;
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Raft,
den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht
und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Flut;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

Ein angeschosener Eber, der sich die Wunde wusch,
verrieth voreinst den Jägern den Quell in Klust und Busch;
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

Da kommt einmals gesprungen sein jüngster Edelknab:
„Herr Graf! es zieht ein Haufe das obre Thal herab.
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
ein Kösslein roth von Golde und einen Eber wild.“

„Mein Sohn! das sind die Schlegler, die schlagen kräftig drein, —
gib mir den Leibrock, Junge! — das ist der Eberstein:
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn,
ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn.“

Da kommt ein armer Hirte in athemlosem Lauf:
„Herr Graf, es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.“

Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
daß mirs wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt.“ —

„Das ist der Wunnensteiner, der gleißend Wolf genannt, —
gib mir den Mantel, Knabe! — der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
bind mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut.“

Da spricht der arme Hirte: „Des mag noch werden Rath;
ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat,
Kein Ross mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort,
wollt ihr sogleich mir folgen, ich bring euch sicher fort.“

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan,
mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn;
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' ers nie vermerkt,
viel lieber möcht er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf!
schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knäuf.
Darob erbarmts den Hirten des alten, hohen Herrn,
er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thus von Herzen gern.“

Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
so sänftlich sein getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich ächt,
drum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht.“

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnismal,
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann schickt er tüchtige Maurer ins Wildbad alsofort,
die sollen Mauern führen rings um den offenen Ort:
Damit in künftigen Sommern sich jeder greise Mann,
von Feinden ungeschädet, im Bade jüngen kann.

2. Die drei Könige zu Heimsen.

Drei Könige zu Heimsen, wer hätt es je gedacht!
Mit Rittern und mit Rossen, in Herlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft,
sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rath,
bedenken und besprechen gewaltige Waffenthat:
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
und, besser als im Bade, ihm jeden Schlich verstellt.

Wie man ihn dann verwaret und seine Burgen bricht,
 bis er von allem Zwange die Edeln lebzig spricht.
 Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht!
 dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh,
 schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu,
 Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Turm:
 wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
 und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
 Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
 Hufschlag und Rosseschrauben und dumpfer Waffenklang!

Und als das Frühroth leuchtet und als der Nebel sinkt,
 hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
 Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschart,
 und mitten hält zu Rosse der alte Kauschebart.

Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß,
 sie werfen von den Türmen mit Steinen und Geschöß.
 „Nur sachte! — ruft der Greiner — euch wird das Bad geheizt,
 aufdampfen solls und qualmen, daß euchs die Augen reizt!“

Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
 in dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Ther beträuft,
 Drein schießt man glühnde Pfeile: wie rasselts da im Stroh!
 Drein wirft man feur'ge Kränze: wie flackerts lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
 von all den rüstgen Bauern wird emsig nachgeschürt,
 Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift
 und schon mit lustgem Prasseln der Türme Dach ergreift.

Ein Thor ist freigelassen, so hats der Graf beliebt,
 dort hört man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt.
 Dort stürzen wohl verzweifelnd die Schlegler jetzt heraus?,
 Nein, friedlich ziehts herüber, alswie ins Gotteshaus.

Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
 mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich;
 Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
 daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

„Willkomm! — so ruft der Greiner — willkomm in meiner Gast!
 Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
 So konnt ich wieder dienen für den Besuch im Bad;
 nur Einen miß' ich, Freunde! den Wunnenstein, 's ist Schab!“

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
lehnt dort an seinem Spieße, nimmt alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimsen, — so schmollt es — das ist viel!
erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel.“

3. Die Schlacht bei Neutlingen.

Bu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Har,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschar;
Wild rauschen ihre Flügel um Neutlingen die Stadt,
bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht,
ins Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht,
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

Herr Ulrich hats vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!“
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zuthal.

Ein Kirchlein stehet drunten, Sanct Leonhard geweiht,
dabei ein grüner Ager, der scheint bequem zum Streit;
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reihn,
die langen Spieße starren: wohlauf! wer wagt sich drein?

Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei,
man hört der Männer Jauchzen, der Herden wild Geschrei,
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohlgerüstet Heer;
wie flattern stolz die Banner! wie blißen Schwert und Speer!

Mun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schar!
wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächtgen Kotten, sie stürmen an mit Schwall,
die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

Bu Neutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor,
längst wob mit dichten Ranken der Eypheu sich davor,
Man hat es schier vergessen, nun krachts mit einmal auf,
und aus dem Zwinger stürzt gedrängt ein Bürgerhauf.

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth,
heut will der Städter haben im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
 heut spritzt das Blut wie Regen, der Ager blümt sich roth.
 Stets drängender umschloßen und wüthender bestürmt,
 ist rings von Bruderleichen die Ritterschar umtürmt.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark,
 die noch am Leben blieben sind müde bis ins Mark.
 Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
 sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

„Ach Alm“ — stöhnt' einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
 Allmächt'ger! wollt er rufen — man hieß davon das Schloß.
 Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm:
 hätte nicht das Schloß den Namen, man hieß es jetzt Achalm.

Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Thor
 manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
 Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all gereiht,
 man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

Dort liegen mehr denn sechszig, so blutig und so bleich,
 nicht jeder Knapp erkennet den todtten Herrn sogleich.
 Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
 gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
 mit Eichenlaub bekränzet, wies Helben wohl gebührt,
 So geht es nach dem Thore die alte Stadt entlang,
 dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.

Güb Weissenheim eröffnet den langen Leichenzug,
 er war es, der im Streite des Grafen Banner trug,
 Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war,
 drum mag er würdig führen auch noch die todtte Schar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt im Schildesamt,
 Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
 O Zollern! deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
 sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künftigen Glanz?

Von Sachsenheim zweien Ritter, der Vater und der Sohn,
 die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn,
 Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist,
 der längst mit Klagebärden auf schweres Unheil weist.

Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht,
 er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
 Davon man sein Geschlechte die Todten hieß zum Scherz:
 hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod ins Herz.

Das Lieb, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug;
 will jemand alle wissen, die man von dannen trug:
 Dort auf den Rathhausfenstern, in Farben bunt und klar,
 stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
 da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht sehr geeilt;
 Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl;
 ein frostiger Willkommen, kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an den Tisch,
 er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
 Da faßt der Greis ein Messer, und spricht kein Wort dabei,
 und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

4. Die Döffinger Schlacht.

Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein,
 man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein;
 Zu Döffingen wars anders, dort scholl den ganzen Tag
 der feste Kirchhof wieder von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
 zum festen Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Huth;
 Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab,
 wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth,
 schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot,
 Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
 vom edeln Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

Da kommt ein reisger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
 „Mein Herr mit seinem Banner will euch zu Dienste sein.“
 Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab sein nicht begehrt,
 er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt.“

Dalb steht Herr Ulrich drüben der Städte Scharen stehn,
 von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn,
 Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
 „Ich weiß, ihr Uebermüthgen, wovon der Ramm euch schwoh.“

Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl ich alte Schuld,
 wills Gott, erwerb ich wieder die väterliche Huld.
 Nicht darf ich mit dir speisen auf Einem Tuch, du Held,
 doch darf ich mit dir schlagen auf Einem blutgen Feld.“

Die steigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
 sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
 Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
 Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenstumpf?
 „Gott sei mir Sünder gnädig!“ — er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
 O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspellt!
 O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

Da ruft der alte Mecke, den nichts erschüttern kann:
 „Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
 Schlagt drein! die Feinde fliehen.“ — er ruft's mit Donnerlaut;
 wie rauscht sein Bart im Winde! hei wie der Eber haut!

Die Städter han vernommen das seltsam listige Wort.
 „Wer flieht?“ so fragen alle, schon wankt es hier und dort.
 Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlieb,
 Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterschein?
 Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
 Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht:
 da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemonde geschah es, bei Gott, ein heißer Tag!
 Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
 Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
 Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge gieng,
 auf rostige Degenklingen, Speereisen, Panzerring,
 Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
 zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp versteckt.

Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
 da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
 „Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus,
 daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß.“

Hei! — spricht der Wolf mit Lachen — gestel euch dieser Schwanz?
 ich stritt aus Haß der Städte und nicht um euren Dank.
 Gut' Nacht und Glück zur Reise! es steht im alten Recht.“
 Er spricht und jagt von bannen mit Ritter und mit Knecht.

Bu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
 bei seines Ulrichs Leiche, des einzgen Sohns, verbracht.
 Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht,
 ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem Frühesten steigt Oberhard zu Ross,
 gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reisgen Troß;
 Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt:
 „Dem Mann ist trüb zu Muthe, was der uns bringen wird?“

„Ich bring euch böse Kunde: nächst ist in unsern Trieb
 der gleißend' Wolf gefallen, er nahm so viel ihm lieb.“
 Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
 „Das Wölflin holt sich Kochfleisch, das ist des Wölflins Art.“

Sie reiten rüstig fürder, sie sehn aus grünem Thal
 das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstral;
 Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht:
 „Der Knab will mich bedünken, als ob er Gutes brächt.“

„Ich bring euch frohe Nâhre: Glück zum Urenkelein!
 Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und fein.“
 Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
 „Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Dank und Preis!“

200.

Die gute Mutter.

(Von J. V. Sebel.)

Im Jahr 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kinde, das bei der Armee war und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinararmee sein,“ sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen,“ und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedieß, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find ich ihn in Colmar nicht, so geh ich nach Straßburg, find ich ihn in Straßburg nicht, so geh ich nach Mainz.“ Die Andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn euer Sohn bei der Armee? Major?“ Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein, oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde,“ sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn.“ Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als schon die Sonne sich zu den elsässer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in

dem Lager nicht weit von der Straße stunden partienweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten stunden vor dem Lager beisammen, diskutierten mit einander, und eine junge weißgekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, daß sie nahe bei den Herren steht. Was gilt's, der, wo mit ihr redet, ist ihr Mann.“ Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Colmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirtshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch, wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt: daß sie jetzt etwas von ihrem Sohne erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei; und hatte doch den Muth fast nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch möglich. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich am Rocke fest, und fragte ihn: „Kennt ihr nicht einen bei der Armee, oder habt ihr nicht von einem gehört, so und so?“ Der Diener sagte: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag geessen,“ und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spaß; der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagt: „Ja, so heißt der General!“ Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General,“ und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein,“ und „Ja, so sieht er aus, und ist von Geburt ein Schweizer.“ Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung, und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche;“ und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzlich eure Bagage abladen von dem Postwagen, und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse, und euch hinausführe zu eurem Herrn Sohn in das Lager.“

Am Morgen, als sie in das Lager kam, und den General sah, ja, so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte, und seiner Gemahlin sagte: „Das ist sie,“ da

küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth schwammen in einander und goßen sich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte. — Als der Wirt zurückkam, sagte er: das Geld regne zwar nirgends durch das Kamin herab, aber nicht zweihundert Franken nähme er darum, daß er nicht zusehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte, und sein Glück sah; und der Erzähler sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weit aus im menschlichen Herzen, daß es so gern zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will.“

201.

Trieb nach oben und unten.

(Von Friedrich Rückert.)

In allem Leben ist ein Trieb
nach unten und nach oben;
Wer in der rechten Mitte blieb
von beiden, ist zu loben.

In Hochmuth überheb dich nicht,
und laß den Muth nicht sinken!
Mit deinem Wipfel reich ins Licht
und laß die Wurzel trinken.

202.

Der Kanarienvogel.

(Von G. D. Kenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. S. 148 ff.)

In Cleve zeigte vor einiger Zeit ein Vogelsteller einen Kanarienvogel, dessen Kunststücke in der dortigen Gegend allgemein bekannt waren und bewundert wurden. Der Vogelsteller nahm den Vogel heraus, setzte ihn auf seinen Zeigefinger, und redete ihn folgendermaßen an: „Du erscheinst hier, mein lieber Bijou (so hieß der Kanarienvogel), vor sehr vornehmen und verständigen Leuten, nimm dich also in Acht, daß du die Erwartung, die man sich von dir macht, nicht täuschest. Du hast Lorbeeren eingesammelt, Sorge dafür, daß sie nicht verwelken.“ Diese ganze Zeit über schien der Vogel zuzuhören, und nahm dabei eine Stellung an, als ob er recht aufmerksam auf die Rede wäre, indem er sein Ohr dem Munde des Mannes entgegenbog, und, als dieser zu reden aufhörte, zweimal ganz deutlich mit dem Kopfe nickte, und war je ein Nicken verständlich und vielversprechend, so war es dieses. „Gut,“ sagte nunmehr der Vogelsteller, indem er seinen Hut gegen den Vogel abnahm, „laß uns denn nun sehen, ob du ein Kanarienvogel von Ehre bist. Stimmi einmal ein Liedchen an.“ — Der Vogel sang. — „Pfui, das ist zu hart, das klingt ja, als wenn ein heiserer Rabe krächzte. Etwas

Mührendes! — Der Vogel pffiff nun, als ob seine kleine Kehle in eine Laute verewandelt wäre. — „Rascher!“ sagte der Mann; „langsamer! So ist's recht. Aber was zum Henker hast du mit deinen Füßchen und deinem Köpfchen vor? Kein Wunder, daß du herauskommst, Monsieur Bijou, wenn du den Takt zu schlagen vergißest. Nun, das ist ein lieber Bijou! bravo, bravo, Männchen!“ Alles, was ihm geheißen und woran er erinnert wurde, that er mit bewunderungswürdiger Pünktlichkeit. Sein Kopf und sein Fuß schlugen den Takt, und beide drückten sowohl die Abwechslung des Tones als der Bewegung aus. Der Ton selbst war ein treuer Widerhall des Sinnes, und zwar nach den strengsten Regeln der Musik. Bravo, bravo! hallte es von allen Seiten des Zimmers wieder. „Und du bezeugst deine Dankbarkeit nicht für dieses Lob?“ rief der Vogelsteller unwillig aus. Der Vogel verbeugte sich auf das ehrerbietigste.

Das nächste Kunststück, das der Kanarienvogel machte, bestand darin, daß er mit einer aus einem Strohhalm gemachten Flinte den Soldaten spielte. „Du hast ein saures Stück Arbeit gemacht, mein armer Bijou,“ sagte der Vogelsteller, als er fertig war, „und mußt wohl etwas müde sein. Nur noch ein Paar Stückchen, und dann sollst du ausruhen. Zeig einmal den Damen, wie man einen Knix macht.“ Der Vogel zog nun das eine Füßchen hinter das andere, und sank und hob sich mit der vollkommensten Ungezwungenheit und Grazie. „Das ist schön, mein liebes Männchen; und nun einen Bückling.“ Er machte ihn, indem er zugleich den Kopf neigte und mit den Füßen scharrte. „Nun laß uns mit einem Walzer schließen, Bijou. Getroffen! recht so! lustig!“ Die Lebhaftigkeit, die Genauigkeit, das Feuer, womit dieser letzte Befehl vollzogen wurde, trieb den Beifall der ganzen Gesellschaft bis zur höchsten Bewunderung. Bijou selbst schien den Durst nach Ruhm zu fühlen, schüttelte seine kleinen Federn, und stimmte einen Jubelgesang an, in welchem man das Selbstbewußtsein des Siegers zu hören glaubte.

„Du hast es brav gemacht, was ich dir geheißen habe,“ sagte der Vogelsteller, indem er seinen gefiederten Liebling liebkosete; „mach also jetzt ein Schläschen, während ich deinen Platz einnehme.“ Der Kanarienvogel fiel nun in einen verstellten Schlummer, und zwar so täuschend, als ob Morpheus alle seine Kraft an ihm versucht hätte; erst schloß er das eine Auge, dann das andere, dann nickte er, dann sank er so sehr auf die eine Seite, daß verschiedene von der Gesellschaft die Hände ausstreckten, um ihn vom Fallen abzuhalten, und gerade, wenn diese Hände ihn zu berühren im Begriffe waren, faßte er sich wieder und sank dann eben so tief auf die andere Seite. Endlich schien ihn der Schlaf in einer festen Stellung zu halten, worauf ihn der Mann vom Finger wegnahm, und ihn auf den Tisch legte, wo er, wie der Vogelsteller versicherte, so lange fest und ruhig schlafen würde, als er

selbst seine Kunststücke machte. Allein kaum hatte er damit angefangen, als eine große schwarze Rabe auf den Tisch sprang, den Vogel mit den Zähnen ergriff, und alles Widerstandes ungeachtet mit ihm zum Fenster hinausstürzte. Der Vogelsteller war über diesen Verlust untröstlich, indem er mit diesem Thierchen Jahre lang sein Brot verdient hatte.

203.

Räthsel.

Die Flotte ewig unter Segel,
nie lauft sie aus, nie langt sie an,
und ohne Steuer, Mast und Segel,
umschiffet sie selbst den fernsten Plan.
Sie führt die köstlichsten der Gaben,
dem Schoß der Erde nicht entgraben,

heraus aus tiefstem Ocean.
Doch sollen ihre Schätze landen,
so müssen erst die Schiffe stranden:
bevor das Fahrzeug ist zerschellt,
beglückt nie sein Gut die Welt.

204.

Das Lied vom Samenkorn.

(Von F. A. Krummacher.)

Der Sämann streut aus voller Hand
den Samen auf das weiche Land,
Und wundersam! was er gesät,
Das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schoß
und wickelt es im Stillen los:
Ein zartes Keimlein kommt hervor
und hebt sein röthlich Haupt empor.

Es steht und frieret, nackt und klein,
und fleht um Thau und Sonnenschein.
Die Sonne schaut von hoher Bahn
der Erde Kindlein freundlich an.

Dalb aber nahet Frost und Sturm,
und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm;
Das Körnlein kann ihm nicht entgehn
und muß in Wind und Wetter stehn.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh;
der Himmel deckt mit weißem Schnee
Der Erde Kindlein freundlich zu;
dann schlummert es in stiller Ruh.

Dalb fleucht des Winters trübe Nacht,
die Lerche singt, das Korn erwacht,
Der Lenz heißt Baum und Wiesen blühen
und schmückt das Thal mit frischem Grün.

Voll krauser Ehren, schlank und schön,
muß nun die Halmensaat erstehn,
Und wie ein grünes stilles Meer
im Winde wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
die Sonne auf das Aehrenfeld;
Die Erde ruht in stillem Glanz,
geschmückt mit goldnem Erntekranz.

Die Ernte naht, die Sichel klingt,
die Garbe rauscht, gen Himmel bringt
Der Freude lauter Jubelsang,
des Herzens stiller Preis und Dank.

205.

Der Baum des Lebens.

(Von Friedrich Rückert. Vergleich Teil I. Nr. 25.)

Als Adam lag im Tobekampfe schon,
 schickt' er zum Paradiese seinen Sohn,
 Zu holen einen Zweig vom Lebensbaum,
 und zu genesen hofft' er noch davon.
 Seth brach das Reis, und als ers hergebracht,
 war schon des Vaters Lebenshauch entflohn.
 Da pflanzten sie das Reis auf Adams Grab,
 und fortgepflanzt ward es von Sohn zu Sohn.
 Es wuchs, als in der Grube Joseph lag
 und Israel in der ägyptischen Frohn.
 Des Baumes Blüten giengen duftend auf,
 als David harfend saß auf seinem Thron.
 Dürre ward der Baum, als an dem Weg des Herrn
 irr ward in seiner Weisheit Salomon.
 Doch die Geschlechter hofften, daß ihn neu
 beleben sollt ein andrer Davidssohn.
 Das sah im Geist der Glaube, da er saß
 im Leid an Wasserflüssen Babylon.
 Und als der ewge Pliß vom Himmel kam,
 zerbarst der Baum mit hellem Jubelton;
 Begnadigt ward der dürre Stamm von Gott,
 zu dienen zu dem Holz der Passion.
 Es zimmerte die blinde Welt aus ihm
 das Kreuz, und schlug ihr Heil daran mit Hohn.
 Da trug der Baum des Lebens blutge Frucht,
 daß, wer sie koste, Leben sei sein Lohn.
 O Freimund, * sieh! der Baum des Lebens wächst,
 ausbreitend sich jemehr, als Sturm ihm drohn.
 Die ganze Welt ruh' unter seinem Schirm!
 die halbe ruht in seinem Schatten schon.

206.

Das Godtenhemdchen.

(Märchen, von den Brüdern Grimm.)

Es hatte eine Mutter ein Büblein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, daß es niemand ansehen konnte, ohne ihm gut zu sein, und sie hatte es auch lieber, als alles auf der Welt. Nun geschah es, daß es plötzlich krank wurde und der liebe Gott es zu sich nahm; darüber konnte

* So nennt sich der Dichter in seinen Gedichten.

sch die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind nachts an den Plätzen, wo es sonst im Leben gesessen und gespielt hatte; weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte, zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Todtenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach: „Ach Mutter! hör doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Todtenhemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen, die alle darauf fallen.“ Da erschrak die Mutter, als sie das hörte, und weinte nicht mehr. Und in der andern Nacht kam das Kindchen wieder, hielt in der Hand ein Lichtchen, und sagte: „Siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken und ich habe Ruhe in meinem Grab.“ Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid, und ertrug es still und geduldig, und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdischen Bettchen.

207.

Das Riesenspielzeug.

(Von Adalbert v. Chamisso.)

Burg Riebeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüßt und leer,
du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
neugierig zu erkunden, wies unten möchte sein.

Mit wengen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
ersahen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei! artig Spielzeug!“ ruft sie, „das nehm ich mit nach Haus.“
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus,
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammen schlägt;

Und eilt mit freudigen Sprüngen, man weiß wie Kinder sind,
zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielbing wunderschön!
so allerliebste sah ich noch nie auf unsern Höhen.“

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Sappeliches bringst du in deinem Tuch herbei?
du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei.“

Sie spreitet aus das Tüchlein, und fängt behutsam an,
den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische so zierlich aufgebaut,
so klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin,
der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!“

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!“

Burg Niedel ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand,
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

208.

Die Riesen und die Zwerge.

(Von Friedrich Rückert.)

Es gieng die Riesentochter, zu haben einen Spaß,
herab vom hohen Schlosse, wo Vater Riese saß;
Da fand sie in dem Thale die Ochsen und den Pflug,
dahinter auch den Bauer, der schien ihr klein genug.

Die Riesen und die Zwerge!

Pflug, Ochsen und den Bauer, es war ihr nicht zu groß,
sie faßt in ihre Schürze, und trugs aufs Riesenschloß.
Da fragte Vater Riese: Was hast du, Kind, gemacht?
Sie sprach: Ein schönes Spielzeug hab ich mir hergebracht.
Die Riesen und die Zwerge!

Der Vater sah's und sagte: Das ist nicht gut, mein Kind!
 Thu es zusammen wieder an seinen Ort geschwind.
 Wenn nicht das Volk der Zwerge schafft mit dem Pflug im Thal,
 so darben auf dem Berge die Riesen bei dem Mahl.
 Die Riesen und die Zwerge!

209.

Der Gamsjäger.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Ein Gamsjäger stieg auf und kam zu dem Felsgrat, und indem er immer weiter empor kletterte, weiter als er je vorher gelangt war, stund plötzlich ein häßlicher Zwerg vor ihm, der sprach zornig: „Warum erlegst du mir lange schon meine Gamsen, und lässest mir nicht meine Herde? Jetzt sollst du mit deinem Blute teuer bezahlen!“ Der Jäger erbleichte und wäre bald hinabgestürzt, doch faßte er sich noch und bat den Zwerg um Verzeihung, denn er habe nicht gewußt, daß ihm diese Gamsen gehörten. Der Zwerg sprach: „Gut, aber laß dich hier nicht wieder blicken, so verheiß ich dir, daß du jeden siebenten Tag, Morgens früh, vor deiner Hütte ein geschlachtetes Gemsthier hangen finden sollst, aber hüte dich und schone mir die andern.“ Der Zwerg verschwand, und der Jäger gieng nachdenklich heim, und die ruhige Lebensart behagte ihm wenig. Am siebenten Morgen hing eine fette Gams in den Nesten eines Baumes vor seiner Hütte, davon zehrte er ganz vergnügt, und die nächste Woche giengs eben so und dauerte ein Paar Monate fort. Allein zuletzt verdroß den Jäger seiner Faulheit, und er wollte lieber selber Gamsen jagen, möge erfolgen, was da werde, als sich den Bräten zutragen lassen. Da stieg er auf, und nicht lange, so erblickte er einen stolzen Reitbock, legte an und zielte. Und als ihm nirgendß der böse Zwerg erschien, wollte er eben losdrücken, da war der Zwerg hinter her geschlichen, und riß den Jäger am Knöchel des Fußes nieder, daß er zerschmettert in den Abgrund sank.

210.

Der Alpenjäger.

(Von Schiller.)

Willst du nicht das Lämmlein hüten? Lämmlein ist so fromm und sanft, Nährt sich von des Grases Blüten, Spielend an des Baches Rausch. —	Willst du nicht die Herde locken mit des Hornes munterm Klang? Lieblich tönt der Schall der Glocken in des Waldes Lustgesang. —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen jagen nach des Berges Höhen!“	„Mutter, Mutter laß mich gehen schweifen auf den wilden Höhen!“

Willst du nicht der Blümlein warten,
die im Beete freundlich stehn?
Draußen labet dich kein Garten
wild ist's auf den wilden Hohn! —

„Laß die Blümlein, laß sie blühen;
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe gieng zu jagen,
und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
an des Berges finstern Ort;

Vor ihm her mit Windesschnelle
flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß zerborstner Klippen
trägt sie der gewagte Sprung.

Aber hinter ihr verwogen
folgt er mit dem Todesbogen.

Jeso auf den schroffen Zinken
hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versteinen
und verschwunden ist der Pfad,
Unter sich die steile Höhe,
hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
sieht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn, loszubrüchen,
legt er schon den Bogen an.

Plötzlich aus der Felsenspalte
tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,“
ruft er, „bis herauf zu mir?“

Raum für alle hat die Erde!
was verfolgst du meine Herde?“

211.

Ein Lied hinterm Ofen zu singen.

(Von Matthias Claudius. Werke, II. Seite 87. ff.)

Der Winter ist ein rechter Mann,
fernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
und scheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Mann gesund, ist ers!
er krankt und kränkelt nimmer,
Er badet sich am Eis des Meers
und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an
und läßt's vorher nicht wärmen,
Und braucht sich über Fluß in Zahn
und Glibern nicht zu härmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
weiß er sich nichts zu machen;
Ein warmes Herz, das ist sein Drang,
sonst haßt er warme Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr
wenns Holz im Ofen knittert,
Und an dem Ofen Knecht und Herr
die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
und Teich' und Seen frachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
dann will er sich todt lachen.

Sein Schloß von Eis ligt ganz hinaus
beim Nordpol an dem Strande,
Doch hat er auch ein Sommerhaus
im lieben Schweizerlande.

Da ist er dann bald dort, bald hier,
gut Regiment zu führen,
Und wenn er durchzieht, stehen wir
und sehn ihn an und frieren.

Der Krieg.

(Von Friedrich Jacobs. Alwin und Theodor, Leipzig 1817. Seite 16 ff.)

In den ersten Tagen des Mai führte ein Vater seine Kinder, Alwin und Theodor, in das Freie hinaus. Der Weg gieng eine lange Allee hinab, an deren Ende ein öffentlicher Garten lag. In seinen weit geöffneten Thüren sahen sie schon von fern ein buntes Gewühl von Menschen, welche aus- und eingiengen, und eine lustige, aus dem Innern schallende Musik lud die Spazierenden ein, an den Vergnügungen des Gartens Theil zu nehmen.

Es war ein Sonntag, und eine Menge vergnügter Menschen vergaß hier die Arbeiten und Mühen der vergangenen Tage. Viele spazierten müßig in den breiten Gängen auf und ab, und genossen den lauen Abend, der aus dem frischen Laube und den Blüten der Bäume süße Düfte hervorlockte. Männer wandelten mit Weibern; und vor ihnen hüpfen ihre Kinder oder tummelten sich in fröhlicher Verwirrung auf den Grasplätzen umher. Alle schienen von einem Geiste friedlicher Eintracht und ruhigen Genießens besetzt. Die fröhlichen Töne, die sie umzogen, die heitern Stralen der Abendsonne, und die anmuthigen Düfte, die aus tausend Blumen emporstiegen, schienen alle Gemüther erheitert und in ein süßes Vergessen ihrer Sorgen gewiegt zu haben.

Allmählich verlor sich die größere Menge und die laute Musik verstummte. Da erscholl aus einem Gebüsch zur Seite eine anmuthige Doppelpfeife, die von Zeit zu Zeit durch einen einfachen und rührenden Gesang unterbrochen wurde. Die meisten von denen, die noch in dem Garten zurückgeblieben waren, eilten jetzt neugierig nach jener Gegend hin, und Alwin und Theodor waren nicht unter den letzten. Sie fanden auf einem Rasenplaze einen Knaben sitzen, welcher zwei kleine Pfeifen blies und zur Abwechslung dazwischen sang.

Das Lied, das er sang, war ein Lob des Friedens. Er wiederholte es mehrmalen; aber immer, wenn er gegen das Ende kam, wurde seine Stimme dumpfer und dumpfer, bis sie endlich bei den letzten Worten ganz zu erlöschen schien.

Wer einmal gekommen war, blieb stehen und hörte. Der Knabe schien etwas über zwölf Jahr alt zu sein. Seine heitere Bildung gefiel Jedermann, wie er denn auch die Umstehenden unbefangen und unschuldig mit großen blauen Augen ansah. Neben ihm lag ein grauer Hund, den er von Zeit zu Zeit liebkosete. Sein Anzug war ärmlich, aber rein, und seine Bewegungen hatten eine gewisse natürliche Anmuth, die Jedermann wohlgefiel. Man wollte wissen, wer er sei, wo er herkomme, und wem er angehöre.

„Ich komme weither vom Rhein,“ antwortete er, „wo meine arme Mutter wohnt. Ich ziehe umher, um etwas zu verdienen.“

Diese Worte erregten die Neugierde der Umstehenden noch mehr. Man verlangte seine Geschichte zu hören. Er schwieg einige Augenblicke; dann legte er seine Flöten bei Seite, drückte den Hund fester an sich und erzählte mit gefalteten Händen folgendermaßen:

„Ich komme aus der Pfalz, wo mein armer Vater Landwirtschaft trieb. Wir hatten ein feines Haus, nicht weit vom Fluß, und einen Garten dabei, auch einen kleinen Weinberg, dicht am Wasser. Wir hatten Pferde und Rüge, und alles, was wir wünschten. Gar oft sagte mein Vater: Unsere Nachbarn sind zwar reicher, aber gewiß nicht vergnügter als wir. Denn wir sind zufrieden mit dem, was uns Gott beschert, und begehren nicht mehr, als wir haben.

Das war vor dem Kriege, da gieng uns alles zu Glück. Als aber die Kriegsunruhen anfiengen, fiengen auch meiner Eltern Sorgen an. Wir hörten oft von bösen Thaten, die verübt worden waren, und daß man niemand schone, weder Alt noch Jung. Auch kamen viele Flüchtlinge vom andern Ufer bei uns durch, mit wenigen Habseligkeiten. Die erzählten schauderhafte Dinge und machten uns sehr bange. Oft sahen wir auch schreckliche Feuerzeichen von brennenden Dörfern am Himmel. Wir giengen mit Furcht zu Bette und standen mit Sorgen auf, denn alles Unglück, das wir sahen und hörten, drohte uns ebenfalls.

Endlich fieng die Noth auch in unserer Gegend an. Es kamen oft Soldaten zu uns, bald Freunde bald Feinde. Aber sie waren alle gleich und verlangten immer dieß und das. Sie sagten zwar, der Krieg würde für uns geführt, damit es uns wohl gienge. Aber dabei nahmen sie uns alles, was wir hatten; und wenn wir ihnen alles gegeben hatten, wußten sie es uns doch keinen Dank.

Eines Tages hörten wir ein gewaltiges Kanonenfeuer, und gegen Abend hieß es, der Feind sei geschlagen und ziehe sich mit großer Eile im Thale herab. Mit tödtlicher Angst sahen wir der Ankunft des fliehenden Feindes entgegen. Mein Vater gieng nicht zu Bette, sondern verwarte das Haus und erwartete den Erfolg.

Früh, vor Tagesanbruch, als ich noch schlief, wurde mit großem Ungeflüm an das Haus geschlagen. Ich fuhr erschrocken auf und sah durchs Fenster einen Trupp Reiter, welche Anstalten machten, die Thüren aufzusprennen. Da öffnete ihnen mein Vater gutwillig — denn es waren ihrer zu viele, um sie abzuhalten — und fragte sie recht höflich, was denn ihr Begehren sei. Da verlangten sie Geld, aber viel und schnell; und einige zogen die Säbel, andere spannten die Pistolen gegen ihn und drohten, ihn zu ermorden, wenn er sich einen Augenblick bedächte.

Ich war unter der Zeit hinausgelaufen und bat meinen Vater, ihnen

doch alles zu geben. Da schwang einer von den wilden Reitern lachend seinen Säbel über mir, um mich in Furcht zu setzen; aber ein anderer, der vom Pferde gestiegen war, faßte mich freundlich beim Kinn und streichelte mir den Kopf und sagte mir, ich sollte mich nicht fürchten. Ich fürchte mich nicht, antwortete ich, aber, um Gottes Willen, thut nur dem Vater nichts!

Mein Vater war in das Haus gegangen, um Geld zu holen. Während der Zeit behielten sie mich und die Mutter in Verhaft. Einige stießen schreckliche Worte aus und drohten, uns mitzunehmen oder uns Leben zu bringen. Nun brachte mein Vater eine Summe Geldes, ich weiß nicht wie viel, und gab es ihnen. Aber sie waren nicht zufrieden, sondern fluchten entsetzlich, und einige stiegen schon ab, um selbst zu suchen. Auf einmal hörte man einige Kanonenschüße in der Nähe. Da erschrafen sie, stiegen hastig wieder auf und jagten mit ihrer Beute auf und davon.

Als sie weg waren, dankten wir alle Gott, daß nichts Schlimmeres geschehen war. Aber mein Vater war still und meine Mutter weinte. Sie hat mir nachher gesagt, das Unglück habe ihr geahndet, das uns bevorstand.

Viele Reiter und Fußgänger eilten den ganzen Tag über vorbei, und keiner hielt sich auf, bis gegen Abend drei Reiter auf unsern Hof kamen und mit Ungeßüm Geld verlangten. Mein Vater eilte hinaus, um ihnen zu sagen, daß er nichts mehr habe, und hielt uns zurück, ihm zu folgen. Wir horchten aber an der Thür und hörten einen schrecklichen Wortwechsel. Da liefen wir hinaus, als der Lärm so arg wurde, um meinem armen Vater zu Hilfe zu kommen. In dem Augenblick schwang ein Reiter den Säbel über ihn, und nannte ihn einen Hund, und ein anderer drückte sein Gewehr gegen ihn ab; und wir sahen meinen Vater in seinem Blute fallen.“

Der Knabe hielt bei diesen Worten inne; Thränen rollten über seine Wangen, und alle Umstehenden waren gerührt.

„Als meine Mutter das große Unglück sah,“ fuhr er nach einem kurzem Stillstehen fort, „warf sie sich über meinen armen Vater her, und schrie und weinte, bis ihr die Stimme vergieng. Da glaubte ich, sie sei auch todt, und setzte mich neben sie, und wollte auch sterben. Die Reiter waren unterdessen in das Haus gegangen, und rafften zusammen, was sie fanden. Dann ritten sie eilends davon, als es schon ganz dunkel war, und kümmerten sich nicht weiter um uns.

Ich wußte nicht, was ich thun sollte; bald wollte ich in die Nachbarschaft laufen und Hilfe suchen. Aber ich war in einer so großen Angst, daß ich nicht fort konnte. Ich konnte nur rufen und schreien; und das hörte niemand! denn unser Haus lag einzeln. Endlich kam es mir vor, als ob meine Mutter wieder Athem holte. Ich rief sie mit lauter Stimme, und sie schlug die Augen auf und fragte, wo sie wäre? Ich konnte vor Freude nicht

antworten und auch vor Traurigkeit nicht; denn die Thränen erstickten meine Worte. Aber, ach! in dem Augenblicke schlug die Flamme aus dem Dache unseres Hauses empor. Meine Mutter raffte sich auf, und wollte in das brennende Haus hinein. Aber ich hielt sie fest und ließ sie nicht los. Denn sie wäre gewiß in den Flammen umgekommen. Das Haus stund mit einem Mal in vollen Flammen. Es kamen einige Leute herbei, um zu helfen; aber alle Hilfe war umsonst; das Haus brannte nieder, und wir hatten nichts gerettet, als was wir an uns trugen. Nun versammelten sich viele Leute um uns, und beklagten unser Unglück. Und jeder erzählte etwas, das ihm begegnet war, der eine dieß, der andere das; denn es war niemand verschont geblieben. Aber umgekommen war doch niemand, als mein armer Vater.

Als der Morgen anbrach, war meine Mutter sehr krank, denn wir waren die ganze Nacht unter freiem Himmel gewesen; und noch wußten wir nicht, wo wir uns hinwenden sollten. Meine Mutter saß immer neben meinem todtten Vater, und hielt mich fest auf ihrem Schoße, damit sie mich nicht auch verlöre, sagte sie. Da kam eine arme Witwe aus der Nachbarschaft, der mein Vater, in bessern Zeiten einiges Gute gethan hatte. Die bat meine Mutter aufzustehen und mit in ihre Hütte zu gehen. Sie wollte alles mit uns teilen, sagte sie, was sie in ihrer Armut hätte.

Den andern Tag begruben sie meinen Vater, und der Pfarrer predigte an dem Grab und sagte: mein Vater wäre nun im Himmel, denn er hätte Gott gefürchtet und geliebt. Und das ist auch gewiß wahr; denn mein Vater war fromm und that allen Menschen Gutes.

Da alle weg waren, blieb ich allein auf dem Gottesacker, und setzte mich auf das Grab, und weinte, und rief meinem Vater mit Namen; und dann betete ich, und nahm mir vor, auch so gut zu werden, wie er. So saß ich lange auf dem Grabe, und konnte nicht weg. Der Hund lag neben mir und sah mich traurig an; und da mußte ich noch mehr weinen, wenn ich dachte, wie lieb mein Vater das treue Thier gehabt hatte.“

Bei diesen Worten legte der Knabe sein Gesicht auf den Kopf des Hundes und drückte ihn fest dagegen. Dann fuhr er fort:

„Meine Mutter war nun lange krank, und wir lebten sehr kärglich. Unsere gute Wirtin hatte nur wenig, und meine Mutter konnte nichts verdienen. Da ich nun sah, daß sie immer betrübt war und sich härmte, weil wir der armen Frau zur Last fielen, sagte ich eines Tages zu ihr: Liebe Mutter, ihr seid so traurig, daß wir nichts haben und nichts verdienen können. Aber seid nur getroßt! Kann ich nicht die Doppelpfeife spielen und allerlei Lieder singen? Ich will mich auf die Reise begeben, und Mußt machen, wie der blinde Nepomuk, der sonst immer mit seinem Enkel hieher kam; so seid ihr eine Sorge los, und ich denke etwas zu verdienen.

Dann komme ich wieder zurück und bringe euch mit, was ich erworben habe. — Meine Mutter antwortete nichts; ich aber schickte mich zur Reise an, bat meine Wirtin um etwas Brot, rief den Hund und wollte hinaus. Da meine Mutter nun sah, daß es mein Ernst war, wollte sie mich nicht fortlassen, sondern schalt mich und stritt und bat. Da war gerade ein alter Nachbar zugegen, dem die Soldaten auch alles genommen hatten; der sagte: Laßt ihn ziehen, Mutter! Es hat wohl mancher brave Mann so angefangen; Gott wird ihn behüten! Und da ich auf meinem Vorhaben bestund, sagte sie endlich unter vielen Thränen: Nun so geh in Gottes Namen! Ich will für dich beten, daß dir kein Unglück begegne, und daß du gut bleibest.

Da gab ich ihr die Hand und gieng fort; und es sind nun zwei Monate, daß ich herumziehe und Musik mache, und noch ist mir nichts Uebels begegnet. Ich habe mir schon einiges gespart, und wann es noch mehr ist, kehre ich wieder nach Hause zurück und erfreue meine arme Mutter, die wohl manche Sorge um mich haben mag.“

Mit diesen Worten endigte der Knabe seine Geschichte, und zog ein kleines Beutelchen heraus, das er mit Wohlgefallen wog und zwischen beide Hände drückte. Alle Umstehenden zeigten sich freigebig und liebkoseten den Knaben und lobten ihn. Da trat unter der Menge ein ällicher Mann hervor, der ein ansehnliches Vermögen besaß und seine Kinder verloren hatte. Der faßte den Knaben bei der Hand und sagte: „Willst du mit mir kommen?“ — Der Knabe sah ihn mit großen Augen an und sagte: „Ich will euch so viele Lieder spielen, als ich weiß.“ — Der Mann lächelte und gieng mit dem Knaben weg. Bald darauf erfuhr man, daß er ihn an Kindesstatt angenommen hatte und für seine Mutter Sorge trug.

213.

Sturmwächterslied.

(Von De la Motte Fouqué.)

<p>Am gewaltigen Meer in der Mitternacht, Wo der Wogen Heer an die Felsen kracht, da schau ich vom Turm hinaus. Ich erheb einen Sang aus starker Brust, Und mische den Klang in die wilde Luft, in die Nacht, in den Sturm, in den Graus.</p>	<p>Bringe durch, bringe durch recht freudenvoll, Mein Lied, von der Burg in das Sturmgeroll, verkünd es weit durch die Nacht, Wo wanket ein Schiff durch die Flut entlang, Wo schwindelt am Riff des Wanderers Gang, daß oben ein Mensch hier wacht:</p>
--	--

215.

Im Speffart.

(Von Friedrich Schlegel.)

<p>Egrüßt feist du, viellieber Wald! Es rührt mit wilber Luft, Wenn abends fern das Alphorn schallt, Grinnung mir die Brust.</p> <p>Jahrtausende wohl standst du schon, o Wald, so dunkel-kühn! Sprachst allen Menschenkünsten Hohn und webtest fort dein Grün.</p> <p>Wie mächtig dieser Aeste Bug, und das Gebüsch wie dicht! Das goldenspielend kaum durchschlug der Sonne funkelnd Licht.</p> <p>Nach oben strecken sie den Lauf, die Stämme, grad und stark; Es strebt zur blauen Luft hinauf der Erde Trieb und Mark.</p>	<p>Durch des Gehilbes Adern quillt geheimes Lebensblut, Der Blätterschmuck der Krone schwillt in grüner Frühlingsglut.</p> <p>Natur, hier fühl ich deine Hand und athme deinen Hauch; Beklemmend dringt und doch bekannt dein Herz in meines auch.</p> <p>Dann denk ich, wie vor alter Zeit, du dunkle Waldesnacht! Der Freiheit Sohn sich dein gefreut, und was er hier gedacht.</p> <p>Du warst der Alten Haus und Burg, zu diesem grünen Belt Drang keines Feindes Ruf hindurch, frei war noch da die Welt.</p>
--	--

Sprichwörter.

216.

<p>Was Gott beschert bleibt unverwehrt.</p> <p>Bei jedem Freunde halte still, der dich und nicht das Deine will.</p> <p>Es ist kein Häuslein, es hat sein Kreuzlein.</p> <p>Sei sparsam im Salzen, doch nicht im Schmalzen.</p> <p>Wenns muß sein, so schick dich darein.</p> <p>Böser Gewinn fährt bald dahin.</p>	<p>Eintracht hat große Macht.</p> <p>Wer gut schmeert, der gut fährt.</p> <p>Vom Flecke zum Zwecke.</p> <p>Oft fängt man Fische von Ungefähr, da man nicht meinte, daß Einer wär.</p> <p>Hilfts nicht allein, so hilfts doch im Gemein.</p> <p>Es ist bald geendet, was lange schändet.</p>
--	--

217.

<p>Neine Häselein laufen bald über. Viel Eßen, viel Krankheit.</p>	<p>Man lobt keinen, außer er brauchts. Geheibte Hähne frist der Fuchs auch.</p>
--	---

Eine schlechte Maus, die nur Ein Loch weiß. Die Hoffnung ist unser, der Ausgang Gottes.
 Wer in allen Gassen wohnt, wohnt übel. Vorrede spart Nachrede.
 Fett wird leicht ranzig. Wer sich nicht bückt, der adert nicht gut.
 Je ärger Schalk, je größer Glück. Wo nichts innen ist, da geht nichts aus.

218.

Alter Fuchs, alte List. Frau, schau, wem.
 Versuchen schadet nicht. Wille ist Werk.
 Gott beschert über Nacht. Wer nicht hören will, muß fühlen.
 Irren ist menschlich. Großes Gut, große Sorge.
 Verbranntes Kind scheut das Feuer. Steckenpferde reiten kostet Beine.
 Das Gewisse findet man im Ungewissen. Ein Schelm gibt mehr als er hat.

219.

Die Spinne und die Fliege.

(Von Sebastian Brand.)

Eine Fliege sagte zu einer Spinne: Was verschlägst du der Natur die freie, gemeine Landstraße? Die Spinne antwortete: Die Natur selbst hat mir des Gewalt gegeben, und mich gemacht zur Lehrmeisterin aller Menschen. Darum schlage ich die Probstücke meiner Kunst öffentlich auf und webe in meiner offenen Schul, zu lehren alle Menschen. Die Fliege sprach: Was zu lehren? Die antwortet: Zum ersten, daß ein Mensch eben so wohl eines rechten Gesichts als eines rechten Herzens bedarf. Denn dieweil deine Augen deines Leibes Laternen sind, und durch die Augen der Tod in die Seele und das Herz geht, sind sie nicht weniger denn das Herz wohl zu bewahren, damit sie nichts Falsches hineintragen, dessen du dich, als eines Giftes der Seelen, mit großer Mühe wieder entledigen müßtest. Wende deine Augen ab, daß sie keine Eitelkeit sehen; folge Salomo, der in den Sprüchen seinem Sohn befehlt, daß er nicht weniger seine Augen als sein Herz beware; sonst wirst du leicht in mein Garn fallen und mir zum Raube werden. Zum andern lerne, daß deine Füße deinen Augen nach und nicht vorgehen sollen. Salomo spricht: Der Weise hat seine Füße in seiner Gewalt, aber der Narr geht seinen Füßen nach und ist in seiner Füße Gewalt, daß er hinget, wohin sie wollen. Es sollten aber die Füße den Augen der Vernunft nachgehen, und nimmer die Füße das Auge führen; wo ihr sichere Fliegen das thätet, sielet ihr nicht so zu Hausen in mein Netz; aber dieweil ihr blind euren Flügeln nachflieget, werdet ihr in meinem Garn gefangen. Zum dritten lehr ich, daß man in der Sicherheit die größte Sorge haben soll. Denn das Gewisse findet man im Ungewissen, gewisse Ruhe in der Furcht und Sorge. Lerne in gewissen Dingen zweifeln, so bist du sicher und gewis in ungewissen, zweifel-

haften Dingen. Der Weise fürchtet sich und zweifelt, und also entrinnet er gewisser Gefahr; der Thor aber ist sicher und besorget nichts, darum fällt er in gewisse Irrtümer. Furcht vor Schiffbruch verhindert Schiffbruch. In ihrer Sicherheit fahren die Thoren in mein Netz, während die Weisen fürchten und sich vorsehen, daß sie nicht hineinfahren.

Die Fliege sagt: Das sind gute Lehren. Antwortet die Spinne: Gut sind sie, wenn du darnach thust. In demselben Augenblick vergaß die Fliege, und schnurret unvorsichtig und sicher in das Gewebe. Als sie nun klagt, daß die Spinne sie betrogen, antwortet diese, es sei Gerechtigkeit und kein Betrug, wenn der gewarnte Vogel trotz aller Warnung unvorsichtig ins Garn falle.

220.

Columbus.

(Von Louise Brachmann.)

„Was willst du, Fernando, so trüb und
du bringst mir traurige Mähr!“ [bleich?
„Ach, edler Feldherr, bereitet euch!
nicht länger bezähm ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
so seid ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
des Feldherrn heiliges Blut.““

Und eh noch dem Ritter das Wort entflohn,
da drängte die Menge sich nach, [schon
Da stürmten die Krieger, die wütenden,
gleich Wogen ins stille Gemach. [Blick,
Verzweiflung im wilden, verlöschenden
auf bleichen Gesichtern der Tod! —
„Verräther! wo ist nun dein gleißendes
jetzt rett uns vom Gipfel der Noth! [Glück?

Du gibst uns nicht Speise, so gib uns
denn Blut!““

„Blut!““ rief das entzügelte Heer. —
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
entgegen dem stürmenden Meer.

„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es,
doch bis noch ein einziges Mal [und lebt!
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
vergönnt mir den segnenden Stral.

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad,
so biet ich dem Tode mich gern,
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
und trauet der Hilfe des Herrn!“
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
besiegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan dann! es sei noch! doch hebt sich
der Stral
und zeigt uns kein rettendes Land,
So steht du die Sonne zum letzten Mal,
so zittre der strafenden Hand!““
Geschlossen war also der eiserne Bund;
die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
des duldbenden Helden Geschick!

Die Sonne sank, der Tag entwich;
des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
das weite wüste Meer.

Die Sterne zogen still hinauf,
doch ach! kein Hoffnungstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
blieb Land und Rettung fern.

Vom Trost des süßen Schlafs verbannt,
die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
der Held die düstre Nacht.

„Nach Westen, o nach Westen hin
beflügle dich, mein Ziel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
du meiner Sehnsucht Ziel!“

Doch mild, o Gott, von Himmelhöhn
blick auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos untergehn
im wüsten Flutengrab!“

Es sprach der Held, von Mitleid weich;
da — horch! welch eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich!
was bringt dein bebender Schritt?“

„Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
jetzt hebt sich der östliche Stral!“
„Sei ruhig, mein Lieber! Von himmlischen
entwand sich der leuchtende Stral: [Höhn
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol,
wir lenkt sie zum Tode die Bahn.“ [wohl!
„Leb wol dann, mein Feldherr, leb ewig
ich höre die Schrecklichen nah!“

Und eh noch dem Ritter das Wort entflohn,
da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wüthenden,
gleich Wogen ins stille Gemach. [schon
„Ich weiß, was Ihr fordert, und bin bereit;
ja, werft mich ins schäumende Meer!
Doch wisset: das rettende Ziel ist nicht weit!
Gott schütze dich, irrendes Heer!“

Dumpf klrzten die Schwerter, ein wüstes
erfüllte mit Grausen die Luft; [Geschrei
Der Edle bereitet sich still und frei
zum Weg in die flutende Gruft.

Derissen war jedes geheiligte Band:
schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen, und — Land!
Land! rief es, und donnert es, Land!!

Ein glänzender Streifen, mit Purpur ge-
erschien dem beflügelten Blick; [mahlt,
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt
erhob sich das winkende Glück,
Was kaum noch geahndet der zagenbe Sinn,
was muthvoll der Große gedacht! —
Sie stürzten zu Füßen des Herlichen hin,
und priesen die göttliche Macht.

221.

Konradin, der letzte Hohenstaufe. 1268.

(Von Friedrich v. Raumer. Geschichte der Hohenstaufen. IV. Seite 597 ff.)

Konradins Heer war, bei Tagliakozzo vorbei, auf der valerischen, in dieser ebenen Gegend noch nicht ganz verderbten Straße bis Skurkola, oder bis zu derjenigen Stelle gezogen, wo die Schlacht vorfiel, welche man entweder nach der Stadt, woher Konradin kam, Schlacht bei Tagliakozzo, oder nach der Stadt, von wo Karl angriff, Schlacht bei Alba nennen kann, aber eigentlich nach dem Orte, welcher der Kampfstätte am nächsten lag, Schlacht bei Skurkola nennen sollte.

Konradin theilte sein Heer in zwei Haupttheile: der erste bestand aus Spaniern, geführt von Heinrich dem Kastilianer, aus Lombarden, geführt vom Grafen Galvan Lancia, und aus Tusciern, geführt von dem pisanischen Grafen Gerhard Donoratico; den zweiten Haupttheil bildeten die Deutschen, an deren Spitze sich Konradin und Friedrich von Oesterreich selbst stellten.

Als man König Karl weckte, erschraf er gar sehr über die unleugbare Mehrzahl seiner Feinde, und wandte sich Rath suchend an Erard von Valery, einen so klugen als tapfern Ritter, welcher gerade in diesen Tagen mit mehreren Begleitern aus dem heiligen Lande zurückgekehrt war. — „Wenn du fliegen willst,“ sprach dieser, „so mußt du mehr Kunst und List anwenden, als Gewalt.“ Ihm überließ hierauf der König die Anordnung des Heeres, und er theilte es in drei Scharen. Die erste, unter Jacob Gaucelme und Wilhelm l'Etendart, bestund aus Provenzalen, Lombarden und einigen Römern; die zweite, unter dem Marschall Heinrich von Cousance, aus Franzosen; die dritte bildeten achthundert, vom Könige und von Valery ausgewählte und befehligte Ritter. Jene erste Schar Provenzalen sollte mehr in der Ebene, gegen den Salto hin, wirken; die zweite, wenigstens anfangs, die Abhänge des Lagerhügels decken, und dann Beistand leisten, wo er am nöthigsten erscheine; von der letzten Schar endlich die Entscheidung kommen. Zu dem Zwecke stellte sie Valery heimlich in dem Engthale am Fuße des Berges Felice auf, so daß man sie, der Senkung des Bodens und der vielen Bäume bei Kapella halber, weder in dem konradinisch gestimmten Alba, noch in Skurkola sehen konnte. Um aber in der Schlacht nicht vermißt zu werden, vielleicht auch um sich persönlich zu sichern, erlaubte oder befahl König Karl: daß der Marschall Heinrich von Cousance, welcher ihm an Gestalt und Haltung ähnlich war, die königlichen Waffen und Abzeichen anlege.

Hierauf eilte die erste Schar der Provenzalen in die Ebene hinab, und hoffte den Uebergang ihrer Feinde über den Salto zu verhindern, oder die etwa Herübergekommenen vereinzelt zu bestegen: aber beides mißlang nicht allein, sondern sie sahen sich auch von den Spaniern und Lombarden, welche durch mehrere aufgefundene Fuhrten des Salto vordrangen und ihnen an Zahl und Tapferkeit überlegen waren, so gewaltig angegriffen, daß sie sich in der größten Unordnung auf die Flucht begaben und vom Prinzen Heinrich rastlos auf dem Wege gegen Aquila verfolgt wurden. — In dem Augenblicke, wo das Gefecht diese übele Wendung nahm, rückte die zweite französische Schar, unter Heinrich von Cousance, zur Hilfe vorwärts, ward aber sogleich von Konradin und den Deutschen bergestalt empfangen, daß sie nach kurzem Widerstande und nach dem Tode ihres Führers, in nicht geringerer Verwirrung, als die Schar der Provenzalen, entfloh.

König Karl, welcher schon bei jenem ersten Unfalle aus seinem Hinterhalte hervorbrechen wollte, gerieth bei diesem verdoppelten Unglücke so außer sich, daß er vor Schmerz und Zorn weinte, und es thöricht und schändlich zugleich nannte, auch nur einen Augenblick länger der Vernichtung seines Heeres unthätig zuzusehen. Aber Valery hielt ihn fast mit Gewalt zurück und sprach: „Was willst du mit dieser geringen Schar ausrichten gegen die

Uebersahl tapferer und durch ihren Sieg doppelt ermutigter Deutschen? Bleib, bis sie sich, keinen Feind mehr erwartend, nach ihrer Weise der Ruhe und dem Plündern ergeben; dann wollen wir sie überfallen und vernichten. — Ungern ließ sich der König beruhigen: denn in der That, wenn die Deutschen irgend eine Abndung oder Nachricht von jenem Hinterhalte hatten oder erhielten, wenn sie auch nur eine kurze Zeit wachsam und geordnet blieben, so wurde der, alles auf die Spitze eines bloßen Glücksfalls hinauftreibende Rath Valerys die nothwendige Ursach eines unausweichbar vollständigen Untergangs. Leider aber gewann er sein kühnes Spiel: denn Konradin und die Seinen lebten der festen Ueberzeugung, nicht allein alle Feinde seien besiegt, sondern auch in dem Marschall von Cousance der König getödtet. Sie überließen sich rücksichtslos ihrer Freude, sammelten und verteilten die Beute, entwaffneten sich zur Erholung von den schweren Anstrengungen dieses langen und heißen Sommertages, oder badeten auch wohl zur Erquickung in den kühlen Fluten des Salto.

„Jetzt ist es Zeit;“ sprach Erard von Valery; und mit solcher Schnelligkeit und Kühnheit brachen hierauf die französischen Reiter aus ihrem Hinterhalte hervor, daß die Deutschen (welche obenein die Nahenden anfangs für Freunde hielten, die vom Verfolgen zurückkehrten) keine Zeit hatten, sich zu waffnen oder zu ordnen, oder auch nur die Brücke über den Salto zu decken. Vielmehr drangen die Franzosen bis in das Lager von Skurfola vor und sprengten alle nach allen Seiten so auseinander, daß jede Bemühung Konradins oder anderer Häupter, sich irgendwo zu sammeln und zu setzen, vergeblich blieb.

Nunmehr wollten auch die Franzosen verfolgen und plündern; aber vorsichtiger, als die Anführer der Deutschen, hielt sie Valery an der Stelle beisammen, wo jene gestanden hatten: denn er ahndete, daß noch nicht alle Gefahr vorüber sei. Heinrich von Castilien nämlich, welcher die Provenzen nur zu weit verfolgt und, sich dann seitwärts wendend, selbst das französische Lager eingenommen hatte, hegte, als er von den Anhöhen bei Antrosciano gen Skurfola hinabsah, nicht den mindesten Zweifel, daß alle Feinde zerstreut wären und Konradin siegreich in seinem Lager stehe. In diesem Sinne sprach er freudig und beredt zu seinen Begleitern; dann rückten alle vorwärts, um sich mit ihren Siegsgefährten zu vereinigen. Indem sie aber der alten Lagerstätte bei Skurfola näher kamen, erschien einzelnes, was sie bemerkten, erst unerklärbar, dann bedenklich, bis man zu der schrecklichen Gewißheit dessen kam, was mittlerweile geschehen war! Doch verlor Heinrich, als ein ächter Kriegsmann, die Gegenwart des Geistes nicht, sondern sprach: „Hat sich das Glück nach so günstigem Anfange von uns abgewandt, so kann es sich, wenn wir tapfer fechten, auch wohl wieder zu uns wen-

den.“ — In geschlossenen wohlgeordneten Reihen zog er den Franzosen entgegen, welche der Zahl nach geringer, ermüdet und minder gut gerüstet waren. Sie zögerten deshalb mit dem wenig Glück versprechenden Angriff, als wiederum ein Vorschlag Valerys aus der Noth half. „Alles kommt darauf an,“ so sprach er, „daß wir die festen, gefährlichen Ordnungen unserer Gegner auflösen.“ Zu dem Zwecke begab er sich nach leichtem Angriffe mit dreißig bis vierzig Reitern scheinbar auf die Flucht, es folgten immer mehrere und mehrere, so daß die Spanier, des Sieges gewis, ihre Reihen öffneten und den Fliehenden nachsetzten. In diesem sehnlichst erwarteten Augenblicke wandte sich Valery, und gleichzeitig griff Karl mit den übrigen an. Allerdings überraschte und verwirrte dieß die Spanier: indes einigten sie sich dennoch von Neuem und widerstanden um so glücklicher, als man sie, wegen ihrer starken Rüstungen, mit dem Schwerte gar nicht verwunden konnte. Um deswillen ward befohlen, jene, wie bei Turnieren, mit der Lanze aus dem Sattel zu heben; welche, obgleich unerwartete, Kampfweise das Gefecht wohl noch lange unentschieden gelassen hätte, wenn nicht die Zahl der sich wiederum sammelnden Franzosen von Augenblick zu Augenblick stärker geworden wäre. Da mußte endlich auch Heinrich von Castilien fliehen; nach so manigfachem, täuschendem Wechsel war die Schlacht wirklich ganz für die Franzosen gewonnen. Sie fällt auf den in der Geschichte durch so viele furchtbare Ereignisse bezeichneten Tag des heiligen Bartholomäus (den 23. August).

Noch an demselben Abend erstattete König Karl dem Papste einen Siegsbericht, und äußerte am Schluß: die Schlacht sei weit härter und blutiger gewesen, als die bei Benevent. Ob und wohin Konradin, Friedrich von Oesterreich und Heinrich von Castilien geflüchtet, wisse man noch nicht; doch hätten einige des letzten Pferd unter den erbeuteten erkannt.

Heinrich war nach Montekassino entkommen, und erzählte kühn, daß die Franzosen beslegt seien: allein aus der ganzen Haltung und Umgebung schloß der Abt sehr leicht auf die Unwahrheit dieser Aussage, nahm den Prinzen gefangen, und überlieferte ihn auf Befehl des Papstes an König Karl; jedoch nicht eher, als bis dieser versprach, daß er — seinen Verwandten nicht tödten wolle!

Konradin, Friedrich von Oesterreich, Graf Gerhard von Pisa, Graf Galvan Lancia, dessen Edhne und mehrere Edle flohen nach Rom und hofften, im Angedenken der ihnen vor kurzer Zeit bewiesenen höchsten Theilnahme, hier thätige Hilfe zu finden. Aber obgleich der Statthalter Guido von Montefeltro sie freundlich und ehrenvoll empfing, obgleich einzelne, deren Schicksal an das ihrige fest geknüpft war, in der alten Gesinnung beharrten, so zeigte doch die immerdar wankelmüthige Menge hier so viel

Gleichgiltigkeit, dort so viel Furcht, daß man das Aergste erwarten mußte, sobald sich (wie schon verlautete) die Orsini, Savelli und andere früher vertriebene Guelfen, oder gar König Karl der Stadt nähern würde. Deshalb eilte Konradin heimlich mit seinen Freunden nach Astura zum Meere, in der Hoffnung, wo nicht auf geradem Wege, doch über Pisa Sicilien zu erreichen, und von dieser ihm befreundeten Insel aus den Kampf gegen Karl zu erneuen. —

Schon waren alle auf einem Fahrzeuge in die See gestochen, als der Herr Asturas vom Geschehenen Nachricht erhielt, und aus Kleidung, Sprache, bemerkten Kostbarkeiten u. s. w. die nahe liegende Folgerung zog: daß die Gingeschiffen angesehene, von Skurfola her fliehende Personen, mithin auf jeden Fall für ihn eine erwünschte Beute sein müßten. — Darum sandte er eiligst ein Schiff mit stärkerer Bemannung nach, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, verlangte, daß die Fliehenden sogleich zum festen Lande zurückkehren sollten. Groß war deren Schreck; als sie aber auf die Frage: „Wer ist der Herr von Astura?“ zur Antwort erhielten: „Johannes Frangipani!“ — so faßten sie neues Zutrauen: denn Kaiser Friedrich II. hatte fast keine Familie so geehrt und belohnt, wie diese.

Von ihm und seiner Mutter Constanze erhielt Otto Frangipani, Johanns Großvater, und Emanuel, sein Großvater, die ansehnlichsten Besitzungen im Neapolitanischen, welche auch während der Streitigkeiten mit den Päbsten nicht eingezogen wurden. Dem Vater Johanns und einem Vetter desselben kaufte der Kaiser ihre Güter ab, und gab sie dann unentgeltlich als Lehn zurück: er zahlte ihnen ferner große Summen für den Schaden, welchen sie bei Unruhen in Rom erlitten hatten, und baute von seinem Gelde ihre Häuser und Türme wieder auf. Endlich hatte Johann Frangipani selbst vom Kaiser den Ritterschlag erhalten, wodurch unter ritterlich Gesinnten ein heiliges Verhältnis begründet wurde. — Dieser tröstlichen Betrachtung stand andererseits freilich auch Bedenkliches entgegen: Johanns Großmutter gehörte zur Familie Pabst Innocenz des dritten; nach Kaiser Friedrichs Tode hatte die Familie Innocenz dem vierten gehuldigt, und ein Frangipani (dessen mochte sich Friedrich von Oesterreich ängstlich erinnern) sollte ja dessen Oheim, Herzog Friedrich den Streitbaren, meuchelmörderisch umgebracht haben.

Wohin sich aber auch das Gewicht der Gründe und Gegengründe neigen mochte: es gab keine Wahl; man mußte der Gewalt nachgeben. — Sobald Konradin vor Frangipani gebracht wurde, gab er sich (denn längere Verheimlichung schien fruchtlos, ja nachtheilig) zu erkennen, und forderte ihn, an alle jene Wohlthaten erinnernd, zur Dankbarkeit gegen Friedrichs

Enkel und zur Unterstützung des rechtmäßigen Erben von Neapel auf; wo für ihm Belohnungen zu Theil werden sollten, so groß er sie irgend hoffen oder wünschen könne. Johannes Frangipani aber folgte dem Beispiele der schlechtern unter seinen Vorfahren, welche ohne Rücksicht auf Ehre und Tugend, nur um äußerer Vorteile willen, sich bald auf die Seite der Kaiser, bald auf die Seite der Päpste gestellt hatten. Anstatt mit raschem Edelmuthe den Unglücklichen aus den Händen seiner Verfolger zu retten, mochte er überlegen: daß Konrabin zwar viel geben wolle, aber nichts zu geben habe; König Karl dagegen zwar geizig sei, ihm jedoch bei einer solchen Gelegenheit wohl etwas Bedeutendes abgepresst werden könne. Vielleicht beruhigte sich Johann auch, — wie so viele Gemüther, deren Schwäche ihrer Schlechtigkeit gleich kommt —, mit dem irrigen Wahne: es sei noch immer Zeit, einen freien letzten Entschluß zu fassen. — Schon hatten sich aber mittlerweile Nachrichten vom Geschehenen verbreitet, Robert von Ravenna, Karls Flottenführer, umlagerte herzueilend das Schloß, in welchem die Gefangenen aufbewahrt wurden, und hoffte, durch dessen Einnahme die wegen des Verlustes der Seeschlacht bei Messina verlorene Gunst des Königs wieder zu erwerben. In dessen Namen versprach der Anführer einer ebenfalls hierher gesandten Reiterschare an Frangipani den größten Lohn für rasche Auslieferung Konrabin's und seiner Gefährten; man bedrohte ihn dagegen mit dem Tode, wenn er Verräther irgend beschütze!

In solchen Wechselfall gesetzt, bedachte sich Frangipani um so weniger, da er die Schande seiner That jetzt mit dem Vorwande erlittener Gewalt zuzudecken hoffte; er schloß eiligst den ehrlosen Handel ab, und übergab die Gefangenen, ohne sichernde Bedingung, für Geld und Gut ihren Verfolgern. Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward der Enkel Kaiser Friedrichs durch Campanien hindurch in die Hauptstadt seines Reichs geführt. Ihm solle kein Leid's geschehen, verkündeten Täuschende oder Getäuschte in König Karls Namen; welche Milde aber von diesem zu hoffen sei, zeigte sein Benehmen in allen Theilen des Reichs.

Nicht bloß diejenigen, welche öffentlich für Konrabin aufgestanden waren, oder die Waffen ergriffen hatten, wurden feindlich behandelt, sondern jeder, der nur irgend einen Wunsch für ihn ausgedrückt, ein Lob ausgesprochen, einen Zweifel über den Erfolg gehegt, oder mit einem seiner Freunde geredet hatte. Man nahm ferner nicht bloß Vornehme und Anführer um deswillen in Anspruch, sondern die aus Habsucht verhängte Einziehung der Güter gieng hinab bis auf Bürger und Bauern, bis zu einem heillosen Wechsel unzähliger Besitzer des Grundeigentums. Und fast mußte man diejenigen glücklich nennen, welche nur mit ihrem Gute, nicht mit ihrer Person büßten. So ließ Karl mehreren Römern, die ihm früher gefolgt waren,

jetzt aber in Konradins Heer gefochten hatten, die Füße abhauen und sie dann (die Folgen der Kundwerdung solcher Grausamkeit fürchtend) in ein Gebäude zusammenbringen, und dieses anzünden! —

Der Papst, welcher sich über die Niederlage Konradins im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schüglings nicht verändert habe, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zur Milde und Besserung. Anstatt aber, daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verwerflichen Bahn ablenken sollten, bestärkten sie ihn nur in seinem finstern Frevelmuth, und führten höchstens zu dem boshaften Versuche, andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es jetzt, müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden: deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschrafen sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverholen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl — das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergeßend — hiegegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; — worauf aber Guido ungeschreckt erwiderte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dieß anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von anderen Herren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtischgesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indes so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und, frech jener einzelnen

Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurteil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenigen ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszuföhnen. x

Unterdes errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort böshaft ausgewählt worden, um Konradin alle Herrlichkeit seines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres bringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamara, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen, zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Liberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurfola, wurden die Verurteilten zum Richtplatz geführt, wo der Henker, mit bloßen Füßen und aufgestreiften Ärmeln, schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall, dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubnis der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen, als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurteil gesprochen, und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor aller Augen vollzogen.“

Als die Gegenwärtigen dieß sie größtentheils überraschende Urteil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafteste Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorn freien Lauf lassend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter

Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurteilen?" — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; — das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte verteidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhängen?“ Diese Worte erzeugten Mühnung, aber keine That; und der, dessen Mühnung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Jetzt kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!“ Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermesslichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfangen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen und dann erst er selbst getödtet werde. — Nach diesem mordete man noch mehrere: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmählich auf

solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzerreißenden Thatsachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Teilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es zum Beispiel, schloß nach Konradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann aufs neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem andern niedergestossen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thränenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben. Konradins Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät, und erhielt bloß die Erlaubnis, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar andere jedoch wiederum berichten, daß die Karmeliter, aus Mitleid oder für Lohn, den Leichnam Konradins nach Deutschland gebracht hätten u. s. w. R

So viel ist gewis, daß eine starke Säule von rothem Porphyre und eine darüber erbaute Kapelle, — mögen sie nun später von reuigen Königen oder teilnehmenden Bürgern, oder auf Kosten Elisabeths aufgerichtet worden sein —, Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern, gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgiltigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde!

222.

Mitten durchs Herz.

(Von Abalbert v. Chamisso. Gedichte 1841. Seite 184.)

ES geht bei gedämpfter Trommel Klang, wie weit noch die Stätte, der Weg wie solang! Ach, wär er zur Ruh und alles vorbei, ich glaub, es bricht mir das Herz entzwei.	Mun schaut er auf zum letztenmal zu Gottes Sonne freudigem Stral, Jetzt binden sie ihm die Augen zu! dir schenke Gott die ewige Ruh!
Ich hab in der Welt nur ihn geliebt, nur ihn, dem man jetzt den Tod doch gibt! Bei klingendem Spiele wird paradiert, dazu bin auch ich, auch ich kommandiert.	Es haben die Neun wohl angelegt, acht Kugeln haben vorbei gefegt, Sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz, ich aber, ich traf ihn mitten durchs Herz.

Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe.

(Von Justinus Kerner.)

Auf der Burg zu Germersheim,
stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister,
Ärzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
wird der Geist zu Gott getragen?“

Und die Meister sprechen: „Herr!
wohl noch heut erscheint die Stunde.“
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister, Dank für diese Kunde!“

„Auf nach Speier! auf nach Speier!“
ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
liegt begraben, seid vollendet!“

Plast die Hörner! bringt das Ross,
das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaubernd stehn die Diener all,
doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtross wird gebracht:
„Nicht zum Kampf, zum ewgen Frieden,“
Spricht er, „trage, treuer Freund,
jetzt den Herrn, den lebensmüden!“

Weinend steht der Diener Schar,
als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellau,
zieht, halb Leiche, aus dem Schlosse.

Trauernd neigt des Schloßes Linde
vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
als ritt er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frauen
weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
hört man für das Volk ihn beten.

„Reicht mir den heiligen Leib!“
spricht er dann mit bleichem Munde;
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
um die mitternächtge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
hell von überird'schem Lichte, —
Und verschieden sitzt der Held,
Himmelruh im Angesichte.

Glocken dürfens nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten: —
Alle Herzen längs des Rheins
fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk,
schwarz, unzähligen Gewimmels;
Der empfing des Helden Leib,
seinen Geist der Dom des Himmels.

224.

Der Pilgrim von St. Just.

(Von August Graf v. Platen.)

Nacht ist's und Stürme sausen für und für, Gönnt mir die kleine Zelle, weih't mich ein!
 hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür! Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.
 Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich Das Haupt, das nun der Schere sich be-
 weckt, quemt,
 der zum Gebet mich in die Kirche schreckt! mit mancher Krone ward's bediademt.
 Bereitet mir, was euer Haus vermag, Die Schulter, die der Rutte nun sich bückt,
 ein Ordenskleid und einen Sarkophag! hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Mun bin ich vor dem Tod den Lobten gleich,
 und fall in Trümmer, wie das alte Reich.

225.

Der hart geschmiedete Landgraf.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

BU Ruhla im Thüringer Wald ligt eine uralte Schmiede, und sprichwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen, unbiegsamen Mann zu bezeichnen: er ist in der Ruhla hart geschmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demüthig gegen jedermann; da huben seine Junkern und Edelinge an, stolz zu werden, verschmähten ihn und seine Gebote; aber die Unterthanen drückten und schätzten sie aller Enden. Es trug sich nun ein Mal zu, daß der Landgraf jagen ritt auf dem Walde, und traf ein Wild an; dem folgte er nach so lange, daß er sich verirrete, und ward benächtigt. Da gewarte er eines Feuers durch die Bäume, richtete sich danach und kam in die Ruhla, zu einem Hammer- oder Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied frug, wer er wäre? „Des Landgrafen Jäger.“ Da sprach der Schmied: „Pfui des Landgrafen! wer ihn nennt, sollte allemal das Maul wischen, des schwachherzigen Herrn!“ Ludwig schwieg, und der Schmied sagte zuletzt: „Herbergen will ich dich heut; in dem Schuppen da findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht herbergen.“ Der Landgraf gieng beiseit, konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammen schlug, sprach er bei jedem Schlag: „Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart, wie dieß Eisen!“ und schalt ihn, und sprach weiter: „Du böser, unseliger Herr! was taugst du den armen Leuten zu leben? Siehst du nicht, wie deine Rätthe das Volk plagen und mähren

dir im Munde?“ Und erzählte also die liebe lange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Untertanen übeten: klagten dann die Untertanen, so wäre niemand, der ihnen Hilfe thäte; denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner Hinterrücks, nannten ihn Landgraf Metz, und hielten ihn gar unwerth. „Unser Fürst und seine Jäger treiben die Wölfe ins Garn, und die Amtleute die rothen Füchse (die Goldmünzen) in ihre Beutel.“ Mit solchen und andern Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedegefellten; und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn, und hieß ihn hart werden wie das Eisen. Das trieb er bis zum Morgen; aber der Landgraf faßte alles zu Ohren und Herzen, und ward seit der Zeit scharf und ernsthaftig in seinem Gemüth, begann die Widerspenstigen zu zwingen und zum Gehorsam zu bringen.

226.

Der Appenzeller Krieg.

(Von Gustav Schwab, in neun Romanzen. Die dritte und die vierte.)

Wie die Schwabenstädte Abt Auno Hilfe senden.

WAndrer mögen gerne sehen
von dem Böglisee ins Land,
Sich den blauen See besehen
und die Städte längs am Strand:

Bregenz unter düstern Fichten,
helles Lindau, Inselstadt,
Mörzburg zwischen Wein und Früchten,
Kostniz, das den Rheinstrom hat.

Aber das ist nicht, was heute
sieht der Appenzeller Hirt,
Dessen Blick die offne Weite,
finsterner Sorgen voll, durchirrt:

Er zählt nur die Männerscharen,
die aus Schwabens Städten ziehn,
er sieht nur die Schiffe fahren,
alle her und keine hin.

Wie von giftigen Gewürmen
wimmelt das Gestade schon,
Fröhlich von Sanct Gallens Türmen
läßt sie ein der Glockenton.

Und ein Wiehern steigt von Pferden
aus dem tiefen Thal herauf;
nach der Heimat mit den Herden
eilt der Hirt in schnellem Lauf.

Drunten meldet er die Kunde;
und, die Panzer angethan,
Fängt in seinem Wiesengrunde
Appenzell zu tagen an.

Doch wer soll die Kunde bringen
aus der feindevollen Stadt,
Böcklein, das zu solchen Dingen
wenig Wiß und Gabe hat?

Greif nur muthig zu den Wehren,
küre deinen Landshauptmann;
Wirft du doch die Welt bald lehren,
was die kluge Unschuld kann:

Deine Töchter werden Boten,
ziehen zu dem Feind mit Lust,
in den Miedern hebt, den rothen,
muthig eine treue Brust.

Durch die Thore von Sanct Gallen,
wo der Wächter steht genug,
Läßt man doch die Mägde wallen
mit der Milch im schmucken Krug;

Denn die Städter in dem Saale
mit des Sees bejahrtem Most
tränkt der Abt, doch zu dem Mahle
taugt der Alpen fette Kost.

Und die Jungfrau stehen drinnen
zierlich in des Klosters Flur,
Spähn mit klugen Weiberfinnen,
kommen vielem auf die Spur,

Wo Herr Kuno mit den Schwaben
hält beim Becher lauten Rath;
wenn sie gnug erlauschet haben,
gehn sie heim auf steilem Pfad. —

Jene tagten auf der Wiese,
bis die Schar der Töchter kam,
Und zum Vater eilet diese,
die zum rüstigen Bräutigam:

„Männer, weiter nicht gesäumet!
auf gen Speicher diese Nacht!
wenn sie meinen, daß ihr träumet,
haltet vor dem Lande Wacht!“

Die Schlacht am Spracher.

In dem grünen Speicherwald,
brunter schmucke Häuser liegen,
Werden freie Männer bald
fröhlich sterben oder fliegen;

Von dem Sternenhimmel sieht
Gott auf sie, der Herr der Schlachten,
wo das fromme Häuflein kniet,
betend hier zu übernachten.

„Wenn es sein mag,“ flehen sie,
„laß, o Herr, uns hier genesen!
Oder sei der Boden hie
uns zum Kirchhof auserlesen!“

Wer sich fliehend umgewandt
werd auf fremder Erd erschlagen,
nicht das freie Vaterland
soll im Schoße solchen tragen!“

Und der erste Sonnenstral
lächelt, wie sie sprechen Amen;
Als die Feinde von dem Thal,
nach den Höhen gestiegen kamen;

Vorn die Edlen, hoch zu Ross,
die im Sattel stählern sitzen,
ihnen folgt ein fecker Troß
leichtbewehrter Bogenschützen.

Und zweihundert sind gerüstet,
eh der Mond am Himmel scheint,
Die nach kühnem Kampf gelüstet
gegen zehnmal stärkren Feind.

Einen klugen Scharenmeister
hat das treue Schwyz gesandt;
stille ziehen sie wie Geister
nächtlich auf des Berges Rand.

Weber ihren Häuptern gehet
trüb und roth ein feltner Stern,
Wie den Scheitel Har umwehet,
wallt ein Schweif um seinen Kern:

Wohl ist er ein finstres Zeichen,
wo er scheint, da fließet Blut:
fließ es denn von unsern Streichen,
denken sie in hohem Muth.

Doch sie sind die letzten nicht,
die bergan behende laufen:
Hinten erst im Sonnenlicht
glänzen die gewaltgen Haufen;

Dicht wie Blumen in dem Lenz
funkeln Helme, winken Hüte,
Constanz, Ravensburg, Bregenz,
sendet seiner Männer Blüte.

Und die Kirche schickt den Bann
fluchend in des Hirten Ohren,
Pfaffe, Bürger, Edelmann
haben Schmach ihm heut geschworen.

„Will der Bauer,“ sprachen sie,
„gegen uns sein Haupt erheben?
Nieder muß er auf das Knie,
muß erst betteln um sein Leben!“

Hättet ihr geschauet ihn,
ei, wie würdet ihr ihn loben!
Denn er lag schon auf den Knien,
jetzt erst hat er sich erhoben.

Ja, vor Gott hat er gekniet,
doch vor euch denkt er zu stehen;
ob er schon zurück sich zieht,
flug verborgen auf den Höhen.

Einsam trifft der Feind den Wald,
ein Verhau von wenig Stämmen
Macht ihm keinen Aufenthalt,
kann den raschen Zug nicht hemmen:

Aus der Städter rüstgen Reihn
treten vor die Zimmerleute,
stoßen ihn mit Lachen ein:
„Appenzell, bist unsre Beute!“

Sieh da, von den höchsten Höhen
raßelt es mit Steinen nieder,
Wie im Sturme Schloßen wehn,
und zersprengt die vordern Glieder.

Und die Kasse bäumen sich,
drängen aus Gehölz den Reiter,
und wenn vornen einer wich,
weichen hinten zehen Streiter.

Dann in den verwirrten Zug
schießt der Pfeil und fährt die Lanze,
Jetzt herunter erst im Flug
stürmt der Hirt vom Bergeskranze.

Auf die dichten Haufen ein
haut er mit dem starken Arme,
und vergebens muß es sein,
wehrt sich einer aus dem Schwarme.

Denn es fliegt der Alpenhirt
hüpfend auf die Felsenstücke,
Daß kein Streich, kein Schuß verirrt
unter seinem sichern Blicke,

Bis des Klosters Knechte fliehn,
die zuerst wie feige Weiber
stürzen auf die andern hin,
wie außs scheue Vieh die Treiber.

Hunderte, sie möchten gern,
kommen drunten nicht zum Schlagen,
Und die Hirten stehn von fern,
schnelle Gemsen gibts zu jagen.

Hier und dort als edles Wild,
hält ein Häuflein noch von Rittern,
dem die Brust von Grimme schwillt,
daß die andern feige zittern.

Doch erliegen sie dem Streit,
oder fliehen mit dem Heere,
Da zerreißt sein Wappenkleid
wem noch lieb ist Ritterehre.

„Neben Pfaffen kämpfen wir,
neben Söldnern schnöder Städte!
Weiche von uns, Stammeszier!
fall zu Boden, goldne Kette!“

Endlich steht nur Einer noch
als des Ahnenruhms Bewarer,
Stolz, von Wuchse riesig hoch,
vom Geschlecht der edlen Blarer:

Ein dreifältig Panzerhemd
deckt ihn wider alle Streiche,
seinen Rücken angestemmt,
sicht er unter einer Eiche.

Den besteht vom Berge sich
doch zuletzt ein Hirtenjunge:
„Hilft mir Gott, so fällt ich dich!“
hebt die Schleuder dann zum Schwunge.

Einen spitzen Stein er schießt
ihm so flink durchs Helmesgitter,
daß das Blut sich draus ergießt,
und zu Boden stürzt der Ritter.

Drauf herab hat sich die Flucht
in Sanct Gallens Thal gezogen.
Zwanzig Hirten in die Schlucht
sind ihr kühnlich nachgezogen.

Werfen einen Feuerbrand
vor den Thoren in die Mühle,
und gemacht aus Feindesland
ziehn sie in der Morgenkühle.

Und kein Schwert, kein Schild mehr klirrt;
auf dem Speicher weidet wieder
Still der Appenzeller Hirt,
schaut in beide Thäler nieder,

Höret aus dem Appenzell
freien Volkes Jubel schallen,
und ein Todtenglöcklein hell
tönt herüber aus Sanct Gallen.

Inhalts - Verzeichnis.

(Die mit einem Sternchen bezeichneten Stücke sind Gedichte.)

	Seite		Seite
* Die Muttersprache. Max v. Schenkendorf.	1	* Schäfers Sonntagslied. Uhland.	24
* Zuversicht. Tisch.	1	Das Reh. Kaup.	24
Die vier Jahres- und Lebenszeiten. Samuel v. Butschky.	2	* Im Wald. Vogl.	26
* Künftiger Frühling. Uhland.	3	Das Gedächtnis. Schubert.	26
Die halb gefüllte Flasche im Wap- pen.	3	* Lob der Faulheit. Lessing.	28
* Eberhard der Gütige zu Göppingen am Brunnen. Schwab.	3	* Wächterruf. Hebel.	28
Der Schwanritter. Br. Grimm.	4	Der Schneider in Bensa. Hebel.	28
* Das Münster zu Straßburg in der Sternennacht. Stöber.	6	* Stilles Gottes Lob. Tisch.	32
Rheinstrom. Mendelssohn.	6	Die Vögel. Senz.	33
* Die Kaiserwahl. Uhland.	8	* Vogelweisheit. Rückert.	38
Der Bote im Junius. Claudius.	9	* Sprichwörter.	38
* Sprichwörter.	10	Rom ist nicht in Einem Tage erbaut worden. Hebel.	39
Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet. Hebel.	11	Kaiser Heinrich und die Hunnen.	40
* Räthsel.	11	* Heinrich der Vogler. Klopstock.	41
Der Brevil. Karl Stöber.	11	* Polykarpus. Herder.	42
* Muth und Hoffnung. Fr. Schlegel.	14	Albalt von Babenberg. Br. Grimm.	43
Von Soldatenehre. Arndt.	15	* Versöhnung. Rückert.	43
* Soldaten = Morgenlied. Max v. Schenkendorf.	15	* Reisesprüchlein. Ph. v. Sittewald.	44
Heinrich der Löwe. Br. Grimm.	16	Herr Baron von Münchhausen erz- zählt eine schöne Geschichte.	44
* Der Laucher. Schiller.	19	* Der Peter in der Fremde. Eber- hard.	45
* Sprüche von Hans Asmann.	21	* Räthsel. Hebel.	46
* Denksprüche alter Weisen. Clau- dius.	22	* Räthsel. Hebel.	47
Bittschrift der linken Hand an die künftigen Erzieher. Sturz.	23	Die Gegend um die Teufelsbrücke. Meiners.	47
* Sylbenräthsel. Hebel.	24	* Berglied. Schiller.	50
		Kampf zwischen dem Schneumon und der Brillenschlange.	51
		* Sprichwörter.	51
		Frisch gewagt ist halb gewonnen. Hebel.	52
		* Der Löwe von Florenz. Bernhardi.	53

	Seite		Seite
Wann die Noth am größten, ist Gott am nächsten.	53	* Der Robold. Crinius.	106
* Tod und Leben. Rückert.	56	Herr Baron von Münchhausen erz- zählt einige Jagdgeschichten . . .	106
Der Staar von Segringen. Hebel.	57	* Räthsel. Hebel.	108
* Räthsel.	58	Der Löwe und der Gase. Lessing.	108
* Räthsel. Hebel.	59	* Die Fabel. Rückert.	108
Der Glockenguß zu Breslau. Br. Grimm.	59	Der Falke. Senz.	108
* Einseblers Morgenlied. De Wette.	60	* Die Straßburger Lanne. Rückert.	110
* Wohlthun. Claudius.	60	Die Schlacht bei Zorndorf. Archen- holz.	111
Aussicht von einer Alpe. Guths Muths.	60	* Der gute Kamerad. Uhland.	115
* Hofer, Kommandant von Tyrol. Rückert.	61	* Johanna Sebus. Göthe.	115
* Sprichwörter.	62	Die Fledermaus. Kaup.	116
Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Hebel.	63	* Sinngedichte Friedrichs von Logau.	119
* Der Morgen im Walde. Ebert.	63	Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers. Hebel.	119
Des Bergmanns Leiche zu Falun. Schubert.	63	* Sprichwörter.	123
* Des Bergmanns Leiche zu Falun. Crinius.	64	Wenn man den Teufel an die Wand mahlt, so kommt er. Hebel.	124
Wilhelm der Eroberer. Schlacht bei Hastings 1066. Senz.	65	* Das Schlaraffenland. Sachs.	124
* Taillefer. Uhland.	70	Gute Geduld. Hebel.	125
Von der Freundschaft. Claudius.	72	Der treue Hofnarr. Nögel.	126
* Freundschaft. Bach.	73	* Der Schenk von Limburg. Uhland.	129
* Brausköpfe. Fröhlich.	74	* Friedensbedingungen. Rückert.	130
Otto mit dem Bart. Br. Grimm.	74	Des Vaters Vermächtnis. Claudius.	131
* Frankfurt am Main. Kopisch.	77	* Der Schutzgeist. Sudow.	134
* Räthsel. Hebel.	78	* Der gerettete Jüngling. Herder.	135
Der Besuch des Alten. Hippel.	78	Des Königs Grab. Br. Grimm.	136
* Sonntagsfrühe. Hebel.	81	* Das Grab des Busento. Platen.	136
* Sprichwörter.	82	Das Erdbeben von Calabrien, 1783. Stolberg.	136
Selber essen macht fett. Hebel.	83	* Am Morgen. Rückert.	139
Unbank ist der Welt Lohn. Johann Mathestus.	83	Der Mittag auf dem Königssee. Jacobs.	139
* Die Erfrorenen. Rückert.	85	* Am Abend. Rückert.	148
Johannes Huf zu Constanz. Matth. Claudius.	86	* Sprichwörter.	149
* Feuers Gedanken. Crinius.	89	Einmal ist keinmal. Hebel.	149
Die Steppenbrände in Südrussland am Pontus.	90	* König Jacob vor Belvedere. Aug. Kopisch.	150
* Abdallah. Chamisso.	96	Luther auf dem Reichstage zu Worms. 1521. Marheineke.	152
Aus dem gestiefelten Kater. Tieck.	101	* Eine feste Burg ist unser Gott. Luther.	156
		Erkenntnis Anderer. Dutschky.	157

	Seite		Seite
* Gutes Ziel. Opitz.	158	* Das Schiffein. Uhland.	190
Die drei Bergleute im Ruttenberg.		* Der Trompeter. Kopisch.	190
Br. Grimm.	159	Die Eroberung Magdeburgs. 1631.	
* Die wiedergefundenen Söhne.		Schiller.	191
Herder.	159	* Harmonian. Platen.	197
Das Gewissen. Schubert.	161	* Sprichwörter.	198
* Morgenbet. Eichendorff.	161	Gott grüßt manchen, der ihm nicht	
* Sprichwörter.	162	danke. Hebel.	199
Wo nichts ist, kommt nichts hin. Was		* Alexander Dypflanti auf Munkacs.	
nicht ist, das kann werden. Hebel.	163	Müller.	199
* Räthsel. Hebel.	163	Ueberfahrt von Messina nach Neapel.	
* Das Spinnlein. Hebel.	164	Göthe.	200
Der Iltis. Senz.	165	* Meeresstille. Göthe.	205
Herr Baron, von Münchhausen erz-		* König Karls Meeresfahrt. Uhland.	205
zählt einige feine Geschichten.	166	Die deutsche Turnkunst. Jahn.	206
* Sprüche. Langbein.	167	* Weibelied. Claudius.	209
* Märznacht. Uhland.	167	Von Freiheit und Vaterland. Arndt.	210
* Das Lied vom braven Manne.		* Zimmerspruch. Uhland.	211
Bürger.	168	* Nachtlieb. Göthe.	212
Der Girknizer See. Guths Muths.	169	Schwalbenliebe. Senz.	212
* Zauber der Nacht. Senau.	170	* Sprichwörter.	212
* Wecker Wind. Müller.	170	Man muß mit den Wölfen heulen.	
Die Macht der Dichter. Novalis.	171	Hebel.	213
* Arion. Tieck.	172	* Graf Eberhard der Raufschbart.	
Steinregen. Hebel.	173	Uhland.	
* Aus den Abassiden. Platen.	174	1. Der Ueberfall im Wilbbad	214
Die Heilingszwerge. Br. Grimm.	179	2. Die drei Könige zu Heimsen	215
* Sprichwörter.	180	3. Die Schlacht bei Reutlingen	217
Ende gut, Alles gut. Hebel.	181	4. Die Döffinger Schlacht	219
* Schall der Nacht.	181	Die gute Mutter. Hebel.	221
Brief an Andres. Claudius.	182	* Trieb nach oben und unten.	
* Christiane. Claudius.	183	Mückert.	223
* Räthsel. Hebel.	184	Der Kanarienvogel. Senz.	223
* Die Tabakspfeife. Pfeffel.	184	* Räthsel.	225
Anschlagzettel im Namen von Philas-		* Das Lied vom Samenorn. Arum-	
delphia. Sichtenberg.	185	macher.	225
Kurzweilige Fragen.	186	* Der Baum des Lebens. Mückert.	226
Der vorsichtige Träumer. Hebel.	187	Das Lobtenhemdchen. Br. Grimm.	226
* Räthsel. Hebel.	188	* Das Riesenspielzeug. Chamisso.	227
Herr Baron von Münchhausen erz-		* Die Riesen und die Zwerge. Mückert.	228
zählt eine Jagdgeschichte.	188	Der Gensjäger. Br. Grimm.	229
* Sprichwort. Sittewald.	189	* Der Alpenjäger. Schiller.	229
* Sylbenräthsel. Hell.	189	* Ein Lied hinterm Ofen zu singen.	
Das Blut. Schubert.	189	Claudius.	230
		Der Krieg. Jacobs.	231

	Seite		Seite
* Turmwächterslied. Souqué.	235	* Mitten durchs Herz. Chamisso.	250
Der Wasserfall auf Neuseeland. Forster.	236	* Kaiser Rudolfs Witt zum Grabe. Just. Aerner.	251
* Im Speffart. Fr. Schlegel.	238	* Der Pilgrim von St. Just. Platen.	252
* Sprichwörter.	238	Der hart geschmiedete Landgraf. Br. Grimm.	252
Die Spinne und die Fliege. Frank.	239	* Der Appenzeller Krieg. Schwab.	253
* Columbus. A. Brachmann.	240		
Konradin, der letzte Hohenstaufe. Fr. v. Haumer.	241		

Auflösung der Räthsel.

Fagelwetter. Fabel. Winterschuh. Haar. Bett. Fensterscheibe. Rad in einer Taschenuhr.
Bienenkorb. Schimmel. Spinnweben. Trauermantel. Der Siebmacher. Streusand. Wolken.

Beantwortung der kurzweiligen Fragen. Nr. 170.

38) Die Nägel in den Stiefeln haben. 3) In die Suppe. 36) Unter freiem Himmel. 5) Den linken Handschuh auf die rechte Hand ziehen. 34) Bis zur Mitte, dann geht er wieder hinaus. 7) Ins dreizehnte. 32) Der Seiler. 9) Der öfter fährt. 30) Das Wörtlein und. 11) Weil es mehr weiße gibt. 28) Die Störchin. 13) Eines. 26) Weil man es größer bäckt. 15) Wenn er Federn hätte, würde man ihn rupfen. 24) Die kleinsten. 17) Der Frühling, weil da der Salat schießt und die Bäume ausschlagen. 22) Eine Grube. 19) Im Februar. 20) Betrübniße und Gefängniße. 41) Die Gurke ist eingemacht und der Saß ist ausgemacht. 1) Der Bote. 40) Der Bettelstab. 2) Beim Stiel. 39) Eine Lüge. 4) Seines Gleichen. 37) Sie brennen beide kürzer. 6) Wäre er bei ihnen gewesen, so hätte er es ihnen mündlich sagen können. 35) Wenn die Hunde ihn beißen. 8) Man sieht nicht, man geht. 33) Das Kalb. 10) Die die kürzesten Tage haben. 31) Der andere ist mein Vater. 12) Weil er Sehen an den Füßen hat. 29) Damit sie dieselben aufsehen. 14) Der Letzte nimmt seines samt der Schüssel. 27) Der zweite. 16) Weil es ihre Voreltern auch gern gefressen haben. 25) Man muß zweien Säcke über einander ziehen und den innersten füllen. 18) Ich mache eine Faust aus der Hand. 23) Der Stockfisch, denn der Kopf ist in Holland und der Leib gar weit davon. 21) Ueber ein gutes Gewissen geht nichts und über einen gesunden Leib geht die Haut.

Wörter zu Nr. 32.

- 1) Höfen — hören, gönt — gehet.
- 2) No — noch, bieti — gebiete ich.
- 3) Der — dir, bi — dich.
- 4) rot — Rath.
- 5) bi — beim, hi — hin.

Wörter zu No. 146.

1) Zuegen — schauen, bes — das, cha — kann, Bas gevatter — in vertraulicher Rede gleichbedeutend mit Gevatter, meisch — meinst, chasch — kannst es, traut — trau ich, i wott — ich wollte, aßi — daß ich.

2) Riste — die Fäden des ungesponnenen Flachses, gno — genommen, wellem — welchem lo — lassen.

3) morn — morgen, ene bure — drüben durch.

4) was hesch, was gisch — was hast, was gibst, ne — ein, i — ein, öbbe — etwa.

5) verftunen — irre werden, ane — hin, weger — wahrlich, näumis — etwas, sel — dieß, numme — nur.

6) sich verluengen — sich über dem Zuschauen vergeßen, zeme — zusammen, gleit — gelegt, ein — einer.

7) ber faden — den Faden.

8) feiß — fett, bi nem — bei einem — bi sich.

9) au — auch, wonis — der uns, bis — sei.

10) chunnt — kommt, gha — gehabt, üßi — unser.

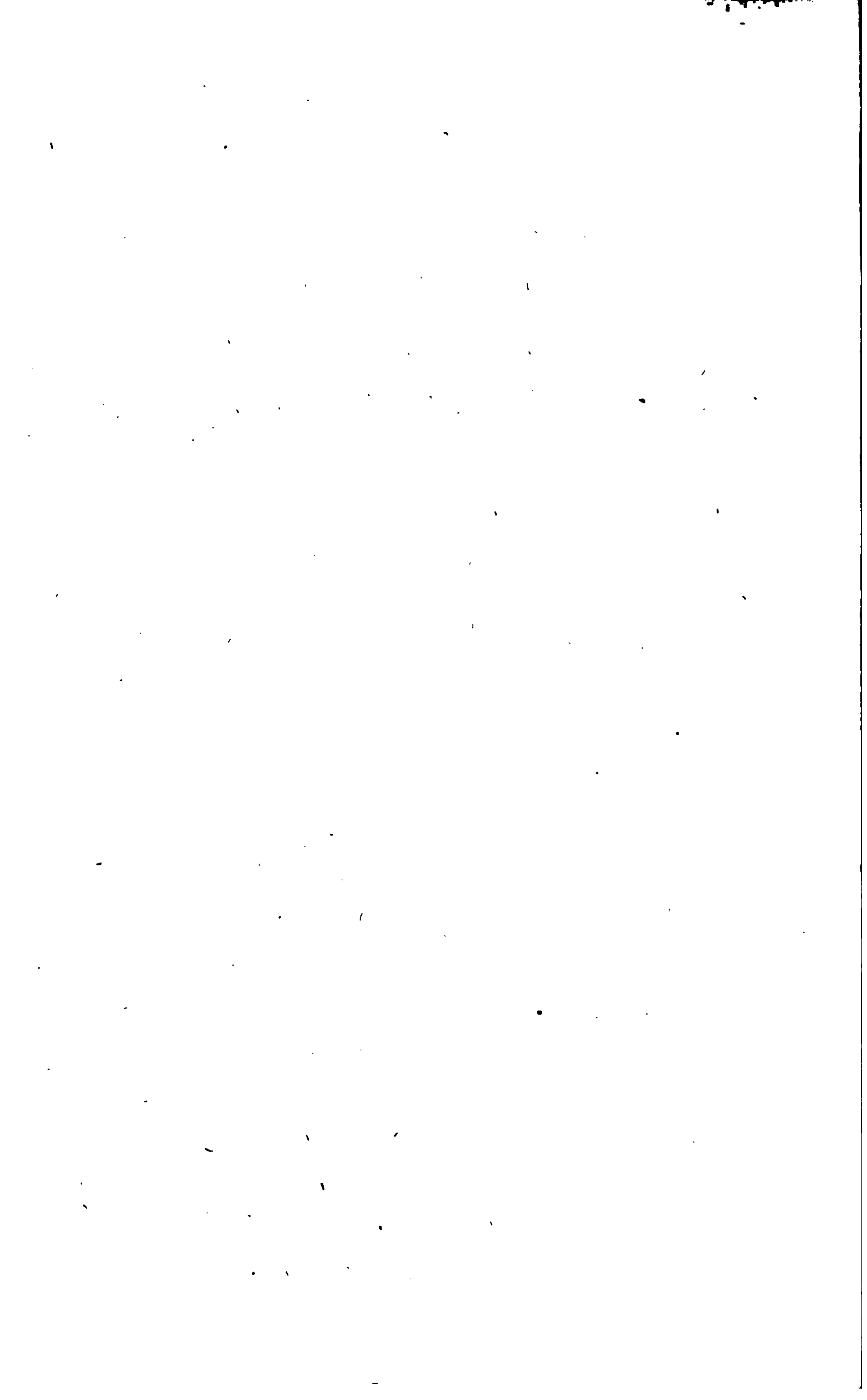
11) enanderno — sogleich.

Deutsches Lesebuch

von

Philipp Wackernagel.

Dritter Teil.



Deutsches Lesebuch

von

Philipp Wackernagel.

Dritter Teil.

Siebenter, durchgesehener Abdruck.



Stuttgart,

Verlag von G. G. Kiesling.

1851.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
212878
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1901

W o r w o r t.

Uber den Gebrauch dieses neuen Lesebüchleins und das Verhältniß desselben zu dem Unterricht, dessen Gegenstand die deutsche Sprache ist, sowie über die Grundsätze, nach welchen dieser Unterricht überhaupt erteilt werden müsse, hatte ich versucht, mich in einer größeren Vorrede ausführlich zu erklären. Da dieselbe aber zu einem Umfange angewachsen, der es mir nicht mehr angemessen erscheinen läßt, sie dem Büchlein unmittelbar vorzusetzen, so lasse ich sie nunmehr besonders abdrucken, als einen bloß für Lehrer bestimmten Teil des Buchs, unter dem Titel: Ueber den Unterricht in der Muttersprache. Auf diese Weise ist dann nicht jeder, der sich das Lesebuch anschafft, genöthigt, auch diesen Teil mitzukaufen, und umgekehrt.

Damit sei denn dieses Büchlein, an dem es gewis kein Fehler ist, daß es in poetischer, nationaler und religiöser Richtung einen

sehr entschiedenen Charakter ausspricht, Eltern und Lehrern aufs freundlichste empfohlen. Den letzteren wird es angenehm sein zu wissen, daß dasselbe unter Mitwirkung ausgezeichneter Schulmänner zu Stande gekommen, daß sie also ein um so größeres Vertrauen zu der Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung und ganzen Haltung haben dürfen.

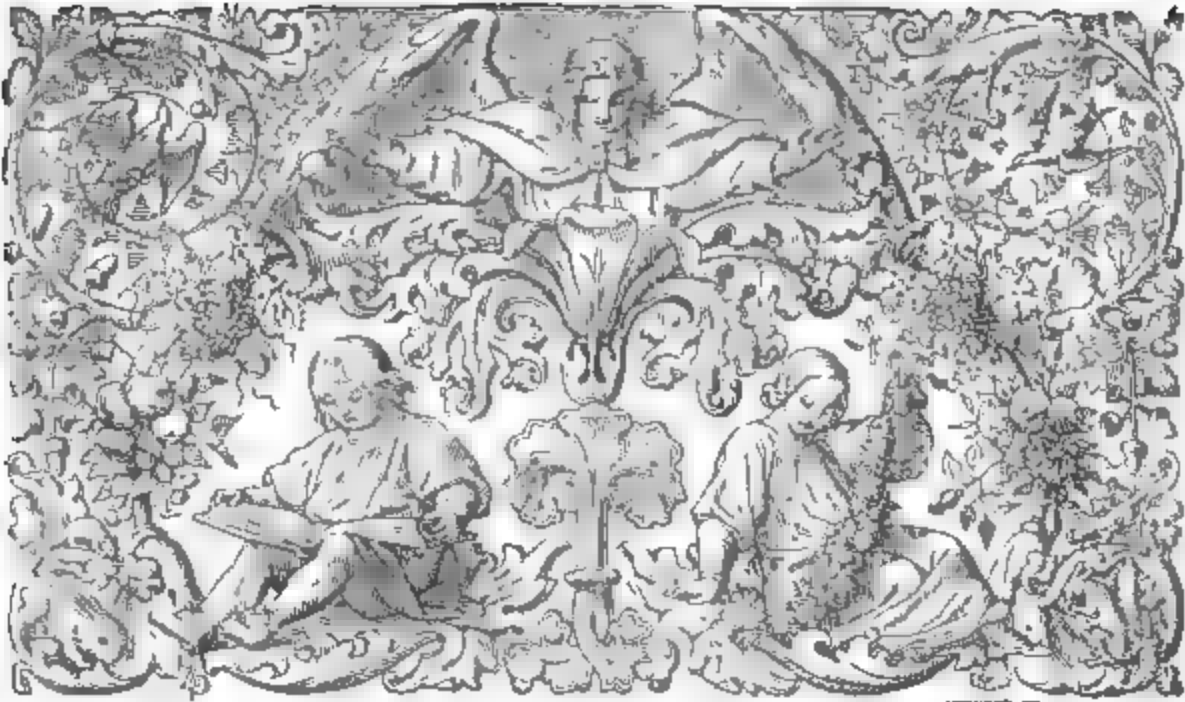
Stetten, den 8. August 1842.

Ph. W.

Dritter Teil.

**Das Schöne kammet her vom Schonen: es ist zart,
und will behandelt sein wie Blumen edler Art.**

**Wie Blumen vor dem Frost und rauher Stürme Drohen
will es geschonet sein, verschont von allem Nohen.**



1.

Rückkehr in die Heimat.

(Von Friedr. Hölderlin. Aus dem Gedicht: Der Wanderer.)

Wohllich lehr ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimat,
 und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an,
 Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
 friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
 Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen
 Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
 Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
 nieder ins schwellende Gras regnet im Herbst das Obst;
 Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
 Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt;
 Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
 steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten hinauf;
 Friebfam geht aus dem Walde der Hirsch ans freundliche Tageslicht;
 hoch in heiterer Luft fliehet der Falke sich um.
 Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
 streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
 Still ist's hier; kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,
 und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad;
 Lieblich tönt die gehämmerte Senf und die Stimme des Landmanns,
 der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebent,
 Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein,
 das die Sonne des Mais schmeichelt in lächelnden Schlaf.
 Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofsthor
 Wackernagel, deutsches Lesebuch. III 7. Abdr.

übergrünt und den Zaun wilder Hollunder umblüht,
 Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
 wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,
 Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Nesten,
 oder ins duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
 Heimatlliche Natur, wie bist du treu mir geblieben!
 zärtlich pflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf!
 Noch gedeiht die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig
 mir ans Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf;
 Lockend röthten sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
 und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
 Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Walds unendliche Laube
 aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
 Und die Pfade röthest du mir, es wärmt mich und spielt mir
 um das Auge, wie sonst, Vaterlands-sonne! dein Licht;
 Feuer trink ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,
 schläfrig läsest du nicht werden mein alterndes Haupt.
 Die du einst mir die Brust erwecktest vom Schlafe der Kindheit,
 und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,
 Mildere Sonne! zu dir kehre ich getreuer und weiser,
 friedlich zu werden, und froh unter den Blumen zu ruhn.

2.

Frühlingsfeier.

(Von Ludwig Uhland.)

Süßer, goldner Frühlingstag,
 inniges Entzücken!
 Wenn mir je ein Lied gelang,
 sollt es heut nicht glücken?

Doch warum in dieser Zeit
 an die Arbeit treten?
 Frühling ist ein hohes Fest,
 laßt mich ruhn und beten!

3.

Deutschlands Lage und Grenzen.

(Deutsches Land, von J. G. F. Guts Muths. I. Seite 3 ff.)

Deutschland ligt im Herzen von Europa. Welch eine gefährliche Lage! — Alle Pfeile, abgeschossen aus Osten und Westen, begegnen sich hier, um Europas Händel zu schlichten. Eine zurückschreckende Ansicht! Wer kann sie verschönern? Es ist gewis, daß sie dem deutschen Stamme großes Leid zufügte, die Geschichte sagt es nur zu bestimmt; allein wäre der deutsche Stamm wohl geworden, was er ist, außer ihr? Viele Jahrhunderte stand er auf diesem Raume der Mitte, und erstrebte wohl hier nur die ganze Geistes- und Sinnesart, die ihm eigen. Jeder halte den Glauben fest: gerade für diese Lage, berechnet auf Mannesfinn, ist der deutsche Stamm

bestimmt, und für sie wohl von allen Völkern der tauglichste und fähigste. Stellst du den Tapfern dahin, wo Tapferkeit nöthig, so hast du die rechte Stelle für ihn getroffen. Wir glauben an den Geist und die Kraft des germanischen Stammes; von der Varus-Schlacht bis zu der bei Leipzig haben sich beide bewährt; auch ist es gewis, daß dreißig Millionen eines gebildeten Volks nicht zu besiegen sind, wenn sie nicht wollen.

Endlich aber hat es mit Deutschland, dem Herzstücke Europas, seine eigene Bewandnis. Jeder schützt vor allem das Herz, auch die Jungfrau Europa kann nicht anders. Jede Verletzung, die dahin zielt, wird abgewehrt mit allen ihren Gliedern, denn alle erhalten von ihm Blut und Leben. Freilich wird hierdurch, wir gestehen es, die Gefahr der Lage Deutschlands gerade nicht gehoben, doch gewis vermindert; mehr aber, ja alles soll innere Einigkeit und Befähigkeit leisten. Dazu biete jeder die Hand.

Dagegen erblicken wir Deutschlands Lage im Herzen von Europa erfreulicher von einer andern Seite. Hier oder nirgends muß die geistige Bildung Europas in schönster Blüte stehen, vermöge der allseitigen Nähe und Verbindung mit benachbarten Ländern, vermöge der schnellen Mittheilung alles Wissenswerthen und Nützlichen, was sich in der Umgebung entwickelt, vermöge der Durchkreuzung der europäischen Reisewege, auf denen die Gebildeten der Nationen hindurchziehen. Deutschland ist kein Handelsstaat, nicht in der Fremde wächst ihm das Mark; aber dennoch ligt in seiner Lage ein schöner Handelsvorteil; in seinem Schoße durchkreuzen sich Posten und Frachten von allen Enden der europäischen Welt.

Doch wir verlassen die politische Ansicht, und wenden uns zu des deutschen Landes natürlicher Bettung. Sein Platz auf der Erde ist zwischen 45° und 55° Breite. So ist es in einer beneidenswerthen Lage; denn indem sein Südpunkt genau in die Mitte des gemäßigten Erdstrichs fällt, so ist es eben dadurch auf einen Erdenraum gelagert, der weder von nordischer Kälte noch von südlicher Hitze gedrückt wird. Ferner ist es in seiner Lage zwischen $22^{\circ} 30'$ und 37° östlicher Länge so weit ins Innere von Europa gerückt, daß es die Seestürme der europäischen westlichen Küstenländer weit weniger empfindet, und eines weit reineren Himmels genießt, als die englischen Gilande und das Niederland.

Des deutschen Landes erhabenster Gipfel, der Orteles, liegt in Tirol unter $46^{\circ} 35'$ Breite. In Absicht auf Höhe ist er der zweite in ganz Europa, denn sie beträgt 14416' über dem Spiegel des Meeres. Von dem Gebirgszuge dieses Gipfels, zwischen 46° und 47° Breite, und den mittleren deutschen Gebirgen senkt sich das Land zu vier Meeren. Die Hauptabsenkung geht nordwestlich zur Nordsee, sie nimmt die Hälfte Deutschlands weg und senkt sich fast bis zum Spiegel des Meeres hinab; weniger als ein Viertel streckt sich zur Ostsee nach Norden hinab; ein Viertel geht südöstlich hinaus, und seine Gewässer rinnen

zum schwarzen Meere hinüber; zum Adria-Meere senken sich nur Deutschlands zwei südlichste Spitzen. So breitet sich das weite Land von Schneegipfeln hinab zu drei Meeren, und sendet zum entfernten vierten einen seiner schönsten und schiffbarsten Ströme; so genießt das deutsche Land, obgleich liegend im Herzen Europas, dennoch der Gemeinschaft mit drei bis vier Meeren und einer manigfaltigen Hinauskunft in die nahe und ferne Welt.

Wand und Zaun scheidet das Bestiztum der Nachbarn. Das ist zu loben. Allein dieses Kleine mit so großem Eifer anwenden zu wollen auf Große, auf Länder- und Staatsmassen, wie es wohl geschehen durch ein Verlangen nach strengen Naturgrenzen, scheint Uebertreibung, da die Kriegskunst selbst über die gewaltigste Naturgrenze hineinwüthet, wenn nicht Einmuth, Tapferkeit und Tugend der Landesbewohner die unüberwindliche Schutzmauer bilden. Es ist ein Irrtum, auf Grenzen bauen, welche Kunst oder die ewige Natur gemacht. Die Verwarung der Grenze und des ganzen deutschen Landes Verteidigung geschieht am besten, wenn jeder ein frohes, frisches Eigentum und Gewerbe, freie Entwicklung des Geistes und der Eigentümlichkeit zu verteidigen hat; und er wird es, aus Liebe zu seinen Fürsten und dem frohen Besitz und frischen Eigentum, gewis verteidigen, ohne gerade gewaltige Gebirge zur Grenze zu haben.

Deutschland grenzt gen Mitternacht mit seinen tiefsten Gefilden an das deutsche Meer oder die Nordsee, welche hier seine sechs und dreißig Meilen lange Küste bespült, ferner an Dänemarks Herzogtum Schleswig und an die Ostsee, in einer Strecke von etwa fünf und neunzig geographischen Meilen; auf der Morgenseite liegen ihm Polen, Gallizien, Ungarn und Kroatien. Gen Mittag endigt sich die südlichste Spitze des deutschen Landes am adriatischen Meere, die ganze übrige Südseite grenzt an Italien und die Schweiz; gen Abend ligt Frankreich und das Königreich der Niederlande. Hier scheidet der Rhein von Basel herab anfangs Frankreich auf etwa zwanzig Meilen.

So ligt Deutschland, abgerechnet jene drei Meere, offen nach allen Nachbarschaften hinaus, ohne Naturgrenzen; selbst viele der ein- und ausgehenden Flüsse sind von der Grenze durchschnitten. Mit seinen beiden Südspitzen geht Deutschland selbst über die Naturgrenze des Gebirgs hinaus.

4.

Der Graf von Habsburg.

(Von Schiller.)

Bu Aachen in seiner Kaiserpracht,
im altertümlichen Saale
Sah König Rudolfs heilige Macht
beim festlichen Krönungsmahle.

Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,

es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
und alle die Wähler, die sieben, [stellt,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich
umstanden geschäftig den Herscher der Welt,
die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
das Volk in freudgem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
das jauchzende Rufen der Menge; [Streit
Denn geendigt nach langem vererblichen
war die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche
des Mächtigen Beute zu werden. [mehr,

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
und spricht mit zufriedenen Blicken: [Mahl,
Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das
mein königlich Herz zu entzücken, [der Lust,
Noch den Sänger vermiff' ich, den Bringer
der mit süßem Klang mir bewege die Brust
und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab ich gehalten von Jugend an,
und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
nicht will ich als Kaiser entbehren.

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohl laut schläft in der Saiten Gold,
der Sänger singt von der Minne Sold,
er preiset das Höchste, das Beste, [begehrt;
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn
doch sage, was ist des Kaisers werth
an seinem herlichsten Feste?“

Nicht gebieten werd ich dem Sänger, spricht
der Herrscher mit lächelndem Munde,
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind faust,
man weiß nicht, von wannen er kommt und
braust,
wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
die im Herzen wunderbar schliefen.

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt,
und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
den flüchtigen Gemshock zu jagen;
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschloß;
und als er auf seinem stattlichen Ross
in eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
ein Priester wars mit dem Leib des Herrn,
voran kam der Messner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christenfinn,
was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
von des Gießbachs reißenden Fluten ge-
das hemmte der Wanderer Tritte, [schwellt,
Und beiseit legt jener das Sacrament',
von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
der nach der Himmelstrost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
im Strudel der Wellen gerissen;
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
so will ich das Wässerlein jetzt in Eil
durchwaten mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
der Andre die Reise vollführet;
Und am nächsten Morgen mit dankendem
Blick
da bringt er dem Grafen sein Ross zurück,
bescheiden am Zügel geführt.

„Nicht wolle das Gott,“ rief mit Demuthstun
 der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
 Das Ross ich beschritte fürberhin,
 das meinen Schöpfer getragen! [winnt,
 Und magst dus nicht haben zu eignem Ge-
 so bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
 denn ich hab es dem ja gegeben,
 Von dem ich Ehre und irdisches Gut
 zu Lehen trage und Leib und Blut
 und Seele und Athem und Leben.“

So mög auch Gott, der allmächtige Hort,
 der das Flehen der Schwachen erhöret,
 Zu Ehren euch bringen hier und dort,
 so wie ihr jetzt ihn geehret.
 Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt

durch ritterlich Walten im Schweizerland,
 euch blühen sechs liebliche Töchter:
 So mögen sie, rief er begeistert aus,
 sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
 und glänzen die spätesten Geschlechter!“

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
 als dächt er vergangener Zeiten:
 Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
 da ergreift ihn der Worte Bedeuten:
 Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
 und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
 in des Mantels purpurnen Falten.
 Und alles blickte den Kaiser an,
 und erkannte den Grafen, der das gethan,
 und verehrte das göttliche Walten.

5.

Gott und die Seele des Menschen.

(Die Geschichte der Seele, von G. F. Schubert. 1830. Seite 1—2.)

Mitten in dem Reiche des Seins stehet eine Sonne, welche Alles trägt
 und hält, Alles belebt und bewegt; und es ist ein Auge, selber von Sonnen-
 natur, für jene Sonne gemacht. Die Sonne ist Gott, das Auge die Seele.

Nicht der Schrecken, nicht die Furcht, wenn sie auf dem Fittiche des
 Ungewitters oder im Donner der stürzenden und flammenden Berge vorüber
 gezogen, haben es dem Menschen gesagt, daß ein Gott sei; er hat dieß nicht
 erst in der Sternenschrift der Werke gelesen. — Innig tief, wie das Sehnen,
 das aus dem neugeborenen Kinde nach der noch ungekannten Mutter schreit;
 laut wie das Rufen der jungen Raben nach dem noch nie genossenen Futter;
 mächtig und still, wie der Drang, womit das eben aus dem Dunkeln ge-
 borene Auge oder die aus der Saamenhülle gebrochene Pflanze das noch
 niemals empfundene Licht suchen, wird in meinem Wesen ein Sehnen ver-
 nommen nach der lebendigen Quelle alles Seins, aus welcher ich bin.

Nähme ich Flügel der Morgenröthe und flöge dahin, wo die letzten Wogen
 der Sichtbarkeit verhallen; führe ich hinab ins Dunkle, da kein Stern ist, da
 das Geschrei der Angst, das Fauchzen der Luft, da selbst der leiseste Hauch eines
 Lebens nicht mehr gehört wird, und bliebe ich da allein und einsam mit mir
 selber, stehe so fühlte ich dennoch, daß Er mich hält; ich vernähme Seine Nähe,
 wie das Rauschen eines Ablersflügels in stiller Nacht, und ein Etwas in mir,
 das nach Gott rufet. Wie der ausgeworfene Anker durch die Meereswogen hin-
 durch gerade hinabeilt zum Felsengrund, da er ruhet, so ist in mir ein Verlan-
 gen, welches seinen Lauf mitten durch die Creaturen hindurch zu Gott nimmt.

Dies ist das Fragen im Geist des Menschen nach den Anfängen der Dinge, das Fragen, welches rastlos und unstillbar, dem Strom entgegen, welcher mit den andern Creaturen spielt, sich hinanringt zur Quelle. Denn Er ist es, welcher der Dinge Anfänge in seiner Hand hält; darum wer diese gefunden, der hat Gott gefunden.

Und das ist die rechte Weisheit, durch welche der innere Mensch — der Mensch der Ewigkeit — wächst und erstarrt; das ist das Erkennen, welches das Herz befeuert. Nahrung nehmend und Pflege, erkennt der Säugling die liebende Mutter, und so Nahrung nehmend und erkennend, wächst er und erstarrt. So lernet, Leben nehmend aus des Lebens Ursprung, die Seele, wer Gott sei, und erstarrt hierbei zum Leben der Ewigkeit.

6.

Lobt den Herrn.

(Von Friedrich Rückert.)

Flammt empor in euren Höhen, Morgensonnen, lobt den Herrn!
 rauscht in euren Tiefen auf, Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
 Die ihr, ohne zu verglühn, lang geflammt vor seinem Blick,
 ohne zu verrinnen, lang hingeronnen, lobt den Herrn!
 Der ein manigfaltiges Leben schaun will außer sich:
 alle, die ein Leben ihr habt gewonnen, lobt den Herrn!
 Alle Tropfen seiner Guld, die zu Perlen sich geformt,
 Funken Lichtes, die zu Gold sind geronnen, lobt den Herrn!
 Soviel Halme von dem Thau seiner Gnade trunken sind,
 soviel sich an seinem Stral Welten sonnen, lobt den Herrn!
 Ob vor seinem ewgen Blick ihr des Lebens raschen Tanz
 jetzt vollendet, oder jetzt habt begonnen, lobt den Herrn!
 Blumen, die der Frühling weckt, Garben, die der Sommer dörrt,
 Trauben, deren Blut der Herbst presst in Tonnen, lobt den Herrn!
 Raupe, die das Blatt benagt, haftend an dem grünen Zweig,
 Puppe, zur Verwandlung reis eingesponnen, lobt den Herrn!
 Schmetterlinge, die ihr noch von dem Duft der Blüten nascht,
 Schmetterlinge, die ins Licht schon zerronnen, lobt den Herrn!
 Geister, eingeengt in Nacht, oder aufgeflammt ins Licht,
 Herzen, schmeckend Lebenslust, Todeswonnen, lobt den Herrn!
 Die ihr mit dem Flügelschlag glühender Begeistrung strebt,
 oder förbert euer Werk still besonnen, lobt den Herrn!
 Lobt den Herrn, des Lichtgewand auch durch dunkle Fäden wächst,
 die ein unscheinbarer Fleiß hat gesponnen, lobt den Herrn!
 Lobt den Herrn! des Angeficht lächelnd in den Spiegel schaut
 auch des Tropfens, der am Halm hängt geronnen, lobt den Herrn!
 Lobt den Herrn, der loben sich gern in allen Sprachen hört,

die Bedürfnis seines Lobes hat eronnen, lobt den Herrn!
 Ob das Blatt am Zweige rauscht, ob des Menschen Zunge tönt,
 ob ein Engel höhern Gruß sich eronnen, lobt den Herrn!
 Alle, die ihr euren Gott fühlet, ahndet, denket, schaut,
 die ihr sinnt, was niemals wird ausgedonnen, lobt den Herrn!
 Wenn in des Gemüthes Nacht euch sein erster Schimmer brach,
 oder wenn ihr euch im Glanz habt versonnen, lobt den Herrn!
 Alle Sinne, die des Sanges Woge schwellt himmelan,
 lobt mit allen rauschenden Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
 Alle Seelen, in der Glut des Gebetes Weihrauch-gleich,
 lobt mit allen brennenden Morgensohlen, lobt den Herrn!

7.

Die Kapelle.

(Von Ludwig Uhland.)

Oben steht die Kapelle,
 schauet still ins Thal hinab,
 Drunten singt bei Wief' und Quelle
 froh und hell der Hirtenknab.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
 schauerlich der Leichenchor;

Stille sind die frohen Lieder,
 und der Knabe lauscht empor.

Proben bringt man sie zu Grabe,
 die sich freuten in dem Thal;
 Hirtenknabe, Hirtenknabe!
 dir auch singt man dort einmal.

8.

Peter der Einsiedler und die Kirchenversammlung zu Clermont.

(Von Friedrich v. Raumer.)

(Gegen das Ende des elften Jahrhunderts waren die Christen in Jerusalem in der bedrängtesten Lage.) Kein Altar, kein kirchliches Gefäß war den Türken mehr heilig, die Geistlichen wurden geschlagen und gestoßen, ja der Patriarch bei Haar und Bart zur Erde gerissen. Strenger als je forderte man von den Pilgern, deren Vermögen durch die Reise fast immer schon erschöpft worden, ein Goldstück für die Erlaubnis Jerusalem zu besuchen. Die Einwohner dieser Stadt konnten nicht jeden unterstützen, allgemein verbreiteten sich Wehklage, Elend und Mangel. Es war die höchste Zeit, daß die abendländischen Christen ihren Glaubensgenossen zu Hilfe eilten, es war zweifelsohne ihre Verpflichtung, wenn anders jeder Unrecht und Tyrannei abwehren soll, dem dazu Kraft und Geschicklichkeit gegeben ist.

Um diese Zeit, im Jahre 1093, trat die Wallfahrt an Peter von Amiens, früher Einsiedler, jetzt Priester. Seine Gestalt war klein und unansehnlich, die Farbe seines Gesichts dunkel, gering das Gewand und die Füße unbekleidet. Die größte Enthaltensamkeit in allem zeichnete ihn selbst in jener Zeit aus, und wenn ihm die Worte berebt von den Lippen strömten, ward auch sein Auge der Abdruck eines lebhaften Geistes. Er zahlte den Zins und betrat

die heilige Stadt, er hörte was die Christen litten und sah selbst die tägliche Bedrückung. Da regte ihn der Geist an, er möge Hilfe schaffen und für die Rettung der Verlassenen wirken. Der Patriarch Simeon erwieß, daß die zur Strafe ihrer Sünden gelähmten Kräfte der morgenländischen Christen für die Befreiung nicht genügten, und die entnervten Griechen binnen wenig Jahren selbst das halbe Reich verloren hätten: ärmer und einfacher, aber kräftiger und gläubiger sei das Abendland und nur von dorthier die Erlösung möglich. Peter verlangte jetzt Schreiben des Patriarchen an den Papst und an die abendländischen Fürsten: er werde das Geschriebene selbst bestätigen und die Gläubigen aufmuntern zu freudigen Zügen. Gern bewilligte Simeon diese Forderung, und noch einmal eilte der Einsiedler in die Auferstehungskirche, um für das seine ganze Seele erfüllende Unternehmen den Heiland anzuflehen. Er sah die ungeheuern Schwierigkeiten, die einem unbekanntem Pilger im Wege stunden, welcher sich vornahm, eine ganze Welt in Bewegung zu setzen. Es übermannte den Betenden der Schlaf. Da erschien ihm Christus und sprach: „Steh auf, Petrus, und eile, und vollbringe kühn, was dir auferlegt worden; ich werde mit dir sein, denn es ist Zeit, daß das Heiligtum gereinigt und meinen Dienern geholfen werde.“ Petrus erwachte gestärkt und geweiht, er fühlte die Kraft in sich, das Größte zu unternehmen: man hat dieß Gefühl bald Betrug, halb Anmaßung, halb Schwärmerei gescholten, oder doch damit ohne Unterscheidung zusammengeworfen.

Nachdem ihn Kaufleute glücklich bis Bari geführt hatten, eilte er nach Rom zum Papste Urban, dann über die Alpen zu Fürsten, Prälaten und zu allem Volke. Seine Reden setzten die Gemüther in Bewegung, und seine Hoffnungen wuchsen, denn der Papst war gewonnen für den Plan, und das Schwierigste gelang in jener Zeit, wenn es vom Oberhaupte der Kirche befördert wurde. Bereits Gregor VII. hatte alle Gläubigen zum Beistande der Christen im Morgenlande aufgefordert; die Kriege wider Heinrich IV. hemmten jedoch die Ausführung dieser Pläne, und erst jetzt bot sich, nachdem der Gedanke in den Gemüthern Eingang gefunden, eine dringendere Veranlassung und günstigere Gelegenheit. Auf einer Versammlung von hohen Geistlichen in Piacenza wurde neben anderen wichtigen Dingen auch des heiligen Landes gedacht, und Gesandte des griechischen Kaisers traten hilfesehend auf, weil die Ungläubigen schon die ganze asiatische Seite des Bosphorus beherrschten.

Wichtiger war die große Versammlung von mehr als 300 Bischöfen und Aebten, welche sich im November des Jahres 1095 nach Urbans dringender Ladung zu Clermont in Auvergne einfanden: es war Hauptzweck des Papstes, hier für die Rettung des heiligen Landes zu wirken. Auf einem freien Plage, denn kein Zimmer konnte eine so zahlreiche Versammlung fassen, sprach Urban von erhöhter Stelle und mit lauter Stimme:

„Die Lehre Jesu Christi, welche das Abendland in ursprünglicher Reinheit bewahrt, ist auch Jahrhunderte lang in Asien frei verkündet und bekannt worden. Zwar hat das gerechte Bestreben, jede falsche Ansicht und Deutung zu vertilgen, uns bisweilen in Zwiespalt erscheinen lassen mit den Bewohnern jener Länder; allein wir haben sie stets geachtet als Christen und nie vergessen, daß wir alle Brüder Eines Hauses, Kinder Eines Vaters sind. Soll ich wiederholen, was jeder weiß? Wie jene über das Heidentum gewonnenen Länder den Christen wieder entrißen und eine Beute der Ungläubigen geworden sind? Wer kann es hören ohne Jammer? Und doch gibt es einen Schmerz, der noch tiefer, ein Unglück, das noch größer ist: denn auch Palästina und Jerusalem sind in den Händen der Feinde.

Der Erlöser unseres Geschlechts, welcher zum Heile Aller menschlichen Leib und Gestalt annahm, wandelte in jenem auserwählten Lande. Jede Stelle ist dort geweiht durch die Worte, welche er gesprochen, durch die Wunder, welche er verrichtet hat; jede Zeile des alten und neuen Testaments beweiset, daß Palästina als Erbteil des Herrn und Jerusalem als der Sitz aller Heiligtümer und Geheimnisse rein bleiben soll von jeder Befleckung. Und diese Stadt, die Heimat Jesu Christi, die Wiege unseres Heils, ist nicht mehr theilhaft der Erlösung! In dem Tempel, aus welchem Christus die Kaufleute vertrieb, damit das Heiligtum nicht verunreinigt würde, wird jetzt des Teufels Lehre öffentlich verkündet. — Wer darf noch zu Maria der Jungfrau flehen? wer in der Kirche des heiligen Grabes andächtig den antufen, welcher dem Tode die Macht genommen hat? Lastthiere stehen in den heiligen Gebäuden, und für die Erlaubnis, solch Elend zu schauen, verlangen die Frevler sogar noch schweren Zins. Die Gläubigen werden verfolgt, Priester geschlagen und getödtet, Jungfrauen geschändet und gemartert. Wehe uns, wenn wir leben und solchem Unheile nicht steuern! Besser ist sterben, als der Brüder Untergang länger dulden!

Jeder verleugne sich selbst und nehme Christi Kreuz auf sich, damit er Christum gewinne! Kein Christ streite mehr wider den anderen, damit das Christentum selbst nicht untergehe, sondern verbreitet und befördert werde. Es höre auf Mord und Feindschaft und Bedrückung, es beweise jeder Muth und Tapferkeit, nicht wo sie den Fluch, sondern wo sie Vergebung der Sünden und die Krone der Märtyrer erwerben. Keiner fürchte Gefahr, denn wer für den Herren streitet, dem sind die Kräfte der Feinde unterthan; keiner fürchte Mangel und Noth, denn wer den Herren gewinnt, ist überall reich; keiner laße sich durch Klagen der Zurückbleibenden vom Zuge abhalten, denn die Gnade des Herrn wird auch diese schützen.“

Noch hatte der Papst seine Rede nicht beendet, als die ganze Versammlung wie mit Einer Stimme ausrief: „Gott will es!“ Endlich ward die

Ruhe wieder hergestellt, und Urban fuhr fort: „Es gehen die Worte der Schrift in Erfüllung: Wo auch nur zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, werde ich mitten unter ihnen sein; denn nur des Herren Einwirkung machte es möglich, daß der gleiche Eifer sich erzeugte in euch allen, und das gleiche Wort ausgesprochen wurde von jedem einzelnen. So möge dieß Wort euer Feldgeschrei sein in jeder Gefahr, welche ihr übernehmt für die Lehre Christi, das Kreuz aber euer Zeichen zur Kraft und zur Demuth. Des apostolischen Stuhles Fluch soll jeden treffen, der sich unterfängt, das Unternehmen zu hindern, sein Beistand dagegen im Namen des Herren eure Bahn ebnen und euch geleiten auf allen Wegen!“

Sobald der Papst seine Rede geendet hatte, nahte ihm Ademar von Monteil, Bischof von Pui, und bat niederknieend um die Erlaubnis, dem heiligen Zuge betwohnen zu dürfen; ihm folgte Wilhelm, Bischof von Orange, dann die meisten von den anwesenden Laien und Geistlichen. Sie befesteten ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter als Zeichen des gemeinsamen Unternehmens und der neuen christlichen Verbrüderung.

Nach der Rückkehr in ihre Heimat predigten die Bischöfe das Kreuz, und die Laien suchten Genossen und Begleiter, beide mit der größten Begeisterung und fast unglaublichem Erfolge. Denn es entstand eine allgemeine Bewegung in allem Volke, wie noch niemals: es trennte sich freudig der Mann von dem Weibe, das Weib von dem Manne, die Eltern von den Kindern, die Kinder von den Eltern; der Landmann gedachte nicht mehr des Ackerbaues, der Hirte nicht mehr seiner Herde, Mönche und Nonnen verließen ihre Zellen; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte ausgeschlossen sein von dem großen Unternehmen, von der neuen Völkerwanderung.

9.

Kreuzgesang.

(Von Novalis. Heinrich von Ofterdingen, I. Seite 90.)

<p>Das Grab steht unter wilden Heiden; das Grab, worin der Heiland lag, Muß Frevel und Verspottung leiden und wird entheiligt jeden Tag.</p> <p>Es klagt heraus mit dumpfer Stimme: Wer rettet mich von diesem Grimme!</p> <p>Wo bleiben seine Heldenjünger? verschwunden ist die Christenheit! Wer ist des Glaubens Wiederbringer? wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?</p> <p>Wer bricht die schimpflichsten der Ketten, und wird das heilige Grab erretten?</p>	<p>Gewaltig geht auf Land und Meeren in tiefer Nacht ein heilger Sturm; Die trägen Schläfer aufzustören, umbraust er Lager, Stadt und Turm;</p> <p>Ein Klaggeschrei um alle Zinnen: Auf, träge Christen, zieht von hinnen!</p> <p>Es laßen Engel aller Orten mit ernstem Antlitz stumm sich sehn, Und Pilger steht man vor den Pforten mit kummervollen Wangen sehn;</p> <p>Sie klagen mit den bängsten Tönen die Grausamkeit der Sarazenen.</p>
---	--

Es bricht ein Morgen, roth und trübe,
im weiten Land der Christen an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
verkündet sich bei jedermann.

Ein jedes greift nach Kreuz und Schwerte
und zieht entflammt von seinem Herde.

Ein Feuereifer tobt im Heere,
das Grab des Heilands zu befrein.
Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
um bald auf heiligem Grund zu sein.

Auch Kinder kommen noch gelaufen
und mehren den geweihten Haufen.

Hoch weht das Kreuz im Siegespaniere,
und alte Helden stehn voran.
Des Paradieses selge Thüre
wird frommen Kriegern aufgethan;

Ein jeder will das Glück genießen,
sein Blut für Christus zu vergießen.

Bum Kampf, ihr Christen! Gottes Scharen
ziehn mit in das gelobte Land.

Bald wird der Heiden Grimm erfahren
des Christengottes Schreckenshand.

Wir waschen bald im frohen Muth
das heilige Grab mit Heidenblute.

Die heilige Jungfrau schwebt, getragen
von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den das Schwert geschlagen,
in ihrem Mutterarm erwacht.

Sie neigt sich mit verklärter Wange
herunter zu dem Waffenklange.

Ginüber zu der heiligen Stätte!
des Grabes dumpfe Stimme tönt!

Bald wird mit Sieg und mit Gebete
die Schuld der Christenheit versöhnt!

Das Reich der Heiden wird sich enden,
ist erst das Grab in unsern Händen.

10.

Von deutscher Baukunst. 1773.

(Göttes Werke. 1831. 8. Band 39. Seite 341 ff.)

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein suchte, der mir deuten sollte: Anno domini 1318. xvi. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergossen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thöriger und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitztümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ich vermöchte.

Was brauchst du ein Denkmal? Du hast dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die drum krabbeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge aufstürzte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu erzeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Theil nothwendig schön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen darauf zu zaubern, und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: Ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes; vollendet das Begonnene in die Wolken.

Was brauchts dir Denkmal! Und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ist's Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Ge-

schwächler wirb's immer schwindeln an deinem Koloss, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter. —

Es ist im kleinen Geschmaç, sagt der Italiener, und geht vorbei. Rindereien, laßt der Franzose nach, und schnell triumphierend auf seine Dose à la Grecque. Was habt ihr gethan, daß ihr verachten dürft?

Hat nicht der seinem Grab entsteigende Genius der Alten den deinen gefehlet, Welscher! Krochst an den mächtigen Nesten, Verhältnisse zu betteln, sücktest aus den heiligen Trümmern dir Lusthäuser zusammen, und hältst dich für Vermehrer der Kunstgeheimnisse, weil du auf Zoll und Linie von Riesengebäuden Rechenhaft geben kannst. Hättest du mehr gefühlt als gemessen, wäre der Geist der Massen über dich gekommen, die du anstauntest, du hättest nicht so nur nachgeahmt, weil sie's thaten und es schön ist: nothwendig und wahr hättest du deine Pläne geschaffen, und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen. —

Als ich das erstemal nach dem Münster gieng, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmaçs. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Ueberladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht geschmeidter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsere bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernstesten Nesten der älteren deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!“ Und so graute mir's im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonisierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer ältern Brüder in ihren Werken zu genießen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herlichkeit! Schwer ist's dem Menscheng Geist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes

Auge mit freundlicher Ruhe geleht, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele stunden, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt er mir entgegen. Alle diese Massen waren nothwendig, und siehst du sie nicht in allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab ich zum stimmenden Verhältnis erhoben. Wie über dem Haupteingange, der zwei kleinere zur Seite beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte, das alles war nothwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düstern erhabenen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehen scheinen! In ihre kühne schlanke Gestalt hab ich die geheimnisvollsten Kräfte verborgen, die jene beiden Türme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach! nur einer traurig da steht, ohne den fünfsgetürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. — Und so schied er von mir, und ich versank in teilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet' er im Morgenbustglang mir entgegen, wie froh konnt ich ihm meine Arme entgegen strecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzähllich kleinen Teilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Fäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das feste gegründete ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit! Deinem Unterricht dank ichs, Genius! daß mirs nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen, und Gott gleich sprechen kann: Es ist gut!

Und nun soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutsche Kunstgelehrte, auf Hörensagen neidischer Nachbarn, seinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverständenen Wort Gothisch verkleinert, da er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können: das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos. Und wenn du dir selbst diesen Vorzug nicht zugestehen willst, so erweis uns, daß die Gothen schon wirklich so gebaut haben: wo sich einige Schwierigkeiten finden werden. Und, ganz am Ende: wenn du nicht darthust, ein Homer sei schon vor dem Homer gewesen, so laßen wir dir gerne die Geschichte kleiner gelungener und mißlungener Versuche, und treten anbetend vor das Werk des Meisters, der zuerst die zer-

streuten Elemente in ein lebendiges Ganzes zusammenschuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiste des Forschens nach Wahrheit und Schönheit, verschließ dein Ohr vor allem Wortgeprahl über bildende Kunst, komm, genieße und schaue. Hüte dich, den Namen deines edelsten Künstlers zu entheiligen, und eile herbei, daß du schauest sein herrliches Werk. Macht es dir einen widerigen Eindruck, oder keinen, so gehab dich wohl, laß einspannen, und so weiter nach Paris.

Aber zu dir, teurer Jüngling, gefell ich mich, der du bewegt dastehst, und die Widersprüche nicht vereinigen kannst, die sich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderstehliche Macht des großen Ganzen fühlst, bald mich einen Träumer schiltst, daß ich da Schönheit sehe, wo du nur Stärke und Rauheit siehst: laß einen Mißverstand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelei dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne.

11.

Der Straßburger Münster.

(Von Ernst . . . Musenalmanach von Chamisso und Barnhagen, Berlin 1805.)

Gleich den ewigen
eisigen Spitzen
rhätischer Felsen
strebt er zum Himmel,
der alte Koloss.
Fernher schaun ihn
des deutschen Rheines,
des finstern Schwarzwalds
und der Vogesen Bewohner.
Ihm vorüber

strömen die ewigen Wogen der Zeit,
und aus den alten
Säulen der Kraft
germanischen Geistes
schaut er in göttlicher Ruhe
auf ein verderbtes
winzges Geschlecht,
das nicht vermag
Erwins Riesengedanken zu fassen.

12.

Morgenlied.

(Von Ludwig Uhland.)

Woh ahnt man kaum der Sonne Licht, Wie still des Waldes wilder Raum!
noch sind die Morgenglocken nicht die Vöglein zwitschern nur im Traum,
im finstern Thal erklingen. kein Sang hat sich erschwungen.

Ich hab mich längst ins Feld gemacht,
und habe schon dieß Lied erdacht
und hab es laut gesungen.

13.

Räthsel.

(Von Schiller.)

<p>Es steht ein groß geräumig Haus auf unsichtbaren Säulen; Es mißt und gehts kein Wandrer aus, und keiner darf drin weilen. Nach einem unbegriffnen Plan ist es mit Kunst gezimmert;</p>	<p>Es steckt sich selbst die Lampe an, die es mit Pracht durchschimmert. Es hat ein Dach, krystallenrein von einem einzgen Edelstein; Doch noch kein Auge schaute den Meister, der es baute.</p>
---	--

14.

Sylbenräthsel.

(Von Friedrich Schlegelmacher.)

Durch dunkle Nacht drängt sich das erste Sylbenpaar,
auf zartem Weiß stellt sich das zweit' am schönsten dar.
Mög oft das Ganze dein erwachend Aug erfreuen
und ungetrübt die Luft des Lebens dir erneuen.

15.

Aus Meister Freidanks Sprüchen.

(Dreizehntes Jahrhundert.)

<p>Wer um diese kurze Zeit die ewige Freude geit, Der hat sich selber gar betrogen und zimmert auf den Regenbogen. Wer Gott liebet als er soll, des Herz ist aller Tugend voll. Welch Mensch lebt in Gottes Gebot, in dem ist Gott und er in Gott. Gott erhöht alle Güte, und erniedert Hochgemüte. Es sei übel oder gut, was jemand im Finstern thut Ober im Herzen wird erdacht, es wird doch gar ans Licht gebracht. Der kleinste Halm, den Gott erschafft, geht über aller Welten Kraft. Gott schuf nie einen Halm so schwachen, den Jemand also möge machen,</p>	<p>Kein Engel, Teufel oder Mann auch einen Floh nur machen kann. Gottes Gebot nichts übergahet als der Mensch, den er geschaffen hat: Fische, Würme, Vögel und Thier halten ihr Recht besser als wir. Gott hörte auf Moses Gebet, ohn daß Moses den Mund aufthat: Wes noch ein reines Herz begehrt, des wird es ohne Wort gewährt. Ein weiser Herr gerne hat weiten Freund und engen Rath. Mancher durch seine Missethat seines Knechtes Knecht zum Herren hat. Wie ein Mensch verfälschen mag Gottes Wort und lichten Tag.</p>
---	---

Sprichwörter.

Was vom Herzen kommt, das geht zum Herzen.
Recht gethan, ist viel gethan.
Der Weg zum Verderben ist mit guten Vorsätzen gepflastert.
Auf einen groben Klopß gehört ein grober Keil.
Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu.
Der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.
Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen.
Besser redlicher Krieg, denn elender Friede.
Bleib im Gleise, so gehst du nicht irre.
Bei der Nacht sind alle Katzen grau.
Barmherzige Mutter zieht lauffige Kinder.
Wenn man die Saite zu hoch spannt, so reißt sie.

Sprichwörtliche Redensarten.

Glare auf den Zähnen haben.	Eine Deichsel an eine Suppenschüssel
In Ein Horn blasen.	Von der Luft leben. [machen.
Auf einen grünen Zweig kommen.	Er sucht den Esel und reitet darauf.
In einen sauern Apfel beißen.	Peterling auf allen Suppen sein.
Jemand auf die Sprünge bringen.	Seine Haut zu Markte tragen.
Zwischen Hammer und Amboss kommen.	Zwischen Thür und Angel sein.

Einem die Stange halten.	Er möchte hinaus, wo kein Loch ist.
Die Perlen vor die Säue werfen.	Aus der Hand in den Mund!
Er sieht den Wald vor Bäumen nicht.	Es ist weder gehauen noch gestochen.
Pferdearbeit und Spazensfutter.	Morgen ist auch ein Tag.
Wasser in einem Sieb holen.	Etwas aus den Fingern saugen.
Den Mantel nach dem Winde hängen.	Leeres Stroh dreschen.

Satyre.

(Aus Philander von Sittewalds deutscher Zugabe zum ersten Teil seiner Gesichte. Straßburg 1650.)

Ein Thor hatte sich so' steif eingebildet, er wäre ein Geist, daß er auch weder essen noch trinken, noch sich anziehen oder bei menschlicher Gesellschaft wohnen wollte. Kein Doctor wußte ein Mittel der Hilfe zu finden, denn des Phantasten Einbildung, daß die Geister nichts essen und

trinken, war so fest, daß man sorgen mußte, er werde Hungers sterben. Ein erfahrener, weiser Arzt kam endlich und brauchte diese List: er klebete sich und noch zweien der Seinigen in weiße, leinene Lücher, als Todtengeister; dann giengen sie zu Nacht mit Lichtern in das Gemach, setzten sich zusammen nieder, redeten heimlich und stellten sich, als ob sie Geister wären. Der Kranke, der ihrem Thun genugsam zugesehen hatte, fragte sie, wer sie wären? was sie wollten? Der Doctor antwortete, sie wären Geister, die des Nachts mit Lichtern hin und her giengen. Der Kranke, solches hörend, sprach, er wäre auch seit längerer Zeit ein Geist, und wenn sie es leiden möchten, wollte er in ihrer Gesellschaft sein. Der Doctor sperrte sich anfänglich etwas, und wußte in Reden und Gebärden sich also zu verhalten, daß den Kranken zuletzt dächte, seine Gesellschaft wäre den Geistern ähnlicher, als er selbst. Als der Doctor nun den Kranken gewöhnt hatte, hieß er die andern zweien ihm Essen und Trinken bringen, dessen sich der Kranke verwundern wollte, weil ja seines Wissens die Geister weder essen noch trinken sollten. „Das wäre mir übel gesagt,“ antwortete der Doctor: „Es sind nun viele Jahre, daß ich ein Geist und in manchem Land herumgefahren bin: wie sollt es mir ergangen sein, wenn ich nicht geessen hätte? Wo ich je gewesen, habe ich allezeit gesehen, daß die Geister zu Nacht mit einander essen und trinken und sich lustig machen.“ Er brachte auch den Kranken dahin, daß er angefangen, Speise zu sich zu nehmen, und also die andere und dritte Nacht wiederum, und so nach und nach, bis der Wahnsinnige endlich von der närrischen Krankheit durch den weisen Doctor gänzlich geheilt und zurecht gebracht worden.

Und dieß ist auch der Zweck aller Satyre. Jener Arzt sah bald sauer, bald lachte er, und hatte wunderliche Händel mit seinem Kranken, erzählte ihm dieß und das, bis er ihn gewinnen und unverhofft zur Gesundheit bringen mochte. Es helfe was helfen mag, wenn es nur nicht wider Gott ist.

Von Natur zwar ist mir viel Lachen ein Ekel; Sauersehen haße ich; Narrenpoffen und thörichte Gesellschaften sind mir ein Greuel; doch hat Scherz seine Zeit. Es sind fürwahr Fröhlichkeit und Lust, wegen ausgestandener unglaublicher Trübsal und Gefahr, seit vielen Jahren bei mir sehr eng gespannt, daß, wenn ich lachen will, es schwerlich geschehen mag, ohne des Unglücks und der bösen Zeit zu gedenken und die Freude mit einem Seufzer zu unterbrechen. Und wo ich scherze, da ist es meist nur, weil ich einem mit Lachen sagen kann, was ich ihm sonst nicht hätte sagen wollen.

Fürwahr, wenn ich meine Gesichte, in welchen die Menschen so große Thorheiten verüben und so lächerliche Narrenpoffen treiben, durchaus und ohne Unterschied mit Sauersehen hätte erzählen und schreiben wollen: Lieber, wie würde es sich geartet haben?

Wenn ich einen aufrichtigen, redlichen Deutschen beschreiben wollte, und

sagen würde, er sei in einem monatwendischen käsförmigen Hut aufgezogen, sei auf wannenbreiten, kuhfüßig fliegenden Absatzstiefeln einher gerattelt, habe einen wälischen Kopf, einen spanischen Bart, ein griechisch Herz, eine niederländische Seele, hebräische Hände, englische Füße und einen französischen Witz gehabt: wie würde sich das reimen? oder wo wäre dann der Scherz, der die Leute erfreue?

Wenn ich eine feste, statthafte, Gott und Vaterland ehrende Gesellschaft, eine ernsthafte, Kunst und Tugend liebende Versammlung beschreiben und mit diesen Worten entwerfen wollte:

*Farimus in schlittis, cum talibus atque ducatis
klingimus et totam mascherati erfreuimus urbem,
hic neque geld neque speis desunt neque guldine ketten,
spilitur in chartis, neque Gott neque Turca timetur.
Omnia sunt sine furcht, in saus quoque vivitur omni,
luditur interea um die haut cum bauribus armis,
at miseris doctis si quid dare poscimus, omnes
tunc neque geld neque speis neque guldine ketten habemus,
quisque negat geldum, casus se quisque per omnes
excusat, semper tristis praetenditur armut:*

ach, mein redlicher Landsmann, was würde zwischen einer solchen Gesellschaft und ihrem Namen für eine Gleichheit sein? und wie wenig thöricht wäre hier die Thorheit dargestellt.

Der Weise sagt: So ein Maler einen Thoren malete, und gäbe ihm Gestalt und Farbe eines Klugen, das wäre nicht ein meisterlich Stück; der aber ist ein Meister, der einen Thoren in seiner Thorheit malet. Man gebe einem jeden Ding seine natürliche Farbe, so ist es zu erkennen.

Gott mach uns Deutsche doch witzig in jungen Jahren,
im Alter ist es viel zu lang und spät erfahren.

20.

Preis der Dummheit.

(Von August Kopisch.)

Wer nur der Weisheit nachgespürt, den halt ich noch für keinen Mann,
doch wer die Dummheit ausstudiert, den seh ich für was Rechtes an.
Des Weisen Thun erräth man leicht: man sieht da noch wann, wie, warum,
bei Dummen guckt man sich umsonst nach allen diesen Sachen um.
Der Dummheit Weg ist wunderbar: niemals erkennet man den Grund,
und fänd ihn einer richtig aus, so thät er aller Funde Fund.
Denn Dummheit ist die größte Macht, sie führt der Heere stärkstes an,
ich glaube, daß sie nie ein Held bekämpfen und besiegen kann.

Ruchuck.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. I. Seite 5.)

Wir Vögel singen nicht egal;
 der singet laut, der andre leise,
 Rauz nicht wie ich, ich nicht wie Nachtigall,
 ein jeder hat so seine Weise.

Die Stadtsoldaten alter Zeit.

(Von Jean Paul. Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, II. Cap. 7.)

Eine Stadtmiliz, besonders die Ruchschnappelische, ist ein ernsthafter Heerbann, der bloß zum Verachten der Feinde gehalten wird, indem er ihnen unhöflich stets den Rücken, und was darunter ist, zukehrt; so wie auch eine gutgeordnete Bibliothek nur Rücken zeigt. Hat der Feind Herz, so verehret der Heerbann wie der tapfere Spartaner die Furcht; und wie Dichter und Schauspieler den Affekt selber heftig empfinden und vormachen müssen, den sie mitzuteilen wünschen, so sucht der besagte Bann das panische Schrecken erst selber zu zeigen, in das er Feinde versetzen will. Um nun einen solchen Kriegsknecht oder Friedensknecht in der Mimik des Erschreckens zu üben, wird er täglich am Thore erschreckt; man nennt es ablösen. Ein Friedenskamerad schreitet gegen das Schilderhaus und fängt Feld- und Friedensgeschrei an und macht nahe vor seiner Nase feindliche Bewegungen; der Wachthabende schreiet auch, macht noch einige Lebensbewegungen mit dem Gewehr und streckt es sodann und läuft davon; der Sieger aber behauptet in dem kurzen Winterfeldzuge das Schlachtfeld und nimmt den Wachtrock um, den er jenem als Beute ausgezogen. Aber damit nicht Einer allein auf Kosten der Andern erschreckt werde, so wechseln sie mit den Siegen ab. Ein solcher Krieger voll Gottesfrieden kann oft im Kriege sehr gefährlich werden, wenn er gerade im Laufen ist und sein Gewehr mit dem Bajonnet zu weit wegwirft und so den kühnen Nachseher harpuniert. Kostbare Milizen dieser Art werden zu ihrer größeren Sicherheit an öffentliche Plätze, wo sie unverleglich sind, z. B. unter die Thore, gestellt, und so werden solche Harpunierer recht gut von der Stadt und ihrem Thore bewacht; wiewohl ich doch oft, wenn ich vorbeigeng, gewünscht habe, man sollte einem solchen Ritterakademisten einen starken Knüttel in die Hände geben, damit er etwas hätte, womit er sich widersetzen könnte, falls ihm ein Durchreisender sein Gewehr nehmen wollte.

23.

Sylbenräthsel.

(Von Friedrich Schlegelmacher.)

Was in dem ersten Paar du hattest, erhascht sich das Ganze,
merkst du es zeitig, du wirst: „Haltet die Letzte mir“ schreiben.

24.

Vierzeilen.

(Von Friedrich Rückert.)

Wenn die Wässerlein kämen zu Haus, Nicht der ist auf der Welt verwaist,
gab es wohl einen Fluß; dessen Vater und Mutter gestorben,
Weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf, Sondern der für Herz und Geist
eins ohne das andre vertrocknen muß. keine Lieb und kein Wissen erworben.

Sich im Spiegel zu beschauen,
kann den Affen nur erbauen.
Wirke! nur in seinen Werken
kann der Mensch sich selbst bemerken.

Ich habe bis auf diesen Tag
soviel getragen Schmerz und Pein;
Ich hoffe, was da kommen mag,
es wird nun auch zu tragen sein.

Willst du, daß wir mit hinein
in das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
daß wir dich behauen.

Wenn das Gute würde vergolten,
so wäre es keine Kunst, es zu thun.
Aber ein Verdienst ist es nun,
zu thun, wofür du wirst gescholten.

Auf das, was dir nicht werden kann,
sollst du den Blick nicht kehren;
Oder ja, steh recht es an,
so stehst du gewis, du kannst es entbehren.

Das sind die Weisen,
die durch Irrtum zur Wahrheit reisen.
Die bei dem Irrtum verharren,
das sind die Narren.

Und wäre mir kein Freudenkranz erlaubt,
so wollt ich mich anstatt des Kranzes schmücken
Mit dem Gefühl, auf ein geliebtes Haupt
mit sanfter Hand den Kranz des Glücks zu drücken.

Was du Irdisches willst beginnen, heb zuvor
deine Seele im Gebet zu Gott empor.
Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet,
ob dein Irdisches vor dem Göttlichen besteht.

25.

Der Hirsch.

(Nach J. J. Raup und G. D. Kenz.)

Der Hirsch hat im Sommer längs dem Rückgrat, eine schwärzliche
Linie und zu jeder Seite derselben eine Reihe blaß gelblicher Flecken; im

Winter ist er gleichförmig graubraun; das Kreuz und der Schwanz sind stets blaß gelblich, mit einer schwarzen Linie eingefast.

Alte Thiere sind dunkler als junge gefärbt; den Hirschfühen fehlen die Eckzähne; als seltene Ausnahme kommen Kühe mit Geweihen vor.

Das falbe Hirschkalb erhält erst nach dem sechsten Monat Anfänge zu Geweihen und ist der Länge nach mit runden, weißen, reihenweise stehenden Flecken bedeckt.

Der ausgewachsene Hirsch erhält eine Höhe von 6 Fuß und einigen Zollen, eine Schulterhöhe von $3\frac{1}{2}$ Fuß und Kreuzhöhe von 3 Fuß 10 Zoll. Das Gewicht beträgt 3—400 Pfund.

Der Jäger gebraucht vom Hirsch folgende Ausdrücke:

Edelwild oder Rothwild ist die allgemeine Benennung; Hirsch heißt das Männchen, Thier das Weibchen; das junge Männchen Hirschkalb; wenn es im folgenden Frühjahr zwei einfache Spieße aufgesetzt hat, Spießer; wenn es, nun fast zwei Jahre alt, zwei Spieße aufsetzt, die unten einen spizen Auswuchs (Augensprosse) haben, heißt es Gabler. Bis hieher nannte man das Geweih Gehörn; von nun an bekommt es den Namen Geweih; es besteht aus zwei Stangen, und die daran befindlichen Spitzen, wenn sie wenigstens so groß sind, daß man einen Handschuh daran hängen kann, heißen Enden. Die Stärke des Geweihes und die Zahl der Enden nimmt, wenn der Hirsch sich wohl befindet, meist jährlich zu; hat er aber magere Kost oder befindet er sich unwohl, so nimmt sie auch nicht zu und sogar öfters ab. Eine Stange hat öfters ein Ende mehr als die andere; hat nun die eine Stange z. B. sieben, die andere sechs Enden, so sagt man: der Hirsch hat vierzehn ungerade Enden; haben beide Stangen sieben, so sagt man: er hat vierzehn gerade Enden; in beiden Fällen heißt er ein Vierzehrender. Ebenso gibt es Sechsender, Achtender, Zehrender u. s. w. Geweihe von vierundzwanzig Enden sind jetzt sehr selten. Im Jahre 1696 schloß Friedrich I. von Preußen bei Fürstenwalde einen Hirsch, der 535 Pfund wog und dessen Geweih 66 Enden hatte, wobei freilich die kleinsten Zäckchen mitgezählt sind. Ein sehr starkes Geweih heißt Gewicht; endet das Geweih oben mit zwei Enden, so heißt dieß Gabel, endet es mit mehreren Enden, so heißt dieß Krone. Die Stelle des Kopfes, auf der das Geweih steht, heißt Rosenstock, das hervorsproßende Geweih Kolben; man sagt: es hat sich verreckt, wenn es förmlich ausgebildet ist. Der unterste Teil jeder Stange, der mit Höckern, die man Perlen nennt, besetzt ist, heißt Rose; der wollige Ueberzug, welcher das Geweih, bis es verreckt ist, bedeckt, heißt Bast; dann reibt der Hirsch den Bast an Baumstämmen ab, dieß heißt: er segt. Schon zu Ende Februars wirft der Kapitalhirsch sein Gewicht ab, der junge Hirsch sein Geweih im März, der Spießer sein Gehörn im April. Bald darauf sproßet das neue hervor,

ist binnen zehn bis sechszehn Wochen veredelt und wird gefegt. Während des Fegens ist es weiß und hin und wieder schweißig (d. h. blutig); bald aber wird es braun und nur die Ecken (Spitzen) bleiben weiß. Beim Fegen frist der Hirsch die von seinem Geweih abgeschlagenen Bastlappen; die Spur, welche er beim Fegen an den Bäumen durch Abschlagen der Rinde zurückläßt, und wonach man seine Größe beurteilen kann, heißt das Himmelszeichen. Mit dem Abwerfen des Geweihes und dessen Wiederentstehung verhält es sich so: Gegen die Zeit des Abwerfens gerathen die Nester der äußeren Kopfschlagader, welche zum Rosenstocke laufen, in größere Thätigkeit, die eine Art von Entzündung hervorbringt, wodurch das vorhandene Geweih locker wird und abgeworfen werden kann. Selten fallen beide Stangen zugleich ab. Sobald sie ab sind, so tritt etwas Schweiß (d. h. Blut) aus dem Rosenstocke, es bildet sich in wenig Stunden ein Schorf und nach vierundzwanzig Stunden befindet sich unter diesem schon eine neue Haut. Nach fünf Tagen hat sich auf dem Rosenstocke eine gallertartige, mit feinen Haaren bezogene Erhabenheit gebildet, welche sehr warm anzufühlen ist; bei starken Hirschen ist sie nach vierzehn Tagen schon einen halben Fuß hoch und mit feinen Haaren bedeckt. Man nennt sie Kolben, und einen Hirsch, der sie eben trägt, Kolbenhirsch. Jetzt bildet sich auch unten an der Stange auf dieselbe Art ein neuer Auswuchs, die Augensprosse, und eben so bilden sich nach der fünften Woche auch die übrigen Enden. Anfangs ist das Geweih, wie gesagt, gallertartig, dann wird es knorpelartig, endlich verknöchert es. Ehe es verknöchert, blutet es bei Verletzung stark, weil es viel Blutgefäße enthält. Jetzt vertrocknet der Bast und wird vom Hirsch an Baumstämmen abgerieben. So lange das Geweih noch jung ist, hält sich der Hirsch weit ruhiger, und sucht es vor Verletzung zu sichern, wobei er den Kopf gesenkt trägt; wird es aber dennoch verletzt, so bekommt es eine unregelmäßige, oft sehr merkwürdige Gestalt. Ein Hirsch mit zehn Enden heißt schlecht jagdbar; mit zwölf Enden und darüber jagdbar; ein vorzüglich starker (d. h. großer) Hirsch Kapitalhirsch.

Das junge Weibchen heißt im ersten Jahre Wildkalb, dann Schmalthier; sobald es aber ein Kalb bekommt, altes Thier. Starke Hirsche halten sich in Trupps zusammen, andrerseits bilden die Spießer, Gabler, Thiere, Schmalthiere und Kälber gemischte, oft sehr zahlreiche Trupps. Einen Trupp nennt man auch wohl Rudel. Die Hufen nennt man Schalen; den Eindruck, den sie machen, Tritt; die ganze Spur Fährte. Oberrücken heißen die zwei kleinen Hornscheiben der Anhangszehen hinten am Fuße. Die Beine heißen Läufe, das Fleisch Wildpret, das Fett Feiß, das Blut Schweiß, das Fell Haut, die Augen Lichter, die Ohren Gehör, der Schwanz Blume, die Gedärme Gescheide, der Mist Losung. Die Eckzähne, welche man bei alten Männchen findet und welche stumpf sind, heißen Haken; bei alten Weib-

den steht man sie nur selten. Man sagt: das Edelwild steht in einem Reviere (hält sich da auf); thut sich nieder (legt sich); Bett ist der Ruheplatz, den es mit den Vorderläufen bereitet hat, Wechsel sein gewöhnlicher Weg, Aefung seine Nahrung, es äset sich, heißt: es frist. Es ist feist (fett) oder schlecht (mager); es zieht (geht) zu Holze, geht vertraulich (langsam), trollt (trabt), wird flüchtig (läuft); ist angeschwelzt (angeschossen), bricht zusammen, klagt, wenn es einen Schmerzenslaut ausstößt; wird abgefangen, indem man ihm den Hirschfänger durch die Brust ins Herz stößt; schwächere Hirsche, Thiere und Kälber werden genickt, indem man ihnen den Nickfänger ins Genick stößt. Nach dem Tode wird das Edelwild aufgebrochen, indem man das Gescheide herausnimmt und dann zerwirkt (zerteilt). Die Stimme des Thiers heißt mahnen. Das Edelwild sublt sich, indem es sich im Schlammwasser abkühlt; es äugt (steht), wittert (riecht) und vernimmt (hört) sehr fein. Es sichert, wenn es lauscht, ob keine Gefahr droht. Kümmerer heißt ein stark verwundeter, aber wieder ausgeheilter Hirsch. Wenn der Jäger, z. B. nach der Fährte, über die Größe des Hirschens urteilt, so heißt es: er spricht den Hirsch (z. B. einen Zwölfender) an.

Lappland ausgenommen, kommt der Hirsch fast in ganz Europa vor. In der Schweiz ist er völlig ausgerottet, und in England findet man ihn außer den Thiergärten nur in Gloucestershire, Devonshire und Schottland. Von Russland aus verbreitet er sich über die Tartarei bis nach Japan.

Zu seinem Aufenthalt erwählt der Hirsch geschlossene Wälder, wo er in den dichtesten Gebüsch seinen Nachtlager hält. Früh am Tag und Abends verläßt er sie, um auf den nahgelegenen Felbern oder Wiesen sich zu äsen. Im Frühjahr zieht er sich tief in die Wälder zurück, im Herbst und Winter aber begibt er sich gern in die Borhölzer und bei heftigem Sturm und Schneegeköber in den Hochwald, wo sich mehrere des Rudels öfters zusammenlegen, und manchmal auch Moos und Laub zusammenscharren, um wärmer zu liegen.

Der Hirsch ist ein schönes, edel gebautes Thier, mit schönen, großen feurigen Augen, kleinem Kopfe mit dem herrlichen Geweih geziert, und mit Füßen, die schlank, jedoch kräftig gebildet sind. Sein Geruch und Gehör sind schärfer, als sein Gesicht. Wenn er horcht, regt er die Ohren und richtet den Kopf in die Höhe, um jeden Schall besser auffangen zu können. Wenn ihm der Wind entgegen kommt, riecht (vernimmt) er auf mehrere hundert Schritte den Menschen. Er ist neugierig, schlau und listig. Wenn man ihm von weitem zuruft oder pfeift, oder er hört Musik, so bleibt er stehen und sieht sich um; bemerkt er einen Menschen ohne Gewehr und Hund, so geht er stolz vorüber, denn er weiß bald den Jäger von dem Holzhauer und Wandrer zu unterscheiden.

Die schlanken Glieder sind vollkommen zum flüchtigen Rennen und

Springen eingerichtet; er setzt ohne Anstand über Zäune und Mauern von acht Fuß Höhe; beim Uebersehen zieht er die Vorderfüße an den Körper an. Wird er im Walde gejagt, so legt er das Geweih auf den Rücken, durchbricht das dichteste Gebüsch, und ist im Nu entflohen. Zur Zeit der Gefahr scheut er Flüße und Ströme nicht und durchschwimmt sie mit Leichtigkeit.

Er ist meistens furchtsam, und sucht der Gefahr durch die Schnelligkeit seiner Läufe zu entgehen; nur wenn er derselben nicht mehr ausweichen kann, macht er von seinen Geweihen einen furchtbaren Gebrauch, geht auf Menschen und Hunde los und verteidigt sich tapfer.

Jung gefangen, läßt der Hirsch sich zähmen, und man hat ihn in älterer und neuerer Zeit sogar zum Ziehen abgerichtet. Der König August von Polen hatte einen stattlichen Zug von acht und der Herzog von Meiningen einen von sechs Stücken.

Ihre Nahrung besteht in allerlei Kräutern, Schwämmen, Blättern, jungen Knospen, Getraide, vorzüglich Hafer u. s. w.; den Vorzug vor allen aber geben sie dem wilden Jasmin, welchen letztern sie so sehr lieben, daß einer mit wahrer Tollkühnheit auf die Mauerreste einer Ruine kletterte, um zu demselben zu gelangen. Sie saufen wenig, besonders im Winter, im Frühling löscht das bettaute Gras ihren Durst.

Treffen zwei Hirsche mit einer Hirschkuh zusammen, so setzt es gewaltige Kämpfe. Mit aufgerissenen Rüstern und heftigem Gebrüll sehen sich die Nebenbuhler grimmig an, scharren die Erde auf und sind mit einem Satz aneinander, wobei sie die Geweihe so kräftig zusammen schlagen, daß es von Ferne lautet, als wenn Stangen zerbrochen würden. Dieser Kampf dauert so lange, bis der Schwächere weicht. Bei solchen Kämpfen ist es schon geschehen, daß beide sich mit den Geweihen so verwickelten, daß sie sich nicht mehr losmachen konnten und so elend umkommen (verenden) mußten.

Ein solches verwickeltes Geweih findet sich, außer dem im Museum zu Philadelphia aufbewahrt, auch in dem Jagdschloß Kranichstein bei Darmstadt, unter welchem eigentümliche Verse das tragische Ende beider Hirsche zu verewigen gesucht haben.

Die Hirschkuh bringt (setzt) nach vierzig Wochen ein Kalb, selten deren zwei zur Welt, die nach vier Tagen hinter der Mutter, später aber vor ihr herlaufen müssen. In der Gefahr wendet sie dieselbe List für ihr Junges wie das Reh an.

Das Alter des Hirsches wird auf dreißig Jahre angegeben; die Hirschkuh wird älter.

Die Jagd dieses schönen Thieres wird in unserer Zeit nicht mehr mit dem Aufwand wie früher getrieben, und die Parforcejagd, wo das arme Thier mit Hunden durch Felder, Wald und Ströme zu Tode geheht und dann den

Sunden zum Verschlingen überlassen wurde, kennt man schon längst, zu Ehren der Menschheit, nicht mehr.

Man schießt den Hirsch auf dem Anstand, auf dem Hirschgang oder auf Treibjagden, und nur, wenn man Hirsche, besonders weiße, aus einem Park in den andern versetzen will, gebraucht man noch Neze.

In England hat einmahl der Herzog von Cumberland den Muth eines Hirschens auf eine harte Probe gestellt. Er wählte einen der stärksten Hirsche aus dem Walde von Windsor, und ließ ihn auf einen freien, von funfzehn Fuß hohen starken Nezen umgebenen Platz. Es war gerade der Tag, an welchem die Wettrennen von Ascot-Heath gehalten werden, weshalb sich Tausende von Zuschauern einfanden. Schon waren alle Vorbereitungen getroffen, und der Hirsch brüstete sich majestätisch bei dem unverhofften Anblick einer so ungeheuren Menschenmenge, welche hinter den Nezen stand. Alle Herzen klopften in diesem Augenblicke voll banger Erwartung. Ein zur Jagd abgerichteter und verkappter Tiger ward jetzt von zwei Negern, die seine Wärter waren, auf den Kampfplatz geführt. Auf ein gegebenes Zeichen zogen sie den Schleier von seinem Kopfe und ließen ihn frei. Eine Todtenstille herrschte rings unter den Zuschauern; man hörte keinen Athemzug. Der Tiger blickte nach allen Seiten umher, faßte dann den Hirsch ins Auge, legte sich auf den Bauch nieder, und kroch wie eine Kage, die auf eine Maus lauert, auf seine Beute zu, indem er den Augenblick abpaßte, wo er sich mit Vorteil auf sie stürzen könnte. Der Hirsch folgte mit festem und vorsichtigem Blicke den Bewegungen seines Gegners und bot ihm immerfort die Stirn, so daß sein furchtbarer Feind immer den gefährlichen Stößen seiner gewaltigen Geweihe ausgesetzt blieb. Umsonst versuchte der Tiger, ihm in die Seite zu fallen; der Hirsch ließ sich nicht überlisten. So blieben beide sich lange drohend gegenüber, bis endlich den Zuschauern die Geduld ausgieng; und weil die Stunde des Wettrennens nahete, so fragte der Herzog, ob es nicht möglich wäre, den Tiger zu einem Angriff zu reizen und so den Kampf beginnen zu lassen. Man machte ihn auf die Gefahr aufmerksam, die daraus entstehen könnte; allein er gab den Befehl, und die Wärter traten hinzu und führten ihn aus. Da that plötzlich der Tiger einen ungeheuren Satz, sprang über das Neze und lief mitten durch das Geschrei des erschrockenen Volkes. Jeder lief, wohin er konnte, und dachte schon, der Tiger würde ihn beim Schopfe nehmen. Dieser aber sprang, ohne sich um die Menschenmenge zu bekümmern, in den Wald, riß dort einen Dammhirsch nieder und opferte ihn seiner Blutgier.

Unter den Palmen.

(Von Ferdinand Freiligrath.)

Mehnen flattern durch die Büsche, tief im Walde tobt der Kampf;
hörst du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Gestampf?
Steige mit mir auf den Leebaum! Leise! daß des Röchers Klingen
sie nicht aufschreckt! Sieh den Tiger mit dem Leoparden ringen!

Um den Leichnam eines Weißen, den der Tiger überfiel,
als er schlief auf dieses' Abhangs scharlachfarbgem Blumenpfühl,
Um den Fremden, seit drei Monden unsrer Zelte stillen Bürger,
der nach Pflanzen gieng und Käfern, streiten die geschickten Würger.

Weh! kein Pfeil mehr kann ihn retten! schon geschlossen ist sein Aug!
roth sein Schlaf, gleichwie die Blumen auf dem Fackeldistelstrauch!
Die Vertiefung auf dem Hügel, drin er ligt, gleich einer Schale
voll von Blut, und seine Wange trägt des Tigers Klauenmale.

Wehe, wie wird deine Mutter um dich klagen, weißer Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an;
Aber dessen linke Laze ruht auf des Erwürgten Leibe,
und die rechte hebt er drohend, daß den Gegner er vertreibe.

Siehe, Welch ein Sprung! — der Springer hat des Todten Arm gefaßt;
zerrend flieht er, doch der andre läßt nicht von der blutgen Last.
Ringend, ungestüm sich packend, stehn sie auf den Hinterpranken,
aufrecht zwischen sich den Starren, mit emporgeraßten Blanken.

Da — o steh, was über ihnen sich herabläßt aus dem Baum,
grünlich schillernd, offenen Rachens, an den Zähnen giftgen Schaum!
Niesenschlange, keinen Ginzgen lässest du den Raub zerreißen!
du umstrickst sie, du zermalmst sie — Tiger, Leoparden, Weißen!

Dehnen.

(Von Heinrich Heine.)

Ein Fichtenbaum steht einsam
im Norden auf kahler Höh.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
auf brennender Felsenwand.

Das besetzte Jerusalem. 1099.

(Von Friedrich Willen.)

In einer gebirgigen, fruchtbaren und wasserarmen Gegend von Palästina liegt die heilige Stadt Jerusalem auf zwei Bergen, von welchen den größten Teil nebst dem Thale, welches diese trennt, ihre Mauern einschließen. Von der nördlichen Seite nur hat sie eine freiere Aussicht in eine fruchtbare Ebene, von den übrigen Seiten beschränken hohe Berge, welche durch tiefe Thäler von den Mauern der Stadt getrennt sind, ihren Gesichtskreis. Gegen Morgen liegt das Thal Josaphats, durch welches zur Zeit des Winters der Bach Kedron rauscht und in dessen tiefstem Grunde die Kirche der heiligen Jungfrau war, neben welcher den Pilgern die Gräber der Gottesgebärerin, des Königs Davids und des heiligen Stephan gezeigt wurden. Gegen Süden und Westen umgab die Stadt das Thal Sion, welches mit dem vorigen zusammenfließ, wohin man den von Judas für den Verkaufspreis seines Herrn und Meisters erkauften Blutacker verlegte und wo der zur Zeit der Könige von Juda so berühmte Teich war.

Auf diesem heiligen Boden war jeder Platz, welchen die Füße der Wallbrüder betraten, durch des Heilandes und vieler heiligen Männer Wandel geweiht. Welches Pilgers Gemüth konnte den andächtigen Empfindungen sich verschließen, welche die Erinnerung an die Thaten jener heiligen Männer weckte?

Während diesen Empfindungen die Wallbrüder sich überließen, ordneten die Fürsten die Belagerung. Nach vielen Berathschlagungen ward beschlossen, die Stadt an der nördlichen Seite von dem Thore, welches von den Wallbrüdern den Namen des heiligen Stephansthor empfing, bis zur Burg Davids zu belagern, weil von den übrigen Seiten die Bestürmung wegen der tiefen Thäler unmöglich war. Zunächst an der Burg Davids gegen Westen, wo der hartnäckigste Widerstand von den Mohamedanern zu erwarten war, stellte sich Herzog Gottfried, mächtig im Rath und im Kampfe, mit seinen muthigen Lothringern und Deutschen. Neben ihm wurde der Eingang der Burg dem Grafen Raimund mit seinen Provençalen, dem ritterlichen Lanfred und zwei Italischn Bischöfen mit ihren Völkern zu bewachen übergeben. Der Herzog Robert von der Normandie, der Graf von Flandern und ein Graf aus Bretagne stunden bei der Kirche des h. Urmärtyrers Stephanus, und neben ihnen bis zum St. Stephansthore lagerten sich Graf Reinbold von Oringis, Ludwig von Monzun, Conon von Montagu und sein Sohn Lambert, Gaston von Berbeiz, Gerhard von Roussillon, Balduin von Bourg und Thomas von Fria. Graf Raimund aber, weil er von seiner Seite,

wo die Burg Davids das unter ihr liegende Thor zu nachdrücklich beschützte und das ihm gegen Osten befindliche Thor die Verrennung so sehr erschwerte, die Stadt nicht zu erobern hoffte, verlegte sein Lager auf den Berg Zion zwischen der Mauer und der im Thale befindlichen Kirche der Mutter Gottes, welche von den Mauern nur einen Bogenschuß weit entfernt ist. Damit aber beleidigte er seine Ritter, ohne deren Einwilligung er die Aenderung vorgenommen, so sehr, daß viele an dem Orte, der ihrem Grafen durch den gemeinschaftlichen Beschluß der Fürsten angewiesen war, blieben. Raimund mußte daher viele neue Ritter und Fußknechte in Sold nehmen, um sein neues Lager zu behaupten. Obgleich nachher auch der Delberg besetzt wurde, so war dennoch die heilige Stadt kaum halb eingeschlossen. Vierzig tausend Pilger und Pilgerinnen stunden vor den heiligen Mauern, aber kaum die Hälfte dieser Zahl war durch Geschlecht, Alter und Gesundheit zum Streiten fähig. Dagegen waren nach Rechnung der Wallbrüder in der Stadt sechszig tausend nach den Belohnungen trachtend, welche der Arabische Prophet denen verheißt, die den Kampf wider die Ungläubigen wagen.

Doch ward schon am fünften Tag auf des Grafen Raimund Antrieb mit dem wenigen Zeuge, welches in der Nacht bereitet wurde, die Stadt bestürmt, aber mit solcher Heftigkeit, daß bereits die Vormauer niedergeworfen wurde, und auch die Hauptmauer erstiegen wäre, wenn nicht der Mangel an Sturmleitern die Fürsten bewogen hätte, durch das Horn die Streiter zur Rückkehr vom vergeblichen Sturm ins Lager abzurufen.

Als dieser erste Versuch mißlungen, begann eine Belagerung, welche nicht mindere Beschwerlichkeiten als die von Antiochien hatte; denn zuerst waren die Cisternen, in welche die Eingebornen das Regenwasser sammelten, von den Ungläubigen verschüttet, und nur die Quelle am Fuße des Berges Zion gab zu Zeiten reichliches Wasser. Dann sah man in der ganzen Gegend, so weit die Blicke der Wallbrüder reichten, keinen Baum, welcher Holz zum nöthigen Belagerungszeuge geben konnte. Viele Kreuzbrüder indes, der Belagerung vergebend, zerstreuten sich im Lande und sammelten Lebensmittel. Die erste Beschwerlichkeit war bald gemindert, als ein Surianer, welcher im Lager war, in einem sechs bis sieben tausend Schritte entfernten Thale nahe bei Bethlehem ein Gehölze nachwies, worin einige hohe Bäume sich fanden. Der Normanne Robert und der Graf von Flandern zogen sogleich mit ihren Bewaffneten und Holzhauern dahin, und brachten auf Wagen und Kameelen Holz ins Lager. Die Arbeit begann, aber alle Fürsten waren so arm an Gelde, daß sie nur mit dem, welches das Volk beisteuerte, die Werkmeister lohnen konnten. Indessen leisteten alle übrigen für Gottes Sache eifrigen Kreuzfahrer unverdroßen die Dienste, so sie zu leisten vermochten: Ritter und Knechte, Greise, Weiber und Kinder sammelten Ge-

büsch zur Verfertigung der Hürden, und Graf Raimund ließ durch die auf dem Zuge von Antiochien nach der heiligen Stadt gefangenen Saracenen, Menschen von ungewöhnlicher Stärke, die größten Balken herbeitragen. Diesen war der Bischof von Arbera vorgefetzt, die Arbeiten der übrigen Werkmeister des Grafen von St. Gilles leitete der Ritter Wilhelm Richau, und Gasto von Beardo, ein edler und geachteter Ritter, stund mit rühmlicher Sorgfalt und nützlicher Klugheit denen der übrigen Fürsten vor. Also wurden in kurzer Zeit viele Belagerungswerkzeuge aller Art geliefert.

Schrecklicher aber war der Wassermangel. Der Hunger bei Antiochien war nicht zu vergleichen mit dem Durste vor den Mauern der heiligen Stadt in der brennendsten Hitze des Sommers. Bei allen Quellen und Brunnen, welche nicht verstopft waren, lauerten Saracenen in Gebüsch und Höhlen, und jeder Trunk Wassers mußte mit Blut erkaufte werden. Oft, wenn auch nicht Saracenen den durstenden Christen nachstellten, griffen die Christen, um einander von dem Wasser zu verdrängen, zu den Waffen, und von Christen selbst ward Christenblut vergossen. Viele Wallbrüder sah man neben der Quelle Siloa erschöpft liegen, welche nicht mehr zu reden vermochten und nur durch Mienen denen, welche Wasser erlangt hatten, ihr Verlangen darnach zu erkennen gaben. Noch schmerzlicher war der Durst den Lastthieren. Denn das Wasser der Quellen und Brunnen war bald durch die Leichname der erschlagenen Saracenen und Ungläubigen so verderbt, daß es sie anekelte. Ganze Herden derselben starben daher vor Durst und ihre faulen Körper verpesteten die Luft. Das reine Wasser ward oft sechstausend Schritte weit in Schläuchen von Rindsleder geholt, denn jeden Preis konnte derjenige erhalten, welcher es feil bot. Mit Wein konnten nur wenige sich erquicken. Die Beschwerden des Durstes wurden bald noch vermehrt durch den Mangel an Lebensmitteln. Zehn Tage hindurch war im Lager kein Brot zu kaufen. Viele verzweifelten daher im Angesichte der heiligen Stadt, und fuhren, nachdem sie sich in den heiligen Fluten des Jordans gebadet und Palmzweige geholt hatten, aus dem Hafen von Joppe in ihre Heimat. Glücklicherweise landeten Genuessische Schiffe im Hafen von Joppe mit Lebensmitteln, und neue Hoffnung belebte die Gemüther der Krieger Christi. —

Schon wurde der Tag ausersesehen, an welchem die heilige Stadt berennt werden sollte. Da gedachten die Priester, daß einst Gott die Stadt Jericho in die Hände der Israeliten nach einem siebenmaligen feierlichen Umgange um ihre Mauer gegeben, und riethen, diesem Beispiel nachzuahmen. Um ihrem Rath mehr Gewicht zu geben, erschien der heilige Erzbischof Ademar einem Priester und forderte ihn auf, die Fürsten zu einem feierlichen Umgange zu ermahnen. Denselben Rath gab ein alter in einem hohen Turme auf dem Delberge wohnender und durch die Gaben der Weissagung berühm-

ter Einsiedler. Zugleich sollte diese Procession benutzt werden, um Lanfred und Raimund, welche aufs neue wegen des Geldes, welches dieser jenem zu bezahlen versprochen, aber nicht bezahlt hatte, zankten und andere mit einander streitende Fürsten auf dem Delberge, wo der Heiland so schmerzlich für die Menschen gelitten, zu versöhnen.

Am Freitage, den 8ten Julius, versammelten sich alle Priester, die Ritter und das Volk, und verließen das Lager zum feierlichen Umgang um die Stadt. Die Priester zogen in weißen Gewändern mit Kreuzen, den Reliquien und den Bildern der Heiligen voran, und ihnen folgten alle Ritter und das Volk in völliger Waffenrüstung, Trompeten und Fähnlein tragend und mit entblößten Füßen, indem sie die Heiligen um ihre Fürsprache bei Gott flehentlich anriefen. Die Procession begab sich zu erst auf den tausend Schritt von der Stadt östlich liegenden Delberg, wo Arnulf, ein sehr beredter Geistlicher aus Flandern, von einem erhabenen Orte herab in einer so eindringenden Rede den Fürsten die Eintracht empfahl, daß alle Streitenden versöhnt einander die Rechte gaben. Auch Peter der Einsiedler trat auf und ermunterte das Volk auszubauern, um den Heiland, der noch immer in der heiligen Stadt gekreuziget werde, zu befreien. Von da zogen die Wallbrüder zu der Kirche zur Mutter Gottes auf dem Berge Zion südlich von der Stadt. Die Ungläubigen sahen zum Theil auf den Mauern stehend den Umgang mit Verwunderung an, andere warfen Pfeile nach den andächtigen Kreuzfahrern und verwundeten ihrer mehrere, andere richteten auf den Mauern Kreuze auf und übten an ihnen ihren Muthwillen, andere, die Procession nachäffend, folgten auf der Mauer den Christen und kränkten sie durch ihren Spott. Nachdem die Procession ins Lager zurückgekehrt, ward auf den nächsten Donnerstag der allgemeine Angriff auf die heilige Stadt bestimmt.

In der Nacht vor diesem ersehnten Tage brachten Herzog Gottfried, der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern mit unsäglicher Mühe ihre Maschinen stückweise von dem Orte, wo sie erbaut waren, fast tausend Schritt weit, an die östliche Mauer, zwischen dem Thore des heiligen Stephan und dem eckigen Turme, welcher nördlich über dem Thale Josaphats stand, und verlegten dahin auch ihr Lager, weil diese Gegend Kundschafter ihnen als die am schwächsten besetzte bezeichnet hatten. Als der Tag anbrach, waren die kleinen Maschinen aufgerichtet, und die Wallbrüder erkannten aus der Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche diesem Beginnen sich entgegenstellte, daß Gottes Hand mit ihnen war. Auch Raimund und die andern Fürsten hatten in der Nacht da, wo sie die Mauer zu bestürmen übernommen, Maschinen aufgerichtet. Alle nahmen hierauf das heilige Abendmahl und begaben sich zu ihren Führern. Selbst Greise und Weiber erschienen bewaffnet, um zur Eroberung der heiligen Stadt zu helfen. Um aber die

großen Türme an die Mauer zu bringen, mußte zuvor die vordere Mauer der Stadt niedergeworfen und das Thal ausgefüllt werden. Beides war ein nicht geringes Werk. Die Mauer wurde zwar mit Mauerbrechern berannt, aus großen und kleinen Maschinen wurden Steine auf die Verteidiger der Mauern geschleudert, aber die Belagerten minderten durch Säcke voller Wolle und Stroh und durch schräge Balken, welche sie an der Mauer befestigt hatten, ihre Wirkung, die schon wegen der Breite des Thales, welches sie von der Mauer trennte, schwach war. Viel größer war die Festigkeit, mit welcher die Belagerten aus ihren Maschinen von der Höhe herab Steine auf die Kreuzfahrer schleuderten; ihre Feuerbrände und die mit Schwefel, Bech und andern brennbaren Dingen versehenen Pfeile setzten bald die christlichen Maschinen so in Brand, daß das Löschen alle Hände der Kreuzfahrer beschäftigte. Wenige wagten daher zur Ausfüllung des Thales Steine und Erde herbeizutragen, obgleich Graf Raimund durch den Ruf der Herolde jedem, welcher da, wo er stehe, drei große Steine ins Thal werfen würde, einen Denar als Belohnung verhiess. Die Nacht fiel ein, ehe die Wallbrüder ihr Ziel erreicht hatten.

Raum aber war das Morgenroth des folgenden Tages erschienen, als jeder Wallbruder in den Waffen wieder an den Ort eilte, welchen er gestern verlassen. Der Kampf begann wieder mit vermehrter Lebhaftigkeit. Die Ungläubigen warfen nicht nur Steine und Pfeile wider die Wallbrüder, sondern auch Töpfe mit brennbaren Materien und Balken von einem mit Wasser unlöslichen Feuer ergriffen wider die Maschinen; den Wallbrüdern aber war verrathen worden, daß Weinessig dieß Feuer lösche, und damit hatten sie reichlich sich versehen. Als durch Feuer und Steine die Maschinen der Christen nicht verderbt wurden, wurden Hexen auf die Mauer geführt, um durch Zauberformeln ihre Wirksamkeit zu hemmen, aber ein ungeheurer Stein, aus einer Maschine geworfen, zerschmetterte zwei Hexen, welche die Maschinen zu besprechen auf die Mauer gekommen waren, und drei Mädchen, welche sie begleiteten. Zwei Boten, welche von Askalon kamen, um die Verteidiger von Jerusalem zur ausdauernden Gegenwehr zu ermuntern, indem in vierzehn Tagen ein Heer zum Entsatz der Stadt kommen werde, wurden ergriffen, weil es an Tankred durch zwei Muselmänner verrathen war, daß durch das unbefestete Thor im Thale Josaphat die Boten von Askalon gewöhnlich eingelassen würden. Der eine von ihnen ward von einem hitzigen Jünglinge mit einer Lanze durchbohrt, der andere, nachdem er seinen Auftrag ausgesagt, aus einer Maschine gegen die Mauer geschleudert.

Ungeachtet aller dieser Vorteile war um die siebente Stunde, selbst nachdem der Herzog von der Normandie und Tankred beim Stephansthore die Mauer durchbrochen hatten, so wenig Hoffnung zur Eroberung der heiligen Stadt, daß die Fürsten beschloßen die von dem Feuer und den Steinen

der Belagerten sehr beschädigten Maschinen zu entfernen und an dem folgenden Tage den Angriff zu erneuern. Die Ritter jammerten laut, daß Gott sie nicht würdig halte, die heilige Stadt einzunehmen, das Kreuz anzubeten und das heilige Grab zu erblicken; das Volk kehrte betrübt ins Lager zurück. Plötzlich, um die Stunde, in welcher der Heiland am Kreuz gebracht war, erblickte der Herzog Gottfried von Bouillon auf dem Delberge einen Ritter, welcher seinen blitzenden Schild schwenkte und damit dem Volke Gottes das Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes gab. Herzog Gottfried rief die Ritter und das Volk zurück; alle begannen die Arbeit mit neuen Kräften, des Sieges gewiß; die Weiber erquollten die Männer durch Speise und Getränk und ermunterten sie zu muthigem Kampfe und unverbrossener Arbeit. Binnen einer Stunde war die vordere Mauer niedergeworfen, das Thal ausgefüllt und des Herzogs Turm stand an der Mauer. Das auf seiner Spitze von Gold blitzende Kreuz mit des Herrn Jesu Bilde, nach welchem die Ungläubigen immer vergeblich gezielt, kündigte den Sieg Christi über Mohamed dem Volke Gottes an. Bald darauf war auch des Grafen Raimund Turm der Mauer so nahe gebracht, daß die Wallbrüder aus ihm mit ihren Lanzen die Ungläubigen auf der Mauer erreichen konnten.

Die Wallbrüder erneuerten nun den Kampf mit hoffendem Muth. Die Muselmänner widerstanden mit verzweifelter Tapferkeit; aber dem nahe an die Mauer gerückten Turme des Herzogs konnten ihre Maschinen wenig schaden, und wo die Furchen, womit er bedeckt war, beschädigt wurden, da half Herzog Gottfried mit eigener Hand den Schaden verbessern. Desto wirksamer waren die Wurfmaschinen aus den Thürmen, indem Herzog Gottfried diejenigen, welche sie bedienten, zu unverbrossener Arbeit aufmunterte. Es gelang endlich einigen Jünglingen, die mit Stroh und Baumwolle gefüllten Säcke, womit die Ungläubigen die Mauer zu schützen gesucht, vermittels brennender Pfeile in Brand zu bringen: der Rauch ward durch einen Wind aus Norden auf die Mauer getrieben; die Streiter, durch ihn im Kämpfen gehindert, verließen verzweifelt ihren Stand, und aus dem zweiten Stockwerke des Turmes fiel die Fallbrücke auf die Mauer, unterstützt von zwei Balken, mit welchen die Ungläubigen die Steine der Belagerer abgewehrt hatten. Die beiden Brüder Rudolf und Engelbert waren die ersten, welche die Mauer Jerusalems erstiegen, und ihnen folgten bald Herzog Gottfried selbst, der in dem obersten Stockwerke sich befand, sein Bruder Eustach, der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern nach. Die andern Wallbrüder, welche nicht durch den Turm auf die Mauer kommen konnten, erstiegen sie mit Leitern, und bald war die Mauer da, wo der Herzog stand, ganz verlassen von den Ungläubigen, welche in die Gassen der Stadt flohen. Die Wallbrüder eilten ihnen nach, der Herzog Gottfried ließ durch einige Ritter

das Stephansthor öffnen, das übrige Volk drang theils durch dieses, theils da, wo der Herzog von der Normandie und Tancred die Mauer durchbrochen hatten, in die Stadt, und bald erschallte sie von dem Geschrei der fliegenden Wallbrüder: „Gott hilft! Gott will es!“ In das Siegesgeschrei mischte sich bald das Angstgewinsel der sterbenden und das Flehen um Gnade der fliehenden Ungläubigen; denn Ritter und Knechte verbreiteten sich in die Stadt und würgten, wen sie antrafen, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Die heilige Stadt war schon mit Leichen angefüllt, als wider den Grafen Raimund, der bei der Burg Zion stand, die Ungläubigen noch immer tapfer stritten und seinem Belagerungszeuge großen Schaden zufügten; denn von den vierzehn Maschinen auf der Mauer waren gegen des Grafen Werke neun gerichtet. Raimund erfuhr erst durch das Waffengetöse in der Stadt und durch die Flucht der wider ihn streitenden Ungläubigen von der Mauer, daß der Heiland den andern Fürsten den Sieg verliehen habe. „Was weilt ihr jetzt noch länger?“ rief Raimund den Seinigen zu, und die begeisterten Provençalen drangen mit Leitern über die Mauern in die Stadt. Dann ward auch das südliche Thor geöffnet, und das vor ihm wartende Volk drang mit solcher Hestigkeit hinein, daß sechszehn Wallbrüder im Gedränge umkamen.

Jetzt wurde das Würgen der Ungläubigen in der Stadt allgemein. Welche den Schwertern derer unter Gottfrid, dem Normannen und dem Flanderer entrannen, ließen in die Schwerter der Provençalen. In die verborgensten Winkel, wo die Muselmänner Sicherheit suchten, drang das spärende Auge der wilden Mörder. Hätten sie nur mit dem Blute der Ungläubigen die Schmach des Heilandes und das Blut der vor Jerusalem erschlagenen Wallbrüder rächen wollen — aber viele, nicht zufrieden, das Blut der Ungläubigen fließen zu sehen, weideten sich an ihren Qualen, indem sie bald sie nöthigten, von hohen Thürmen sich herabzustürzen, bald mit schwachem Feuer bis zum langsamen Tode sie marterten. Wenige entkamen in die Burg Zions. Aber eine weit größere Anzahl gewann den Tempel Salomonis, damals eine Moschee, hinter dessen festen Mauern Sicherheit suchend. Aber Tancred durchbrach mit den Seinigen diese Beste. Mehr als zehn tausend Muselmänner und unter ihnen viele Imams, Ulema's und Fakih's fielen von ihrem Schwerte. Dreihundert von diesen, welche auf das Dach des Tempels geflohen waren, gab Tancred Gnade und steckte sein Banner dort auf, aber dennoch wurden diese von andern Wallbrüdern am andern Tage ermordet, worüber Tancred so ergrimmete, daß er mit dem Schwerte den Frevel gerochen hätte, wenn nicht den andern Fürsten es gelungen wäre, ihn zu besänftigen. Die Beute, welche Tancred im Tempel Salomonis fand, war unermeslich. Zwei Tage wurden erfordert, um sie wegzubringen; denn Tancred ließ nichts zurück als das goldene Gefäß, zweihundert Mark an

Gewicht, welches nach Einiger Meinung Manna, nach Anderer Blut des Erlösers enthielt. Vierzig große silberne Leuchter, hundert und fünfzig kleinere, von denen zwanzig von ägyptischem Golde, die übrigen von Silber waren, einen großen silbernen Kronleuchter und viele andere Geräthe konnte Lanfred sich und den Seinigen zu eignen, weil ausgemacht war, daß jedem die Beute bleiben solle, welche er gewönne; er theilte sie aber mit Gottfrid, weil er in dessen Golde stand. Jedem Wallbruder blieb das Haus, dessen er sich bemächtigte. Darum wurde die Stadt nicht wie eine eroberte Stadt behandelt, sondern die Wallbrüder schonten ihrer als ihrer künftigen Heimat, und mancher Arme war der Besitzer eines prächtigen Palastes.

Als die Wallbrüder des Blutes der Muselmänner satt waren, traf die Juden ihre Mordlust. Sie wurden in ihre Synagoge zusammengetrieben und mit ihr verbrannt.

Weber an den Greueln noch an dem Jagen nach Beute nahm Herzog Gottfrid Anteil. Er rächte zwar tapfer mit dem Schwerte das Blut der Seinigen, welche während der Belagerung gefallen waren, und die Beschimpfung, welche die Pilgrime so oft von den ungläubigen Beherrschern der heiligen Stadt erfahren. Dann aber begab er sich noch während des Mordgetümmels von drei Rittern begleitet in wollenem Pilgerhemd und mit entblößten Füßen aus der Stadt, wallte um ihre Mauern, gieng durch das Thor, welches gegen den Delberg ligt, nach der Kirche des heiligen Grabes und überließ sich der Andacht.

Plötzlich änderte sich auch in der Stadt die Scene. Die Wallbrüder, des Mordens müde, legten, nachdem durch ausgestellte Wächter die Stadt gegen einen plötzlichen Ueberfall gesichert war, ihre Waffen ab, reinigten sich von dem Blute der erschlagenen Türken, und eilten mit entblößtem Haupt und entblößten Füßen zu den noch von Blut rauchenden heiligen Dertern. Die Stadt, in welcher kurz vorher nur das wilde Geschrei der Bürger und das Gewinsel der Sterbenden gehört wurden, erschallte jetzt von den Lobgesängen zur Ehre Gottes und den Gebeten der zum Grabe des Heilandes Wallenden, und die grausamen Krieger, deren Gemüth jeder milden Empfindung noch eben verschlossen war, beugten jetzt demüthig ihre Knie und vergossen Thränen der Andacht an den Dertern, wo das noch warm fließende Blut an ihre Grausamkeiten sie erinnerte. Viele, die mit gieriger Habsucht geraubt, opferten jetzt mit ausschweifender Freigebigkeit ihren Raub dem Herrn, oder brachten ihn als Almosen den Alten, den Armen und den Kranken. Andere bekannten laut ihre Sünden und gelobten Besserung. Wo sah man je eine so schnelle Umwandlung?

An der Thüre der Kirche des heiligen Grabes stunden die Christen von Jerusalem mit ihren Geistlichen, außer dem Patriarchen, der vor dem An-

fange der Belagerung nach Cypern gereist war, um Almosen zu sammeln, und von hier aus die christlichen Fürsten in den Mühseligkeiten und Entbehrungen während der Belagerung der heiligen Stadt mit Granatäpfeln, Cedernäpfeln vom Libanon, köstlichem Wein und gemästeten Pfauen erfreut hatte. Sie führten die Wallbrüder in die Kirche, und erhuben mit ihnen ihre Stimmen, um Gott zu danken für die Befreiung seiner heiligen Stadt von dem schmähligen Joch der Türken. Die größte Ehre widerfuhr Petern dem Einsiedler, welchem die christlichen Priester knieend dankten und nächst Gott den meisten Anteil an ihrer Rettung aus den bisherigen Trübsalen zuschrieben.

Peter hatte damit sein Gelübde erfüllt, und nahm von dieser Zeit an an den Unternehmungen der Wallbrüder keinen Anteil. Er kehrte in seine Heimat zurück, bald nach der Eroberung der heiligen Stadt, und stiftete zu Huz ein Kloster, in welchem er im sechszehnten Jahr nach der Befreiung Jerusalems begraben wurde.

Nachdem so den Forderungen der Rache und den Pflichten der Dankbarkeit gegen Gott Genüge geschehen, verteilten die Wallbrüder sich in die Häuser und labten sich an dem großen Ueberflusse von köstlichen Speisen und herrlichem Wein, welchen sie fanden. Die wenigen Ungläubigen, welche geschont waren, mußten, gefesselt, sogleich beginnen, die Leichname ihrer gemordeten Glaubensgenossen aus der Stadt zu bringen, und die armen Wallbrüder halfen ihnen für Lohn.

Diejenigen, welche die Burg Zions besetzt hielten, übergaben sie noch an diesem Tage dem Grafen Raimund, der ihnen sicheres Geleit bis Askalon gab. Viele Wallbrüder verdroß es, daß diese dem Nacheschwert entgehen sollten, so sehr, daß sie den Grafen beschuldigten, er habe, mit Geld erkaufte, jenen Ungläubigen das Leben geschenkt. Dafür mußten aber am dritten Tage die Fürsten den Befehl geben, alle Ungläubigen, welche am ersten Tage entronnen waren, zu tödten. Also wurde die heilige Stadt Jerusalem am Freitage des funfzehnten Julius des Jahres tausend und neunundneunzig durch die Wallbrüder eingenommen.

29.

Die letzten Griechen.

(Von Wilhelm Müller.)

Wir fragen nichts nach unserm Ruhm, nach unsrer Namen Preis!
was frommts, ob Welt und Nachwelt einst von unsern Thaten weiß?
Wenn Hellas sinken muß ins Grab, was soll der Leichenstein
auf unsern Hügel? Laßt sie leer! Wir wollen vergessen sein! —

Die Namen unsrer Väter gehn den Fremden durch den Mund,
 sind ihnen in der Schule recht, für Alt und Jung gesund: —
 Ach, wenn kein freier Grieche mehr euch griechisch nennen kann,
 Miltiades, Leonidas! was ist euer Nachruhm dann!
 Dann steigt ihr gern mit uns hinab in die gemeine Gruft,
 auf welcher keine Sage steht, und schöne Namen ruft.
 Barbaren, ihr versteht sie nicht! Sie klingen euch ins Ohr,
 hinein zum einen und heraus alsbald zum andern Thor;
 Doch ewig taub wird euer Herz für Hellas Namen sein,
 es sog von unsrer Väter Geist nicht einen Tropfen ein.
 Ein Tropfen nur in euer Herz, und Hellas wäre frei,
 und umgestürzt der morsche Turm der stolzen Tyrannei. —
 Was habt ihr, Völker! denn gelernt von Hellas alter Kunst?
 Frei sein! so heißt ihr erster Spruch. Bläst weg den eitlen Dunst,
 Den ihr euch als hellenisch preist, seid ihr so frei noch nicht,
 zu helfen frei mit Wort und That, wo Freiheit Ketten bricht. —
 Wir fragen nichts nach unserm Ruhm, nach unsrer Namen Preis!
 was frommts, ob der Barbaren Schwarm von unsern Thaten weiß?
 Wenn Hellas sinken muß ins Grab, wir wollen keinen Stein
 für unsre Gruft! Laßt ungenannt die letzten Griechen sein!

30.

Waterlandsliebe und Waterlandsoverrath.

(Aus dem Schauspiel: Wilhelm Tell von Schiller. Zweiter Aufzug.).

Freiherr von Attinghausen und sein Nefse Ulrich von Rudenz.

Attinghausen.

Ich sehe dich gegürtet und gerüstet;
 du willst nach Altdorf in die Herrenburg?

Rudenz.

Ja, Oheim, und ich darf nicht länger
 säumen —

Attinghausen (setzt sich).

Hast du so eilig? Wie? Ist deiner Jugend
 die Zeit so karg gemessen, daß du sie
 an deinem alten Oheim mußst ersparen?

Rudenz.

Ich sehe, daß ihr meiner nicht bedürft,
 ich bin ein Fremdling nur in diesem Hause.

Attinghausen

(hat ihn lange mit den Augen gemustert).

Ja, leider bist du! Leider ist die Heimat
 zur Fremde dir geworden! Uly! Uly!

Ich kenne dich nicht mehr. In Seide
 prangst du,
 die Pfauenfeder* trägst du stolz zur Schau
 und schlägst den Purpurmantel um die
 Schultern;

den Landmann blickst du mit Verachtung an
 und schämst dich seiner traulichen Be-
 grüßung.

Rudenz.

Die Ehr, die ihm gebührt, geb ich ihm gern;
 das Recht, das er sich nimmt, verweigert
 ich ihm.

* Zeichen der Oesterreichischen Partei.

Attinghausen.

Das ganze Land ligt unterm schweren Joch
des Königs — jedes Biedermannes Herz
ist kummervoll ob der tyrannischen Gewalt,
die wir erdulden* — dich allein rührt nicht
der allgemeine Schmerz — dich stehet man
abtrünnig von den Deinen auf der Seite
des Landesfeindes stehen, unsrer Noth
hohnsprechend nach der leichten Freude
jagen,

und buhlen um die Fürstengunst, indes
dein Vaterland von schwerer Gabel blutet.

Rudenz.

Das Land ist schwer bedrängt — Warum
mein Oheim?

wer ist's, der es gestürzt in diese Noth?
Es kostete ein einzig leichtes Wort,
um Augenblicks des Dranges los zu sein
und einen gnädigen Kaiser zu gewinnen.
Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten,
daß es dem wahren Besten widerstrebt!
Um eignen Vorteils willen hindern sie,
daß die Waldstätte nicht zu Oestreich
schwören,

wie ringsum alle Lande doch gethan.
Woht thut es ihnen, auf der Herrenbank
zu sitzen mit dem Edelmann; den Kaiser
will man zum Herrn, um keinen Herrn
zu haben!

Attinghausen.

Muß ich das hören, und aus deinem
Munde!

Rudenz.

Ihr habt mich aufgefordert, laßt mich
enden.

Welche Person ist's, Oheim, die ihr selbst
hier spielt? Habt ihr nicht höhern Stolz,
als hier

Landamman oder Bannerherr zu sein
und neben diesen Hirten zu regieren?
Wie? Ist's nicht eine rühmlichere Wahl,
zu huldigen dem königlichen Herrn,
sich an sein glänzend Lager anzuschließen,
als eurer eignen Knechte Bair** zu sein
und zu Gericht zu sitzen mit dem Bauer?

Attinghausen.

Ach, Uly! Uly! Ich erkenne sie
die Stimme der Verführung! Sie ergriff
dein offnes Ohr, sie hat dein Herz vergiftet!

Rudenz.

Ja, ich verberg es nicht: in tiefer Seele
schmerzt mich der Spott der Fremdlinge,
die uns

den Bauernadel schelten! Nicht ertrag ich,
indes die edle Jugend rings umher
sich Ehre sammelt unter Habsburgs
Fahnen,

auf meinem Erb hier müßig still zu liegen
und bei gemeinem Tagewerk den Lenz
des Lebens zu verlieren! Anderswo
geschehen Thaten, eine Welt des Ruhms
bewegt sich glänzend jenseits dieser Berge:
mir rosten in der Halle Helm und Schild!
Der Kriegstrommete muthiges Getön,
der Heroldsruf, der zum Turniere labet,
er dringt in diese Thäler nicht herein;
nichts als der Ruhreihn und der Herbe-
glocken

einförmiges Geläut vernehm ich hier!

Attinghausen.

Verblendeter, vom eitlen Glanz verführt!
Verachte dein Geburtsland, schäme dich
der uralten frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirfst du dich dereinst
heim sehnen nach den väterlichen Bergen

* Die Schweizer Kantone Schwiz, Uri und Unterwalden gehörten von alten Zeiten her zum deutschen Reiche und stunden unmittelbar unter dem Kaiser. Kaiser Albrecht I., der von seinem Vater, Kaiser Rudolph von Habsburg, viele Besitzungen in der Schweiz geerbt hatte, wollte jene Kantone vom Reiche trennen und mit denselben seine Besitzungen zu einem habsburgischen Fürstentum vereinigen. Da die drei Kantone dieß nicht wollten, so setzte er ihnen Reichsodigte, um sie durch Bedrückungen aller Art geschmeidig und dem Reiche abwenbig zu machen.

** Gleicher, Ebenbürtiger.

und dieses Herdenreichens Melodie,
die du in stolzem Ueberdruß verschmähst,
mit Schmerzensehnsucht wird sie dich
ergreifen,

wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.
O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
Die fremde, falsche Welt ist nicht für dich;
dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst du
dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt, sie fordert andre Tugenden,
als du in diesen Thälern dir erworben.

Geh hin, verkaufe deine freie Seele,
nimm Land zu Lehen, werd ein Fürsten-
knecht,
da du ein Selbstherr sein kannst und ein
Fürst

auf deinem eignen Erb und freien Boden.
Ach, Uly! Uly! Bleibe bei den Deinen!
geh nicht nach Altdorf —! O, verlaß sie
nicht

die heilige Sache deines Vaterlands! —
Ich bin der letzte meines Stamms. Mein
Name

endet mit mir. Da hangen Helm und Schild;
die werden sie mir in das Grab mitgeben.
Und muß ich denken bei dem letzten Hauch,
daß du mein brechend Auge nur erwartest,
um hinzugehn vor diesen neuen Lehnhof
und meine edeln Güter, die ich frei
von Gott empfieng, von Oestreich zu em-
pfangen!

Rudenz.

Vergebens widerstreben wir dem König.
Die Welt gehört ihm! wollen wir allein
uns eigensinnig steifen und verstocken,
die Länderkette ihm zu unterbrechen,
die er gewaltig rings um uns gezogen?
Sein sind die Märkte, die Gerichte, sein
die Kaufmannsstraßen, und das Saumroß
selbst, [zollen.
das auf dem Gotthard ziehet, muß ihm
Von seinen Ländern wie mit einem Netz
sind wir umgarnet rings und einge-
schlossen —:

Wird uns das Reich beschützen? Kann
es selbst

sich schützen gegen Oestreichs wachsende
Gewalt? [helfen!

Hilft Gott uns nicht, kein Kaiser kann uns
Was ist zu geben auf der Kaiser Wort,
wenn sie in Geld- und Krieges-Noth die
Städte,

die untern Schirm des Adlers sich geflüchtet,
verpfänden dürfen und dem Reich ver-
äußern? — [Vorsicht

Nein, Oheim! Wohlthat ist's und weise
in diesen schweren Zeiten der Parteiung,
sich anzuschließen an ein mächtig Haupt.
Die Kaiserkrone geht von Stamm zu
Stamm:

die hat für treue Dienste kein Gedächtnis.
Doch um den mächtigen Erbherrn wohl
verdienen,
heißt Saaten in die Zukunft streun.

Attinghausen.

Bißt du so weise?

willst heller sehn, als deine edlen Väter,
die um der Freiheit kostbarn Edelstein
mit Gut und Blut und Heldenkraft ge-
stritten?

Schiff nach Luzern hinunter, frage dort,
wie Oestreichs Herrschaft lastet auf den
Ländern! [Rinder

Sie werden kommen, unsre Schaf' und
zu zählen, unsre Alpen abzumessen,
den Hochflug und das Hochgewilde bannen
in unsern freien Wäldern, ihren Schlag-
baum

an unsre Brücken, unsre Thore setzen,
mit unserer Armut ihre Länderkäufe,
mit unfrem Blute ihre Kriege zahlen —
Nein, wenn wir unser Blut dran setzen sollen,
so seis für uns! Wohlfeiler kaufen wir
die Freiheit als die Knechtschaft ein!

Rudenz.

Was können wir,
ein Volk der Hirten, gegen Albrechts Heere?

Attinghausen.

Lern dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenns, ich hab es angeführt in
Schlachten,

ich hab es fechten sehen bei Favenz.
Sie sollen kommen, uns ein Joch auf-
zwingen,
das wir entschlossen sind, nicht zu er-
tragen! —

O, lerne fühlen, welches Stamms du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
die ächte Perle deines Werthes hin!
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
das dir aus Liebe nur sich herzlich weihet,
das treulich zu dir steht in Kampf und Tod,
das sei dein Stolz, des Adels rühme dich!
Die angeborenen Bande knüpfe fest,
ans Vaterland, ans theure, schließ dich an,
das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
dort in der fremden Welt stehst du allein,
ein schwankes Rohr, das jeder Sturm
zerknickt. —

O komm! du hast uns lang nicht mehr
gesehn!

versuchs mit uns nur einen Tag — nur heute
geh nicht nach Altdorf! Hörst du? heute
nicht!

den einen Tag nur schenke dich den Deinen!
(Er faßt seine Hand.)

Rudenz.

Ich gab mein Wort — Laßt mich! — Ich
bin gebunden.

Attinghausen (läßt seine Hand los).
Du bist gebunden — Ja, Unglücklicher!
du bist, doch nicht — —

Rudenz.

Genug hab ich gehört! Gehabt euch wohl!
(Er geht ab.)

Attinghausen.

Wahnsünger Jüngling, bleib! — Er geht
dahin!

ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten —
So ist der Wolfenschießen abgefallen
von seinem Land, so werden Andre folgen!
Der fremde Zauber reißt die Jugend fort,
gewaltsam strebend über unsre Berge. —
O unglückselge Stunde, da das Fremde
in diese still beglückten Thäler kam,
der Sitten fromme Unschuld zu zerstören!
Das Neue dringt herein mit Macht,
das Alte,

das Würdige scheidet, andre Zeiten kommen,
es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!

Was thu ich hier? Sie sind begraben alle,
mit denen ich gewaltet und gelebt.

Unter der Erde schon liegt meine Zeit!

wohl dem, der mit der neuen nicht mehr
braucht zu leben!

31.

Rechtchaffen ist edel.

(Philander von Sittewald, 1630. II. Seite 418.)

Kunst, Tugend, Ehr und Redlichkeit
ist ein sehr schön und köstlich Kleid,
Wer mit solchem ist angethan,
der ist ein rechter Edelmann.
Denn besser ist, ein Bauer geboren,
als edel sein und Ehr verloren.

Kaiser Heinrich und die Hunnen.

(Aus der „Croniken der Sassen.“ Mainz 1492. Vergleiche No. 41 im 2ten Teil des Lesebuchs.)

Dccc. xxvij. In duffem iare toch keyser Hinric vpp de Wenden by der Hauere, vnd de lute heten Hauely, vnde hadde vele stride mit öne, er me se to bestendigem louen konde bringhen. Also ward eyn hart winter, so toch keyser Hinric vor de borch to Brandenburg vnde buwede vpp dat ys vor Brandenburg, dat he de borch wan, vnde beheylt dat gause lant vnder sich.

Also quam de konigh van Ungheren vnde sande na dem tynse vnde trybut in duffem sulven örlege, so kam keyser Hinric mit den synen vnd gingt to rade, wu he yt mochte mit den Ungeren ansetten vumme den tyns, so worden syne rede mit dem keyser eynich, so wolben dat weren. Do kam de keyser vnde sande dem konigh to Ungheren eynen hunt vnde leyt dem de oren vnde stert affneiden vnde dat hare affcheren, vnde bot öme darto; wolde he eygen lude hebben, dat he dar eygen lude van makede, wolde he mere tynses hebben, den scholde he komen vnde halen vnde winnen mit dem swerde.

Do dat de Ungeren horden, dat öne de keyser eynen hunt sande to schauernake, se worden alle so grymmich vnde worden rede mit kraft vnd macht, de se konden to samende frigen, alse Wenden, Denen vnd Behem. De schrift holt vt, dat örer was hundert dusent reyseners, vnde toghen mit gewalt dorch Beyeren vnd Franken, vnde kemen in dat lant to Doringh vnde beleghden Tscheborch met vestich dusent, vnde mit den anderen vestich dusent togghen se in Sassen. De keyser samede of syn volk by twelf dusent. De schrift holt vt, dat van den twelf dusent acht afleten dorch forchten des velen volkes, dat de keyser nicht mer enhadde wan veer dusent man wol gewapent. De Ungeren de legghen of in angeste vnd legghen vppe der stibde an der Myssaw, vnde dar nu Scheyningh licht. Wente de keyser de trofede syn volk wol vnde meynde den stryd to wynnien. De heren vnde forsten de spreken: her keyser, dat wyll iud nicht bescheeyn. De keyser sprack: dat schall scheyn, well got. Also wart dar eyn fleyn stadt gebuwet na dem stryde vnde wart geheten Scheyningh, so vant ic in itliken Croniken.

De keyser truwede godde vnde trofede syn volk vnde sebe: leuen lude, we willen manliken vechten vor vnse lant, wente io is godde in der sake, wente se syn heyden vnde wy syn cristen, got well vus wol helpen. De Sassen weren fro, de he nach by sic hadde, eyn deyls weren se bedronet. So trofede se got. In der nacht was eyn grot reghen vnde des morgens eyn grot nefel. De Sassen weren gerauwet des nachtes in dem schure, dar de Ungeren nat weren. So toch keyser Hinric in dem nefel vpp de Ungeren, vnde de Sassen reyen ören schrey, dat de Ungeren sich vorherden vnde menben, de gause warlde

de velle to ðne in, vnde begunden to fleggen van lede, vnde dar ouer worden se geflagen alse vele, went dat de Sassen van slan mode worden.

Dat rochte kam ouer alle dat lant, dat de Vngeren fluchtet weren worden. Do kōmen dem keyser all de to hulpe, de in dem lande weren vnde vppet negefte dar weren vnde iogheden de Vngeren vnde de Wende went an dat lant to Vngeren. Der Vngeren vnde der Wenden ward geflagen xx duſend vnde negen hundert ghefangen, der Sassen ward nicht vele geflagen. Gyn yder man mocht ſich vorwunderen, dat der Wenden vnde Vngheren ſo vele weſen mochte; wente wede wuſte to dem male, wu grot dat Vngheren vnde Wentland do was, dem bede dat neyn wonder. Do het dat lant ouer de Elue in de breyde io de lenge went vor de heybeſchopp vor Letaw wente vptenne half Vngeren, alle heten dat Wende. Dat wiſet nach vt ðre ſprake, wente ſe nicht ſere entwey dragen.

De Vngeren vnde Wende de floghen vnde kemen na de tynſe nicht mer webber, de wile dat keyser Hinrick leuede.

Sprichwörter.

33.

F liegen und Freunde kommen im Sommer.	U ntreue schlägt ihren eigenen Herrn.
A lles hat seine Zeit.	K unst kann man nicht kaufen.
W er lügt, der stiehlt auch.	V erzeih dir nichts und Anderen viel.
B öses Maul, böses Herz.	J eder ist sich selbst der Nächste.
G erabezu ist der nächste Weg.	F ür den Tod kein Kraut gewachsen ist.
A lle Flüſſe laufen ins Meer.	U nbill räche mit Geduld.

34.

W er lang hat, läßt lang hängen.	M aß ist zu allen Dingen gut.
N eue Beſen kehren gut.	G änſe gehen überall barfuß.
G utes Wort findet gute Statt.	J e voller Faß, je ringer Klang.
A bler fangen keine Fliegen.	J eit bringt Roſen.
A leine Häſlein laufen bald über.	F erne was, ſo kannſt du was.
S cheue Recht, ſcheue niemand.	S tille Waſer ſind tief.

35.

N emand kann zween Herren dienen.	D oppelt genäht hält gut.
O rdnung hilft haushalten.	W ie die Arbeit, ſo der Lohn.
V on Worten zu Werken ein weiter Weg.	W ehrende Hand ſchuf Gott.
J ete und arbeite.	D em Reinen iſt alles rein.
D er Wolf frißt auch von gezählten Schafen.	G elehrten iſt gut predigen.
S cherze nicht mit Ernſt.	J e näher dem Feuer, je heißer.

36.

Im Frühling.

(Von Nicolaus Lenau.)

Auf ihren bunten Liebern klettert Da sind, so weit die Blicke gleiten,
die Lerche selig in die Luft; Altäre festlich aufgebaut,
Ein Jubelchor von Sängern schmettert Und all die tausend Herzen läuten
im Walde voller Blüt und Duft. zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
an Leuchtern von Smaragd im Dom,
Und jede Seele schwillt und mündet
hinüber in den Opferstrom.

37.

Das Chamounithal.

(Von Göthe. Briefe aus der Schweiz. Werke, 1830. 8. XVI. Seite 245 ff.)

Chamouni, den 4. November. Abends gegen Neun.

Wir daß ich mit diesem Blatt Ihnen um so viel näher rücken kann, nehme ich die Feder; sonst wäre es besser, meine Geister ruhen zu lassen. Wir ließen Salenche in einem schönen, offenen Thale hinter uns, der Himmel hatte sich während unsrer Mittagrast mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine besondere Anmerkung machen muß. Wir haben sie so schön und noch schöner an einem heitern Tag von den Berner Eisbergen aufsteigen sehen. Auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge, und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmosphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchsten Sommertagen bei uns, wo dergleichen Lusterscheinungen auch vorkommen, etwas so Durchsichtiges, Lichtgewobenes gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufstiegen, vor uns, das Thal fieng an zu stocken, die Urve schoß aus einer Felskluft hervor, wir mußten einen Berg hinan, und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, teils in der Tiefe, teils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtignern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites trocknes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluten die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in ein sehr angenehmes, rundgeschlossenes flaches Thal, worin das Dörfchen Servos liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen, wieder gegen die Urve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan,

die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit sächter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich daren. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne giengen nach einander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnisvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniskwurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte, und uns gewis machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn da er mit den Sternen, die um ihn herum stunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitem zusammenhängendern Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören, und man hatte Mühe, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernd auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter ins Thal steigen.

Meine Beschreibung fängt an unordentlich und ängstlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwei Menschen, einen ders sähe und einen ders beschriebe.

Wir sind hier in dem mittelsten Dorfe des Thals, le Brieuré genannt, wohl logiert, in einem Hause, das eine Witwe, den vielen Fremden zu Ehren, vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir sitzen am Kamin und lassen uns den Muskatellerwein, aus der Vallée d'Aost, besser schmecken, als die Fastenspeisen, die uns aufgetischt werden.

Den 5. Nov. Abends.

Es ist immer eine Resolution, als wie wenn man ins kalte Wasser soll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu schreiben. Hier hätt ich nun gerade Lust, Sie auf die Beschreibung der Savoyischen Eisgebirge, die Bourit, ein passionierter Kletterer, herausgegeben hat, zu verweisen.

Erfrischt durch einige Gläser guten Wein und den Gedanken, daß diese Blätter eher als die Reisenden und Bourits Buch bei Ihnen ankommen werden, will ich mein Möglichstes thun. Das Thal Chamouni, in dem wir uns befinden, liegt sehr hoch in den Gebirgen, ist etwa sechs bis sieben Stunden lang und gehet ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, ist, daß es in seiner Mitte fast gar keine Fläche hat, sondern das Erdreich wie eine Mulde, sich gleich von der Urve aus gegen die höchsten Gebirge anschmiegt. Der Montblanc und die

Gebirge, die von ihm herabsteigen, die Eismassen, die diese ungeheuren Klüfte ausfüllen, machen die östliche Wand aus, an der die ganze Länge des Thals hin sieben Gletscher, einer größer als der andere, herunterkommen. Unsere Führer, die wir gebingt hatten, das Eismeer zu sehen, kamen bei Zelten. Der eine ist ein rüstiger junger Bursche, der andre ein schon älterer und sich klugbündender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beschaffenheit der Eisberge sehr wohl unterrichtet und ein sehr tüchtiger Mann. Er versicherte uns, daß seit acht und zwanzig Jahren — so lang führt er Fremde auf die Gebirge — er zum erstenmal so spät im Jahr, nach Allerheiligen, jemand hinaufbringe; und doch sollten wir alles eben so gut wie im August sehen. Wir stiegen, mit Speise und Wein gerüstet, den Mont-Auvvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraschen sollte. Ich würde es, um die Backen nicht so voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisstrom nennen: denn die ungeheuren Massen von Eis dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzusehen, in ziemlicher Ebene hervor. Gerad hinten endigt ein spitziger Berg, von dessen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptstrom hereinstarren. Es lag noch nicht der mindeste Schnee auf der zackigen Fläche und die blauen Spalten glänzten gar schön hervor. Das Wetter fieng nach und nach an, sich zu überziehen, und ich sah wogige graue Wolken, die Schnee anzudeuten schienen, wie ich sie niemals gesehen. In der Gegend, wo wir stunden, ist die kleine von Steinen zusammengelegte Hütte für das Bedürfnis der Reisenden zum Scherz das Schloß von Mont-Auvvert genannt. Monsieur Blaire, ein Engländer, der sich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere an einem schicklichem Ort, etwas weiter hinauf, erbauen lassen, wo man am Feuer sitzend, zu einem Fenster hinaus, das ganze Eisthal übersehen kann. Die Gipfel der Felsen gegenüber und auch in die Tiefe des Thals hin sind sehr spitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil sie aus einer Gesteinart zusammengesetzt sind, deren Wände fast ganz perpendicular in die Erde einschließen. Wittert eine leichter aus, so bleibt die andere spitz in die Luft stehen. Solche Zacken werden Nadeln genennet und die Aiguille du Dru ist eine solche hohe merkwürdige Spitze, gerade dem Mont-Auvvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten, und diese ungeheuren Massen auf ihnen selbst beschauen. Wir stiegen den Berg hinunter, und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Krystallklippen herum. Es ist ein ganz trefflicher Anblick, wenn man auf dem Eise selbst stehend, den oberwärts sich herabdrängenden und durch seltsame Spalten geschiedenen Massen entgegen steht. Doch wollt es uns nicht länger auf diesem schlüpfrigen Boden gefallen, wir waren weder mit Fußseisen, noch mit beschlagenen Schuhen gerüstet; vielmehr hatten sich unsere Absätze durch den langen Marsch abgerundet und geglättet. Wir machten uns also wieder zu den Hütten hinauf

und nach einigem Ausruhen zur Abreise fertig. Wir stiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisberg stufenweis bis hinunter ins Thal dringt, und traten in die Höhle, in der er sein Wasser ausgießt. Sie ist weit, tief, von dem schönsten Blau, und es steht sich sicherer im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablösen. Wir nahmen unsern Weg nach dem Wirtshause zu, bei der Wohnung zweier Blondins vorbei: Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die sehr weiße Haut, weiße, doch schroffe Haare, rothe und bewegliche Augen, wie die Kaninchen, haben. Die tiefe Nacht, die im Thale liegt, läßt mich zeitig zu Bette, und ich habe kaum noch so viel Munterkeit, Ihnen zu sagen, daß wir einen jungen zahmen Steinbock gesehen haben. Von unsern Discursen gehts nicht an, daß ich etwas außer der Reihe mittheile. An Graniten, Gneissen, Lerchen- und Zirbelbäumen finden Sie auch keine große Erbauung; doch sollen Sie nächstens merkwürdige Früchte von unserm Botanikern zu sehen kriegen. Ich bilde mir ein, sehr schlaftrunken zu sein und kann nicht eine Zeile weiter schreiben.

Chamouni den 6. Nov. früh.

Befrieden mit dem, was uns die Jahreszeit zu sehen erlaubte, sind wir reisefertig, noch heute ins Wallis durchzubringen. Das ganze Thal ist über und über bis an die Hälfte der Berge mit Nebel bedeckt, und wir müssen erwarten, was Sonne und Wind zu unserem Vorteil thun werden. Unser Führer schlägt uns einen Weg über den Col de Balme vor: Ein hoher Berg, der an der nördlichen Seite des Thals gegen Wallis zu ligt, auf dem wir, wenn wir glücklich sind, das Thal Chamouni, mit seinen meisten Merkwürdigkeiten, noch auf einmal von seiner Höhe übersehen können. Indem ich dieses schreibe, geschieht an dem Himmel eine herliche Erscheinung: Die Nebel, die sich bewegen und an einigen Orten brechen, lassen wie durch Tagelöcher den blauen Himmel sehen und zugleich die Gipfel der Berge, die oben, über unserer Dunstdecke, von der Morgensonne beschienen werden. Auch ohne die Hoffnung eines schönen Tags ist dieser Anblick dem Aug eine rechte Weide. Erst jetzt hat man einiges Maß für die Höhe der Berge. Erst in einer ziemlichen Höhe vom Thal auf streichen die Nebel an dem Berg hin, hohe Wolken steigen von da auf, und alsdann steht man noch über ihnen die Gipfel der Berge in der Verklärung schimmern. Es wird Zeit! Ich nehme zugleich von diesem geliebten Thal und von Ihnen Abschied.

Martinach im Wallis, den 6. Nov. Abends.

Glücklich sind wir herüber gekommen, und so wäre auch dieses Abenteuer bestanden. Die Freude über unser gutes Schicksal wird mir noch eine halbe Stunde die Feder lebendig erhalten.

Unser Gepäck auf ein Maulthier geladen, zogen wir heute früh gegen Neune von Brieuré aus. Die Wolken wechselten, daß die Gipfel der Berge bald erschienen, bald verschwanden, bald die Sonne streifweis ins Thal bringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde. Wir giengen das Thal hinauf, den Ausguß des Eisthals vorbei, ferner den Glacier d'Argentiere hin, den höchsten von allen, dessen oberster Gipfel uns aber von Wolken bedeckt war. In der Gegend wurde Rath gehalten, ob wir den Stieg über den Col de Balme unternehmen und den Weg über Valorsine verlassen wollten. Der Anseheln war nicht der vorteilhafteste; doch da hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen war, traten wir unsern Weg fest gegen die dunkle Nebel- und Wolkenregion an. Als wir gegen den Glacier du tour kamen, rissen sich die Wolken auseinander, und wir sahen auch diesen schönen Gletscher in völligem Lichte. Wir setzten uns nieder, tranken eine Flasche Wein aus und aßen etwas Weniges. Wir stiegen nunmehr immer den Quellen der Arve auf rauhen Matten und schlecht berasteten Flecken entgegen, und kamen dem Nebelkreis immer näher, bis er uns endlich völlig aufnahm. Wir stiegen eine Weile geduldig fort, als es auf einmal, indem wir aufschritten, wieder über unsern Häuptern helle zu werden anfing. Kurze Zeit dauerte es, so traten wir aus den Wolken heraus, sahen sie in ihrer ganzen Last unter uns auf dem Thale liegen, und konnten die Berge, die es rechts und links einschließen, außer den Gipfel des Montblanc, der mit Wolken bedeckt war, sehen, deuten und mit Namen nennen. Wir sahen einige Gletscher von ihren Höhen bis zu der Wolkentiefe herabsteigen, von andern sahen wir nur die Plätze, indem uns die Eismassen durch die Bergschründen verdeckt wurden. Ueber die ganze Wolkenfläche sahen wir, außerhalb dem mittägigen Ende des Thales, ferne Berge im Sonnenschein. Was soll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spizen, Nadeln, Eis- und Schneemassen vorerzählen, die Ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen. Merkwürdiger ist's, wie die Geister der Luft sich unter uns zu streiten schienen. Kaum hatten wir eine Weile gestanden und uns an der großen Aussicht ergezt, so schien eine feindselige Gährung in dem Nebel zu entstehen, der auf einmal aufwärts strich, und uns aufs Neue einzuwickeln drohte. Wir stiegen stärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehen, allein er überflügelte uns und hüllte uns ein. Wir stiegen immer frisch aufwärts, und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge selbst zu Hilfe, der durch den Sattel, der zwei Gipfel verbindet, hereinstrich und den Nebel wieder ins Thal zurücktrieb. Dieser wundersame Streit wiederholte sich öfter, und wir langten endlich glücklich auf dem Col de Balme an. Es war ein seltsamer, eigener Anblick. Der höchste Himmel über den Gipfeln der Berge war überzogen, unter uns sahen wir durch den manchmal zerrißenen

das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht verstört und bleich zu ihnen herunter kam, hoch und teuer versichernd, daß es in dem Zimmer spuke, indem etwas, das dem Blick unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten langsam und gebrechlich quer über das Zimmer gegangen, und hinter dem Ofen unter Stöhnen und Aechzen niedergesunken sei.

Der Marchese erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünstelter Heiterkeit aus, und sagte, er wolle sogleich aufstehen, und die Nacht zu seiner Beruhigung mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er auf einem Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer übernachte, und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich und reiste ab.

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte auf eine dem Marchese höchst unangenehme Weise mehrere Käufer ab; dergestalt, daß, da sich unter seinem eigenen Hausgesinde, befremdend und unbegreiflich, das Gerücht erhob, daß es in dem Zimmer zur Mitternachtsstunde umgehe, er, um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen, beschloß, die Sache in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Demnach ließ er beim Einbruch der Dämmerung sein Bett in dem besagten Zimmer aufschlagen, und erharrte ohne zu schlafen die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der That mit dem Schlage der Geisterstunde das unbegreifliche Geräusch wahrnahm; es war, als ob ein Mensch sich vom Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer gieng, und hinter dem Ofen unter Geseufz und Geröchel niedersank. Die Marquise, am andern Morgen, da er herunterkam, fragte ihn, wie die Untersuchung abgelaufen; und da er sich mit scheuen und ungewissen Blicken umsah, und, nachdem er die Thüre verriegelt, versicherte, daß es mit dem Spuk seine Richtigkeit habe: so erschraf sie, wie sie in ihrem Leben nicht gethan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, sie noch einmal in ihrer Gesellschaft einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hörten aber samt einem treuen Bedienten, den sie mitgenommen hatten, in der That in der nächsten Nacht dasselbe unbegreifliche, gespensterartige Geräusch; und nur der bringende Wunsch, das Schloß, es koste was es wolle, los zu werden, vermochte sie, das Entsetzen, das sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken, und dem Vorfall irgend eine gleichgiltige und zufällige Ursache, die sich entdecken lassen müsse, unterzuschieben. Am Abend des dritten Tages, da beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Thür desselben ein, dergestalt, daß beide, ohne sich

bestimmt zu erklären; vielleicht in der unwillkürlichen Absicht, außer sich selbst noch etwas drittes Lebendiges bei sich zu haben, den Hund mit sich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwei Lichter auf dem Tisch, die Marquise unausgezogen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzen sich gegen elf Uhr jeder auf sein Bett; und während sie sich mit Gesprächen, so gut sie vermögen, zu unterhalten suchen, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder und schläft ein. Drauf, in dem Augenblicke der Mitternacht, läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören; jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, hebt sich auf Krücken im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm rauscht; und mit dem ersten Schritt: tapp! tapp! erwacht der Hund, hebt sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, gerad als ob ein Mensch gegen ihn etngeschritten käme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise mit sträubenden Haaren aus dem Zimmer; und während der Marchese, der den Degen ergriffen: wer da? ruft, und da niemand antwortet, gleich einem Rasenden nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschlossen, augenblicklich nach der Stadt abzufahren. Aber ehe sie noch nach Zusammenraffung einiger Sachen aus dem Thore herausgeraßelt, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen; der Marchese, von Entsetzen überreizt, hatte eine Kerze genommen, und dasselbe, überall mit Holz getäfelt, wie es war, an allen vier Ecken, müde seines Lebens, angesteckt. Vergebens schickte sie Leute hinein, den Unglücklichen zu retten; er war bereits auf die elendiglichste Weise umgekommen, und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen.

41.

Erlkönig.

(Von Göthe.)

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? „Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
es ist der Vater mit seinem Kind; gar schöne Spiele spiel ich mit dir;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm, Manch bunte Blumen sind an dem Strand;
er faßt ihn sicher, er hält ihn warm. meine Mutter hat manch gülden Gewand.“

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? Mein Vater, mein Vater, und hörst du nicht,

Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht? was Erlkönig mir leise verspricht? —
Den Erlkönig mit Kron und Schweif? Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif! — in dürrn Blättern säuselt der Wind! —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn? „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne
meine Töchter sollen dich warten schön; Gestalt; [walt!“
Meine Töchter führen den nächtlichen und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt!
Reihn, Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich
und wiegen und tanzen und singen dich ein.“ Erfkönig hat mir ein Leids gethan! — [an!

Mein Vater, mein Vater! und siehst du nicht Dem Vater graufets, er reitet geschwind,
Erfkönigs Töchter am düstern Ort? — [dort er hält in Armen das ächzende Kind,
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau, Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
es scheinen die alten Weiden so grau. — in seinen Armen das Kind war todt.

42.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Auf einer großen Weide gehen
viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
sah sie der allerältste Greis.

Die altern nie und trinken Leben
aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
so oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
ein muntre Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
und auch den Hirten zeig mir an!

43.

Sylbenräthsel.

(Von Friedrich Schleiermacher.)

Mein Erstes ist ja nicht die Sonne,
mein Zweites ist die Wahrheit nicht;
Drum geb ich oft nur trügerische Wonne
und stets ein ungewisses Licht.

44.

Die Fixsternenwelt.

(Allgem. Naturgeschichte von G. H. Schubert. 1826. Seite 41 ff.)

Die Region der Fixsterne ist so weit über die Grenze einer in etwas genaueren und sichern Beobachtung hinausgelegen, daß alles, was wir über diese Welt des Lichtes zu sagen wissen, fast nur jenen Ahnungen gleicht, welche der noch in seinem Leibe festgebundene, befangene Menscheng Geist über die Weise und Beschaffenheit eines künftigen höheren Lebens heget.

Während sich uns alle Weltkörper unseres Sonnensystemes, selbst die nicht zu nahe an ihrem stralenden Hauptkörper stehenden Monde des Saturn, durch starke Fernröhre betrachtet, als Scheibchen zeigen, deren Durchmesser noch mit einiger Sicherheit gemessen werden kann, erscheinen uns die Fixsterne, wenigstens größtentheils, auch durch die besten Fernröhre nur als unmeßbare Lichtpunktlein, und das, was der treffliche Herschel über den annoch bemerkbaren Durchmesser einiger jener Lichtquellen gesagt, unterliegt noch immer einigem Zweifel. Dennoch stralen diese für unser Auge nicht mehr meßbaren, mithin für den gröberen menschlichen Sinn gleichsam körperlosen Lichtwesen mit einem solchen hellen Glanze, daß Sirius, nach einer freilich nicht allerdings zuverlässigen Lichtmessung, welche Huygens gemacht, nur 27664mal schwächer leuchtet, als die unserm Auge über 100,000mal nähere Sonne, und daß in dem heitern Himmelsblau der Wendekreise Canopus so wie Sirius selbst mit dem Lichte der noch hoch am Himmel stehenden Sonne wetteifern; und einem ihre Stellung genau kennenden Auge schon unter dem leichten Schatten eines Baumes mitten am Tage sichtbar werden. — Die Eigenschaft des Leuchtens wird mithin die erste und vorzüglichste sein, welche ein nach der Natur der Fixsternenwelt forschender Sinn daran bemerken und festhalten kann.

Alle Eigentümlichkeiten des Fixsternenhimmels, welche schon von einem gesunden Auge unmittelbar oder doch mittels eines Fernrohrs von geringer Lichtstärke bemerkt werden können, sind sämtlich von der Art, daß sie uns über die eigentliche Natur der Fixsterne noch in Ungewisheit lassen; obgleich sie es wahrscheinlich machen, daß das Licht jener Welten einen ähnlichen Quell und Grund habe, als das der Sonne. Als daher der berühmte Herschel dem Telescop eine fast tausendfach größere Stärke und raumburchdringende Kraft gegeben, und mit solcher riesenhaften Bewaffnung des Auges in tausendfach weitere Fernen gedrungen, als vor ihm irgend ein beobachtender Astronom, da hat die fragende Erwartung des ganzen gebildeten Europas an seinen Blicken gehangen, und den Entdeckungen gelauscht, welche jener große Beobachter eine Reihe von Jahren hindurch besonders am Fixsternenhimmel gemacht. Aber freilich ist der menschliche Sinn, seitdem ihm durch jene großen Erfindungen der Flug in die fernsten Höhen jener Lichtwelt möglich geworden, mit jedem Jahr voll reicher fleißiger Beobachtung auf Entdeckungen gestoßen, welche zu den alten Räthseln, statt einer erwarteten Lösung, nur noch neue hinzufügten.

Jener große Beobachter sah, seitdem er zuerst in das eigentliche Innere des Fixsternenhimmels geblickt, in dieser Region Gestaltungen und Wechselverhältnisse, zu welchen uns in der ganzen dem Menschen näher bekannten Sichtbarkeit der entsprechende Reim fehlt, obgleich nicht selten jene nur durch

gute Fernröhre sichtbaren, nebelartigen Gebilde der Lichtwelt an das abenteuerliche Reich unserer Kometen erinnern.

Hier gewahrt man Nebel, die sich über unermesslich große Räume des Himmels gestaltlos ergoßen, gleich einer zarten leisen Morgendämmerung, welche das Herannahen eines neuen von Menschensinnen noch nie empfundenen Tages verkündet. Underwärts zeigt sich in solchen Nebeln ein mehr oder minder lichter Kernpunkt, welcher sich bei einigen schon zum deutlicheren Umriß eines Sternes gestaltet, bei andern aber sich unmerklich gegen seinen Rand hin in den umgebenden Lichtäther verliert. Nicht selten werden zwei solche Kernpunkte mitten in einem Lichtnebel gesehen, welche in einem gegenseitigen Wechselverhältnis zu einander zu stehen scheinen, und von denen manchmal der eine schon zum vollkommenen Stern ausgebildet ist, während der andre an der Grenze zwischen dem Zustand des noch gestaltlosen Aethers und der Sternform schwebet. Hier und da zeigt sich ein Lichtkörper, welchen auf seinem unbekanntem, Neonen langen Laufe durch die Unermesslichkeit gleich unsern Kometen ein langer Streifen oder eine fächerartige Ausstrahlung von Licht begleitet.

Während sonst in der Regel der lichthellere Kernpunkt oder Stern in der Mitte des nach außen immer lichtschwächer und dünner werdenden Nebels oder Sternenhaufens gelegen ist, sehen wir da, mit unserer gewöhnlichen Vorstellung in einem unerklärbaren Widerspruche, nach der Mitte eines runden Sternenhaufens eine dunkle Leere und einen nach dem Rande des Sternennetzes hin zunehmenden Glanz: gleich als ob sich hier das herrschende Gesetz unsrer näheren Sichtbarkeit in ein ihm gerade entgegengesetztes umkehrte, und die vollkommeneren, leuchtenden Sonnen um das Dunkle, der Erleuchtung Bedürftige sich bewegten. Dort wird, ähnlich unsern Gletschern und Felsengräten, ein breiter Streifen von Sternen gefunden, dessen Ränder steilen Abhängen gleichen; anderwärts ein hakenförmig gekrümmter Zug von Sternen, welcher durch diese Form an die gegen das Ende hin umgebogenen Schweife einiger Kometen erinnert. Nicht selten glänzen die kleinen Sterne, welche ein tiefereindringendes Fernrohr in der an Sonderbarkeiten so reichen fernerer Region des Fixsternenhimmels bemerkt, in Farben, welche das Auge hier nicht erwartet, und dieses wird öfters durch das lebhafteste Grün oder das Roth und Gelb jener telescopischen Sterne an den lebendigen Farbenwechsel der irdisch-organischen Welt erinnert.

Herschel hatte anfänglich, ausgehend von der herrschenden Ansicht, welche er bis an seine letzten Lebensjahre so weit als nur möglich festgehalten, alle jene Nebel, welche sich auch durch sein Riesentelescop nicht mehr in Sterne auflösen lassen, für Milchstraßen gehalten, deren Millionen Sonnen für das menschliche, auch durch die besten Hilfsmittel verstärkte Auge noch weit zu fern

stehen, um als einzelne Sterne unterschieden zu werden. Als er jedoch, gegen die letzten Jahre seines Lebens hin, einige von jenen vermeintlich unermessbar fernem Nebelflecken von Neuem betrachtet, hat er an ihnen eine selbst in dem Verlauf seiner wenigen Menschenjahre schon merklich werdende Fortbewegung gegen irgend einen nahen Stern wahrgenommen. Andre solche für ungeheuer abgelegen gehaltene Nebel sind von ihm selber hernach als solche gestaltlose Lichtmassen erkannt worden, welche noch innerhalb der Grenzen des zunächst an uns gelegenen, dem bloßen Auge sichtbaren Sternenhimmels ihre Stellung haben.

Ein anderer, nicht minder fleißiger Beobachter, Schröter, hat an dem Lichtnebel des Orion Veränderungen, z. B. ein plötzliches Ausdehnen oder Zusammenziehen des äußeren Umrisses, bemerkt, welche so blitzschnell und über eine so ungemein große Strecke des Weltgebietes hin statt fanden, daß sie hierin, freilich in einem ungeheuer viel größeren Maßstabe, an die elektrischen Meteore unsers Luftkreises erinnerten.

Während der Abstand, in welchem, nach den Untersuchungen über die Parallaxe der Fixsterne, der nächste Stern von uns steht, Staunen erregt, wird dieses fast noch mehr durch jene Betrachtungen erweckt, welche der in der Beobachtung des gestirnten Himmels grau gewordene Herschel, wenige Jahre vor seinem Tode, über die Sternenhaufen der weiter entlegenen Weltentiefen bekannt gemacht. Ein Raum, nicht größer als der, welcher zwischen unserer Sonne und dem nächsten Fixsterne ligt, faßt dort öfters Millionen von Sonnen in sich, so daß eine Sonne von der andern kaum weiter entfernt steht, als verhältnismäßig unser Mond von seiner Erde, oder wenigstens als ein Planet unsers Systemes von seinem nächsten Nachbar. Setzt man nämlich, bei den hierüber angestellten Rechnungen, die ziemlich hellen Sterne jener eng zusammengedrängten Sternenhaufen in eine weitere Entfernung von uns, so muß man auch zugleich den vermuthlichen Durchmesser der einzelnen Lichtwelten größer annehmen, und das räthselhafte Verhältniß ihrer nahen Zusammendrängung bleibt somit gerade dasselbe, als wenn man sie in den vermuthenden Rechnungen näher an uns heranstellt, indem man zu gleicher Zeit ihre körperliche Größe geringer anschlägt.

Mitten unter den andern, für Sonnensysteme gehaltenen Nebelflecken und Sternenhaufen finden sich nach einigen Gegenden hin Glanzwesen von einer ganz besondern Natur. Ein durch das Riesentelescop eines Herschel oder Frauenhofer schäuendes Auge wird in ihnen, auf den ersten Blick, Planeten oder Kometen aus der benachbarten heimatlichen Weltregion zu sehen glauben, bis es sich bald durch die unveränderlich feste, unbewegliche Stellung derselben überzeugt, daß diese Lichtkugeln zu den Gegenständen des ferneren Fixsternenhimmels gehören. Während nämlich, wie bereits erwähnt, die Fixsterne sich im Felde des Fernrohres meist nur als zarte, unmeßbare Pünkt-

lein, die sternlosen Nebel aber mit einem undeutlich begrenzten, verwaschenen Rande zeigen, wird hier eine runde festbegrenzte Scheibengestalt, ein merklicher, zum Teil sehr bedeutender Durchmesser und ein ruhiges planetarisches Licht gefunden. Der kühne Herschel hat auch in diesen räthselhaften Lichtwesen der Jenseitswelt zusammengesunkene, einer neuen Umgestaltung entgegen wandelnde Sonnenhaufen zu sehen gewöhnt.

Wollte man auch annehmen, daß diese Riesenkörper, deren manche weit über eine Minute im scheinbaren Durchmesser haben, ganz nahe an den Grenzen unsers Planetensystems stünden, so würde sich dennoch hieraus ein körperlicher Umfang derselben berechnen, welcher größer wäre, als der unseres gesammten Planetensystems bis zur Bahn des Uranus hinaus, so daß bei einigen von ihnen, wenn ihr Mittelpunkt da stünde, wo der Mittelpunkt unsrer Sonne steht, die Oberfläche noch weit über die Sonnenferne des Uranus hinaus zu liegen käme. Will man aber ihren Abstand von uns größer setzen, z. B. über unsere Milchstraße hinaus, so wird zu gleicher Zeit die hieraus berechenbare körperliche Größe derselben so ins Ungeheure getrieben werden, daß ein hienieden nach Ähnlichkeiten forschender Sinn sich nur um so unvermeidlicher und schneller in einer für alle Vergleichenungen bodenlosen Fremde fühlen muß. Denn in jedem Falle, so scheint es, müßten jene Riesenwelten, wenn sie von einer nur einigermaßen festen, gröber körperlichen Natur, z. B. so wie unsre Sonne, wären, Bewegungen in der Fixsternenwelt bewirken, von denen auch die aufmerksamste und feinste Beobachtung nichts weiß.

In der That, es hat für den Geist des Menschen etwas sehr Erhebendes, wenn er, schon durch den Schleier der bisherigen Wahrnehmungen, in den Lichtwelten des Fixsternenhimmels eine Natur ahnden darf, welche von höherer, geistigerer Art zu sein scheint, als diese grobkörperliche unsrer Planeten, bei denen das Leben nur auf der äußersten Oberfläche, und auch hier nur auf einige vorübereilende Augenblicke Fuß zu gewinnen vermag. Vielleicht daß alle jene glänzenden Lichtwelten durch und durch aus einem — nur in leise Gegensätze zerfallenden — Lichtäther bestehen, aus welchem der große Herschel die noch fortgehende oder eben beginnende Bildung einiger Hunderte von Sternen nachgewiesen. Es stehet dann das hehre Gewölbe des Fixsternenhimmels zu dem tief in seiner Mitte gelegenen, gröber körperlichen Planetensystem in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die durch unsre ganze Planetenwelt Licht und Wärme und Leben verbreitende leuchtende Atmosphäre der Sonne zu dem eigentlichen festen und dunklen Körper derselben, und nach einem, freilich ungeheuer viel größeren Maßstabe sind die Kernpunkte der Lichtnebel und die Fixsterne ähnliche Bildungen des Lichtäthers, als die hellglänzenden Zusammenballungen des leuchtenden Sonnenäthers — die sogenannten Sonnenfackeln.

Wenn auch den Fixsternenhimmel von unsrer Sonne ein ungeheurer Zwischenraum trennt, so ist doch jener in sich selber, wie es scheint, sonst nirgends durch solche weite Abstände der einen leuchtenden Welt von der andern zerrissen, sondern es bildet öfters von einem Stern zum andern der leuchtende Aether — gleich einer gemeinschaftlichen Atmosphäre — ein verbindendes Mittelglied, oder es wandeln, wie bei den Doppelsternen, zwei Lichtwelten, nur wenige Durchmesser von einander entfernt, um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt, und Millionen von solchen oberen Sonnen schweben, ohne sich gegenseitig durch die Uebermacht einer gröberer körperlichen Anziehung zu bedrängen, in einer Nähe aneinander, in welcher in dem uns nähern Planetensystem kaum Monde und Planeten an einander wandeln. Eine leihet und erwecket der andern das Licht, und jene fernen Millionen scheinen um so heller zu leuchten, je näher sie zusammengebrängt stehen.

Vielleicht daß übrigens, unsrer Sonne näher verwandt, die größeren Fixsterne nicht gerade an uns die nächsten, sondern nur die leuchtendsten sind, und daß, wie dieß auch aus anderweltigen Thatsachen zu erhellen scheint, tausende der kleineren, minder lichtbellen ebenso nahe als jene an uns wandeln.

Und so scheint der unserm irdischen Auge noch sichtbare Fixsternenhimmel ein in sich selber verbundenes, rückichtlich des Abstandes seiner einzelnen Lichtpunkte von uns nicht so gar ungeheuer verschiedenes Lichtgewölbe, welches in riesenhafter Höhe, mitten in der dem menschlichen Sinne unerfaßbaren Unendlichkeit, unser Planetensystem umschwebet.

Unfehlbar wird diese feiner körperliche, buntstralige Lichtwelt, die sich zu unserer Planetenwelt fast eben verhält, wie das Licht und die Wärme zu den schweren und festen Stoffen, auch eine ihr entsprechende lebende Natur haben, welche den beständigen Gefährten der gröberer Körperlichkeit — den Tod — nicht kennet, sondern wie die Gestaltungen, die sich die Seele im Traume schaffet, unmerklich aus einer Formenwandlung in die andre hinüberschwebt; eine Natur, an deren ewigen und unvergänglichen Reizen denkende Wesen sich freuen, welche die drückende, nach unten ziehende Last einer gröberer Körperlichkeit niemals erfahren haben, niemals jedoch auch den Triumph eines Geistes, der im siegreichen Kampfe mit dem Feindlichen und Niederen Kräfte an sich gezogen, welche den selig stillen Kräften einer nie erschütterten und geprüften Welt des Friedens so überlegen sind, wie das vollendete Mannesalter dem lieblichen Alter einer unschuldigen Kindheit.

Bei Sonnenuntergang.

(Von Friedrich Rückert.)

Fahr wohl, o goldne Sonne,
du gehst zu deiner Ruh;
Und voll von deiner Wonne
gehn mir die Augen zu.

Schwer sind die Augenlider,
du nimmst das Licht mit fort.
Fahr wohl! wir sehn uns wieder
hier unten oder dort.

Hier unten, wann sich wieder
dieß Haupt vom Schlaf erhob;
Dann blickest du hernieder,
und freuest dich darob.

Und trägt des Tods Gefieder
mich statt des Traums empor,
So schau ich selbst hernieder
zu dir aus höhern Chor.

Und danke deinem Strale
für jeden schönen Tag,
Wo ich mit meinem Thale
an deinem Schimmer lag.

Mich wundert, daß ich fröhlich bin.

(Von Meister Martin in Wiberach. 1498.)

Ich leb vnd weiß nit wie lang,
ich stirb vnd weiß nit wann,
ich far vnd weiß nit wohin,
mich wundert, daß ich frölich bin.

Traum über das All.

(Von Jean Paul. Sämtliche Werke, LVI. Seite 146.)

Ich las die Betrachtungen über den gemeinen alten Irrtum, welcher den Raum von einer Erde und Sonne zur andern für leer ansieht, und vollends den ungeheuern von Sonnensystemen und Milchstraßen zu nächsten. Die Sonne füllt mit allen ihren Erden von dem Raume zur nächsten Sonne nur das 3,419,460,000,000,000te Teilchen aus: Himmel! dacht ich, welche Leerheit ertränkte das All, wenn nichts voll wäre, als einige schimmernde, verstäubte Stäubchen, die wir ein Planetensystem nennen.

Dächtet ihr euch das Weltmeer ausgestorben und lebensleer, und die bevölkerten Inseln so groß wie Schneckenhäuser, so begienget ihr doch einen viel kleineren Irrtum des Maßes, als der über die Weltleere ist; und die Seegeschöpfe begiengen einen noch kleinern, falls sie das Lebendige und Volle nur im Meere fänden, aber über diesem den hohen Luftkreis für einen leeren unbewohnten Raum ansähen. Wenn (nach Herschel) die fernsten Milchstraßen

in einer Weite von uns liegen, daß ihr Licht, das heute in unser Auge kommt, schon vor zwei Millionen Jahren ausgegangen, so daß ganze Sternenhimmel schon erloschen sein könnten, die wir noch fortschimmern sehen: welche Weiten und Tiefen und Höhen im All, gegen welche das All selber ein Nichts würde, wär' es von einem so weiten Nichts durchzogen und zuletzt umfaßt! — Aber können wir denn einen Augenblick lang die Kräfte vergessen, welche ab- und zuströmen müssen, damit nur die Wege zu jenen fernsten Weltküsten unsern Augen schiffbar werden? Können wir die Anziehungskraft auf eine Erde oder Sonne einsperren? Durchströmt nicht das Licht die ungeheuren Räume zwischen der Erde und dem fernsten Nebelfleck? Und kann in diesen Lichtströmen nicht eben so gut eine Geisterwelt wohnen, als im Aethertropfen des Gehirns dein Geist?

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen kam mir nun folgender Traum:

Mein Körper — so träumte mir — sank an mir herab und meine innere Gestalt trat licht hervor; neben mir stand eine ähnliche, die aber, statt zu schimmern unaufhörlich blitzte. „Zwei Gedanken“ sagte die Gestalt „sind meine Flügel, der Gedanke Hier, der Gedanke Dort, und ich bin dort. Denke und fliege mit mir, damit ich dir das All zeige und verhülle.“

Und ich flog mit. Schnell stürzte sich mir die Erdfugel hinter dem reißenden Aufflug in den Abgrund, nur von einigen südamerikanischen Sternbildern bleich umgeben, und zuletzt blieb aus unserm Himmel nur noch die Sonne als ein Sternlein mit einigen Flämmchen von nahe gerückten Kometenschweiften übrig. Vor einem fernen Kometen, der von der Erdsonne kam und nach dem Sirius flog, zuckten wir vorüber.

Iezo flogen wir durch die zahllosen Sonnen so eilig hindurch, daß sie sich vor uns kaum auf einen Augenblick zu Monden ausdehnen konnten, ehe sie hinter uns zu Nebelstäubchen einschwanden; und ihre Erden erschienen dem schnellen Fluge gar nicht. Endlich stunden die Erdsonne und der Sirius und alle Sternbilder und die Milchstraße unsers Himmels unter unsern Füßen als ein heller Nebelfleck mitten unter kleinern tiefen Wölkchen. So flogen wir durch die gestirnten Wüsten; ein Himmel nach dem andern erweiterte sich vor uns, und verringerte sich hinter uns — und Milchstraßen stunden hintereinander aufgebaut in den Fernen; wie Ehrenpforten des unendlichen Geistes.

Zuweilen überflog die blitzende Gestalt meinen müden Gedanken, und leuchtete ferne von mir, als ein Funke neben einem Stern, bis ich noch ein Mal dachte: Dort! und bei ihr war. Aber als wir uns von einem gestirnten Abgrund in den andern verloren und der Himmel über unsern Augen nicht leerer wurde und der Himmel unter ihnen nicht voller, und als unaufhörlich Sonnen in den Sonnenocan, wie Wassergüße eines Gewitters in das

Wassermeer fielen, so ermattete das überfüllte Menschenherz und sehnte sich aus dem weiten Sonnentempel in die enge Zelle der Andacht, und ich sagte zu der Gestalt: „O Geist! hat denn das All kein Ende?“ — Er antwortete: „Es hat keinen Anfang.“

Aber siehe, auf einmal schien der Himmel über uns ausgeleert, kein Sternchen blinkte in der reinen Finsternis. — Die blitzende Gestalt flog in ihr fort — zuletzt giengen auch alle Sternenhimmel hinter uns in einen dünnen Nebel zurück, und schwanden endlich auch dahin. — Und ich dachte: „Das All hat sich doch geendigt“ — und nun erschrak ich vor dem grenzenlosen Nachtkerker der Schöpfung, der hier seine Mauer anfing, vor dem toten Meere des Nichts, in dessen bodenloser Finsternis der Edelstein des lichten All unaufhörlich unter sank; und ich fand nur noch die blitzende Gestalt, aber nicht mich Einsamen, weil sie mich unerleuchtet ließ.

Da antwortete sie meiner stummen Angst: „Kleingläubiger! Blicke auf! Das uralte Licht kommt an!“ Ich blickte auf, schnell kam eine Dämmerung, schnell eine Milchstraße, schnell ein ganzes schimmerndes Sternengewölbe; jeder Gedanke war zu lang für die drei Augenblicke. Seit grauen Jahrtausenden war das Sternenlicht auf dem Wege zu uns gewesen, und kam aus den unergründlichen Höhen endlich an. — Nun flogen wir, wie durch ein neues Jahrhundert, durch die neue Sternkugel. Wieder kam ein ungeführter Nachtweg, und länger ward es, ehe die Strahlen eines entlegenen Sternenhimmels uns erreichten.

Aber als wir fortsteigend immer die Nächte abwechselten mit Himmeln, und wir immer länger eine Finsternis hinaufflogen, ehe unter uns ein altes Sternengewölbe ein Fünkchen wurde und losch — als wir einmal aus der Nacht plötzlich vor einen Nordchein zusammentodernder, um Erden kämpfender Sonnen traten, und um uns her auf allen Erden jüngste Tage brannten — und als wir durch die schauerhaften Reiche der Weltenbildungen giengen, wo überirdische Wasser über uns rauschten und weltenlange Blitze durch den Wesendunst zuckten, wo ein finsterner, endloser, bleikerner Sonnenkörper nur Flammen und Sonnen einsog, ohne von ihnen hell zu werden — und als ich in der unabsehblichen Ferne ein Gebirg mit einem blitzenden Schnee aus zusammengedrückten Sonnen stehen und doch noch über ihm Milchstraßen als dünne Mondscheln hängen sah: so hob sich und beugte sich mein Geist unter der Schwere des All, und ich sagte zur blitzenden Gestalt: „Laß ab, und führe mich nicht weiter; ich werde zu einsam in der Schöpfung; ich werde noch einsamer in ihren Wüsten; die volle Welt ist groß, aber die Leere ist noch größer und mit dem All wächst die Wüste.“

Da berührte mich die Gestalt, wie ein warmer Hauch, und sprach sanfter als bisher: „Vor Gott besteht keine Leere; um die Sterne, zwischen den

Sternen wohnt das rechte All. Aber dein Geist verträgt nur irdische Bilder des Ueberirdischen; schaue die Bilder.“

Siehe! da wurden meine Augen aufgethan, und ich sah ein unermessliches Lichtmeer stehen, worin die Sonnen und Erden nur als schwarze Felseninseln verstreut waren, und ich war in, nicht auf dem Meere, und nirgends erschien Boden, und nirgends Rüste. Alle Räume von einer Milchstraße zur andern waren mit Licht ausgefüllt, und tönende Meere schienen über Meere und unter Meeren zu ziehen, und es war ein Donnern wie das der Flut, und wieder ein Flöten wie von ziehenden Singschwänen; aber beides vermischte sich nicht. Das Leuchten und das Tönen überwältigte sanft das Herz; ich war voll Freuden, ohne zu wissen, woher sie zu mir kamen, es war ein Freuen über Sein und Ewigsein, und eine unaussprechliche Liebe faßte, ohne daß ich wußte wofür, mich an, wenn ich in das neue Lichtall um mich sah. Da sagte die Gestalt:

„Dein Herz faßt jetzt die Geisterwelt; für Aug und Ohr gibts keine, sondern nur die Körperwelt, in der sie regiert und schafft. Nun schaue dein geschärftest Auge, armes Menschenkind; nun faße dein träumendes Herz!“ — Und das Auge schaute zugleich das Nächste und das Fernste; ich sah alle die ungeheuern Räume, durch die wir geflogen, und die kleinen Sternhimmel darin; in den leichten Aetherräumen schwammen die Sonnen nur als aschgraue Blüten und die Erden als schwarze Samenkörner. — Und das träumende Herz faßte: Die Unsterblichkeit wohnte in den Räumen, der Tod nur auf den Welten. — Auf den Sonnen giengen aufrechte Schatten in Menschengestalt, aber sie verklärten sich, wenn sie von ihnen zogen und im Lichtmeer untergiengen, und die dunkeln Wandelsterne waren nur Wiegen für die Kindergeister des lichten All. — In den Räumen glänzte, tönte, wehte, hauchte nur Leben und Schaffen im Freien des All; die Sonnen waren nur gedrehte Spinnräder, die Erden nur geschöpfene Weberschiffchen zu dem unendlichen Gewebe des Iffschleiers, der über die Schöpfung hieng, und der sich verlängerte, wenn ihn ein Endlicher hob. Da, vor der lebendigen Unermesslichkeit, konnte es keinen großen Schmerz mehr geben, nur eine Wonne ohne Maß und ein Freudengebet. Aber unter dem Glanze des All war die blizende Gestalt unsichtbar geworden, oder nur heimgegangen in die unsichtbare Geisterwelt; ich war mitten im weiten Leben allein und sehnte mich nach einem Wesen. Da schiffte und drang aus der Tiefe durch alle Sterne ein dunkler Weltkörper fliegend das hohe Lichtmeer herauf, und eine Menschengestalt wie ein Kind stund auf ihm, die sich nicht veränderte und vergrößerte durch das Nahen. Endlich stund unsere Erde vor mir, und auf ihr das Jesuskind, und das Kind blickte mich so hell und mild und liebevoll an, daß ich erwachte vor Liebe und Wonne. — —

Aber nach dem Erwachen hatte ich die Wonne noch, und ich sagte:
O! wie schön ist das Sterben in der vollen leuchtenden Schöpfung, und das
Leben! — Und ich dankte dem Schöpfer für das Leben auf der Erde, und
für das künftige ohne sie.

48.

Die Nacht.

(Von Nicolaus Lenau.)

Auf dem Teich dem regungslosen
weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
in des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
blicken in die Nacht empor,

Manchmal regt sich das Geflügel
träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
wie ein stilles Nachtgebet!

49.

Vierzeilen in persischer Form.

(Von Friedrich Rückert.)

Mühl'ing ist, Verklärung schwebt um Busch und Strauch;
kann so reine Schönheit blühn auf Erden auch?
Eine Himmelsunschuld jedes junge Blatt,
noch unangerührt von des Verderbens Hauch.

Kein drückender Gefühl ist, als zu wissen,
daß, wo du gehst, dich Niemand wird vermessen.
Drum danke Gott, daß du ein Herz gefunden,
das weinen wird, wenn du ihm wirst entzissen.

Wie schön ist, wandernd nach dem Ziele streben,
erreicht es haben ist noch schöner eben.
Gestorben sein ist wohl das allerschönste;
indessen doch, wie ist es schön zu leben!

Leicht ehrest du der Himmlischen Allmächtigkeit,
wo du auf Erden walten siehst Gerechtigkeit.
Doch Eins ist schwer und Eins ist Noth: Auf Gott vertraun,
auch wo zu fliegen scheint der Menschen Schlechtigkeit.

Hoffnung wohnt bei Sterblichen hienieden,
und bei Todten wohnt im Grabe Frieden.
Sage nicht, wie auch das Loos dir falle,
immer ist dir, was du brauchst, beschieden.

Wenn der Tag nicht hell ist, sei du heiter!
Sonn und froher Sinn sind Gottes Streiter.
Wenn die Sonn im Kampf des Lichts ermattet,
Freimund, kämpfe du allein ihn weiter.

Sei auf Gottes heller Welt kein trüber Gast!
 mach Schande nicht dem milden Herren, den du hast!
 Zeig in Geberd und Wort und Blick, daß dem du dienst,
 der sagt: Mein Joch ist sanft und leicht ist meine Last.

50.

Nicht der Schule, sondern dem Leben.

(Von J. G. Herder, zur Phil. und Gesch. X. S. 252.)

Was das Leben nicht nur Kenntnisse und Gedanken, sondern auch Willen, Triebe, That braucht, und in diesem vor allem das Leben besteht, so wendet sich der Spruch, nicht der Schule, sondern dem Leben zu lernen, vorzüglich auf Bildung des Herzens und Charakters. Was hülfte es, tausend Kenntnisse und keinen Willen, keinen Geschmack, keine Lust und Trieb zu leben, honett und rechtschaffen zu leben, haben? Im Willen leben wir; das Herz muß uns verdammen oder trösten, stärken oder niederschlagen, lohnen oder strafen; nicht auf Kenntnisse allein, sondern auf Charakter und Triebe, auf die menschliche Brust ist die Wirksamkeit und der Werth, das Glück oder Unglück unseres Lebens gebauet. Leben lernen heißt also: seinen Neigungen eine gute Richtung geben, seine Grundsätze reinigen, befestigen, stärken, seine Vorsätze läutern und tapfer begründen; nicht mit dem Kopf allein, sondern auch mit dem Herzen existieren gegen Eltern, Freunde, Lehrer, Mitschüler, Bekannte, Fremde; sich Sitten erwerben, anständige frohe Sitten, liebenswerth machend vor Gott und den Menschen. Leben lernen heißt: die Stunden des Tages wohl einteilen, sich Ordnung im Geschäft geben und sie mit strenger Munterkeit erhalten, den Ergeglichkeiten, dem Schlaf, der Trägheit nicht mehr Zeit einräumen, als ihnen gebühret; sich Vorschriften machen, wodurch man seine Schwäche überwindet, seine eigentümliche Schwäche, die niemand besser als wir selbst kennen, die zu überwinden uns am schwersten wird, und die die Eigenliebe so gern in Schutz nimmt, bestehe diese worin sie wolle, sei es Hang zu Stolz, zu thörichter Einbildung von sich selbst, an der so viele junge Leute unseres Zeitalters krank liegen, mithin zu Geringschätzung und Verachtung Anderer oder Neigung zu Haß, zu Born, zu Menschenfeindschaft, oder zu Verzagtheit, zu Kleinmuth, am meisten zu Ueppigkeit, zu Wollust, Trägheit, zu Ländelei mit dem andern Geschlecht. Durch alle diese Neigungen, wenn sie überhand nehmen, verliert, verändelt, entnervt, vergället der Jüngling sein Leben und schafft sich keine andere Aussicht, als sich und Andern zur Last zu werden, das Leben einst selbst als eine Bürde zu tragen, oder zu vergeuden und zu verlieren. Von allen diesen Feindinnen des Lebens hinweg, ihr Jünglinge! — lernt leben, gesund, würdig und glücklich leben!

Aus dem Nibelungenlied.

(Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.)

51.

Kriemhiltens troum.

Es troumde Kriemhilt in tugenden, der si yflic,
wie sie einen valken wilben züge manegen tac,
Den ir zwêne arn erkrummen, baz si baz muoste sehen,
ir enfunde in birre werlde nimmer leiber sin geschēhen.

Den troum si dô sagete ir muoter Uoten.
sin funde in niht bescheiden baz der guoten:
Der valke, den du ziuhest, baz ist ein edel man;
in welle got behüeten, du muost in schiere vloren hân.

Waz saget ir mir von manne, vil liebiu muoter mîn?
âne recken minne wil ich immer sin;
Sus schœne wil ich bliben unz an mînen tût,
baz ich sol von manne nimmer gewinnen keine nôt.

Uu versprich ez niht ze sêre, sprach aber ir muoter dô.
solt du immer herzenliche zer werlde werden frô,
Daz geschicht von mannes minne: du wirst ein schœne wîp,
obe dir got noch gefüezet ein rehte guoten rîters lip.

52.

Wie Sifrit erlagen wart.

Dô si wolben dannen zuo der linden breit,
dô sprach von Troneje Hagne: mir ist des vil geseit,
Daz niht gevolgen funde dem Kriemhiltde man,
swenner welle gâhen; wold er uns baz sehen lân.

Dô sprach von Niderlande der kûene Sifrit:
baz muget ir wol versuochen, welt ir mir volgen mit
Ze wette zuo dem brunnen; sô baz ist getân,
man jehe dem gewinnes, den man siht gewonnen hân.

Uu welle ouch wirz versuochen, sprach Hagene der begen.
dô sprach der starke Sifrit: sô wil ich mich legen
Für iuwer fûeze nider an baz gras.
dô er baz gehôrte, wie liep baz Gunthêre was.

Dô sprach der begen kûene: ich wil iu mære sagen:
alles mîn gewæte wil ich mit mir tragen,
Den gêr zuo dem schilde und mîn pirsgewant.
den tocher zuo dem swerte schier er umbe gebant.

Aus dem Nibelungenlied.

(Wörtliche Uebersetzung.)

51.

Der Traum der Kriemhild.

Es träumte Kriemhilde in Tugenden, deren sie pfleg,
wie sie einen wilden Falken zöge manchen Tag,
Den ihr zween Adler erwürgten; daß sie das mußte sehen,
ihr konnte in dieser Welt nimmer leider sein geschehen.

Den Traum sie da sagte ihrer Mutter Uten;
sie konnte ihn nicht bescheiden besser der Guten:
Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann,
ihn wolle Gott behüten, du mußt ihn alsbald verloren haben.

Was saget ihr mir vom Manne, meine viel liebe Mutter?
ohne Helden Liebe will ich immer sein;
Also schön will ich bleiben bis an meinen Tod,
daß ich soll von Manne nimmer gewinnen keine Noth.

Nun verrede es nicht so sehre, sprach hinwider ihre Mutter da;
sollst du immer herzlich zur Welt werden froh,
Das geschieht von Mannes Liebe: du wirst ein schönes Weib,
wenn dir Gott noch verbindet eines recht guten Ritters Leib.

52.

Wie Sigfrid erschlagen ward.

Wa sie wollten von dannen zu der breiten Linde,
da sprach Hagen von Troneg: mir ist davon viel gesagt,
Daß niemand folgen könne dem Mann der Kriemhild,
wenn irgend er wolle eilen; wollte er uns das sehen lassen.

Da sprach von Niderlande der kühne Sigfrid:
das möget ihr wohl versuchen, wollt ihr mir folgen mit
Zur Wette zu dem Brunnen: so das gethan ist,
man spreche dem den Gewinn zu, den man sieht gewonnen haben.

Nun wollen auch wir es versuchen, sprach Hagen der Degen;
da sprach der starke Sigfrid: So will ich mich legen
Vor eure Füße nieder in das Gras.

Da Gunther das hörte, wie lieb das ihm war.

Da sprach der kühne Degen: Ich will euch mehr sagen:
alle meine Kleidung will ich mit mir tragen,
Den Ger samt dem Schilde und mein Jagdgewand.
Den Röcher samt dem Schwerte sogleich er umband.

Dô zugen si diu kleider von dem lîbe dan :
 in zwein wîzen hemden sach man si beide stân.
 Sam zwei wilbiu pantel si liefen durch den flê.
 doch sach man hi dem brunnen den kûenen Sîfriden ê.

Den pris von allen dingen truoc er vor manegem man.
 das swert löst er schiere, den kocher leit er dan,
 Den starken gêr er leinde an der linden ast :
 hi des brunnen fluzze stuont der hêrlîche gast.

Die Sîfrides tugende wâren harte grôz.
 den schilt er leite nidere, dâ der brunne flôz :
 Swie harte sô in durste, der helt doch niht entranc,
 ê der kûnec getrunke. des seit er im vil boesen danc.

Der brunne was kûele, lûter unde guot.
 Gunthêr sich dô neigte nider zuo der vluot.
 Als er hete getrunken, dô rihte er sich von dan.
 alsam het ouch gerne der kûene Sîfrit getân.

Dô engalt er finer zûhte. den bogen und daz swert
 daz truoc allez Hagne von ihm danwert,
 Und spranc dâ hin widere da er den gêre vant.
 er sach nâch einem bilde an des kûenen gewant.

Dô der herre Sîfrit ob dem brunnen tranc,
 er schôz in durch daz criuze, das von der wunden spranc
 Daz bluot von dem herzen vaste an Hagnen wât.
 folher missewende ein helt nu nimmer begât.

Der herre tobelîchen von dem brunnen spranc :
 im ragete von den herten ein gêrstange lanc.
 Der fürste wânde vinden bogen ober swert :
 sô müeste wesen Hagne nâch sime dienste gewert.

Dô der sêre wunde des swertes niht envant,
 done het er niht mêre wan des schilbes rant.
 Er zuct in von dem brunnen; dô lief er Hagnen an :
 done kund im niht entrinnen des kûnic Gunthêres man.

Swie wunt er was zem tôde, sô krefteclîch er fluoc,
 daz ûzer dem schilde bræte genuoc
 Des edelen gesteines; der schilt vil gar zerbrast.
 sich hete gerne errochen der vil hêrlîche gast.

Dô was gestrûchet Hagne von finer hant zetal.
 von des slages krefte der wert vil lûte erhal.
 Het er sin swert enhende, sô wær ez Hagnen tût.
 sêre zurnde der wunde; des twanc in êhastiu nôt.

Da zogen sie (Gunther und Hagen) die Kleider von dem Leibe ab,
in zwei weißen Hemden sah man sie beide stehn,
Wie zwei wilde Pantel liefen sie durch den Alee,
doch sah man bei dem Brunnen den kühnen Sigfrid eher.

Den Preis von allen Dingen trug er vor manchem Mann.
Das Schwert löste er sogleich, den Köcher legte er ab,
Den starken Ger lehnte er an der Linde Ast:
bei des Brunnens Fluße stund der herliche Gast.

Die Tugenden Sigfrids waren sehr groß:
den Schild legte er nieder da der Brunnen floß,
Wie sehr ihn immer dürstete, der Held doch nicht trank,
ehe der König getrunken hätte; dafür sagte er ihm viel bösen Dank.

Der Brunnen war kühl, lauter und gut;
Gunther sich da neigte nieder zu der Flut;
Als er getrunken hatte, da richtete er sich auf:
also hätte auch gern der kühne Sigfrid gethan.

Da entgalt er seiner Zucht. Den Bogen und das Schwert
das trug alles Hagen von ihm fort (dannenwärts),
Und sprang wieder dahin zurück, wo er den Ger fand;
er sah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.

Da der Herr Sigfrid über dem Brunnen trank,
schloß er ihn durch das Kreuz, daß von der Wunde sprang
Das Blut von dem Herzen mächtig an Hagens Gewand.
Solche Missethat ein Held nun nie mehr begeht.

Der Herr wüthend von dem Brunnen sprang,
ihm ragte von der Schulter eine lange Gerstange;
Der Fürst wähnte zu finden Bogen und Schwert:
dann mußte sein Hagen nach seinem Verdienst bezahlt.

Da der Schwunde das Schwert nicht fand,
da hatte er nichts mehr als des Schildes Rand (den Schild):
Er zuckte ihn von dem Brunnen, da lief er Hagenen an,
da konnte ihm nicht entrinnen des König Gunthers Mann.

Wie wund er auch war zum Tode, so kräftiglich schlug er,
daß heraus aus dem Schilde wirbelte genug
Des edelen Gesteines, der Schild viel gar zerbrach;
sich hätte gern gerochen der viel herliche Gast.

Da war gestrauchet Hagen von seiner Hand zuthal;
von des Schlages Kraft die Au viel laut erhallte.
Hätte er sein Schwert in der Hand, so wär es Hagens Tod!
sehr zürnte der Wunde, dazu zwang ihn wahrhafte Noth.

Dô zugen si diu kleider von dem lîbe dan :
 in zwein wîzen hembden sach man si beide stân.
 Sam zwei wilbiu pantel si liefen durch den klê.
 doch sach man bi dem brunnen den kûenen Sifriden ê.

Den pris von allen dingen truoc er vor manegem man.
 das swert löst er schiere, den kocher leit er dan,
 Den starken gêr er leinde an der linden ast :
 bi des brunnen fluzze stuont der hêrliche gast.

Die Sifrides tugende wâren harte grôz.
 den schilt er leite nidere, dâ der brunne flôz :
 Swie harte sô in durste, der helt doch niht entranc,
 ê der kûene getrunke. des seit er im vil boesen danc.

Der brunne was kûele, lûter unde guot.
 Gunthêr sich dô neigte nider zuo der vluot.
 Als er hete getrunken, dô rihte er sich von dan.
 alsam het ouch gerne der kûene Sifrit getân.

Dô engalt er finer zûhte. den bogen und daz swert
 daz truoc allez Hagne von ihm danwert,
 Und spranc dâ hin widere da er den gêre vant.
 er sach nâch einem bilde an des kûenen gewant.

Dô der herre Sifrit ob dem brunnen tranc,
 er schôz in durch daz criuze, das von der wunden spranc
 Daz bluot von dem herzen vaste an Hagnen wât.
 solher missewende ein helt nu nimmer begât.

Der herre tobelichen von dem brunnen spranc :
 im rage te von den herten ein gêrstange lanc.
 Der fürste wân de vînden bogen oder swert :
 sô müeste wesen Hagne nâch sime dienste gewert.

Dô der sêre wunde des swertes niht envant,
 done het er niht mêre wan des schilbes rant.
 Er zuct in von dem brunnen; dô lief er Hagnen an :
 done kund im niht entrinnen des kûnic Gunthêres man.

Swie wunt er was zem tôbe, sô krefteclîch er sluoc,
 daz ûzer dem schilde bræte genuoc
 Des edelen gesteines; der schilt vil gar zerbraft.
 sich hete gerne errochen der vil hêrliche gast.

Dô was gestrûchet Hagne von finer hant zetel.
 von des slages krefte der wert vil lûte erhal.
 Het er sin swert enhende, sô wæ er Hagnen tût.
 sêre zurnde der wunde; des twanc in êhastiu nôt.

Da zogen sie (Gunther und Hagen) die Kleider von dem Leibe ab,
 in zwei weißen Hemden sah man sie beide stehn,
 Wie zwei wilde Pantel liefen sie durch den Klee,
 doch sah man bei dem Brunnen den kühnen Sigfrid eher.

Den Preis von allen Dingen trug er vor manchem Mann.
 Das Schwert löste er sogleich, den Röcher legte er ab,
 Den starken Ger lehnte er an der Linde Ast:
 bei des Brunnens Fluße stund der herrliche Gast.

Die Tugenden Sigfrids waren sehr groß:
 den Schild legte er nieder da der Brunnen floß,
 Wie sehr ihn immer dürstete, der Held doch nicht trank,
 ehe der König getrunken hätte; dafür sagte er ihm viel bösen Dank.

Der Brunnen war kühl, lauter und gut;
 Gunther sich da neigte nieder zu der Flut;
 Als er getrunken hatte, da richtete er sich auf:
 also hätte auch gern der kühne Sigfrid gethan.

Da entgalt er seiner Sucht. Den Bogen und das Schwert
 das trug alles Hagen von ihm fort (dannwärts),
 Und sprang wieder dahin zurück, wo er den Ger fand;
 er sah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.

Da der Herr Sigfrid über dem Brunnen trank,
 schoß er ihn durch das Kreuz, daß von der Wunde sprang
 Das Blut von dem Herzen mächtig an Hagens Gewand.
 Solche Missethat ein Held nun nie mehr begeht.

Der Herr wüthend von dem Brunnen sprang,
 ihm ragte von der Schulter eine lange Gerstange;
 Der Fürst wähnte zu finden Bogen und Schwert:
 dann mußte sein Hagen nach seinem Verdienst bezahlt.

Da der Schwunde das Schwert nicht fand,
 da hatte er nichts mehr als des Schildes Rand (den Schild):
 Er suchte ihn von dem Brunnen, da lief er Hagenen an,
 da konnte ihm nicht entrinnen des König Gunthers Mann.

Wie wund er auch war zum Tode, so kräftiglich schlug er,
 daß heraus aus dem Schilde wirbelte genug
 Des edelen Gesteines, der Schild viel gar zerbrach;
 sich hätte gern gerochen der viel herrliche Gast.

Da war gestrauchet Hagen von seiner Hand zuthal;
 von des Schlages Kraft die Au viel laut erhallte.
 Hätte er sein Schwert in der Hand, so wär es Hagens Tod!
 sehr zürnte der Wunde, dazu zwang ihn wahrhafte Noth.

Erblichen was sin varwe; ern mohte niht gesien.
 fines libes sterke muoste gar zergên,
 Wand er des tôdes zeichen in liehter varwe truoc.
 sit wart er beweinet von schoenen vrouwen genuoc.

Dô viel in die bluomen der Kriemhilde man:
 daz bluot von finer wunden sach man vaste gân.
 Dô begunder schelben (des twanc in grôziu nôt)
 die ûf in gerâten heten ungetriwe den tût.

Do sprach der verschwunde: jâ ir boesen zagen,
 waz helfent miniu dienest, sib ir mich habet erlagen?
 Ich was in ie getriuwe; des ich encolten hân:
 ir habet an iwren friunden leider ûbele getân.

Die riter alle liefen, dâ er erlagen lac.
 ez was ir genuogen ein vrûdelôser tac.
 Die iht triwe hêten, von den wart er gefleit.
 daz hete ouch wol verdienet umbe alle liute der helt gemeit.

Der künec von Burgonden klagte ouch sinen tût.
 dô sprach der verschwunde: daz ist âne nôt,
 Daz der nâch scaden weinet, der in dâ hât getân:
 der dienet michel schelben, ez wære bezzet verlân.

Die bluomen allenthalben von bluote wâren naz.
 dô rang er mit dem tôde: unlange tet er daz,
 Wan des tôdes zeichen ie ze sêre sneit.
 ouch muoste sân ersterben der reche kûene unde gemeit.

Dô die herren sahen, daz der helt was tût,
 si leiten in ûf einen schilt, der was von golde rût,
 Und wurden des ze râte, wie daz solde ergân,
 daz man ez verhæle, daz ez Hagne hete getân.

Dô sprâchen ir genuoge: uns ist ûbel geschehen.
 ir sult ez heln alle, und sult geliche sehen,
 Da er jagen rite aleine, Kriemhilde man,
 in fliegen schâchære, dâ er fûere durch den tan.

Dô sprach von Troneje Hagne: ich bring in in daz lant.
 mir ist vil unmare, wirt ez ir bekant,
 Diu sô hât betrüebet den Brûnhilde muot.
 ez ahtet mich vil ringe, swaz sie nu weinen getuot.

Dô biten si der nahte und fuoren über Rin.
 von helden künde nimmer wirs gejaget sin.
 Ein tier, daz sie dâ sluogen, daz weinden edeliu wip.
 jâ muosten sin enfelten vil guoter wigande lip.

Erblichen war seine Farbe; er vermochte nicht zu stehn;
 seines Leibes Stärke mußte gar zergehn,
 Weil er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
 Darnach ward er beweinet von schönen Frauen genug.

Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann,
 das Blut von seiner Wunde sah man mächtig gehn.
 Da begann er zu schelten (dazu zwang ihn große Noth)
 die auf ihn gerathen hatten ungetreu den Tod.

Da sprach der Todwunde: ja ihr bösen Zagen,
 was helfen meine Dienste, nun ihr mich habt erschlagen?
 Ich war euch stets getreu, des habe ich entgolten:
 ihr habt an euren Freunden leider übel gethan.

Die Ritter alle liefen (dahin), wo er erschlagen lag;
 es war ihrer genug ein freudelofer Tag.
 Die etwas Treue hatten, von denen ward er geklagt;
 das hatte auch wohl verdient um alle Leute der freundliche Held.

Der König von Burgunden klagte auch seinen Tod;
 da sprach der Todwunde: Das ist ohne Noth,
 Daß der nach Schaden weinet, der ihn da hat gethan:
 der verdienet großes Schelten, es wäre besser unterblieben.

Die Blumen allenthalben von Blute waren naß;
 da rang er mit dem Tode: unlanges that er das,
 Weil des Todes Zeichen (die Wunde) stets zu sehr schnitt.
 Also mußte sterben auch der kühne und stattliche Held.

Da die Herren sahen, daß der Held todt war,
 legten sie ihn auf einen Schild, der war von rothem Golde,
 Und giengen darüber zu Rathe, wie das ergehen sollte,
 daß man es verhehlte, daß es Hagen hätte gethan.

Da sprachen ihrer genug: Uns ist übel geschehen,
 ihr sollt es alle verhehlen, und sollt auf gleiche Weise sagen:
 Da er jagen geritten sei allein, der Kriemhilde Mann,
 hätten ihn Räuber erschlagen, als er durch den Tann ritt.

Da sprach Hagen von Troneg: Ich bring ihn in das Land.
 Mir ist sehr gleichgiltig, wird es ihr bekannt,
 Die so betrübet hat das Herz der Brunhild.
 Ich achte es sehr gering, was sie nun auch weinen thue.

Da erwarteten sie die Nacht und fuhren über Rhein,
 von Helden konnte nimmer übler gejaget sein.
 Ein Thier, das sie da schlugen, das beweinten edle Weiber,
 ja es mußten sein entgelten vieler guten Helden Leib.

Die Singschule der Meisterfinger. 1520.

Hans Sachs in der Schenke.

(Morica von August Hagen. 1829. II. Seite 113 ff.)

Ich gieng in meiner Stube auf und ab, indem ich auf das Frühstück wartete. Ich sah durch das Fenster und erblickte ein Seil, das von St. Sebald nach dem Rathhause gezogen war und woran mitten ein gemaltes Schild hieng. Alle Mühe, die ich mir gab, die Figuren darauf zu erkennen, war vergeblich, und ich war im Begriff, zum Schenkwirt hinunter zu gehen und mir Bescheid zu holen. In demselben Augenblick trat in mein Zimmer Peter Bischer, der jüngere, der zu den Genannten des Raths gehörte und eben so liebenswürdig als unterrichtet war. Er begrüßte mich, und, indem er sich darauf berief, was zwischen uns verabredet wäre, meldete er mir, daß heute dem Kaiser zu Ehren eine Festschule gehalten würde. Ich sah ihn stutzig an, dann aber erinnerte ich mich, daß Peter Bischer der holdseligen Meisterfingerkunst besessen wäre, und ich wußte mir seine Worte zu erklären und zugleich, was es mit dem Aufhängen der Tafel für ein Bewenden hätte. Peter erzählte mir, daß durch das Schild alle, die an erbaulichen Festen Teil nähmen, zu der Singschule eingeladen würden.

Unterdes war das Frühstück hereingetragen, und Bischer ließ es sich gefallen, dasselbe mit mir zu teilen. Er erzählte mir über die Entstehung und das Wesen der Meisterfingerkunst gar vieles, dem ich gern ein aufmerksames Ohr lieh. Die unschickliche Frage, die mir ent schlüpfte, ob die Handwerker an andern Orten auch dergleichen Kurzweil trieben, erzürnte ihn nicht, vielmehr hielt er sich dadurch bewogen, mich über die hohe Bedeutung ihres Strebens zu belehren.

Die löbliche Musik und die liebliche Singekunst, fieng er etwas feierlich an, dient nicht allein zur Freude und Ergezung der Menschen, sondern sie ist das erste Erregungsmittel zur Erinnerung göttlicher Wohlthaten und zur Andacht des Herzens. Wie denn auch der heilige Apostel Paulus zur Uebung guter Gesänge gar treulich vermahnt.

Ich unterbrach ihn absichtlich in der Rede, und er fuhr also fort: Der Meisterfinger hohe Schule ist Mainz, und die Töchter Schulen sind Nürnberg und Straßburg. Aber in Nürnberg war seit lange die holdselige Kunst besser gepflegt, als irgendwo. Wie vor funfzig Jahren der Briefmaler Hans Rosenplüt und der Barbier Hans Holz berühmt war, so jetzt der Leineweber Hans Nunnenbeck und vor allen dessen Schüler, Hans Sachs, der Schuster.

Was haben jene Figuren auf der Tafel zu bedeuten? fragte ich ihn. Auf der Tafel, erwiderte er, seht ihr oben ein Wappen mit einer Krone, das

ist der Meistersinger Wappen, und darunter zwölf Männer, die einen Garten bestellen, deren Mühe aber ein wildes Thier zu nichte macht: die zwölf Männer sind die zwölf berühmten Säger, die die erste Singschule einrichteten, und das wilde Thier ist der Neid, der von außen her, und die Zwietracht, die von innenher ihrem Gedeihen schadet. Von heiligem Beruf durchbrungen fangen die zwölf Männer Lieder, die Gott wohlgefällig waren und den Menschen frommten. Der Kaiser Otto der Große, erlauchten Andenkens, bestätigte ihren Bund und schenkte ihnen ein Wappen mit der Krone. Aber die Mönche, die sonst allein in der Kirche ihr Wesen trieben, waren neidisch, daß auch sie daselbst öffentlich Gottes Gnade verkündigten. Beim Papste verschrten sie sie als Keger, und dieser forderte sie insgesamt nach Pavia, daß sie Rechenschaft von ihrem Treiben gäben. Freimüthig erklärten sie hier, daß Gott ihnen die Lieder einflöste, und daß dieselben daher nicht allein unsträflisch, sondern auch heilig wären. Drob verwunderte sich Sr. Heiligkeit, und, um sie als Lügner zu beschämen, legte er allen ein Thema aus der Bibel vor, worüber sie ein Gedicht machen sollten, und ließ jeden besonders in einem Gemach verschließen. Doch wer beschämt wurde, war der Papst, da er aller Gedichte mit einander verglich und diese Wort für Wort übereinstimmten. Mit reichen Geschenken verabschiedete er sie, und nannte sie ächte Christen, obgleich einer diesen Namen nicht verdiente.

Weiß man die Namen dieser Wundermänner?

Freilich weiß man sie. Sie waren theils Gelehrte, theils Ritter, theils Bürger. Einer war Schmid, einer Selter, einer Glasbrenner. Von diesen ist nicht viel zu erzählen, aber desto mehr vom Ritter Wolfram von Eschenbach, von Nicolaus Klingсор, der freien Künste Magister, von Walthar von der Vogelweide, von Heinrich von Osterdingen aus Eisenach und von Heinrich Frauenlob aus Meissen, der heil. Schrift Doctor zu Mainz. Dieser erhob in unsterblichen Gesängen der Frauen Schönheit und Sittigkeit, und zum Dank trugen ihn die Frauen in Mainz zu Grabe, denn nicht dem Lebenden allein, sondern auch dem Todten sollte ihre Tugend offenbar werden. Im Dom ist sein Leichenstein, den die Frauen mit Thränen und mit Wein benetzten.

Die Singskunst, deren ihr euch jetzt befließigt, leitet ihr also von den zwölf Meistern her?

Ja wohl. Sie unterrichteten Jünglinge, und die Schüler wurden wieder Meister und so bis auf unsere Zeit. Wer die Kunst erlernen will, der geht zu einem Meister, der wenigstens einmal in der Singschule den Preis gewonnen hat, und dieser unterweist ihn unentgeltlich. Er lehrt, was es heißt, zur Ehre der Religion singen, und weiht ihn ein in die Geheimnisse der Tabulatur, so nennen wir die Gesetze der Dichtkunst. Hat der Lehrling diese begriffen, so bittet er die Gesellschaft um seine Aufnahme, da er von

lößlichen Sitten sei und guten Willen zeige. Der Aufgenommene muß alsdann den Singestuhl in der Kirche besteigen und eine Probe seiner Kunst ablegen. Gelingt sie ihm, so wird sein Wunsch gewährt. Feierlichst gelobt er, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft wahrzunehmen, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Gasse zu entweihen. Dann zahlt er das Einschreibegeld und gibt zwei Maß Wein zum Besten. Bei den gewöhnlichen Versammlungen der Meisterfinger, und wenn sie sich in der Schenke zusammenfinden, sind weltliche Lieder wohl erlaubt, nie aber in den Festschulen. Die Festschulen finden dreimal im Jahre statt: zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten in der Katharinenkirche. Hier werden nur Gedichte vorgetragen, deren Inhalt aus der Bibel oder den heiligen Sagen geschöpft ist. Wer am fehlerfreisten singt, wird hier mit einer goldenen Kette geschmückt, und mit einem Kranze, wer nach ihm am besten besteht. Wem dagegen grobe Fehler nachgewiesen werden, der muß es durch Strafgeld büßen. So fließt das Leben der Meisterfinger unter erbaulichen Gesängen hin, und wenn einer aus dem frohen Kreise abgerufen wird, so versammeln sich seine Genossen um sein Grab und singen ihm das letzte Lied.

Da jetzt die Rathsuhr schlug, so brach Wischer auf. Ich hatte gemeint, er würde mich zur Katharinenkirche führen. Allein Wischer versprach mir, um eine Stunde zurückzukehren, da er erst andere Tracht anlegen mußte. Er hielt Wort und erschien jetzt ganz in schwarze Seide gehüllt mit einem geschmackvollen Barett. Um das Fehlgehen hatte es keine Noth, da man nur dem Zuge der Menschen zu folgen brauchte, die alle nach der Festschule strömten. Am Eingange des kleinen Kirchleins hielt der Kirchner zu einem Trinkgelde die Mütze auf. Dieß geschah darum, daß nicht alles Gesindel sich hinzubrängte und ehrliche Leute um die Erbauung brächte.

Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meisterfinger an, so umher auf den Bänken saßen, theils langbärtige Greise, die aber noch alle rüstig schienen, theils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidegewändern, grün, blau und schwarz mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. Unter den stattlich gekleideten Meistern befand sich auch Hans Sachs und sein Lehrer Nunnenbeck. Größere Ruhe herrscht nicht beim Hochamte. Nur ich und Wischer sprachen, der mir alles erklären mußte. Neben der Kanzel befand sich der Singestuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meisterfinger auf ihre Kosten hatten bauen lassen und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorne im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dieß war das Gernerke,

denn hier hatten diejenigen einen Platz, die die Fehler anmerken mußten, die die Sänger in der Form, gegen die Gesetze der Tabulatur und im Inhalt gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichten begiengen. Diese Leute hießen Merker und ihrer gab es drei. Obgleich das Gemerk mit schwarzen Vorhängen umzogen war, so konnte ich doch von meinem Sitze aus alles beobachten, was hier vorgieng, und ich sah an der einen Seite des Gerüstes die goldene Kette mit vielen Schauflücken hängen, die der Davidsgewinner hieß, und den Kranz, der aus seidenen Blumen bestand.

Jetzt rasselte es vor dem Eingange, und der Kaiser Maximilian mit dem ganzen Gefolge erschien und zeigte sich gar gnädig, indem er milde vom Chor hernieder sah. Aber er verweilte nicht lange, denn ihm schien die holdselige Singekunst nicht sonderlich zu behagen.

Als der Kaiser sich zeigte, gerieth alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singestuhl, und vom Gemerke erscholl das Wort: Fanget an! Es war Konrad Nachtigall, ein Schloßer, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem und von der Gründung des neuen sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gemerke sah ich, wie einer der Meister in der Bibel nachlas, der andere an den Fingern die Sylben abzählte und der dritte aufschrieb, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Thätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte ich, daß der Sprecher hier und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling Fritz Rothner, einen Glockengießer, der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt. Aber hier hieß es nicht: Und Gott sah, daß es gut war. Denn der Arme war verlegen, es wollte nicht gehn und ein Merker hieß ihn den Singstuhl verlassen. Der Meister hat versungen, raunte mir Wischer zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte sein Stück zu Ende bringen lassen, so erklärte er mir, daß er ein Laster begangen. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung, Klebsilbe, Stütze, Milbe, falsche Blumen. Die Bezeichnung der verschiedenen Tonweisen war gar absonderlich, als: die Schwarztintenweise, die abgeschiedene Bielfraßweise, die Cupidinis Handbogenweise. In der Hageblüt-Weise ließ sich jetzt vom Singestuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen; ein ehrwürdiger Greis im schwarzen Gewande. Sein Kopf war glatt, wie meine innere Hand, und nur das Kinn schmückte ein schneeweißer Bart. Alles bewunderte ihn, wie er gemäß der Apokalypse den Herrn beschrieb, an dessen

Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie die vier und zwanzig Aeltesten ihre Krone vor dem Stuhl niederlegten und Preis und Ehre und Dank ihm gaben, durch dessen Willen alle Dinge ihr Wesen haben und geschaffen sind, und wie sie ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes, wie die Engel, die um den Stuhl, um die Aeltesten und um die vier Thiere stunden, auf ihr Angesicht niederfielen und Gott anbeteten. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachsens Gesicht hell die Freude hervor, der sein dankbarer Schüler war. Er rühmte sich des Lehrers, wie der Lehrer sein. Mir gefiel auch das Gedicht, das aber wohl mehr erhaben als schön war. Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Was der sagte war so recht nach meinem Sinn. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michael Behaim, der mancherlei Länder gesehen. Sein Vater hatte sich Behaim (Böhme) genannt, da er aus Böhmen nach Franken gezogen war. Mit rastloser Anstrengung übte sich unser Behaim in der Singekunst und verglich sich mit Recht mit einem Bergmanne, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Festschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singstuhl besteigen wollte. Sonder Zweifel hätte Michael Behaim den ersten Preis errungen, wenn nicht Nunnenbeck vorher gesungen. Sein Gedicht war gar sinnreich mit künstlichen Reimen.

Da Michael Behaim sein Gedicht vorgetragen hatte, so verließen die Merker ihren Sitz. Der erste Merker trat zu Nunnenbeck, und mit einem schmeichelhaften Glückwunsch hieng er ihm den Davidsgewinner um, und der zweite Merker zierte Behaims Haupt mit dem Kranze, der ihm ganz wohl stund. Diese Gaben aber waren nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendigt; und alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Teilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken. Auch ich konnte mir nicht das Vergnügen versagen, meinen Dank dem wackern Behaim laut darzubringen. In der Nähe stund Hans Sachs der mich freundlich anredete und den vor kurzem geschlossenen Freundschaftsbund erneuerte. Ich bedauerte, daß mir nicht das Glück geworden wäre, ihn zu hören, und daß ich Nürnberg verlassen müßte, ohne andere Lieder aus seinem Munde vernommen zu haben, als die er mir auf der Landstraße zum Besten gegeben, damals als ich gerade zum Hören nicht aufgelegt gewesen. Liebster Herr Heller, kommt mit in die Schenke, und es soll euch ein Genüge werden, erwiderte er, und gieng mit mir Arm in Arm aus der allmählich leer gewordenen Kirche.

Es war Brauch, daß die Meisterfinger, insonderheit die jüngern, sich nach der Festschule in eine nahegelegene Schenke begaben, wo in dem Grade

frohe Ungebundenheit herrschte, als in der Kirche heiliger Ernst. Hier wurde der Wein getrunken, den der eine zur Buße, wie der Meister Rothner, der andere zur Ehre hergeben mußte, wie Meister Behaim, weil er zum erstenmal begabt war. Fünf Maße Wein gab es heute zum Nachschmause. Die Meisterfinger, etwa sechszehn an der Zahl, giengen über die Gasse paarweis hintereinander von der Kirche bis zur Schenke. Der bekränzte Behaim eröffnete den Zug. Dieser hatte die Verpflichtung, hier für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen, und wie einem Vorker mußten sich ihm alle untergeben. Wenn die Meister ein Gesellschaftslied anstimmten, so verwaltete er das Geschäft eines solchen. Die gepukten Gäste stachen sonderbar genug von der Schenke ab, die von außen und innen gleich beräuchert und verfallen aussah. Nichts mehr als Tische und Bänke gab es in dem langen Zimmer, und diese waren von der Art, wie man sie sonst in Landgärten findet. Allein heiterer Muth und ein gutes Glas Wein ließen all die Mängel übersehen. So weit es nur der Raum gestattete, war Tisch an Tisch in einer Reihe neben einander gestellt und zu beiden Seiten setzten sich die Sänger. Obenan befand sich Behaim. Sein Thron war ein Lehnstuhl und ein hölzerner Hammer sein Ruhe gebietendes Scepter. Ich saß neben Hans Sachs. Als ich, von den Nachbarn gedrängt, hart an ihn rückte, so merkte ich, daß seine Ärmel mit Fischbeinstäbchen gesteißt waren, und dieß gab mir Veranlassung, die sonderbare Tracht recht genau anzusehen. Die Jacke war von meergrünem Zeuge mit mehreren Schlißen auf der Brust, durch die das Hemde vorschimmerte, dessen faltiger Kragen den Hals scheibenförmig umschloß. Die Ärmel waren von schwarzem Atlas, in den zackige Einschnitte in bestimmten Linien künstlich eingehackt waren, so daß überall das helle Unterzeug hindurch blickte.

Ein Weinfäßchen ward auf die Tafel mitten hingesezt, und einer der Meister hatte die Mühe des Zapfens, indem ihm unaufhörlich die leeren Becher gereicht wurden. Als mancherlei besprochen und belacht war, mahnte ich Nürnberg's berühmtesten Sänger an das mir gegebene Versprechen. Er war bereit. Behaim klopfte mit dem Hammer, und fragte alsdann die Versammelten, ob sie nicht ein Kampfgespräch versuchen wollten. Niemand wandte etwas dawider ein. Er fragte wieder, wer singen wollte, und drei Meister hoben die Hände auf, es waren Behaim selbst, Hans Sachs und Peter Vischer. Hans Sachs sollte eine Streitfrage aufwerfen, und wohl meinethalb, da ich ihm erzählt hatte, wie ich so viel mich in den Werkstätten der Künstler umher gethan und mich an ihren Werken ergetzt, wählte er einen dahin zielenden Gegenstand.

Jans Sachs.

Ihr Freunde sagt mir, wenn ihr wißt,
wer der künstlichste Werkmann ist?

Peter Vischer.

Das ist fürwahr der Zimmermann:
wer hats ihm jemals gleich gethan?
Durch Schnur und Richtscheit wird ihm kund
die höchste Sinn und der tieffte Grund,
ihn loben stattliche Lustgemäcker,
hoch strebt sein Ruhm, so wie seine Dächer.
Reich an Erfindungen ist sein Geist,
Mühlwerk und Wasserbau ihn preist,
er schützt durch Bollwerk dich und Schanz.
Die heilige Schrift weihet ihm den Kranz:
er zimmerte die starke Arch,

drin Noah war, der Patriarch:
wie rings auch brausete die Flut,
er ruht' in ihr in sicherer Hut,
gerettet mit all den Seinen er ward,
mit allen Thieren aller Art;
er zimmerte nach weisem Rath
Jerusalem, die Gottesstadt;
des weisen Salomo Königshaus,
das führt' er gar mächtig und prächtig aus.
Denkt an das Labyrinth zum Schluß:
wer ist geschickt wie Däbalus?

Michael Behaim.

Das Holz verfault, der Stein bleibt Stein,
der Steinmeß muß drum der erste sehn.
Ringmauern baut er, kühne Türme,
Basteien auch zu Schuß und Schirme,
Gewölbe pflanzt er, die sich kühn
aufsteigend in die Lüfte ziehn,
schwindliche Gänge, durchsichtig und fest,
mit Säulen und Bildwerk geschmückt aufs
best.

Den schiefen Turm von Pisa schaut,
den Wilhelm von Nürnberg hat aufgebaut;
zu Jerusalem der hohe Tempel,
der trug der höchsten Vollendung Stempel.
Der himmelhohe Turm zu Babel,
das Grab des Mausolus ist keine Fabel;
die Pyramiden, die künstlichen Berg,
ste überragen weit alle Werk.

Jans Sachs.

Vermag auch Beil und Meißel viel,
schwach sind sie gegen den Pinselkiel.
Er bringt nicht nur Häuser und Städte her-
vor, [empor —
türmt Schlösser und schwindliche Warten
nein, was im Anfange Gott erschuf
durch seines göttlichen Wortes Ruf,
das schafft der Maler zu aller Zeit:
Gras, Laubwerk, Blumen auf Feld und
Haid,
den Vogel, wie in der Luft er schwebt,
des Menschen Antlitz, als ob er lebt,
die Elemente beherrscht er all,
des Feuers Wuth, des Meeres Schwall.
Den Teufel malt er, die Hölle und den Tod,

das Paradies, die Engel und Gott.
Das macht er durch Farben, dunkel und klar,
mit geheimen Künsten euch offenbar.
Das hebt sich mächtig durch die Schattierung,
nach einer schön entworfenen Visierung.
Er kann euch alles vor Augen stellen,
nicht deutlicher könnt ihr es je erzählen.
Drauf muß er brüten Tag und Nacht,
in Traumbildern sein Geist stets wacht.
Er ist an Phantasten reich
und fast dem kühnen Dichter gleich;
um alle Dinge weiß er wohl,
weil er sie alle bilden soll.
Wer zu allen Dingen hat Schöpferkraft,
den rühmt die höchste Meisterschaft.

Michael Behaim.

Du lobst den Maler mir zu hoch,
nützlicher bleibt der Steinmeß doch.
Des Malers können wir entrathen,
er schafft von jedem Ding nur den Schatten.
Sein gemaltes Feuer wärmt uns nicht,

seine Sonne spendet nicht Schein und Licht,
sein Obst hat weder Schmad noch Saft,
seine Kräuter nicht Duft und Heilungskraft,
seine Thiere haben nicht Fleisch und Blut,
sein Wein verleiht nicht Freud und Muth.

Hans Sachs.

Das Sprichwort immerdar noch gilt,
daß, wer die Kunst nicht hat, sie schilt.
Wie nützlich auch ist die Malerei,
so nenn ich euch jetzt nur der Dinge drei.
Was uns die Geschicht als teures Ver-
mächtnis

bewarte, prägt sie uns ins Gedächtnis:
wie der Nürnberger Heer unter Schwep-
permann glänzte,
wie den Dichter hier Kaiser Friedrich
betränzte;

wer sich auch nicht auf die Schrift versteht,
des Malers Schrift ihm nicht entgeht:
er lehrt, wie Bosheit uns Misgeschick,
wie Frömmigkeit bringt Ehr und Glück.
Zum andern verschuechet die Malerei
uns der Einsamkeit Tochter, Melancholei:

flüchtet der düstern Schwermuth Schmerz,
verklärt uns das Auge durch Lust und Scherz.
Zum dritten: jegliche Kunst erkennt
in des Malers Kunst ihr Fundament:
der Steinmeß, Goldschmid und der
Schreiner, [keiner

Formschneider, Weber, der Werkmeister
entbehrt sie je, weshalb die Alten
sie für die herrlichste Kunst gehalten.
Wie strahlt der Griechen Namen hell
Zeuris, Protogenes, Apell.

Gott hat zum Heil dem deutschen Land
der Künstler manchen mit hohem Verstand,
wie Albrecht Dürer, uns gegeben,
des Kunst verschönernd schmückt das Leben.
Was er mit Fleiß gesät, erwachst
ihm zu reichem Segen, fleht Hans Sachs.

So sang der Poet, und die Gegner schwiegen. Voll innern Wohlgefallens klopfte ich ihm auf die Schulter und gab ihm zu verstehen, daß er mir wie aus der Seele gesprochen. Alle zollten ihm Beifallsbezeugungen, und Michael Behaim war nicht der letzte. Er nahm sich den Kranz ab, und setzte ihn Hans Sachsen aufs Haupt, Nürnbergs kunstreichem Schuster.

54.**Räthsel.**

(Von Schiller.)

Wen Perlen baut sich eine Brücke
hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
und schwindelnd steigt sie in die Höh.
Der höchsten Schiffe höchste Masten
ziehen unter ihrem Bogen hin;

Sie selber trug noch keine Lasten,
und scheint, wie du ihr nahest, zu fliehn.
Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
so wie des Wassers Flut verfliegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
und wer sie künstlich hat gefügt?

Der Wegweiser.

(Von J. B. Sebel. Alemannische Gedichte, Aarau 1820. Seite 303. Abgefürzt.)

W o isch der Weg zur sunntigfreud? gang oni gfor im werchtig no Dur d'werkstatt und dur's ackerfeld, der sunntig wird scho selber cho.	U nd wenn de anme chrüzweg stosch und nümme weisch, was ane got: Halt still und frog di gwisse zerst, 's cha dütsch, gottlob! und folg sim rot.
W eisch, wo der weg zum gulden isch? er got de rote chrüzere no, Und wer nit uffe chrüzer luegt, der wird zum gulde schwerli cho.	W o mag der weg zum chilchhof si? was frogsch no lang? gang wo de witt! Zum stille grab im chüele grund füert iede weg, und 's felt si nit!
W o isch der weg zu frid und er, der weg zum gueten alter echt? Grad fürst gots in mäsigkeit mit stillem sinn in pflicht und recht.	D och wandle du in gottis furcht, i rot di, was i rote cha! Sel plätzli het e gheimi tür und 's sin no sachen ene dra.

Deutsch.

(Deutsches Volkstum von F. E. Zahn. 1810. Seite 10.)

Der Name Deutsch war bis zu den neuesten Unglücksfällen ein Be-
ehrungswort. „Ein deutscher Mann,“ „das war deutsch gesprochen,“ „ein
deutsches Wort,“ „ein deutscher Händedruck,“ „deutsche Treue,“ „deutscher
Fleiß,“ — alle diese Ausdrücke zielen auf unser festgegründetes, wenn freilich
nicht mit prunkendem Außersichsein hervorstechendes Volkstum. Vollkraft,
Biederkeit, Gradheit, Abscheu der Winkelzüge, Rechtlichkeit, und das ernste
Gutmeinen, waren seit einem Paar Jahrtausenden die Kleinode unser
Volkstums, und wir werden sie auch gewis durch alle Weltstürme bis
auf die späteste Nachwelt vererben.

Alte Sprüche.

(Aus dem 14. Jahrhundert.)

W er Füchse mit Füchsen fangen will, derselbe bedarf des Wises viel.	E s ist einem Hund leid, daß der andere in die Küche geht.
W ohl dem, der Freunde hat, weh dem, der ihrer bedarf.	A uf einem Stab geritten ist halb gegangen.
W ohl gezeßen ist halb getrunken.	W o hundert Thoren sind, da ist ein Weiser nicht.

Wer nicht wagen kann,
der auch nie gewann.

Wer sich unter die Kleien mischet,
den fressen die Schweine.

Wer Kiesel sähet
und Stoppeln mähet
und in dem Sack kauft
und sich mit Thoren raufet,
das sind vier Ding,
die thörlisch sind.

Mancher beweinet das Gut,
das er verthut:
So beweine ich meine Zeit,
die mir Niemand wieder geit.

Wo der Teufel nicht hin mag,
da sendet er seinen Boten hin.

Der ist weiß' und wohlgelehrt,
der alle Dinge zum Besten kehrt.

Liebe ohne Treue
und Beichte ohne Reue
und Feuer ohne Bränd,
die haben bald ein End.

Mächtige Hand
und schönes Gewand
und leicht gewonnen Gut,
die drei Dinge machen großen Uebermuth.

Sprichwörtliche Redensarten.

58.

Es hält nicht Stich.
Aus dem Regen in die Traufe kommen.
Schöne Worte und nichts dahinter.
Mit dem Holzschlegel winken.
Mit eigenen Ochsen pflügen.
Mit fremden Kälbern pflügen.

Das Hasenpanier ergreifen.
Er hat es verschüttet.
Mit Einem Kamm scheeren.
Haare lassen.
Dwo Fliegen mit Einer Klappe schlagen.
Es ist noch nicht aller Tage Abend.

59.

An ihm ist Hopfen und Malz verloren.
Er hat große Koffinen im Sack.
Er hört die Flöhe husten.
Er hört das Gras wachsen.
Die Pferde hinter den Wagen spannen.
Er hat ein Haar darin gefunden.

Es krähet weder Hund noch Hahn danach.
Aus einer Mücke einen Elephanten machen.
Mücken seigen und Kameele verschlucken.
Feu auf der Bühne haben.
Da stehen die Ochsen am Berge.
Es sind faule Fische.

60.

Sich zwischen zwei Stühle setzen.
Aus der Noth eine Tugend machen.
Die Kaze im Sack kaufen.
Vor die rechte Schmide gehen.
Vom Pferde auf den Esel kommen.
Gans in allen Gassen.

Er will den Schnee im Ofen dörren.
Oel ins Feuer gießen.
Wasser ins Meer tragen.
Es ist weder Fisch noch Fleisch.
Wider den Strom schwimmen.
Den Kopf aus der Schlinge ziehen.

Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Begebenheiten aus seinem Leben.

(Ausgabe 1840. Seite 40 ff.)

Wir belagerten, ich weiß nicht mehr, welche Stadt, und dem Feldmarschall war ganz erstaunlich viel an genauer Kundschaft gelegen, wie die Sachen in der Festung stünden. Es schien äußerst schwer, ja fast unmöglich durch alle Vorposten, Wachen und Festungswerke hinein zu gelangen, auch war eben kein tüchtiges Subject vorhanden, wodurch man so etwas glücklich auszurichten hätte hoffen können. Vor Muth und Diensteifer fast ein wenig allzu rasch, stellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die so eben nach der Festung abgefeuert ward, und sprang im Hui auf die Kugel, in der Absicht, mich in die Festung hineintragen zu lassen. Als ich aber halbweges durch die Luft geritten war, flogen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenlichkeiten zu Kopfe. Hm! dachte ich, hinein kommst du nun wohl, allein wie hernach sogleich wieder heraus? und wie kann dir's in der Festung ergehen? Man wird dich sogleich als Spion erkennen, und an den nächsten Galgen hängen. Ein solches Bette der Ehren wollte ich mir denn doch wohl verbitten.

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen entschloß ich mich kurz, nahm die glückliche Gelegenheit war, als eine Kanonenkugel aus der Festung einige Schritte weit vor mir vorüber nach unserem Lager flog, sprang von der meinigen auf diese herüber, und kam, zwar unverrichteter Sache, jedoch wohlbehalten bei den lieben Unsrigen wieder an.

So leicht und fertig ich im Springen war, so war es auch mein Pferd. Weder Gräben noch Zäune hielten mich jemals ab, überall den geradesten Weg zu reiten. Einst setzte ich hinter einem Hasen her, der querselbein über die Heerstraße lief. Eine Kutsche mit zwei schönen Damen fuhr diesen Weg gerade zwischen mir und dem Hasen vorbei. Mein Gaul setzte so schnell und ohne Anstoß mitten durch die Kutsche hindurch, von der die Fenster aufgezo- gen waren, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen, und die Damen wegen dieser Freiheit unterthänigst um Verzeihung zu bitten.

Ein anderes Mal wollte ich über einen Morast setzen, der mir anfänglich nicht so breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wandte ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größern Anlauf zu nehmen. Gleichwohl sprang ich auch zum zweiten Mal noch zu kurz, und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Arms mich an meinem eigenen Haarzopfe,

samt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Kniee schloß, wieder herausgezogen hätte.

Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke, giengs mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunsche. Ich hatte sogar das Unglück, durch die Menge übermannt und zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Ja was noch schlimmer war, aber doch immer unter den Türken gewöhnlich ist, ich wurde zum Sklaven verkauft.

In diesem Stande der Demüthigung war mein Tagewerk nicht sowohl hart und sauer, als vielmehr seltsam und verdrießlich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Waide treiben. Eines Abends vermißte ich eine Biene, wurde aber sogleich gewar, daß zwei Bären sie angefallen hatten und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nun nichts anderes waffenähnliches in Händen hatte, als die silberne Art, welche das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans ist, so warf ich diese nach den beiden Räubern, bloß in der Absicht, sie damit wegzuschrecken. Die arme Biene setzte ich auch wirklich dadurch in Freiheit; allein durch einen unglücklichen allzustarken Schwung meines Armes flog die Art in die Höhe, und hörte nicht auf zu steigen, bis sie im Mond niederfiel. Wie sollte ich sie nun wieder kriegen? Mit welcher Leiter auf Erden sie herunterholen?

Da fiel mir ein, daß die türkischen Bohnen sehr geschwind und zu einer ganz erstaunlichen Höhe empornwachsen. Augenblicklich pflanzte ich also eine solche Bohne, welche wirklich empornwuchs, und sich an eins von des Mondes Hörnern von selbst anrannte. Nun kletterte ich getrost nach dem Monde empor, wo ich auch glücklich anlangte. Es war ein ziemlich mühseliges Stückchen Arbeit, meine silberne Art an einem Orte wieder zu finden, wo alle anderen Dinge gleichfalls wie Silber glänzen. Endlich aber fand ich sie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling.

Nun wollte ich wieder zurückkehren, aber ach! die Sonnenhitze hatte indessen meine Bohne aufgetrocknet, so daß daran schlechterdings nicht wieder hinabzusteigen war. Was war nun zu thun? — Ich flocht mir einen Strick aus dem Häckerling, so lang ich ihn nur immer machen konnte. Diesen befestigte ich an eins von des Mondes Hörnern, und ließ mich daran herunter. Mit der rechten Hand hielt ich mich fest, und in der linken führte ich meine Art. So wie ich nun eine Strecke hinuntergeglitten war, so hieb ich immer das überflüssige Stück über mir ab, und knüpfte dasselbe unten wieder an, wodurch ich denn ziemlich weit herunter gelangte. Dieses wiederholte Abhauen und Anknüpfen machte nun freilich den Strick eben so wenig besser als er mich völlig auf des Sultans Landgut brachte.

Ich möchte wohl noch ein paar Meilen weit droben in den Wolken sein, als mein Strick auf einmal zerriß, und ich mit solcher Heftigkeit herab zu Gottes Erdboden fiel, daß ich ganz betäubt davon wurde. Durch die Schwere meines von einer solchen Höhe herabfallenden Körpers fiel ich ein Loch, wenigstens neun Klafter tief, in die Erde hinein. Ich erholte mich zwar endlich wieder, wußte aber nun nicht, wie ich wieder heraus kommen sollte. Allein was thut nicht die Noth! Ich grub mir mit meinen Nägeln, deren Wuchs damals vierzigjährig war, eine Art von Treppe, und förderte mich dadurch glücklich an den Tag.

Durch die mühselige Erfahrung klüger gemacht, fieng ichs nachher besser an, der Bären, die so gern nach meinen Bienen und den Honigstöcken fliegen, los zu werden. Ich bestrich die Deichsel eines Ackerwagens mit Honig, und legte mich nicht weit davon des Nachts in einen Hinterhalt. Was ich vermuthete, das geschah. Ein ungeheurer Bär, herbeigelockt durch den Duft des Honigs, kam an, und fieng vorn an der Spitze der Stange so begierig an zu lecken, daß er sich dieselbe durch Schlund, Magen und Bauch bis hinten wieder herausleckte. Als er sich nun so artig auf die Stange hinaufgeleckt hatte, lief ich hinzu, steckte vorn durch das Loch der Deichsel einen langen Pflock, verwehrte dadurch dem Nascher den Rückzug, und ließ ihn sitzen bis an den andern Morgen. Ueber dieß Stückchen wollte sich der Großsultan, der von ungefähr vorbei spazierte, fast tobt lachen.

Nicht lange hierauf machten die Russen mit den Türken Frieden, und ich wurde nebst andern Kriegsgefangenen wieder nach St. Petersburg ausgeliefert. Ich nahm aber nun meinen Abschied, und verließ Rußland um die Zeit der großen Revolution, vor etwa vierzig Jahren, da der Kaiser in der Wiege, nebst seiner Mutter und ihrem Vater, dem Herzoge von Braunschweig, dem Feldmarschall von Münnich und vielen andern nach Sibirien geschickt wurde. Es herrschte damals über ganz Europa ein so außerordentlich strenger Winter, daß die Sonne eine Art von Frostschaden erlitten haben muß, woran sie seit der ganzen Zeit her bis auf den heutigen Tag gestocht hat. Ich empfand daher auf der Rückreise in mein Vaterland weit größeres Ungemach, als ich auf meiner Hinreise nach Rußland erfahren hatte.

Ich mußte, weil mein Althauer in der Türkei geblieben war, mit der Post reisen. Als ichs nun fügte, daß wir an einen engen hohlen Weg zwischen hohen Dornhecken kamen, so erinnerte ich den Postillon, mit seinem Horne ein Zeichen zu geben, damit wir uns in diesem engen Pässe nicht etwa gegen ein anderes entgegenkommendes Fuhrwerk festfahren möchten. Mein Kerl setzte an, und blies aus Leibeskräften in das Horn, aber alle seine Bemühungen waren umsonst: nicht ein einziger Ton kam heraus, — was uns ganz unerklärlich, ja in der That für ein rechtes Unglück zu achten war,

indem bald eine andere uns entgegenkommende Kutsche auf uns stieß, vor welcher nun schlechterdings nicht vorbei zu kommen war.

Nichts desto weniger sprang ich aus meinem Wagen und spannte zu-
förderst die Pferde aus. Hierauf nahm ich den Wagen samt den vier Rädern
und allen Bäckereien auf meine Schultern, und sprang damit über Ufer und
Hecke, ungefähr neun Fuß hoch, was in Rücksicht auf die Schwere der Kutsche
eben keine Kleinigkeit war, auf das Feld hinüber. Durch einen andern Rück-
sprung gelangte ich, die fremde Kutsche vorüber, wieder in den Weg. Darauf
eilte ich zurück zu unsern Pferden, nahm unter jeden Arm eines, und holte
sie auf die vorige Art, nämlich durch einen zweimaligen Sprung hinüber und
herüber, gleichfalls herbei, ließ wieder anspannen, und gelangte glücklich am
Ende der Station zur Herberge.

Noch hätte ich anführen sollen, daß eins von den Pferden, welches sehr
muthig und nicht über vier Jahre alt war, ziemlichen Unfug machen wollte;
denn als ich meinen zweiten Sprung über die Hecke that, so verrieth es durch
sein Schnauben und Trommeln ein großes Mißbehagen an dieser heftigen
Bewegung. Dieß verwehrete ich ihm aber gar bald, indem ich seine Hinter-
beine in meine Rocktasche steckte. In der Herberge erholten wir uns wieder
von unserm Abenteuer. Der Postillon hing sein Horn an einen Nagel beim
Küchenfeuer, und ich setzte mich ihm gegenüber.

Nun hört, ihr Herren, was geschah! Auf einmal giengs: Tereng!
Tereng! teng! teng! Wir machten große Augen, und fanden nun auf ein-
mal die Ursache aus, warum der Postillon sein Horn nicht hatte blasen können.
Die Löne waren in dem Horn festgefroren, und kamen nun, so wie sie nach
und nach aufthauten, hell und klar zu nicht-geringer Ehre des Fuhrmanns
heraus; denn die ehrliche Haut unterhielt uns nun eine ziemliche Zeit lang
mit den herrlichsten Modulationen, ohne den Mund an das Horn zu bringen.
Da hörten wir den preussischen Marsch — Ohne Lied und ohne Wein — Als
ich auf meiner Bleiche — Gestern Abend war Wetter Michel da — nebst noch
vielen anderen Stückchen, auch sogar das Abendlied: Nun ruhen alle Wälder.
— Mit diesem lezten endigte sich denn dieser Thauspaß, so wie ich hiermit
meine russische Reisegeschichte.

62.

Sylbenrättsel.

(Von Friedrich Schlegel.)

Mer mich allein bin ich ein gar vieldeutig Wesen;
setz Geld mir vor, gleich wird, wozu ich da bin, klar.
Doch ist am wohlsten mir in meiner Haut gewesen,
wenn, oftmals ohne Geld, ich hinterm Winde war.

Aus dem Reineke Fuchs.

(Niedersächsisch. Ende des 15. Jahrhunderts. Cap. VI—VIII.)

Es war an einem Pfingsttage, als der Löwe, der König der Thiere, einen großen Hof hielt. Alle Thiere erschienen, nur der Fuchs nicht. Gegen diesen erhebt sich von allen Seiten große Klage, und es wird im Rathe der Thiere beschlossen, ihn vor Gericht zu laden, und zwar solle Braun, der Bär, die Botschaft austrichten.

We konnink sprak to Brune dem ber:
 Brune, ik segge ju alse juwe hêr;
 dat gy mi vlyt desse bodeschop dôt;
 men sêt, dat gy syt wys vnd vrôt,
 wente Reinke is sêr valsch vnd quât,
 he wêt so mannigen losen rât,
 he wert ju smeken und vorelegen,
 ja, fan he, he wert ju wisse bedregen. —
 Wanne nên! sprak Brûn, swyget der rede!
 ik segget by myneme swaren ebe,
 so geve my god vngeval,
 wo my Reinke icht honen schal!
 ik wolde êin dat so webber intwryven,
 he scholde vor my nicht wetten to blyven.

Alsus makebe sif Brûn up de vârt,
 stolt van mode, to berge wart,
 dorch ene wôstenne grôt vnd lanf,
 dârborch makebe he synen gant.
 do quam he dâr twe berge lagen,
 dâr plach so Reinke, syn ôm, to jagen
 und hadde den vordach dâr gewest;
 so quam he vor Malepertûs to lest,
 wente Reinke hadde mannich schön hûs,
 men dat kastel to Malepertûs
 was de beste van synen borgen,
 dâr lach he, alse he was in sorgen.
 Do Brûn vor dat slot was gekomen,
 und de pôrten gesloten vernomen,
 dâr Reinke üt plach to gân,
 do gink he vor de pôrten stân
 und dachte, wat he wolde beginnen.
 he rêp lude: Reinke ôm, syt gy dâr binnen?
 ik bin Brûn, des konninges hobe!
 he heft gesworen by syneme gode,
 fome gy nicht to hove to deme gebinge
 vnd ik ju nicht mit my en bringe,
 dat gy dat recht nemen vnd geven,

Wer König sprach zu Braun dem Bären:
 Braun, ich sage euch als euer Herr,
 daß ihr mit Fleiß diese Botschaft thut:
 aber sehet, daß ihr seib weise und flug,
 denn Reineke ist sehr fâlsch und böse,
 er weiß so manchen losen Rath,
 er wird euch schmeicheln und vorlügen,
 ja, kann er, er wird euch gewis betrügen. —
 Et nein! sprach Braun, schweiget der Rede!
 ich sag es bei meinem schweren Eide,
 so gebe mir Gott Unfall,
 wo mich Reineke irgend hōnen soll!
 ich wollte ihm das so wieder einreiben,
 er sollte vor mir nicht wissen zu bleiben. —

Also machte sich Braun auf die Fahrt,
 stolz von Muth, (zu) Berg wârts,
 durch eine Wûstenet groß und lang,
 daburch machte er seinen Gang.
 Da kam er da zwet Berge lagen,
 da pflag immer Reineke, sein Dhm, zu jagen
 und war den Vortag da gewesen;
 so kam er vor Malepertaub zuletzt.
 Denn Reineke hatte manch schönes Haus,
 aber das Schloß zu Malepertaub
 war die beste von seinen Burgen;
 da lag er, wenn er war in Sorgen.
 Da Braun vor das Schloß war gekommen,
 und die Pforte (hatte) geschlossen vernommen,
 da Reineke aus pflag zu gehn,
 da gieng er vor die Pforte stehn,
 und dachte, was er wollte beginnen.
 Er rief laut: Reineke Dhm, seib ihr da innen?
 ich bin Braun, des Königes Bote!
 Et hat geschworen bei seinem Gotte,
 kommet ihr nicht zu Hofe zu dem Gerichte
 und ich euch nicht mit mir bringe,
 daß ihr das Recht nehmet und gebet,

dat wert ju kosten juwe leven.
fome gy nicht, gy stân buten gnade,
ju is gedrouwet mit galgen vnd rade.
darumme gât mit my, dat rade if ju best. —

Reinke hørde wol desse wörde erst vnd lest;
he lach dâr binnen vnd lürbe,
vnd dachte: wan my dit eventürbe,
dat if dem baren betälbe desse wört,
de he so homobigen spricht vört!
hierüt wil if denken dat beste.
dârmit gink he deper in syne veste;
wente Malepertus was der winkel vul,
hier ên gat vnd gindert ên hol,
hadde mannige krumme, enge vnd lang,
vnd hadde ôf mannigen seltsen ütganf,
de he töbêde vnd töslôt,
alse he vornam, dat he des hadde nôt.
wan he dâr jennigen rôf inbrochte,
ebder wan he wuste, dat men ene sochte
umme syne valsche missedât,
so vant he dâr den nouwesten rât.
mannich dêr in simpelheit ôf dâr inlêp,
dat he darin vorretliken grêp.

Do Reinke sus des baren wörde
wol vornam und ôf hørde,
he lovebe nicht gruntlik den wörden stolt,
em was lebe vor ên achterholt.
do he dat enlebe hadde vornomen,
dat Brün allêne was gekomen,
besto min he do vorschraf.
he gink üt to em vnd sprach:
ôm Brün, willkommen möte gy wesen!
if hebbe recht nu de vesper gelesen,
darumme konde if nicht êr komen.
if hope, it schal my syn to vromen,
dat gy to my gekomen syt.
syt willkommen, ôm Brün, to aller tyt!
deme en wêt if des jo nenen dank,
de dat schaffede, dat gy dessen gant
scholden overgân, de de is sêr swâr;
gy sweten, dat ju nat is dat hâr.
en vant unse here de konnink nu
nenen anderen boden to senden dan ju?

das wird euch kosten euer Leben.
Kommet ihr nicht, ihr sehet außer Gnade,
euch ist gedrohet mit Galgen und Rade.
Darum gehet mit mir, das rathe ich euch als
das Beste. —

Reinke hørte wohl diese Worte vom ersten
er lag da innen und lauerte, [bis zum letzten,
und dachte: wenn mir dieß gelänge,
daß ich dem Baren bezahlte diese Worte,
die er so hochmützig spricht jegund!
Hierüber will ich denken das Beste.
Damit gieng er tiefer in seine Beste;
denn Malepertus war der Winkel voll,
hier ein Loch und dort eine Höhle,
hatte manche Krümme, eng und lang,
und hatte auch manchen seltsamen Ausgang,
den er zuthat und zuschloß,
wenn er vernahm, daß er des hatte Noth.
Wenn er da irgend einen Raub einbrachte,
oder wenn er wuste, daß man ihn suchte
um seine falsche Missethat,
so fand er da den feinsten Rath!
manch Thier in Einfalt auch da hineinlief,
das er darin verrätherisch griff.

Da Reinke so des Baren Worte
wohl vernahm und auch hørte,
glaubte er nicht gründlich den stolzen Worten,
ihm war bang (leid) vor einem Hinterhalt.
Als er das genau hatte vernommen,
daß Braun alleine war gekommen,
besto minder er da erschraf.
Er gieng hinaus zu ihm und sprach:
Dhm Braun, willkommen mühet ihr sein!
ich habe gerade jetzt die Vesper gelesen,
darum konnte ich nicht eher komen.
Ich hoffe, es soll mir sein zu Frommen,
daß ihr zu mir gekommen seid.
Seid willkommen, Dhm Braun, zu aller Zeit!
Dem weiß ich des je keinen Dank,
der das schaffte, daß ihr diesen Gang
solltet gehn, der da ist sehr schwer;
ihr schwiget, daß euch noch ist das Haar.
Fand denn unser Herr der König nun
keinen andern Boten zu senden als euch?

wente gy syt de eddelste vnd grötste van love,
de nu is in des konninges hove.

it wert my syn sunderlik to vromen,
dat gy syt her to my gekomen,
juwe vrobe rät wert my helpen sere
by deme konninge, de de is unse here.
al hadde gy dessen wech nicht angenommen,
ik were doch morgen to hove komen;
doch dunket my sere in myneme wân,
ik schal nu nicht wol konnen gân:

ik hebbe my getten also sat;
it was nye spyse, de ik at,
dat gantse lyf beit my we dârvan.

Do sprak Brün: Meink òm, wat ete gy dan?

Do sprak Meinke: leve òm, wat hulpe ju dat,
wan ik ju sebe, wat ik at?

it was ringe spyse, dâr ik nu by leve,
èn arm man en is jo nèn greve;
wan wy it nicht konnen bëteren mit unsen

wyven,

so mote wy eten versche honnichschyven.

so dane kost at ik dorch de nôt,
dârvan is my de hûk so grôt.

ik mot se eten ane mynen dank,
dârvan bin ik wol half krank;

wan ik dat jummer bëteren kan,
wolde ik umme honnich node upstân. —

Do sprak Brün also vört:

wanne, wanne, wat hebbe ik nu gehört!

holde gy honnich so sêr unwert,
dat doch mannich mit vlyte begert?

honnich is ene so sôte spyse,
de ik vor alle gerichte pryse.

Meinke, helpet my dârby to komen,
ik wil wedder schaffen juwen vromen. —

Meinke sprak: Brün òm, gy holden juwen
spott! —

Brün sprak: nèn, so helpe my god!
scholde ik spotten? dat do ik node. —

Do sprak wedder Meinke de rode:

is dat juw ernst? dat latet my wetten!

moge gy dat honnich so gërne eten?
èn hûr wonet hier, de hêt Rustevyle,
dat is men ene halve myle:

Denn ihr seid der edelste und grösste vom Lobe,
der jetzt ist an des Königes Hofe.

Es wird mir sein sonderlich zu Frommen,
daß ihr seid her zu mir gekommen,
euer kluger Rath wird mir helfen sehr
bei dem Könige, der da ist unser Herr.
Allein hättet ihr diesen Weg nicht übernommen,
ich wäre doch morgen zu Hofe gekommen.

Doch dünket mich sehr in meinem Wahn,
ich werde jetzt nicht wohl können gehn:
ich habe mich geessen also satt —
es war neue Speise, die ich aß,
der ganze Leib thut mir weh davon. — [benn? —

Da sprach Braun: Meineke Dhm, was ahet ihr

Da sprach Meineke: Lieber Dhm, was hülfe euch
wenn ich euch sagte, was ich aß? [das

Es war geringe Speise, dabel ich jetzt lebe,
ein armer Mann ist ja kein Graf;

wenn wir es nicht können besser haben mit
unsern Weibern,

so müssen wir essen frische Honigscheiben.

Solche Kost aß ich durch die Noth,
davon ist mir der Bauch so groß.

Ich muß sie essen ohne meinen Dank,
davon bin ich wohl halb krank;

wenn ich das jemals wieder gut machen kann,
wollte ich um Honig kaum aufstehn. —

Da sprach Braun alsobald:

Et, et! was habe ich nun gehört!

haltet ihr Honig so sehr unwerth,
den doch mancher mit Fleiß begehrt?

Honig ist eine so süße Speise,
die ich vor allen Gerichten preise.

Meineke, helfet ihr mir dabei zu kommen,
ich will wieder schaffen euren Frommen. —

Meineke sprach: Braun Dhm, ihr haltet euern
Spott. —

Braun sprach: Nein, so helfe mir Gott!
sollte ich spotten? das thu ich schwerlich. —

Da sprach wieder Meineke der Rothe:

Ist das euer Ernst? das laßet mich wissen!

Möget ihr den Honig so gerne essen?

Ein Bauer wohnt hier, der heißt Rustevyle,
das ist nur eine halbe Meile,

By eme is so vele honniges, vorstāt my recht,
gy segens ny mēr mit al juwem slecht. —

Brünen dem stat sēr dat smer,
na honnige stunt al syn beger;
he sprak: latet my komen dārby,
ik denke des webber, lovet des my.
wan ik my honniges sat mochte eten,
so moeste men my des vele tōmeten. —
Reineke sprak: ga wy hen up de vārt!
honniges schal nicht wēden gespārt.
al kan ik recht nu nicht wol gān,
recht truwe mot jummer schynen voran,
de ik mit gunst to ju drage;
wente ik wēt nēn mank al mynen mage,
den ik alsus wolde menen,
wente gy my sēr wol webber konnen denen
jegen myne vyende und jegen ere klage
in des konninges hof tom herendage.
ik make ju noch tavent honniges sat,
dārto van deme besten, merket dat,
so vele, alse gy des jummer mogen dregen —
men Reineke mēnde: van groten flegen.
Reineke lôch sēr und swinde.
Brün volgede eme na alse ēn blinde.
Reineke dachte: wilt my gelingen,
ik wil by to degen upt honnichmarkt bringen.
se quemen to hant by Rustevyls tūn,
do vroude sif sēr de bare Brün.
men des he sif vroude, dār wart nicht van:
so geit it noch mannigem unvroden man.

Do de avent was gekomen,
vnd Reineke dat hadde vornomen,
dat Rustevyl, de vorgesechte hūr,
to hebde was in synem schūr:
Rustevyl was van grotene love
ēn timmerman, und hadde in synem hove
liggende ene eke, de he wolde kloven,
und hadde dār ingeslagen hoven
twe grote kyle, de weren sēr glāt.
Reineke de vos merkede dat.
dat sulve holt was an ener syt
upgeklovet ener ellen wyt.
he sprak: horet my, Brün ōm,

bei ihm ist so viel Honiges, vorsteht mich recht,
ihr sahet des nie mehr mit all eurem Ge-
schlecht —

Braunen dem stat sehr das Schmer,
nach Honig stund all sein Begehr;
er sprach: Laßet mich kommen dabel,
ich gedente des wieder, glaubet es mir.
Wenn ich mich Honiges satt sollte eßen,
so müßte man mir des viel zumēßen. —
Reineke sprach: Sehen wir hin auf die Fahrt!
Honiges soll nicht werden gespart.
Obschon ich gerade jetzt nicht wohl kann gehn,
rechte Treue muß dennoch scheinen voran,
die ich, mit Gunst, zu euch trage;
denn ich weiß keinen unter allen meinen Ver-
den ich also wollte lieb haben, [wandten,
denn ihr mir sehr wohl wieder könnet dienen
gegen meine Feinde und gegen ihre Klage
an des Königes Hof zum Herrentage.
Ich mache euch noch zu Abend Honiges satt,
darzu von dem besten, merket das,
so viele, als ihr des jemals möget tragen —
aber Reineke meinte: von großen Schlägen.
Reineke log sehr und geschwinde.
Braun folgte ihm nach als ein Blinder.
Reineke dachte: will es mir gelingen,
ich will dich tüchtig auf den Honigmarkt bringen!
Sie kamen zur Hand zu Rustefeils Zaun,
da freute sich sehr der Bäre Braun:
aber des er sich freute, da ward nichts von:
so geht es noch manchem unklugen Mann.

Da der Abend war gekommen,
und Reineke das hatte vernommen,
daß Rustefeil, der vorgenannte Bauer,
zu Bette war in seinem Schauer —
Rustefeil war von großem Lobe
ein Zimmermann, und hatte in seinem Hofe
liegen eine Eiche, die er wollte spalten,
und hatte da hineingeschlagen oben
zwei große Keile, die waren sehr glatt.
Reineke der Fuchs merkte das.
Dasselbe Holz war an einer Seite
aufgespalten einer Ellen weit.
Er sprach: Höret mich, Braun Ōhm,

recht hier in diesem selben bôm
 is honniges mër wan gy lovet;
 steket darin wol depe juwe hovet,
 nemet nicht to vele, dat is myn rât,
 ju mochte dâr anders af komen quât
 in juweme lyve, syt des bericht. —
 Brûn sprach: Keinke, forget nicht!
 mene gy, dat ik sy unvrôt?
 mate is to allen Dingen gût. —

Alsus lêt sîk de bare bedoren,
 und stat dat hovet in over de oren
 und ôf de vordersten vôte mede.
 Keinke do grote arbeit dede:
 he brak üt de kyle mit der hast.
 dâr lach de bare gevangen vast
 mit hovet und vöten in der efen,
 em halp wedder schelden edder smeken;
 he plach to wesen kone und stark,
 men hier hadde he syn vulle werk.
 sus brachte de neve synen ôm
 mit löshheit gevangen in den bôm.
 he begunde to hulen und to brâschen,
 mit den echtersten vöten to krâschen,
 und makede also groten lût,
 dat Rustevyl mit der hast quam üt;
 he dachte, wat dâr wesen mochte.
 ju, ên scharp byl he mit sîk brochte
 up eventür, este des were nôt.
 Brûn lach dâr in angeste grôt:
 de klove, dâr he in lach, ene knêp,
 he brak sîk und tôch, dat he pèp;
 men dat was pyn umme nicht gedân,
 he vormode sîk nummer van dâr to gân.
 dat mênnde ôf Keinke, und sach Rustevyle
 van vërne komen mit deme byle;
 he rêp to Brûnen: wo steit it nu?
 etet nicht to vele, dat rade ik ju,
 des honniges! segget my, is it ôf gût?
 ik se, dat Rustevyle kumt herût:
 villichte wil he ju bedenken
 und wil ju up de mältyt schenken. —
 dârmede gink Keinke wedder na hûs,
 na syneme flote to Malepertûs.

recht hier in diesem selben Baum
 ist Honiges mehr als ihr glaubet;
 steckt darein wohl tief euer Haupt,
 nehmet nicht zu viel, das ist mein Rath,
 euch möchte davon anders kommen Böses
 in eurem Leibe, seid des berichtet. —
 Braun sprach: Keinke, forget nicht!
 Meinet ihr, daß ich sei unklug?
 Was ist zu allen Dingen gut. —

Also ließ sich der Bär bethören,
 und stat das Haupt hinein über die Ohren
 und auch die vordersten Füße mit.
 Keinke da große Arbeit that:
 er brach aus die Keile mit der Hast.
 Da lag der Bär gefangen fest
 mit Haupt und Füßen in der Eiche,
 ihm half weder Schelten noch Schmeicheln,
 er vflag zu sein kühn und stark,
 aber hier hatte er sein volles Werk.
 So brachte der Neffe seinen Ohm
 mit Schalkheit gefangen in den Baum.
 Er begann zu heulen und zu brätschen,
 mit den hintersten Füßen zu krätschen,
 und machte also großen Laut,
 daß Rustefeil mit der Hast kam heraus;
 er dachte, was da sein möchte.
 Ja, ein scharfes Beil er mit sich brachte
 auf Abenteuer, wenn des wäre Noth.
 Braun lag da in großer Angst;
 die Spalte, darin er lag, ihn kniff,
 er brach sich und zog, daß er pfliff;
 aber das war Pein um nichts gethân,
 er fürchtete (sich) niemals von da zu gehn.
 Das meinte auch Keinke, und sah Rustefeile
 von ferne kommen mit dem Beile;
 er rief zu Braunen: Wie steht es nun?
 esset nicht zu viel, das rathe ich euch,
 des Honiges! Saget mir, ist er auch gut?
 Ich seh, daß Rustefeile kommt heraus:
 vielleicht will er euch bedenken
 und will euch auf die Mahlzeit schenken. —
 Damit gieng Keinke wieder nach Haus,
 nach seinem Schloß zu Malepertaus.

Die Wandertaube.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich, Darmstadt 1836. II. Seite 49 ff.)

Die Wandertaube ist die berühmteste aller Tauben. Sie hat einen verlängerten zwölf Federigen Schwanz, dessen mittlere Federn schwarz und an den Seiten ziemlich weiß sind. Kopf, Rücken, Deckfedern und Bürzel sind schön aschblau, der Nacken ist goldgrün, Kehle und Brust sind rothbraun und der Bauch ist weiß. Ihre Länge beträgt sechszehn Zoll.

Sie wandert in ungeheuren Schwärmen aus den ausgedehnten Strecken diesseits der Stonygebirge nach den übrigen Theilen der Vereinigten Staaten, fliegt mit außerordentlicher Geschwindigkeit und kann in der kürzesten Zeit ungeheure Entfernungen zurücklegen. In Newyork schoß man Tauben mit Meis im Kropf, der erst in Georgien und Carolina wächst; da sie nun dieses Futter in zwölf Stunden vollkommen verdauen, so müssen sie in sechs Stunden über hundert Stunden geflogen sein, was auf die Minute ungefähr eine halbe Stunde macht. Sie könnten in ein Paar Tagen in Europa sein und wirklich hat man in Schottland im Jahr 1826 eine Wandertaube geschossen.

Mudubon traf im Herbst 1813 auf einer Reise vom Ufer des Ohio nach Louisville ungeheure Jüge, die von Nordost nach Südwest flogen; er versuchte die Schwärme zu zählen und sah in 21 Minuten deren 163 vorüberziehen. Je weiter er reiste, desto mehr traf er solche Jüge. Die Luft ward damit buchstäblich angefüllt und die Erde wurde wie durch eine Sonnenfinsternis verdunkelt. Der Taubenmist fiel in solcher Menge herab, daß man ihn mit Schneeflocken vergleichen konnte, und das beständige Geräusch der Flügelschläge wirkte ganz einschläfernd. Sehr schön waren ihre Schwenkungen, wenn ein Habicht sich blicken ließ. Sie bildeten plötzlich, gleich einem Strom dahersahrend, eine fast ganze dichte Masse, indem sie sich sämtlich nach der Mitte drängten. Man sah sie dann bald im Zickzack vor dem Falken fliegen, bald dicht an der Erde mit Blitzesschnelle hinfahren, bald senkrecht in die Höhe steigen und oben Schlangenlinien beschreiben. — Drei ganzer Tage dauerten diese Jüge.

Die ganze Bevölkerung stand gleichsam unter dem Gewehr und beschoß von allen Seiten die vorüberfliegenden Schwärme, welche besonders an dem Ufer des Ohio niedrig flogen, und so in großer Menge erlegt wurden.

Sehr unterhaltend war es, zu beobachten, wie immer ein Schwarm an der Stelle, wo der vorige gewisse Schwenkungen machte, dieselben wiederholte. War z. B. ein Raubvogel auf einen Schwarm gestoßen, so wiederholten die folgenden Schwärme dieselben Zickzackbewegungen an derselben Stelle. Man hat die Zahl dieser Tauben und die Quantität Futter berechnet,

welche sie täglich zu sich nehmen, und die ungeheure Summe von 1116 Millionen Vögel gefunden, die täglich, auf den Vogel eine halbe Kanne, eine Futtermasse von 557 Millionen Pfund verzehrten. Am Tage streichen sie zuweilen tiefer und verschwinden plötzlich hinter den Bäumen, wo sie sich auf die Erde setzen und jedes Blatt umwenden, um die Bucheckern zu suchen. Die hintersten Schwärme fliegen beständig über den freßenden hinweg, und dieß geht so geschwind hinter einander, daß man glauben sollte, es sei noch alles in Bewegung.

Auf diese Weise wird auf einer ungeheuren Fläche von Bucheckern so reiner Tisch gemacht, daß keinem Menschen mehr einfällt, solche zu suchen, wo Tauben gewesen sind. Um Mittag ruhen sie auf den Bäumen, aber gegen Abend fliegen sie oft hundert Meilen weit nach ihrem gemeinschaftlichen Nachtlager. Einen dieser Sammelplätze, nach denen sie, von ihrer Ankunft bis zur Abreise, jeden Abend kommen, besuchte Audubon öfters. Es war ein Wald von hochstämmigen Bäumen, nicht weit von den Ufern des grünen Flusses in Kentucky. Die Breite desselben betrug etwa drei Meilen und die Länge vierzig Meilen. Als er ihn zum ersten Mal besuchte, hatten ihn die Tauben schon vierzehn Tage zum Nachtlager gewählt. Es war etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang und man sah noch wenig Tauben; aber eine große Menschenmenge mit Pferden und Wagen, mit Gewehren und Munition wohl versehen, hatte an den Grenzen des Waldes mehrere Lager aufgeschlagen. Zwei Landwirte aus der Nachbarschaft von Russellville, etwa hundert Meilen weit, hatten eine Herde von dreihundert Schweinen mitgebracht, um sie mit Taubenfleisch zu mästen. Hier und da saßen die mit Rupsen und Einsalzen beschäftigten Leute, mitten unter ungeheuren Haufen dieser Vögel, zum vorläufigen Beweis, was für eine gewaltige Menge hier übernachtet müsse; wahrscheinlich waren es die Schwärme, welche sich noch einhundert und funfzig englische Meilen weit von dieser Schlafstätte ihr Futter suchten. Der Mist dieser Vögel bedeckte den ganzen Boden mehrere Zoll hoch und er sah wie beschneit aus. Durch die ungeheure Last der zahllosen Tauben waren mehrere Bäume von zwei Fuß Durchmesser über dem Boden abgebrochen, und die Aeste vieler der stärksten Bäume waren so verstümmelt, daß man glauben sollte, es habe hier ein wüthender Orkan gehaust.

Mittlerweile war jedermann zur Jagd gerüstet; einige thaten Schwefel in eiserne Töpfe, andere versahen sich mit Riesenfackeln, viele mit Stangen und die übrigen mit geladenen Schießgewehren. Schon war die Sonne untergegangen, und noch keine Taube angelangt, als es plötzlich von allen Seiten erscholl: Da kommen sie. Schon in weiter Ferne glich das Geräusch einem scharfen Seewinde, der durch das Takelwerk eines Schiffes fährt, dessen Segel sämtlich eingezogen sind. Als die Tauben über uns wegflogen, fühlte man

deutlich die Strömung der Luft. Die Leute mit den Stangen hatten bald Tausende niedergeschlagen; allein die Tauben kamen in immer dichtern Massen an. Die Feuer wurden angezündet, und nun zeigte sich ein prächtiges und wunderbares Schauspiel. Die millionenweis ankommenden Tauben ließen sich überall, eine über der andern, nieder, bis sie ungeheure, wie Bienenschwärme zusammengeballte Massen bildeten, welche überall an den Bäumen hingen. Starke Nester brachen krachend ab und tödteten im Falle Hunderte von tiefersitzenden Tauben. Das Ganze war eine wahrhaft fürchterliche Scene von Tumult und Verwirrung. Niemand konnte sich dem Andern verständlich machen, denn selbst die Gewehre hörte man nur selten knallen, und daß sie losgeschossen waren, bemerkte man nur daran, daß sie wieder geladen wurden.

Niemand wagte sich selbst an den Ort, wo diese gräßliche Verwirrung stattfand, selbst die Schweine waren bei Zeiten eingepfercht worden. Die ganze Niederlage der Tauben von Seiten der Menschen erstreckte sich daher nur auf den äußersten Rand des Waldes, aber im Innern desselben bewirkte die Menge Tauben selbst den Tod so vieler ihrer Kameraden, daß die Verwüstung nicht geringer war. Das Auflesen der getödteten und verwundeten Tauben versparte man bis an den Morgen. Bis nach Mitternacht bemerkte man keine Abnahme in den ankommenden Schwärmen und das Getöse dauerte die ganze Nacht fort und wurde, wie Audubon sich durch abgeschickte Leute versichern ließ, auf anderthalb Stunden weit gehört. Erst gegen Tagesanbruch trat einige Stille ein, und das Getöse nahm merklich ab, aber noch vor Eintritt der Morgendämmerung fiengen die Tauben an, nach einer ganz andern Seite, als nach der, von welcher sie gekommen waren, fortzuziehen, und bei Sonnenaufgang war keine Taube mehr zu sehen. Die nächtlichen Raubthiere, welche sich während der Nacht gütlich gethan hatten, verbargen sich, und die Geyer, Falken und Adler nahmen ihre Stelle ein, um die Früchte dieser Nacht zu genießen. Alle Anwesenden aber beschäftigten sich nur mit dem Auflesen der todten und verwundeten Tauben, bis jeder so viel hatte, als er nur irgend brauchen konnte: alsdann wurden Hunde und Schweine losgelassen, eine Nachlese zu halten.

Man sollte denken, durch so fürchterliche Blutbade müßte diese Art bald ausgerottet werden; aber wenn man bedenkt, daß jedes Paar zwei bis vier Junge erzieht, so kann eine bedeutende Verminderung erst dann eintreten, wenn mit der immer steigenden Bevölkerung die Wälder gar zu sehr gelichtet werden. Im Jahr 1805 kamen Schooner, deren Ladungen ganz aus Tauben bestanden, die am Hudsonsflusse getödtet wurden, nach Newyork, wo man das Stück für einen Heller verkaufte.

65.

Das schlimmste Thier.

(Von G. E. Zeffing. Sammtl. Schriften I. S. 22.)

Wie heißt das schlimmste Thier mit Namen?
 so fragt' ein König einen weisen Mann.
 Der Weise sprach: Von wilden heißt's Tyrann,
 und Schmeichler von den zahmen.

66.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Ein Vogel ist es und an Schnelle, buhlt es mit eines Adlers Flug; Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle, die noch kein größres Unthier trug.	Der Spinnen kriechendem Gewürme gleicht es, wenn es die Füße regt. Und hat es fest sich eingebissen mit seinem spitzen Eisenzahn, So steht's gleichwie auf festen Füßen und trotzt dem wüthenden Orkan.
--	--

67.

Sylbenräthsel.

(Von Friedrich Schleiermacher.)

Aus zarten Blumen wird das Erste zubereitet,
 von fernen Sternen her das Zweit' uns zugeleitet;
 Das Ganze seht ihr oft in schön geschmückten Zimmern
 hoch über Blumenpracht, hoch über Sternen schimmern.

68.

Werth des Sprichworts.

(Von J. G. Schottel. 1669.)

Je reichlicher und künstlicher eine Sprache gestiegen, und je mehr ihres Volkes Wesen, Handel und Wandel zur Aufnahme und Blüte erwachsen und sich ausgebreitet, je mehr sind auch gleichsam landläufiger Sprichwörter, nachdenkliche mit wenigen Worten viel Sinn in sich enthaltende Redensarten, aufgetommen. Der Kern der Wissenschaft, der Schluß aus der Erfahrung, der menschlichen Handlung kurzer Ausdruck und gleichsam des weltlichen Wesens Spiegel steckt in den Sprichwörtern und stellet sich jedermann klar vor Augen. Denn es hat nicht allein die Natur und Vernunft selber solche Sprichwörter in der Vorfahren Herz und Mund geschrieben und eingelegt, sondern es hat sie auch die langwierige Probe und Erfahrung unserer ganzen Nation von Geschlecht zu Geschlecht gelehrt und also bestätigt, so daß unter aller Menschen

Urteilen und Sprüchen nichts Wahrhaftigeres noch Gewisseres sein kann, als eben die Sprichwörter.

In den Sprichwörtern oder den sprichwörtlichen Redensarten steckt der rechte Schmaç, das rechte Wollen und Vollbringen, das Eigene der Sprache. Denn ein Sprichwort, nämlich Worte, so von Allen gesprochen und also zu einem gemeinsamen Ja gemacht werden, nimmt seine Herkunft als ein eigenes, angebornes Landkind im Lande, wächst und wird geboren den Landsleuten im Munde und ist also ein natürlicher Klang der Sprache und ein Ausspruch und Schluß dessen, was als eine deutsche Landlehre bekannt worden. Man kann bald vernehmen, was ein rechtschaffenens deutsches Sprichwort oder ein deutschgemachtes Sprichwort sei. Denn die griechischen, lateinischen oder französischen Sprichwörter werden, wenn sie verdeutschet sind, immer keine deutschen Sprichwörter; ihre Herkunft und Geburt ist ausländisch, wiewohl der Sinn gut sein und behalten oder angewendet werden mag. Das rechte Deutsche ist anderes Geschmacks und bequemt sich eben wenig zu fremder Art und Nachrede. Wenn zum Beispiel Luther also sagt: „Er wird so lange an dem Meifen klopfen, daß dem Faße der Boden auspringe, und er weiß wohl was er noch am Rocken hat. Soll ich die Speise zusammenschmelzen, so will ich ihm eine Glocke gießen, daß es keine schlechte Schelle sei“: so sind dieß lauter sprichwörtliche Redarten; man vernimmt wohl, wohin sie zielen, aber solches in eine andere Sprache von Wort zu Wort übersetzen wollen, würde mit Verlust der rechten Meinung geschehen.

Sprichwörter.

69.

Wer sich lobt allein,
des Ehre ist gar klein.

Viel verdirbt,
was Faulheit nicht erwirbt.

Furcht dräuet allzeit mehr Gefahr,
als sonst im Handel selber war.

Eigenlob stinkt,
Freundes Lob hinkt,
fremdes Lob klingt.

Mit gefangen,
mit gehangen,

Eile
mit Weile.

Gefundenes verhohlen,
ist so gut wie gestohlen.

Ein faules Ei
verdirbt den ganzen Brei.

Gut macht Muth,
Muth macht Uebermuth,
Uebermuth thut selten gut.

Bei Zeit halt Rath,
denn nach der That
kommt er zu spat.

Alte soll man ehren,
Jungen soll man wehren,
Weise soll man fragen,
Narren ertragen.

70.

Stille Wasser tiefe Gründe.
 Selbst ist der Mann.
 Zeit gewonnen, viel gewonnen.
 Rede nicht, wo kein Ohr ist.
 Mit wenig lebt man wohl.
 Kurzer Flachs gibt auch lange Fäden.

Auf heiler Haut ist gut schlafen.
 Guter Gast kommt ungeladen.
 Es hinkt Keiner an des Andern Fuße.
 Rathen ist leichter, denn helfen.
 Süßige Hand macht arm.
 Scham hindert Schande.

71.

Schuster, bleib bei deinem Leisten
 Gleich und gleich gesellt sich gern.
 Hunde, die viel bellen, beißen nicht.
 Übung macht den Meister.
 Der Klügste gibt nach.
 Man kann nicht immer Seide spinnen.

Jeder ist seines Glückes Schmid.
 Kleine Vögel, kleine Nesterlein.
 Große Herren haben lange Hände.
 Jeder Tag hat seine eigene Plage.
 Das Kalb folgt der Kuh.
 Fliegen kann man nicht mit Eßig fangen.

72.

Reiselied.

(Von Joseph v. Eichenborff.)

Durch Feld und Buchenhallen,
 bald singend, bald fröhlich und still,
 Recht lustig sei vor allen,
 wem Reisen wählen will.

Wenns kaum in Osten glüht,
 die Welt noch still und weit:
 Da weht recht durchs Gemüthe
 die schöne Blütenzeit.

Die Lerch als Morgenbote
 sich in die Lüfte schwingt,
 Eine frische Reisenote
 durch Wald und Herz erklingt.

O Lust, vom Berg zu schauen
 weit über Wald und Strom,
 Hoch über sich den blauen
 tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
 und Wolken so geschwind:
 Gedanken überfliegen
 die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
 das Vöglein senkt sich gleich:
 Gedanken gehn und Lieder
 fort bis ins Himmelreich.

73.

Empfindsamkeit.

(Aus Ulrich Segners Mollentur. Gesammelte Schriften, Berlin 1828. II. S. 3 ff.)

1.

An die Baroness von *

Auf Gais im Canton Appenzell, den 20. Juni.

Wie es uns bisher ergangen, wirst Du, liebe Schwester, sattfam von der allzeit rüstigen Feder Deiner Tochter vernommen haben. Nun halte ich auch mein Versprechen, Dir, sobald ich den ersten Fuß in die Schweiz gesetzt

haben werde, selbst zu schreiben; versteht sich bei der ersten Muße eines ruhigen Aufenthalts, denn das flüchtige Schreiben während der Reise ist nicht meine Sache. Wo findet sich Ordnung und Bequemlichkeit zum Schreiben in Gasthöfen? Bald taugt das Papier nicht, bald die Tinte; und gar ein eigen Schreibzeug nachzuschleppen, mag ich meiner Wäsche nicht zu leid thun, das Ding rinnt so gern; ist auch für einen, der seine Freunde treu zu lieben weiß, ohne ihnen posttäglich den Glauben zu stärken, eben kein Bedürfnis.

Ich hätte freilich der Clotilde Schreibmaterialien benutzen, und Dir mit Schwanenfedern auf Bellinpapier die lieblichsten Sachen sagen können; allein ich scheue mich so sehr vor dem Geiste schreibseliger Empfindsamkeit, der in die Necessaires reisender Frauenzimmer gebannt ist, daß ich beinahe lieber das Siegel Salomons auf jener bezauberten Flasche lösen, als so ein Heiligtum der Zärtlichkeit öffnen möchte.

Da sind wir nun, wenns dem Himmel gefällt, am Ziele der langen Reise. Ich habe ungeachtet meiner Beschwerden alles gut überstanden; mein Humor, sagen sie, sei schon etwas milder geworden; jedoch ganz ausgeföhnt mit der Welt bin ich eben noch nicht, und lache vor Aerger, wenn ihr glaubet, daß Wolkengetränk werde den Gemüthszustand eines Mannes ändern, der über die Fünfzig hinaus ist.

Mit Deinem Kinde habe ich manche angenehme Stunde gehabt; aber, nimm mir nicht übel, liebe Schwester, auch manche Plage. Meinem Rath hättest Du folgen und ihr keinen so langen Aufenthalt in der Residenz gestatten sollen; dort hat sie aus dem faden Geschwätz der Mode und neuerer Schriften eine so überschwengliche Idee von der Schönheit des südlichen Himmels und dem Glücke der südlichen Erde bekommen, daß ich lange nicht klug werden konnte, als sie immer von der düsteren Luft des Nordens sprach, obgleich wir schönes Wetter hatten, und über den Sand klagte, auf dem wir fuhren, der doch meinen podagrischen Füßen besser that, als die verwünschten Steinklöge, über die wir seit einigen Tagen hinrumpelten. Damit machte sie mich oft ungeduldig; denn ich kann es nicht leiden, wenn man das Alte um des Neuen willen schmähet, und das Unbekannte auf Kosten des Bekannten lobt, zumal wenn das deutsche Vaterland der Gegenstand des TadelS ist.

Noch ärger aber machte es ihre Jose, die du mir aufpacktest, in der Meinung, es schicke sich nicht für Deine Tochter, ohne weiblichen Begleit zu reisen. Bin ich denn nicht der Oheim, der ihr nichts geschehen lassen wird! Und ist nicht der alte Tobias bei uns, ein treuer Kerl, der sie ja hätte begleiten können, wo sie Bedenken getragen allein zu gehen! Die Kammermädchen sind mir ohnehin zuwider; sind sie häßlich, so thun sie altklug, wie die Sibyllen, und sind sie schön, so meinen sie, die glatte Haut decke alle Gebrechen. Auch mag diese Meinung wirklich einigen Grund haben, denn

wahrhaftig nur das hübsche Gesicht des Mädchens konnte mich oft abhalten, sie nicht auf den Bock hinauszujagen, und den ehrlichen Tobias hereinzunehmen, der um der Hexe willen in Wind und Wetter da draußen sitzen mußte! Beständig spricht sie nur dem Fräulein zu Gefallen, und schwätzt dann in ihrer Unwissenheit Sachen heraus, die ihre feinere Herrschaft flüchtig verschweigt. Kaum waren wir von Hause weg, so hieß es: Wenn wir nur erst in Nürnberg wären! — Warum denn immer fort Nürnberg? fragte ich zuletzt, hast du etwa einen Freund dort? — Nein, war die Antwort, aber da hört der Norden auf. — Gerade wo man zum Thore hineinfährt, rief Tobias vom Bock herunter. — Dein Fräulein erröthete ein wenig über die liebe Einfalt, die das Mädchen von ihr gelernt: und um mein ärgerliches Lachen zu unterbrechen, nahm sie geschwind ihre Reisebemerkungen zur Hand und sagte: Es soll daselbst auch schöne Albrecht Dürer geben. — Weißt du, was das für Leute sind? fragte ich Suschen; und der alte Kauz auf dem Bock erklärte ihr, daß man dort die Lebluchen so heiße.

Ich höre das Mädchen gerne singen. Du weißt, sie hat eine gute Stimme und weiße Zähne, und es war mir ganz recht, als beide gerade mit dem größten unserer Dichter anfiengen; aber als ich tagtäglich das Lied hören mußte: „Kennst du das Land“ &c. und „Komm, Vater, laß uns ziehn“, wobei sie mich dann ansahen, und glaubten, sie machten mir ein Compliment, so verbat ich mir endlich die Ehre. — Unlängst sang sie sogar des Nachts im Bette: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide“; ich hörte es im Nebenzimmer. Was leidest du denn, Suschen? rief ich, kann ich helfen? — Und siehe da, es war die Sehnsucht, nun bald im Lande der Freiheit zu sein. Was Teufels geht denn die Freiheit eines Landes ein Mädchen an! Oder was für eine Freiheit meinen die Kinder?

Sie haben aber zwei Sehnsuchten; erst nach der Schweiz und dann eine noch heiligere, wie sie sagen, nach den Gärten Hesperiens. Es ist gut, daß Griechenland über dem Meere ligt, sonst würde sie auch dorthin gelüsten, und dann wohl noch in den Orient zu den Gazellen, von denen sie sich zuweilen unterhalten, und dann dabei so zimperlich thun, als wünschten sie selbst von einer guten Fee in solche jungfräuliche Thierchen verwandelt zu werden.

So gieng es den ganzen Tag, und wenn wir des Nachts fuhren, sprachen sie von den Sternen und der Unsterblichkeit und dem Wiedersehen, als wenn sie das Heimweh darnach hätten; und wurden recht böse, als ich fragte, ob sie nicht lieber vorher noch eine Redoute besuchen würden? Der Mond hingegen scheint heut zu Tage nichts mehr zu gelten, der doch zu meiner Zeit so viele Bewunderer hatte.

Und so würde ich nicht fertig, liebe Schwester, wenn ich Dir alle zarten Empfindnisse dieser Art, die ich die liebe lange Zeit anhören mußte, herzählen

wollte. — Das sind aber Kleinigkeiten, sagst Du, darin ligt ja nichts Böses, und meinst, ich sollte darüber lachen. Ich mag aber nicht immer lachen; und wenn ich mich ärgere, bekomme ich meine Gliederschmerzen, und wenn ich murre, machen die Mädchen traurige Gesichter, die kann ich auch nicht leiden, das ist eine Schwachheit, die mir noch in meinen alten Tagen anhängt. Kurz, Du hättest mir sie nicht mitgeben sollen; ich hätte mich besser mit meinem Bedienten allein befunden!

Seit zwei Tagen sind wir nun hier, in einem Bergdorfe der östlichen Schweiz. Die Schönheit des Landes wird Dir Clotilde schon beschreiben, ich selbst habe vor dem beständigen Regen noch nichts davon erblickt. Ich sehe nichts als graue Wolken und einfarbige Hügel. — Die ewige Klarheit des südlichen Himmels, wovon Du so viel sprachest, wo mag sie wohl sein? fragte ich Suschen. Ueber den Wolken, antwortete Tobias. Denken sie nicht mehr an den Bodensee, gnädiger Herr? entgegnete das Mädchen. — Und das ist wahr, Schwester, es war ein ganz artiger Anblick, als wir, aus Schwaben kommend, plötzlich von einer Anhöhe den See mit seinen reichbewohnten Ufern und hinter ihm die Hochgebirge von Appenzell im Glanze des Abends sahen. Die Sonne macht aber Alles schön; haben wir nicht auch oft an der Ostsee die Natur bewundert!

Ueber die Kürze meiner Briefe sollst Du nun nicht mehr klagen; den Inhalt decke mit deiner Liebe, meine Gute! Du weißt, ich unterhalte mich so gerne mit Dir, kann aber nicht anders thun, als ich bin, und mag nicht anders reden, als ich denke. Kann ein Kranker sprechen wie ein Gesunder, der Erfahrene wie jugendliche Unwissenheit, der Satte wie der Hungrige?

Lebe wohl!

2.

An den Major von *

Auf Gais, 21. Juni.

Nitz dem Briefe an meine Schwester geht billig auch einer an Dich ab, mein alter Waffengenosse und Hausfreund. Triebe mich nicht die Freundschaft, Dir zu schreiben, so würde es die Langeweile thun; denn seit wir hier sind, regnet es an Einem fort, und ist so kalt, daß ich fürchte, es wird noch Schnee daraus. Mein Gott! ist denn das die liebliche Schweiz, wo man mitten im Sommer beinahe erfriert? Und nicht einmal einen Ofen im Zimmer, und dabei ein verdammt Lärm und ein Herumpoltern in dem hölzernen leichtgebauten Hause, daß der Boden zittert! — Warum bin ich nicht daheim geblieben, und habe meine Schmerzen verbißen! Wir hatten doch unsere Bequemlichkeit, warme Stuben, und es war uns ja oftmals recht wohl bei unsern stillen Büchern. Wolken hätte man auch bei uns abstecken können, haben wir doch Rüche genug und fettes Futter!

Was ist zu machen! Man hat mir nun eine andere Wohnung angeboten bei dem hiesigen Pfarrer, mit einem Zimmer, das gewärmt werden kann, und für das Fräulein einen großen Saal, wie sie nennen, hinten nach dem Gebirge hin, worüber sie eine große Freude hat, und die Berge, die noch hinter Mauern von Wolken verborgen liegen, schon vorläufig geistig empfindet.

Empfindet man denn die Berge? wirst Du sagen. Ja freilich, mein lieber Freund, heut zu Tage muß das sein! Wir haben Nürnberg empfunden, und die Donau, den Kaiserstrom; das Werk deutscher Art und Kunst, das Münster zu Ulm, haben wir mit Innigkeit genossen, und wäre die Empfindung meiner Füße der Empfindung der Mädchenherzen nicht entgegen gewesen, so hätten wir den Turm erstiegen und von oben herab in der Fülle süddeutscher Natur geschwelgt; wir haben uns in den Fluten des Bodensees erspiegelt, und gefühlt,

„Wies Fischlein ist
so wohligh auf dem Grund.“

Auf Flügeln der Phantasie schwebten wir wie junge Adler um die schneebekleideten Spitzen der Berge im goldnen Stral der Abendsonne, und Suschen glaubte schon von Lindau aus eine Gemse auf den fernen Alpen zu erblicken.

Du siehst, was es jetzt auf Reisen für Genüße gibt, wovon man zu unsrer Zeit kaum eine Ahndung hatte, und magst nun auch das Vorschreiten des Menschengeschlechts, wogegen Du so manchen Zweifel hattest, begreifen. Wie beschränkt war dagegen unsre Jugend! In Sonnenschein und Sturm, Hunger und Durst, haben wir das große Weltmeer befahren, im amerikanischen Krieg Ehre gesucht und Wunden davon getragen, uns in den Wäldern des Landes verirrt, mit den Wilden die Friedenspfeife geraucht, und ihre Geistesgegenwart und heroische Unempfindlichkeit bewundert; aber die Schönheiten der rohen oder sanften Natur, so weit ich mich derselben noch zu erinnern weiß, mochten bei uns wohl ein dunkles Gefühl größerer Behaglichkeit erregen, doch zum Faden eines feinen Gespräches wurden sie nie herausgesponnen, oder kannst Du Dich dessen erinnern? Allein wer das jetzt nicht kann, den läßt man merken, daß ihm etwas an der Bildung abgehe; daher wollen es Alle können, und sie wissen gegenwärtig bei einem Bächlein, das über einen Stein hinunterfällt, mehr zu sagen, als wir beim Sturze des Niagara. Einer lernt es vom Andern, und jeder Reisebeschreiber nimmt Unterricht bei seinem Vorgänger.

Einige nothgedrungene Ausfälle abgerechnet, womit ich zuweilen die hochfliegenden Gesinnungen der Mädchen niederschlagen mußte, gieng die Reise gut und friedlich von statten. Meine Gesundheitsumstände kannst Du, wenn Du Lust hast, von dem Arzte vernehmen, dem ich geschrieben, und für seinen Rath, womit er mich den weiten Weg in dieß Bergland geschickt, eben nicht gedankt habe; unter uns soll es bei der alten Abrede bleiben, Du

nicht über Deinen verstümmelten Arm, und ich nicht über meine Gliederschmerzen gegenseitig zu klagen; es gibt in der Welt ohnedies noch Stoff genug zur Unzufriedenheit. Glücklich Du, der Du zu Hause bleibst! Grüße den Pastor! O Liebes Paar, wär ich wieder unter Euch!

74.

Das Meer der Hoffnung.

(Von Friedrich Rückert.)

Hoffnung auf Hoffnung geht zu Scheiter, Daß die Wogen sich senken und heben,
aber das Herz hofft immer weiter, das ist eben des Meeres Leben,
Wie sich Wog' über Woge bricht, Und daß es hoffe von Tag zu Tag,
aber das Meer erschöpft sich nicht. das ist des Herzens Bogenschlag.

75.

Paul Gerhardt.

(Von G. H. Schmidt von Lübeck.)

BU Brandenburg einst waltet
der Kurfürst weit und breit;
Doch neue Lehre spaltet
des Glaubens Einigkeit.

Es steuern wohl Gesetze
verbotenem Geschwäze,
wie das Edict es nennt:
Doch wird es ihm gelingen,
den freien Geist zu zwingen
des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Der stand an heiliger Stätte,
der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
verkündigend den Herrn.

„Und laß dir nimmer grauen!
mußt droben dem vertrauen,
des Name Zabaoth!
Und ob des Himmels Schranken
und alle Besten wanken:
ein' feste Burg ist unser Gott!“

Der Kurfürst aber sandte;
da kam der fromme Mann.
Des Fürsten Auge brannte,
und zürnend hub er an:

„Wer nur den eignen Grillen,

nicht des Gesezes Willen
zu folgen weise fand,
Der hat — es sei gesprochen! —
hat Ehr und Amt verbrochen
und meidet fortan Stadt und Land!“

Der Greis versetzt bescheiden:
„Mir ziemts, das strenge Recht,
Gebietet, zu erleiden,
mir, dem geringen Knecht.

Wie mag ich anders lehren,
das Reich des Herrn zu mehren,
als wie geschrieben steht? —
Es bleibt gerecht sein Wille,
ich will ihm halten stille.“
Und drauf verneigt er sich und geht.

Und wehrt daheim dem Jammer,
und alles legt er ab,
Und nimmt aus seiner Kammer
die Bibel und den Stab.

Die Mutter, blaß vor Harme,
das jüngste Kind im Arme,
das zweite bei der Hand —
So tritt er an die Schwelle
und blickt hinauf ins Helle;
und meidet fröhlich Stadt und Land. —

Wer geht im fernen Thale
den müden Pilgergang
Im heißen Sonnenstrale
die flache Haide entlang?

Sie wallen froh im Glauben,
als blühten ihnen Lauben,
der fremden Erde zu;
Und als der Tag verfloßen,
so heüt, im Wald verschloßen,
ein gastlich Dach dem Häußlein Ruh.

• Schau den süßen Schlummer
der Kleinen auf der Bank!
Ins Mutterherz der Kummer,
so viel es kämpfte, sank:

„Wer wird sich doch der Armen
im fremden Land erbarmen,
und ihr Vertreter sein?
Wer wird das Herz erweichen?
die harten Menschen reichen
den Hungrigen für Brod den Stein.“

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie stehn in Gottes Hut!“
Des Glaubens Palme säthelt
ihm Freudigkeit und Muth.

Und wo sich solche Blüte
entfaltet im Gemüthe,
ist nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus mit Eile,
und bringt, nach kleiner Weile,
des Trostes goldnes Lied zurück:

„Bestehl du deine Wege
und was dein Herze fränkt
Der allertreusten Pflege
des, der den Himmel lenkt.“

Da deucht es ihren Sinnen,

als ob die Furcht von hinnen
und alle Sorge flöh'.

Denn kaum das Lieb vernommen,
ist über sie gekommen
der Friede Gottes aus der Höh.

Sie schwören still — und schauen
hinaus in Wald und Nacht
Und über dunkeln Auen
der Sterne goldne Pracht —

Sie schwören, ob die Wellen
bis an die Seele schwellen,
zu trauen für und für:
Und als der Schwur vollzogen
und himmelan geflogen,
da steht die Hilfe vor der Thür.

Denn draußen scharrt im Sande
bereits des Rosses Fuß;
Es bringt aus Sachsenlande
der Bote diesen Gruß:

„Dem Sänger Heil und Frieden!
ich bin hieher beschieden
durch Herzog Christian;
Er will den Dulder ehren,
den treu im Thun und Lehren
die Engel Gottes wandeln sahn!

Er hat dich auferkoren;
zu weiden eine Herd;
Und was du dort verloren,
sei dreifach dir gewährt! —

Wohlauf, es graut der Morgen!
dahinten laß die Sorgen,
Gott hat die Noth gewandt;
Es winken uns die Gränzen:
eh wieder Sterne glänzen,
umfängt dich Freund und Vaterland.“

Anmerkung. Paul Gerhardt war Diaconus an der St. Nicolai-Kirche in Berlin. Im Jahr 1666 gab ihm Kurfürst Friedrich Wilhelm seine Entlassung, setzte ihn aber ein Jahr darauf wieder in sein Amt ein. Paul Gerhardt, der sich gleichwohl in seiner Wirksamkeit beschränkt sah, verließ nun freiwillig Berlin und begab sich nach Sachsen, wo ihn im Jahr 1669 Herzog Christian von Sachsen-Merseburg zum Archidiaconus in Lübben in der Niederlausitz ernannte.

Der Bergmann.

(Von Novallis. Heinrich von Ofterdingen, fünftes Kapitel.)

Nach einigen Tagereisen kamen wir an ein Dorf, am Fuße einiger spitzigen Hügel, die von tiefen Schluchten unterbrochen waren. Die Gegend war übrigens fruchtbar und angenehm, ungeachtet die Rücken der Hügel ein todes, abschreckendes Ansehen hatten. Das Wirtshaus war reinlich, die Leute bereitwillig, und eine Menge Menschen, theils Reisende, theils bloße Trinkgäste, saßen in der Stube und unterhielten sich von allerhand Dingen.

Unsere Reisenden gesellten sich zu ihnen und mischten sich in die Gespräche. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tische saß, und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geschahen. Er kam aus fremden Landen, hatte sich heute früh die Gegend umher genau betrachtet, und erzählte nun von seinem Gewerbe und seinen heutigen Entdeckungen. Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er sprach aber sehr bescheiden von seinen Kenntnissen und seiner Macht, doch trugen seine Erzählungen das Gepräge der Seltsamkeit und Neuheit. Er erzählte, daß er aus Böhmen gebürtig sei. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt, zu wissen, was in den Bergen verborgen sein müsse, wo das Wasser in den Quellen herkomme, und wo das Gold und Silber und die köstlichen Steine gefunden würden, die den Menschen so untwiderstehlich an sich zögen. Er habe in der nahen Klosterkirche oft diese festen Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet, und nur gewünscht, daß sie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer geheimnisvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wohl zuweilen gehört, daß sie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in diesen Gegenden solche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge seien doch nicht umsonst so weit im Umfange, und erhaben, und so fest verwart; auch habe es ihm verdünkt, wie wenn er zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er sei fleißig in den Felsenrißen und Höhlen umhergeklettert, und habe sich mit unaussprechlichem Vergnügen in diesen uralten Hallen und Gewölben umgesehen. — Endlich sei ihm einmal ein Reisender begegnet, der zu ihm gesagt, er müsse ein Bergmann werden, da könne er die Befriedigung seiner Neugier finden. In Böhmen gebe es Bergwerke. Er solle nur immer an dem Flusse hinuntergehen, nach zehn bis zwölf Tagen werde er in Gula sein, und dort dürfe er nur sprechen, daß er gern ein Bergmann werden wolle. Er habe sich dieß nicht zweimal sagen lassen, und sich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht. Nach einem beschwerlichen Gange von mehreren Tagen, fuhr er

fort, kam ich nach Gula. Ich kann euch nicht sagen, wie herrlich mir zu Muthe war, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, die mit grünen Gebüsch durchwachsen waren, auf denen bretteerne Hütten stunden, und als ich aus dem Thale unten die Rauchwolken über den Wald heraufziehen sah. Ein fernes Getöse vermehrte meine Erwartungen, und mit unglaublicher Neugierde und voll stiller Andacht stund ich bald auf einem solchen Haufen, den man Galde nennt, vor den dunklen Tiefen, die im Innern der Hütten steil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Thale, und begegnete bald einigen schwarzgeklebten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht für Bergleute hielt, und denen ich mit schüchternen Angstlichkeit mein Anliegen vortrug. Sie hörten mich freundlich an, und sagten mir, daß ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehen und nach dem Steiger fragen sollte, welcher den Anführer und Meister unter ihnen vorstellt; dieser werde mir Bescheid geben, ob ich angenommen werden möge. Sie meinten, daß ich meinen Wunsch wohl erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruß: „Glück auf,“ womit ich den Steiger anreden sollte. Voll fröhlicher Erwartungen setzte ich meinen Weg fort, und konnte nicht aufhören, den neuen bedeutungsvollen Gruß mir beständig zu wiederholen. Ich fand einen alten, ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing, und, nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt und ihm meine große Lust, seine seltne, geheimnisvolle Kunst zu erlernen, bezeugt hatte, bereitwillig versprach, mir meinen Wunsch zu gewähren. Ich schien ihm zu gefallen, und er behielt mich in seinem Hause. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren, und mich in der reizenden Tracht sehen würde. Noch denselben Abend brachte er mir ein Grubenkleid, und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt lagen.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Gesprächen, so unverständlich und fremd mir sowohl die Sprache, als der größte Teil des Inhalts ihrer Erzählungen auch vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde, und beschäftigte mich des Nachts in seltsamen Träumen. Ich erwachte bei Zeiten, und fand mich bei meinem neuen Wirte ein, bei dem sich allmählich die Bergleute versammelten, um seine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenstube war zu einer kleinen Kapelle eingerichtet. Ein Mönch erschien und las eine Messe, nachher sprach er ein feierliches Gebet; worin er den Himmel anrief, die Bergleute in seine heilige Obhut zu nehmen, sie bei ihren gefährlichen Arbeiten zu unterstützen, vor Anfechtungen und Tücken böser Geister sie zu schützen, und ihnen reiche Anbrüche zu bescheeeren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunst gebetet, und nie die hohe Bedeutung der Messe lebhafter

empfundnen. Meine künftigen Genossen kamen mir wie unterirdische Helden vor, die tausend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kenntnissen besäßen, und in dem ernstlichen stillen Umgange mit den uralten Felsensöhnen der Natur, in ihren dunkeln, wunderbaren Kammern, zum Empfängnis himmlischer Gaben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängnisse ausgerüstet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienste eine Lampe und ein kleines hölzernes Crucifix, und gieng mit mir nach dem Schachte, wie wir die schroffen Eingänge in die unterirdischen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabsteigens, machte mich mit den nothwendigen Vorsichtsregeln, so wie mit den Namen der manigfaltigen Gegenstände und Teile bekannt. Er fuhr voraus, und schurrte auf den runden Balken hinunter, indem er sich mit der einen Hand an einem Seil anhielt, das in einem Knoten an einer Seitenstange fortglitschte, und mit der andern die brennende Lampe trug; ich folgte seinem Beispiel, und wir gelangten so mit ziemlicher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe. Mir war seltsam feierlich zu Muth, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meister ward nicht müde, meine neugierigen Fragen zu beantworten und mich über seine Kunst zu belehren. Das Rauschen des Wassers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verschlungeneheit der Gänge und das entfernte Geräusch der arbeitenden Bergleute erregte mich ungemein, und ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Besiz dessen, was von jeher mein sehnlichster Wunsch gewesen war. Es läßt sich auch diese volle Befriedigung eines angeborenen Wunsches, diese wundersame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältnis zu unserem geheimen Dasein haben mögen, zu Beschäftigungen, für die man von der Wiege an bestimmt und ausgerüstet ist, nicht erklären und beschreiben. Vielleicht daß sie jedem Andern gemein, unbedeutend und abschreckend vorgekommen wären; aber mir schienen sie so unentbehrlich zu sein, wie die Luft der Brust und die Speise dem Magen. Mein alter Meister freute sich über meine innige Lust, und verhieß mir, daß ich bei diesem Fleiß und dieser Aufmerksamkeit es weit bringen, und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht sah ich zum erstenmal in meinem Leben am sechszehnten März, vor nunmehr fünf und vierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwischen den Spalten des Gesteins. Es kam mir vor, als sei er hier wie in festen Gefängnissen eingesperrt, und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit so viel Gefahren und Mühseligkeiten sich den Weg zu ihm durch die starken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen

Kronen und Gefäßen und heiligen Reliquien zu Ehren gelangen und in geachteten und wohlverwahrten Münzen, mit Bildnissen geziert, die Welt beherrschen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Gula, und stieg allmählich bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann ist, der die Arbeiten auf dem Gestein betreibt, nachdem ich anfänglich bei der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angestellt gewesen war.

Der alte Bergmann ruhte ein wenig von seiner Erzählung aus, und trank, indem ihm seine aufmerksamen Zuhörer ein fröhliches Glückauf zu brachten. Heinrichen erfreuten die Reden des alten Mannes ungemein, und er war sehr geneigt, noch mehr von ihm zu hören.

Die Zuhörer unterhielten sich von den Gefahren und Seltsamkeiten des Bergbaus, und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte oft lächelte, und freundlich ihre sonderbaren Vorstellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile sagte Heinrich: Ihr mögt seitdem viel seltsame Dinge gesehen und erfahren haben; hoffentlich hat euch nie eure gewählte Lebensart gereut? Wärt ihr nicht so gefällig, und erzähltet uns, wie es euch seitdem ergangen ist, und auf welcher Reise ihr jetzt begriffen seid? Es scheint, als hättet ihr euch weiter in der Welt umgesehen, und gewis darf ich vermuthen, daß ihr jetzt mehr als einen gemeinen Bergmann vorstellt. Es ist mir sehr lieb, sagte der Alte, mich der verflossenen Zeiten zu erinnern, in denen ich Anlässe finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreuen. Das Geschick hat mich durch ein frohes und heiteres Leben geführt, und es ist kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen zur Ruhe gelegt hätte. Ich bin immer glücklich in meinen Verrichtungen gewesen, und unser Aller Vater im Himmel hat mich vor dem Bösen behütet, und in Ehren grau werden lassen. Nächst ihm habe ich alles meinem alten Meister zu verdanken, der nun lange zu seinen Vätern versammelt ist, und an den ich nie ohne Thränen denken kann. Er war ein Mann aus der alten Zeit, nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einsichten war er begabt, und doch kindlich und demüthig in seinem Thun. Durch ihn ist das Bergwerk in großen Flor gekommen, und hat dem Herzoge von Böhmen zu ungeheuren Schätzen verholfen. Die ganze Gegend ist dadurch bevölkert und wohlhabend und ein blühendes Land geworden. Alle Bergleute verehrten ihren Vater in ihm, und so lange Gula steht, wird auch sein Name mit Rührung und Dankbarkeit genannt werden. Er war seiner Geburt nach ein Lausitzer, und hieß Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, wie ich zu ihm ins Haus kam. Meine Emsigkeit, meine Treue und meine leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihn gewannen mir seine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir seinen Namen und machte mich zu seinem Sohne. Das kleine Mädchen ward nachgerade ein wackres, muntres Geschöpf, deren

Gesicht so freundlich glatt und weiß war, wie ihr Gemüth. Der Alte sagte mir oft, wenn er sah, daß sie mir zugethan war, daß ich gern mit ihr schärferte und kein Auge von den übrigen verwannte, die so blau und offen wie der Himmel waren und wie die Krystalle glänzten: wenn ich ein rechtlicher Bergmann würde, wolle er sie mir nicht versagen; und er hielt Wort. — Den Tag, wie ich Häuer wurde, legte er seine Hände auf uns, und segnete uns als Braut und Bräutigam ein, und wenig Wochen darauf führte ich sie als meine Frau heim. Denselben Tag hieb ich in der Frühschicht, noch als Lehrhäuer, eben wie die Sonne oben aufstieg, eine reiche Ader an. Der Herzog schickte mir eine goldene Kette mit seinem Bildnis auf einer großen Münze, und versprach mir den Dienst meines Schwiegervaters. Wie glücklich war ich, als ich sie am Hochzeitstage meiner Braut um den Hals hängen konnte, und aller Augen auf sie gerichtet waren. Unser alter Vater erlebte noch einige muntere Enkel, und die Anbrüche seines Herbstes waren reicher als er gedacht hatte. Er konnte mit Freudigkeit seine Schicht beschließen, und aus der dunkeln Grube dieser Welt fahren, um in Frieden auszuruhen und den großen Lohn zu erwarten.

Herr, sagte der Alte, indem er sich zu Heinrichen wandte und einige Thränen aus den Augen trocknete, der Bergbau muß von Gott gesegnet werden! Denn es gibt keine Kunst, die ihre Theilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte, und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielt, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm geht er wieder dahin. Er begnügt sich, zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden, und sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lautes Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie Waaren geworden sind, und er sucht sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Besten der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte. Jene Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch und seinen Sinn wacker; er genießt seinen kärglichen Lohn mit inniglichem Danke und steigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkeln Grüften seines Berufes. Nur er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freien Luft und Ausschicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig, wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er nicht unter seines Gleichen, oder herzt seine Frau und Kinder, und ergeht sich dankbar an der schönen Gabe des traulichen Gesprächs!

Sein einsames Geschäft sondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menschen einen großen Teil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgiltigkeit gegen diese überirdischen, tiefsinnigen Dinge, und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit seinem eigentümlichsten Geiste und in seiner ursprünglichen bunten Wunderbarkeit erscheint. Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen sein. Als Eigentum verwandelt sie sich in ein böses Gift, das die Ruhe verschleucht und die verderbliche Lust, alles in den Kreis des Besitzers zu ziehen, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenschaften herbeilockt. So untergräbt sie heimlich den Grund des Eigentümers, und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen, und so ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählich zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme genügsame Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beseelt. Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit seiner Genossen und seiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdbliche Geduld und läßt nicht zu, daß sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat mit einer wunderlichen, harten und unbiegsamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber welches köstliche Gewächs blüht ihm auch in diesen schauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand und Vorsorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen sichtbar wird. Wie unzählige Mal habe ich nicht vor Ort geseßen, und bei dem Schein meiner Lampe das schlichte Crucifix mit der innigsten Andacht betrachtet! Da habe ich erst den heiligen Sinn dieses räthselhaften Bildnisses recht gefaßt, und den edelsten Gang meines Herzens erschürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat.

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und sagte: Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann gewesen sein, der den Menschen zuerst die edle Kunst des Bergbaus gelehrt, und in dem Schoße der Felsen dieses ernste Sinnbild des menschlichen Lebens verborgen hat. Hier ist der Gang mächtig und gebräclich, aber arm, dort drückt ihn der Felsen in eine armselige, unbedeutende Kluft zusammen, und gerade hier brechen die edelsten Geschicke ein. Andre Gänge verunedeln ihn, bis sich ein verwandter Gang freundlich mit ihm scharf, und seinen Werth unendlich erhöht. Oft zerschlägt er sich vor dem Bergmann in tausend Trümmern: aber der Geduldige läßt sich nicht schrecken, er verfolgt ruhig seinen Weg, und sieht seinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn

ein betrüglisches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falschen Weg, und bricht mit Gewalt querfelbein, bis er den wahren erzführenden Gang wieder gefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie sicher aber auch, daß Eifer und Beständigkeit die einzigen untrüglischen Mittel sind, sie zu bemeistern und die von ihnen hartnäckig verteidigten Schätze zu heben.

77.

Bergmanns Leben.

(Von Royalis.)

Er ist der Herr der Erde,
wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
in ihrem Schoß vergißt.

Wer ihrer Felsenglieder
geheimen Bau versteht,
Und unverbroßen nieder
zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
als wär sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
mit neuer Liebe zu,
Und scheut nicht Fleiß und Plage,
sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
der längst verfloßnen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
mit Freundlichkeit bereit.

Der Vordwelt heilige Lüfte
umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
strahlt ihm ein ewiges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
hilfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlößer
thun ihre Schatz ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
in seines Königs Haus,
Und schmückt die Diabeme
mit edlen Steinen aus.

Dwar reicht er treu dem König
den glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig
und bleibt mit Freuden arm.

Die mögen sich erwürgen
am Fuß um Gut und Geld:
Er bleibt auf den Gebirgen
der frohe Herr der Welt.

Beschreibung eines Gewitters in Brasilien.

(Von Eichwege. Aus G. G. Carus Briefen oder das Erleben. 1841. Seite 270 ff.)

Die Gegend hier mitten im Walde hatte schlechterdings nichts Einladendes. Ein müßiger Waldstrom rauschte im tiefen Grunde, während bärtige Affen bei anbrechender Nacht in weiter Ferne murmelten. Im Rancho (offenes Gebäude mit Ziegeln oder Schilf gedeckt zum Unterkommen für die Reisenden) herrschte die geschäftigste Thätigkeit. Die Neger schleppten Holz herbei, die Kochtöpfe sprudelten am Feuer, und indem der Geruch derselben uns den willkommenen Genuß vorspiegelte, kamen auch die Thiere herbei, gleiche Labung erheischend und sich darauf freuend. Man beschlug in der Eile noch wo es fehlte, und heilte die durch den Druck der Sättel entstandenen Wunden. In dieser regsamen Thätigkeit verblieb die Gesellschaft, bis endlich die Thiere auf die Weide getrieben und die Abendmalzeit genossen war. Eine Wachskerze leuchtete uns noch zu irgend einer den Schlaf herbeiführenden Lectüre, der dann auch, nach einer ruhelos hingebachten Nacht, sich wie ein lieber Gast nicht lange bitten ließ. Zwar leuchteten Blitze schon lange aus der Ferne durch das Dunkel der Bäume, und das ferne Rollen des Donners verkündete die Ankunft eines Gewitters; aber der Schlaf war mächtiger, als alle Drohungen des Himmels. Wir genossen wohl eine Stunde lang der Ruhe, als das Unwetter mit aller Macht einbrach und uns erweckte. Ein Orkan, der mit furchtbarer Gewalt die Urbäume schüttelte und bis zu den Wurzeln bewegte, raste voran und riß in wirbelnden Bewegungen meine Bettdecke fort, indes er zugleich die Ziegel des Daches neben unserem Lager niederwarf. Zusammengekauert unter Ochsenhäuten saßen die Neger am erlöschenden Feuer und kreuzten sich bei jedem Blitze. Auch wir rückten der stehenden Wand der Venda näher, Schutz gegen die herabfallenden Ziegel und den nun in Strömen niederstürzenden, vom Winde auf uns getriebenen Regen zu suchen. Selbst unsre Maulthiere und Pferde, geschreckt vom wilden Getöse und dem Niederstürzen der Bäume, flohen aus dem Walde unter unser unsicheres Dach. Es ist schwer, sich eine deutliche Idee von dem schauerlich Großen eines nächtlichen, mit Sturm begleiteten Gewitters in einem Urwalde Brasiliens zu machen, und Schauer erregend, ihm ohne Obdach ausgesetzt zu sein. Noch schwerer bleibt die Beschreibung eines solchen Gegenstandes, der alles in seiner Furchtbarkeit überbietet. Ein Sturm zur See, wenn Segel reißen und Masten brechen, ist wohl wegen des schwankenden Elements gefährvoller, doch grausender dieses. Bei jenem sind die Momente die schrecklichsten, wo der Schiffer die dem Sturm sich entgegenstimmenden Gegenstände, Masten und Segel, noch nicht eingezogen und verkleinert und der einwirkenden

Gewalt angepaßt hat. Ist dieses Geschäft aber vorüber und glücklich überstanden, so kann man sich auf offener See und in wasserdichtem Fahrzeuge sorglos schaukeln lassen; das Heulen des Windes in den Tauen, das Raseln und Knarren der Masten und Segelstangen, das Dehnen, Rucken, Winden und Knistern des Schiffsbauchs, die an- und überschlagenden Wellen hört man nach einigen Stunden ohne Angst; der Eindruck wird schwächer und schwächer, und selbst der Donner verliert von seiner Furchtbarkeit; er eilt schnell vorüber und man ligt ruhig in der Kajüte. Nicht so Stürme und Gewitter, wie ich sie in den brasilianischen Wäldern oft erlebte. Immer waren sie mir furchtbar, und selbst den Thieren schien es unheimlich zu Muth zu sein, denn auch die Kleinsten wurden unruhig, besonders die Frösche. Das Toben des Windes in den Riesenbäumen Brasiliens, das Getöse und Getraße der umstürzenden, nahe und fern das Abfallen durrer Nester, der Strom sich ergießenden Regens, das Geheul wilder Thiere, besonders der Affen, die vielleicht durch einen niederstürzenden Baum aus ihrer Schlafstätte geschleudert, vielleicht auch beschädigt wurden, das unaufhörliche Krachen und Rollen des Donners mit seinen unendlichen Echos, das wunderliche Licht, welches die hellen Blitze unter dem Dunkel des schwarzen Waldes verbreiteten, dabei die beständige Gefahr, von durren Nesten oder niederstürzenden Bäumen erschlagen zu werden, alles dieses versetzte mich immer in den unbehaglichsten Zustand.

Noch auf meiner letzten Reise von Villa Rica nach Rio de Janeiro bestanden wir eine ebenso unangenehme Nacht. In einem tiefen, an und für sich schon Grausen erregenden Thale, zwischen hohen felsigen Bergen eingeschlossen, fließt der Rio das Petras sehr unbedeutend, aber halb mächtig werdend durch starke Regengüße. Eine kleine Brücke führt, nicht fern von der Mündung eines andern kleinen Waldbachs, über denselben. Der Tag war so heiß gewesen, die Thiere waren so ermüdet, die reinen mit Gras bewachsenen Ufer und der grüne Abhang des untern Theils des Berges, beschattet von majestätischen, hohen dickbelaubten wilden Feigenbäumen (hier Gemeleiras genannt) so einladend, daß wir uns entschloßen, auf diesem Plage unser Nachtlager aufzuschlagen. Hoch oben am Berge war die Wohnung eines Pflanzers. Es war noch früh am Tage, und wir hatten Zeit unsre häuslichen Einrichtungen zu treffen. Der Boden war allenthalben rein, das Gras kurz, so daß von Schlangen nichts zu befürchten war. Vertrauend auf den schönen Abend, der uns eine herrliche Nacht verkündete, gaben wir uns keine Mühe, uns gegen Regen zu sichern. Einige lagerten hier, die Andern dort. Ich wählte meinen Platz unter einem großen, etwas erhaben stehenden Feigenbaum, breitete eine Ochsenhaut auf die Erde und ließ mein Bett darauf legen. Hochflammende Feuer verbreiteten einen wunderlichen Schein über die schlafenden Gruppen, das aufgetürmte Gepäcke und das an den Bäumen

herumhängende Sattelzeug. Mein kleiner Pflegesohn war mein Schlafkamerad. Lange dauerte es, ehe ich einschlafen konnte. Kein Lüftchen rührte sich, und nur das Rauschen des in der Ferne sich durch Felsen zwängenden Flusses unterbrach die Stille der Nacht. Die ganze Natur schien zu schlafen, und die Feuer verglimmten in sich, als ferner Donner und helle Blitze uns weckten. Schnell rückte das Gewitter näher heran, und die schleunigsten Maßregeln mußten getroffen werden, uns gegen den Regen zu schützen. Die Feuer wurden vergrößert, das Gepäck und unser Lager mit Ochsenhäuten zugedeckt. Bald wütheten Sturm, Regen, Blitz und Donner; jeder kroch unter seine Ochsenhülle und zog sich zusammen, da wo die Hülle nicht zureichte. Die dickbelaubten Bäume schützten anfänglich; später aber entlebigten sie sich des Wassers in verdoppelten Güßen. Die Feuer erloschen vom unaufhörlichen Regen; die nahen Waldströme ertönten mit brüllendem Geräusche. Rabenschwarze Nacht umgab uns. Mein kleiner Schlafkamerad drückte sich fest an mich, Alle, die Einen in Betrachtung dieser unangenehmen Lage verloren, die Andern, besonders die Neger, sich vor Gottes Zorn fürchtend, verhielten sich ganz ruhig, keiner sprach ein Wort, bis endlich ein ertosenbes krachendes Geräusch uns mit einem Schrei des Entsetzens aufriß. Tausend Vermuthungen, Angst, Zweifel, Furcht und Erwartung wechselten mit einem Male ab. Waren wir hier sicher oder der Gefahr ausgesetzt? war der Tod uns nahe, oder welches furchtbare Naturereignis hatte sich zugetragen? Dieß alles verbarg uns die dunkle Nacht, und wir ergaben uns mit klopfendem Herzen der Vorsehung. In diesem qualvollen Zustande der Angst, der Furcht und des Schreckens, die Neger immer „*misericordia meo deos*“ ächzend, verblieben wir bis zum Anbruche des Tages; da erleuchtete die Sonne die Ursache jener Getöse—es war ein während des Gewitters unfern von uns herabgegangener Bergsturz.

79.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Unter allen Schlangen ist eine,
auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
an Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in Einem Grimme
den Reiter und sein Ross.

Sie liebt die höchsten Spitzen;
nicht Schloß, nicht Riegel kann

Vor ihrem Anfall schützen;
der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer;
wies tödtet, ist es todt!

Salas y Gomez.

(Von Adalbert v. Chamisso.)

Salas y Gomez raget aus den Fluten
des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
verbrannt von scheitelrechter Sonne-Fluten,
Ein Steingestell ohn alles Gras und Moos,
das sich das Volk der Vögel auserkor
zur Ruhstatt im bewegten Meereschooß.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
als auf dem Rurik: „Land im Westen!

Land!“ [Ohr.

der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm
Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
gawahrten wir der Meeresvögel Scharen
und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
so ward beschloßen, den Versuch zu wagen,
in zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu sein mir angetragen;
das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
ich werd es jetzt mit schlichten Worten sagen.
Wir legten bei, bestiegen wohlbewart
die ausgesetzten Boote, stießen ab,
und längs der Brandung rudern gieng
die Fahrt.

Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
ward angelegt bei einer Felsengruppe,
wir setzten auf das Trockne unsern Stab.
Und eine rechts, und links die andre Truppe,
verteilten sich den Strand entlang die
Mannen,

ich aber stieg hinauf die Felsenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten,
und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
die Blicke den Gesichtskreis rings um-
spannten.

Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
und wieder erdwärts sich gesenket haben,
läßt Eines alles Andre mich vergessen.
Es hat die Hand des Menschen eingegraben

das Siegel seines Geistes in den Stein,
worauf ich steh, — Schriftzeichen find,
Buchstaben.

Der Kreuze fünf mal zehn in gleichen Reihn
es will mich dünken, daß sie lang bestehen;
doch muß die flüchtige Schrift hier jünger sein.
Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
der Tritte Spur, die sie verlöschet fast:
es scheint ein Pfad darüber hinzugehen.

Und dort am Abhang war ein Ort der Raft;
dort nahmer Nahrung ein: dort Gierschaalen;
wer war, wer ist der grausen Wildnis Gast?
Und spähend, lauschend schritt ich auf dem
Fahlen

Gestims einher zum andern Felsenhaupt,
das zugewendet ligt den Morgenstralen.
Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
die mir die Ansicht von dem Abhang raubte,
Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
wohl hundert Jahre, mocht ich schätzen, alt,
des Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
Nackt, lang gestreckt die riesige Gestalt,
von Bart und Haupthaar abwärts zu den
Lenden

den hageren Leib mit Silberglanz umwallt.
Das Haupt gelehnet an des Felsen Wänden,
im starren Antlitz Ruh, die breite Brust
bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen!
Und wie, entsetzt, mit schauerlicher Lust
ich unverwandt das große Bild betrachte,
entfloßen mir die Thränen unbewußt.

Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich
erwachte,

entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte fährten,
und stellten, bald verstummend, sich zum
Kreiß,

die fromm die Feier solches Anblicks ehrten.
Und seht! noch reget sich, noch athmet leis,

noch schlägt die müden Augen auf, und hebt
das Haupt empor der wundersame Greis.
Er schaut uns zweifelnd, staunend an, be-
strebt

sich noch zu sprechen mit erstorbnem Munde,
umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.

Es sprach der Arzt, bemüht'nd in dieser
Stunde

sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei.“
Wir aber standen betend in der Kinde.

Es lagen da der Schiefertafeln drei
mit eingeritzter Schrift: mir ward zu Teile
der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,

die rein in spanischer Zunge sind geschrieben,
gebotein Schuß vom Schiffe her uns Gile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter
trieben

von dannen uns mit Hast zu unsern Booten:
wie dort er lag, ist liegen er geblieben.

Es dient der Stein, worauf er litt, dem
Toten

zur Ruhestätte wie zum Monumente, [ten!
und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entbo-
Die Hülle gibst du hin dem Elemente,
allnächtlich stralend über dir entzündet
des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
und, was du littest, wird dein Lieb verkünden.

Die erste Schiefertafel.

Mir war von Freud und Stolz die Brust
geschwellt,

ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
gehäuft die Schätze der gesammten Welt.

Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
die legt' ich alle nur zu Füßen ihr; —

Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
an welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
ich hatt' s dem grauen Vater dargebracht; —

Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
gefühlte der thatendurstigen Jugend Blut,
und war geduldig worden und besonnen; —

Die schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
von ihren weichen Armen sanft umruht;

Es sprach der Vater über uns den Segen,
ich fand den Himmel in des Hauses
Schranken,

und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen —

So wehten thöricht vorwärts die Gedanken!
ich aber lag auf dem Berdeck zu Nacht,
und sah die Sterne durch das Tauwerk
schwanken.

Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
der so die Segel spannte, daß wir kaum
den flüchtigen Weg je schnelleren Laufs ge-
macht.

Da schreckte mich ein Stoß aus meinem
Traum,

erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.

Ein zweiter Stoß, ein dritter: krachend aus
den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
schlug schäumend ein und endete den Graus.

Verlorner Schwimmer in der Brandung
Schwelle!

noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
und sah noch über mir die Sternenhelle.

Da fühlt ich in den Abgrund mich gezogen,
und wieder aufwärts fühlt ich mich gehoben,
und schaute einmal noch des Himmels
Bogen.

Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben;
ich übergab dem Tod mich in der Tiefe,
und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.

Da schien mir, daß im tiefen Schlaf ich
schliefe,

und sei mir aufzuwachen nicht verließen,
obgleich die Stimme mirs im Innern rief.

Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
und ich besann mich, schaut umher, und fand,
es habe hier das Meer mich ausgespien.

Und wie vom Todeschlaf ich auferstand,
bemüht' ich mich die Höhe zu ersteigen,
um zu erkunden dieß mein Rettungsland.

Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
die diesen einsam nackten Stein umwandten,
dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wuth die Wellen
branden,

auf fernem Riffe, war das Braut zu sehen,
wofelbst es lange Jahre noch gestanden.
Mir unerreichbar! — Und des Windes
Wehen,

der Strom, entführen seewärts weiter fort
des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort
geschehen.

Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang an dem
Strande:

das Sternentkrenz verkündete den Tag,
sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
vor mir der Dfen, leuchtend nur entrollte
zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden
wollte;

mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
wo bald die Sonne sich erheben sollte.
Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
erhoben ihre Stimme, blaß und blaßer
erlosch der Schimmer in der Brandung
Schaum;

Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
in tiefem Blau verschwand der Sterne
Chor:

ich kniet in Andacht und mein Aug ward
naßer.

Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
die Freude noch in wunde Herzen senkt;
ich richtete zu ihr den Blick empor: —
„Ein Schiff! ein Schiff! Mit vollen Segeln
lenkt

es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde!
noch lebt ein Gott, der meines Glends denkt!
O Gott der Liebe, ja du straffst gelinde!
Faum hab ich dir gebeitet meine Neun,
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde!

Ich aber dachte: Nicht an solchem Ort
wirfst lange die Gefährten du beneiden,
die früher ihr Geschick erlitt dort.
Nicht also! Nicht, es will nur mich ver-
meiden!

der Vögel Eier reichen hin allein
mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbender leb ich so mit meiner Bein,
und frage mit der scharfen Muschelscherben
auf diesen mehr als ich gedulden Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu
sterben.“

Du öffnest mir das Grab und führst aufs
Neu
zu Menschen mich, sie an mein Herz zu
drücken,

zu leben und zu lieben warm und treu.“
Und oben von der Klippe höchstem Rücken
betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich
bleich:

noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetragne Schiff, zugleich
die Angst in meinem Busen namenlos:
es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar
und bloß,
die Arme nur vermögend auszubreiten!
du kennst, barmherziger Gott, du fühlst
mein Loos!

Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
mit windgeschwellten Segeln auf den
Wogen,
und schwinden zwischen ihm und mir die
Weiten.

Und jetzt! — es hat mein Ohr mich nicht be-
trogen: [gen,
des Meisters Pfeife wars, vom Wind getra-
die wohl ich giergen Durstes eingefogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
der Menschenred, aus alte Herz mir
schlagen! —

Die haben mich, die Klippe doch erschaut?
 sie rücken an die Segel, im Begriff
 den Lauf zu ändern; — Gott, dem ich ver-
 traut!
 mit windgeschwellten Segeln auf den
 Wogen,
 und wachsen zwischen ihm und mir die
 Weiten.

Nach Süden — —? Wohl! sie müssen ja
 den Riff
 umfahren, fern sich halten von der Brandung.
 O gleite sicher, hoffnungschweres Schiff! —
 Jetzt wär es an der Zeit! O meine Ahndung!
 Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das
 Boot!

dort unterm Winde, dort versucht die Lan-
 dung! —
 Und ruhig vorwärts strebend ward das Boot
 nicht ausgefetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
 es wußt gefühllos nichts von meiner Noth.
 Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
 Und als es meinem Blicke sich entzogen,
 ders noch im leeren Blau vergebens sucht,
 und ich verhöhnt mich wußte und bezogen,
 Da hab ich meinem Gott und mir geflücht,
 und, an den Felsen meine Stirne schlagend,
 gewüthet sinnverwirret und verrückt.
 Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
 wie Einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
 im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;
 Und hab am dritten Thränen erst gefunden,
 und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
 vom allgewaltgen Hunger überwunden,
 um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

Die letzte Schiefertafel.

Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
 sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
 sie hat vollendet eines Tages Lauf.

Geduld! Nach Süden wirfst auf ihrer Bahn
 sie jetzt bald wieder senkrecht meinen
 Schatten,

ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
 Geduld! Die Jahre ziehen ohn Ermatten,
 nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
 seit ihrer funfzig sich gereihet hatten.

Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand
 und blicdest starr in öde blaue Ferne,
 und lauschst dem Wellenschlag am Felsen-

strand:
 Sie halten graufig neben uns die Wacht,
 und reden Worte, welche Wahnsinn locken —
 Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?
 Was schüttelst du im Winde deine Locken?
 ich kenne dich, du rascher wilder Knabe,
 ich seh dich an und meine Pulse stocken:
 Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
 in meiner Hoffnung Wahn vor grauen
 Jahren,

Geduld! Laß kreis'n Sonne, Mond und
 Sterne,

und Regenschauer mit der Sonnenglut
 abwechseln über dir: Geduld erlerne!

Ein Leichtes ist's, der Elemente Wuth
 im hellen Tagescheine zu ertragen,
 bei regem Augenlicht und wachem Muth;

Allein der Schlaf, darin uns Träume
 plagen,

und mehr die schlaflos lange bange Nacht,
 darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!

Ich habe nur die allgewaltge Zeit

auf diesem oben Felsen überragt
in grausenhafter Abgeschiedenheit — —
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
ihr dem, der schon den Todten angehört?
zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig auf, o Sonne, deren Schein beschwört
zur Ruh den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
und ende du den Kampf, der mich zerstört! —
Sie bricht hervor, und jene sind zerfloßen;
ich bin mit mir allein und halte wieder
die Kinder meines Hirns in mir verschloßen.
O tragt noch heut, ihr altersstarrten Glieder,
mich dort hinunter, wo die Nester liegen,
ich lege bald zur letzten Last euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu
schmiegen, —
wo machtlos innre Qualen sich erprobt,
wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
und hier, wo ich gelitten und gerungen,
hier hab ich auszuathmen auch gelobt.

Laß, Herr, durch den ich selber mich be-
zwungen,
nicht Schiff und Menschen diesen Stein er-
reichen,
bevor mein letzter Klage laut verflungen.
Laß klanglos mich und friedsam hier
erbleichen;
was frommte mir annoch in später Stunde
zu wandeln eine Leiche über Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühltem Grunde,
die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
und längst verschollen ist von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!
durch Vermuth wird das Bittere nicht ver-
füßt.
Laß weltverlassen sterben mich allein,
und nur auf deine Gnade noch vertrauen.
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
das Sternbild deines Kreuzes nieder-
schauen.

81.

Vorrede auff den Psalter.

(Von Martin Luther. Aus der Bibel von 1534.)

ES haben viel heiliger Väter den Psalter sonderlich für anderen Büchern der Schrift gelobet und geliebet, Und zwar lobt das werck seinen meister selbst gnug, doch müssen wir vnser lob und danck auch daran beweisen. Man hat inn vergangenen jaren fast viel Legenden von den Heiligen und Passional Exempel Bücher und Historien umbher gefurt, und die welt damit erfüllet, das der Psalter die weil vnter der hand und inn solchem finsternis lag, das man nicht wol einen Psalmen recht verstant, Und doch so trefflichen Erden geruch von sich gab, das alle frume herzen, auch aus den unbekandten Worten andacht und krafft empfunden, und das Büchlin darumb lieb hatten. Ich halt aber, das kein feiner Exempel Buch oder Legenden der Heiligen auff erden komen sey oder komen möge, denn der Psalter ist, Und wenn man wünschen solt, das aus allen Exempeln, Legenden, Historien, das beste gelesen und zu samen gebracht, und auf die beste weise gestellet würde, so müste es der itzige Psalter werden. Denn hie finden wir nicht allein, was ein oder zween Heiligen gethan haben, sondern was das Heubt selbst aller Heiligen gethan hat, und noch alle Heiligen thun, wie sie gegen

Gott, gegen freunden vnd feinden sich stellen, wie sie sich inn aller fahr vnd leiden halten vnd schicken, Vber das, das allerley Göttlicher heilsamer Tere vnd Gebot darinnen stehen, Vnd solt allein des halben theur vnd lieb sein, das von Christus sterben vnd aufferstehen, so klerlich verheisset, vnd sein Reich vnd der ganzen Christenheit stand vnd wesen fur bildet, das es wol möcht ein kleine Biblia heissen, darinn alles auffß schönest vnd kürzest, so inn der ganzen Biblia stehet, gefasset, und zu einem feinen Enchiridion oder Handbuch gemacht vnd bereitet ist, Das mich dünckt, der Heilige Geist habe selbst wollen die mühe auff sich nemen, vnd eine kurze Bibel vnd Exempel Buch von der ganzen Christenheit oder allen Heiligen zusamen bringen, auff das, wer die ganzen Biblia nicht lesen kündte, hette hierrinn doch fast die ganze summa verfasst inn ein klein Büchlin.

Aber vber das alles, ist des Psalters edle tugent vnd art, das andere Bücher wol viel von Wercken der Heiligen rumpeln, aber gar wenig von iren Worten sagen, Da ist der Psalter ein außbund, darin er auch so wol vnd süsse reucht, wenn man drinne liset, das er nicht alleine die werck der Heiligen erzelet, sondern auch ire wort, wie sie mit Gott geredt vnd gebetet haben, vnd noch reden vnd beten, das die andern Legenden vnd Exempel, wo man sie gegen den Psalter helt, vns schier eitel stumme Heiligen fur halten, aber der Psalter rechte wacker, lebendige Heiligen vns einbildet. Es ist ja ein stummer mensch gegen einen redenden, schier als ein halb todter mensch zu achten, vnd kein frefftiger noch edler werck am menschen ist, denn reden, Sintemal der mensch durchs reden von andern thieren am meisten geschieden wird, mehr denn durch die gestalt oder ander werck, weil auch wol ein holz kann eines menschen gestalt durch schnitzerkunst haben, vnd ein thier so wol sehen, hören, riechen, singen, gehen, stehen, essen, trincken, fasten, dürsten, hunger, frost vnd hart lager leiden kan, als ein mensch.

Zu dem, thut der Psalter noch mehr, daß er nicht schlechte gemeine rede der Heiligen vns fur bildet, sondern die aller besten, so sie mit groffem ernst inn den aller trefflichsten sachen mit Gott selber geredt haben, Damit er nicht allein ir wort vber ir werck, sondern auch ir hertz vnd gründlichen schatz irer seelen was furlegt, das wir inn den grund vnd quelle irer wort vnd werck, das ist, inn ir hertz sehen können, was sie fur gedanken gehabt haben, wie sich ir hertz gestellet vnd gehalten hat inn allerley sachen, fahr vnd not, Welches nicht so thun noch thun können, die Legenden oder Exempel, so allein von der Heiligen werck oder wunder rhümen, Denn ich kan nicht wissen, wie sein hertz stehet, ob ich gleich viel trefflicher werck von einem sehe oder höre. Vnd gleich wie ich gar viel lieber wolt einen Heiligen hören reden, denn sein werck sehen, also wolt ich noch viel lieber sein hertz vnd den schatz inn seiner seelen sehen denn sein wort hören. Das gibt aber vns der Psalter auffß aller

reichlichst an den Heiligen, das wir gewis sein können, wie jr hertz gestanden, und jre wort gelautet haben, gegen Gott und jederman.

Denn ein menschlich hertz ist wie ein schiff auff ein wilden meer, welches die sturmwinde von den vier örten der welt treiben, Sie stößet her, furcht und sorge fur zukünftigem vnfal, Dort feret gremen her und traurigkeit, von gegenwertigem vbel. Sie webt hoffnung und vernieffenheit, von zukünftigem glück. Dort bleset her sicherheit und freude inn gegenwertigen gütern. Solche sturmwinde aber leren mit ernst reden und das hertz öffnen, und den grund eraus schütten, Denn wer inn furcht und not steckt, redet viel anders von vnfal, denn der inn freuden schwebt. Und wer inn freuden schwebt, redet und singet viel anders von freuden, denn der inn furcht steckt. Es gehet nicht von hertzen (spricht man), wenn ein trauriger lachen, oder ein frölicher weinen soll, das ist, Seines hertzen grund stehet nicht offen, und ist nichts eraus.

Was ist aber das meiste im Psalter, denn solch ernstlich reden, inn allerley solchen sturmwinden? Wo findet man seiner wort von freuden, denn die Lob Psalmen oder danck Psalmen haben? Da siehestu allen Heiligen ins herze, wie inn schönen lüftigen garten, ja wie inn den himmel, wie seine hertzliche lüftige blumen darinnen auffgehen von allerley schönen frölichen gedanken gegen Gott, umb seine wohlthat. Widerumb, wo findestu tieffer, kleglicher, jemerlicher wort, von traurigkeit, denn die klage Psalmen haben? Da siehestu abermal allen Heiligen ins herze, wie inn den tod, ja wie inn die helle, wie finster und tuncel ist da, von allerley betrübtem anblick des zorn Gottes. Also auch, wo sie von furcht oder hoffnung reden, brauchen sie solcher wort, das dir kein maler also kündte die furcht oder hoffnung abmalen, und kein Cicero oder redkündiger also furbilden. Und (wie gesagt) ist das das aller beste, das sie solche wort gegen Gott und mit Gott reden, welches macht, das zweifeltiger ernst und leben inn den worten sind, Denn wo man sonst gegen menschen inn solchen sachen redet, gehet es nicht so starck von hertzen, brennet, lebt und bringet nicht so fast.

Daher kompts auch, daß der Psalter aller Heiligen Büchlin ist, und ein jeglicher, inn waserley sachen er ist, Psalmen und wort drinnen findet, die sich auff seine sachen reimen, und im so eben sind, als weren sie alleine umb seinen willen also gesezet, das er sie auch selbst nicht besser setzen noch finden kann noch wünschen mag. Welchs denn auch dazu gut ist, das, wenn einem solche wort gefallen und sich mit im reimen, das er gewis wird, er sey inn der gemeinschaft der Heiligen, und hab allen Heiligen gegangen, wie es im gehet, weil sie ein lieblin alle mit im singen, sonderlich, so er sie auch also kan gegen Gott reden, wie sie gethan haben, welches im glauben geschehen muß, Denn einen Gottlosen menschen schmecken sie nichts.

Zulezt, ist im Psalter die sicherheit und ein wol verwaret geleit, das

man allen Heiligen on fahr drinnen nachfolgen kann. Denn ander Exempel vnd Legenden von den stummen Heiligen bringen manch werck fur, das man nicht kan nach thun, Viel mehr werck aber bringen sie, die ferlich sind nach zu thun, vnd gemeiniglich secten vnd rotten anrichten, vnd von der gemeinschafft der Heiligen füren vnd reiffen, Aber der Psalter helt dich von den rotten zu der Heiligen gemeinschafft. Denn er leret dich inn freuden, furcht, hoffnung, traurigkeit, gleich gesinnet sein vnd reden, wie alle Heiligen gesinnet vnd geredt haben. Summa, wiltu die Heiligen Christlichen Kirchen gemalet sehen mit lebendiger farbe vnd gestalt, inn einem kleinen bilde gefasset, so nim den Psalter fur dich, so hastu einen feinen hellen, reinen spiegel, der dir zeigen wird, was die Christenheit sey, ja du wirst auch dich selbst drinnen, vnd das rechte Gnotiseauton* finden, dazu Gott selbst vnd alle creaturen.

Darumb laßt vns nu auch fursehen, daß wir Gott danken für solche vnaussprechliche güter, vnd mit vleis vnd ernst die selbigen annemen, brauchen vnd vben, Gott zu lob vnd ehre, auff das wir nicht mit vnserer vndandbarkeit etwas ergers verdienen, Denn vorhin zur zeit der finsternis, welch ein schaz hette es sollen geacht sein, wer einen Psalmen hätte mügen recht verstehen, vnd im verstendlichen deudsch lesen oder hören, Vnd habens doch nicht gehabt. Nu aber sind selig die augen, die da sehen, das wir sehen, vnd ohren, die da hören, das wir hören, Vnd besorge doch, ja leider sehen wirs, das vns gehet, wie den Jüden in der wüsten, die da sprachen vom himelbrod, Vnser seelen eckelt fur der geringen speise. Aber wir sollen auch wissen, das daselbst bey stehet, wie sie geplagt vnd gestorben sind, das vns nicht auch so gehe. Das helffe vns der Vater aller gnaden und barmherzigkeit, durch Ihesum Christum vnsern Herren, welchem sey lob vnd danck, ehre vnd preis fur diesen Deudschen Psalter, vnd fur alle seine vnzelige vnaussprechliche wolthat, inn ewigkeit,

* Erkenne dich selbst.

A M E N.

82.

Acht und Dann.

(Aus Ernst Herzog von Schwaben, von Ludwig Uhland. Aufzug I.)

1030. Saal der Reichsversammlung zu Aachen. Kaiser Kunrad, Gisela seine Gemahlin, Heinrich, ihr beider Sohn, Ernst und Hermann, des Kaisers Stiefföhne, geistliche und weltliche Reichsstände. Kunrad auf dem Throne, Gisela zu seiner Rechten, Heinrich zur Linken, neben Gisela die geistlichen, neben Heinrich die weltlichen Stände. Hinter den Schranken Volk.

Kunrad.

Die Krönung ward vollbracht nach eurer Wahl,

Wlauchte Fürsten! Eurer Gegenwart
Bei unfrem heutgen Feste seid bedankt!

und so verhoffen wir, ihr werdet jetzt

die Treue, die ihr rühmlich uns bewährt,
auch unsrem vielgeliebten Sohne weihn.
Ein anderes Geschäft von Wichtigkeit
versammelt hier uns, in dem Saal des
Reichs.

Auf öfteres Ersuchen unsrer Frau,
der Kaisrin Gisela, und unsres Sohns,
des jetzt gekrönten Königes, so wie
nach dem zuvor mit euch gepflognen Rath,
am meisten doch nach unsres HerzensDrang,
beschlossen wir, mit unsrem Stieffsohn Ernst,
der nach des Reiches Spruch gefangen lag,
uns wieder zu befrieden, ihn durchaus
in Würden und in Ehren herzustellen.
Und darum haben wir den heutigen Tag,
als einen freudereichen, auserkieset,
dem Fürsten das verwirkte Fahrenlehn
des Herzogtums von Schwaben neuerdings
vor offner Reichsversammlung zu verleihn.
Der Anlaß früherer Mißhelligkeit,
der Zweifel wegen des Burgundschen Erbes,
fiel weg, nachdem der König Rudolf sich
entschieden und den alten Erbvertrag,
den er mit Kaiser Heinrich abgeschlossen,
auf unsere Person bestätigt hat.

Da ihr, mein Sohn, bei dieser Abkommnis
euch zu beruhigen uns angelobt
durch förmlichen versiegelten Verzicht,
so haben wir, willfährig unsrerseits,
den Lehensbrief auf Schwaben ausgestellt,
und nehmen jetzt, wenn es euch beliebt,
sogleich die feierliche Handlung vor.

Ernst.

Ich trete vor den kaiserlichen Thron,
und bitte nach Gebühr, daß eure Huld
von Neuem mit des Reiches Fahrenlehn,
dem Herzogtum von Schwaben mich
belehnet.

Kunrad.

Aus kaiserlicher Machtvollkommenheit
ergreif ich Schwabens Herzogsfahne, die
nach altem Recht und Kriegsbrauch in den
Schlachten [führt,
des deutschen Reichs das Vordertreffen

damit du Ernst, der zweite dieses Namens,
belehnet werdest mit dem Herzogtum
samt Zugehörden und Gerechtsamen.
Nach unsrem und gesamter Fürsten
Schluß

hast du auf dieses herzogliche Banner
zu dem gewohnten Eid der Lehenstreu
uns zu beschwören ein Gedoppeltes.

Ernst.

Laßt mich vernehmen, was ich schwören
soll!

Kunrad.

Fürs erste sollst du schwören, daß du nicht
an irgend Einem, Freien oder Knecht,
dich rächest, der zu deinen Gegnern hielt,
zumal an keinem deiner Mannen, die
von dir getreten auf dem Tag zu Ulm.

Ernst.

Nicht Rache dürstend fehr ich in die Welt,
Versöhnung, Ruhe nur ist mein Begehr,
drum bin ich diesen Schwur zu thun bereit.

Kunrad.

Fürs zweite sollst du feierlich beschwören,
daß du den landesflüchtigen Grafen Werner
von Rieburg, der zum Aufstand dich gereizt,
der noch zur Stunde nicht sich unterwarf
und als des Reiches Feind geächtet ist,
daß du nicht diesen, noch die mit ihm sind,
in beines Herzogtumes Grenze bulden,
vielmehr, wenn er sich drin betreten läßt,
ihn greifen wollest zu des Reiches Haft.

Ernst.

Das soll ich schwören? Nein, erlaßt mir
das!

Kunrad.

Du zögerst?

Gisela.

Gott, es geht mir furchtbar auf!

Ernst.

Ich war nach Ulm gekommen auf den Tag,
mit euch zu unterhandeln um Burgund.
Nicht als ein Flehender erschien ich dort,
nein, an der Spitze meiner Lehensmannschaft,
auf deren Treu und Kraft ich sicher gieng.

Da traten Anshelm vor und Friderich, die beiden Grafen, und erklärten laut: sie seien mir zu Dienste nicht verpflichtet entgegen ihrem Herrn und Könige, der ihrer Freiheit höchster Schirmvogt sei. Mit diesen stimmte die gesamte Schar; verlassen stund ich plötzlich da, mein Schwert warf ich zur Erde, schmähhlich, unbedingt muß ich mich übergeben, und hinweg ward ich geführt zum Felsen Gib'chenstein. In jener Noth, in jener tiefen Schmach blieb einzig nur Graf Werner mir getreu, der meiner Jugend Freund und Führer war. Auf Rieburg warf er sich, sein festes Schloß, und wurde dort von euch, erhabner Herr, drei Monden lang belagert und bedrängt. Als man zuletzt die gute Beste brach, entkam er selber mit genauer Noth und irrt seitdem geächtet durch die Lande. Sollt ich nun den verläugnen, der so fest an mir gehalten? Nein! verlangt es nicht!

Aunrad.

Du bist in großer Täuschung, wenn du meinst,

daß Werner das um deinetwillen that. Du warst nur stets das Werkzeug seiner gefährlichen Entwürfe. [Stolzen

Ernst.

Ja! ich weiß, mit großen Dingen trägt sich dieser Mann, doch nicht mit strafbar noch gefährlichen. Was er für mich, was ich für ihn gethan, es war ein Bund der Redlichkeit und Treu.

Aunrad.

Je eifriger du sprichst, je klarer wirds, wie eng der Meutrer dich umgarnet hat, und um so weniger darf dir der Schwur, den wir von dir begehrt, erlassen sein.

Ernst.

Die Treue sei des deutschen Volkes Ruhm, so hört ich sagen, und ich glaub es fest, trotz allem, was ich bitteres erfuhr.

Ihr selbst, o Kaiser, höchstes Haupt des Volkes,

das man um Treue rühmet, habt noch jüngst, was von Verrath ihr denkt, so schön bewährt:

Als Rikko, der junge Polenfürst, gedrängt von eurer Waffen Ungeßüm, zu Otharich, dem Böhmenherzog, floh, und dieser, um den Jorn, den ihr ihm tragt, zu sühnen, euch den Flüchtling anerbot, da wandtet ihr euch mit Verachtung ab: was ihr vom Feind, vom Fremdlinge ver-
schmäht,

könnt ihr verlangen von dem eignen Sohn? vom deutschen Fürsten? Nein! ihr könnt es nicht!

Aunrad.

Vom Sohne heisch ich, daß er nicht dem Feind,

dem bittersten, des Vaters sich gefelle; vom deutschen Fürsten, daß er nimmermehr die Friedensstörer heg in seinem Land.

Was ich verlang, ist dir zwiefache Pflicht, und sehr mit Unrecht nennst du es Verrath.

Ernst.

Nennst, wie ihr wollt, doch ist es Treue nicht,

es ist nicht Freundschaft, ist nicht Dankbarkeit,

nichts, was begeistern könnte ein edles Herz.

Aunrad.

Noch einmal frag ich: schwörest du den Eid,

den wir bedungen, oder schwörst du nicht? Antworte nicht zu rasch, erwäg es reiflich! Es handelt sich nicht bloß ums Herzogtum, nicht bloß um fernere Gefangenschaft:

des Kerfers bist du ledig; aber was ich mühsam abgelenkt von deinem Haupt, damals, da man zu Ulm dich richtete, jetzt hängt es unabwendbar über dir: die Acht des Reiches und der Kirche Bann.

Gisela.

Erbarmen meinem Sohne!

Bischof Warmann.

Vernehmet, was die Kirche zu euch spricht!

Als ihr euch ungehorsam, unbankbar,
erhubet gegen euren Herrn und Vater,
damals habt ihr, vom bösen Geist gespornt,
selbst nicht geweihtes Eigentum verschont;
der heilige Gallus und das fromme Stift
von Reichenau ersenkten eurem Drang.
Schon war der Bannstral über euch gezückt,
und nur die kaiserliche Fürsprach hielt
den Arm zurück, der noch gehoben ist!
Des warnet euch die Kirche mütterlich.

Gisela.

Warnt eine Mutter so?

Kunrad.

Und jetzt bist du
gemahnet, jetzt antworte mit Bedacht:
beschwörst du die Bedingung oder nicht?

Ernst.

Die Luft des Kerfers, die ich lang gehaucht,
hat abgespannt die Sehnen meiner Kraft;
wohl bin ich mürrbe worden, doch nicht so
bin ich herabgekommen, nicht so ganz
zerbrochen und zernichtet, daß ich den
verriethe, der mir einzig Treue hielt.

Kunrad.

Genug! die Pflicht des Vaters ist erfüllt!
Auch soll der jüngre Bruder keineswegs
entgelten, was der ältere verbrach:

dem Hermann fällt das Herzogtum anheim,
er führe nach Italien mir das Heer. —

Mit reiner Hand erheb ich dieses Schwert
und spreche so den Spruch der Reichesacht:

Aus kaiserlicher Macht und nach dem Schluß
der Fürsten steh ich und erkläre dich,

vormalß der Schwaben Herzog, Ernst den
Zweiten,

als Feind des Reichs, als offenbaren Mörder.
Vom Frieden setz ich dich in den Unfrieden,

dein Lehen teil ich hin, woher es rührt,
dein eigen Gut gestatt ich deinen Erben,

erlaube männiglich dein Leib und Leben,
dein Fleisch geb ich dem Thier im Walde

Preis,

dem Vogel in der Luft, dem Fisch im Wasser.
Ich weise dich hinaus in die vier Straßen
der Welt, und wo der Freie wie der Knecht
Fried und Geleit hat, sollst du keines haben.
Und wie ich diesen Handschuh von mir werfe,
wie dieser Handschuh wird zertreten werden,
sollst du verworfen und zertreten sein!

Die Fürsten.

Sollst du verworfen und zertreten sein!

Bischof Warmann.

Im Namen sämtlicher des Reichs Bischöfe
verbann ich dich, vormalgen Herzog Ernst,
samt allen, die dir helfen und dich hegen,
aus unsrer heiligen Kirche Mutterschoß
und übergebe dich dem ewgen Fluch.

Verflucht seist du zu Haus und auf dem Feld,
auf offnem Heerweg, auf geheimem Pfad,

im Wald, auf dem Gebirg und auf der See,
im Tempel selbst und vor dem Hochaltar!

Unselig sei dein Laßen und dein Thun,
unselig was du isest, was du trinkst,

und was du wachest, schlummerst oder
schläfst,

unselig sei dein Leben, sei dein Tod!

Verflucht seist du vom Wirbel bis zur Zeh,
verflucht sei der Gedanke deines Hirns,

die Rede deines Munds, des Auges Blick,
der Lungen Odem und des Herzens Schlag,

die Kraft des Armes und der Hände Werk,
der Lenden Mark, der Füße Schritt und Tritt

und selbst der Kniee Beugung zum Gebet!
Und wie ich dieser Kerze brennend Licht

auslösch und tilge mit des Mundes Hauch,
so aus dem Buch des Lebens und der Gnade

sollst du vertilget sein und ausgelöscht!

Die Bischöfe.

Sollst du vertilget sein und ausgelöscht!

Ernst.

Bin fahr ich, ein zwiefach Geächteter;
an meine Fersen heftet sich der Tod

und unter Flüchen krachet mein Genick,
vom Werner laß ich nicht! (ab.)

Sprüche.

(Aus dem Froschmäusler, 1608.)

Undankbarkeit ist eine schöne Tugend,
zieret das Alter und die Jugend;
Wen man undankbar nennen kann,
dem hängen alle Laster an.

Was Gott nicht hält, das geht zu Grund,
wenns gleich auf eisern Mauern stund.
Was aber Gott auch will erhehren,
das kann je kein Unfall verzehren.

Wohl dem, der sich mit Gott und Ehren
ohn großer Herren Dienst kann nehren.

Ja, selig ist derselbe Mann,
der Herrengunst entrathen kann.

Viel verthun und wenig werben,
ist ein guter Weg zum Verderben.

Es wird nichts so fein gesponnen,
es kommt doch endlich an die Sonnen.

Wenn die Sonne den Schnee ableckt,
so blickt hervor, was er bedeckt.

Das ist gar eine arme Maus,
die nur weiß zu einem Loch hinaus.

Der größte Schimpf der Kunst widerfährt,
wenn sie dem dient, ders ist unwerth.

Das sind die gefährlichen Katzen,
die vornen lecken, hinten fragen.

Vor seiner Thür fehr jeder fein,
so wirds in der ganzen Stadt rein.

Halt dich rein, und acht dich klein,
sei gern mit Gott und dir allein.

Wer alles will fechten und gar nichts leiden,
hat sein Schwert nimmer in der Scheiden.

Wer von dem Feuer bleibt gar zu weit,
der frieret gewis zur Winterzeit,
Wer gar zu nah tritt, wird verbrannt:
im Mittel ist der beste Stand.

Wer die Herzen weiß zu wenden,
hat das Spiel in seinen Händen.

Wer im Leben fein'n Richter hat,
dem zahlt der Tod sein' Missethat.

Es ist keiner so geschwind,
der nicht seinen Meister find.

Nicht unbillig man selber leidet,
das man Andern für Recht bescheidet.

Es scheint ein Mann oft sehr gering,
durch den Gott doch schafft große Ding.

Wenn die Raß nicht ist zu Haus,
laufet frei herum die Maus.

Aröch der Schalk in ein Zobelbalg,
so blieb er doch darin ein Schalk.

Willst du dich recht hoch bewerben,
so leb so, daß du wohl magst sterben.

Gott hält es also in gemein,
daß bei einem Glück zwei Unglück sein.

Das Herze ist das allerbest,
das sich allzeit auf Gott verläßt.

Umb eines bösen Buben Schand
wird oft gestraft ein ganzes Land.

Oftmals der allerbeste Rath
den allerschlimmsten Ausgang hat.

Nächst Gott, nächst einem guten Muth,
ist Freiheit das höchste Gut.

Die Mannheit kann nicht höher kommen,
als daß sie selbst sich überwonne.

Der Herr muß selber sein der Knecht,
will ers im Hause haben recht.

Wer Gott zum Freunde hat auf Erden,
dem muß sein Feind zum Freunde werden.

Der Vogel singt zu aller Frist,
wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Siehe für dich:

Treu ist sehr mislich (selten).

Herr Charles.

(Von J. P. Sebel.)

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschönes Büblein auf dem Knie, und machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sei, und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier franken, halb erfrorenen Kindern in die Stube. „Da bring ich euch die Kinder.“ Der Kaufmann sah den Polen curios an. „Was soll ich mit diesen Kindern thun? Wem gehören sie? Wer schickt euch zu mir?“ — „Niemand gehören sie,“ sagte der Pole; „einer todtten Frau im Schnee, siebentzig Stunden herwärts Wilna. Thun könnt ihr mit ihnen, was ihr wollt.“ Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte sein“, und der Erzähler glaubts auch nicht. Allein der Pole erwiderte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn ihr der Herr Charles seid, so bin ich am rechten Ort,“ und der Erzähler glaubts auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Witwe, schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor fünf Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verläugnet sich nicht, und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sei, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewandt, wo sie einen reichen Better zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht, und unter unsäglichen Leiden schon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürst schenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfubr, daß sie in Petersburg einen Better habe, stellte er ihr frei, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Büblein an, weil es das verständigste und das kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?“ „Wo du hingehst, Mutter!“ sagte der Knabe, und hatte Recht. Denn er gieng noch vor der Abreise ins Grab. Also versah sie sich mit dem Nothwendigen, und accordierte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Better; denn sie dachte: Er wird das Fehlende schon darauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen beschwerlichen Reise, starb sie am sechsten oder siebenten. — „Wo du hingehst!“ hatte der Knabe gesagt, und der arme Pole erbt von ihr die Kinder, und konnten mit einander so viel

reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französklein, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle sein mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ sagte er zu sich selbst. „Umkehren — wo die Kinder lassen? Weiter fahren — wem bringen?“ „Thun was du sollst!“ sagte endlich etwas in seinem Inwendigen zu ihm. „Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter haben, um dein Wort, das du ihr gegeben hast?“ Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum, und betete mit ihnen ein polnisches Vater unser. „Und führe uns nicht in Versuchung.“ Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied und eine Thräne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nämlich, daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene unglückliche Kinder seien. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß, der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte: wie ein Hauderer thut, der auch erst vor dem Thor fragt, wo er still halten soll, erkundigt er sich endlich bei den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Better wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissens nicht.“ — Wie er denn heiße? „Wir wissens auch nicht.“ — Wie denn ihr eigener Geschlechtsname sei? „Charles.“ Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenns der Erzähler für sich zu thun hätte, so wäre der Herr Charles der Better, die Kinder wären versorgt, und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit ist oft sinniger als die Erdichtung. Nein, der Herr Charles ist der Better nicht, sondern dieses Namens ein Anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Better eigentlich heißt, ob und wo in Petersburg er wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum und hatte Französklein feil, aber niemand wollte ihn fragen: „Wie teuer das Pärlein?“ und der Herr Charles begehrte sie nicht einmal geschenkt, und war noch nicht Willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und ihre Noth erzählte, „eins, dachte er, will ich ihm abnehmen,“ und es füllte sich immer wärmer in seinem Busen: „ich will ihm zwei abnehmen,“ dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschniegten, meinend er sei der Herr Better, und anfingen auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward, wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und „in Gottes

Namen," sagte er, "wenns so ist, so will ich mich nicht entziehen," und nahm die Kinder an. "Setzt euch ein wenig nieder," sagte er zu dem Polen, "ich will euch ein Süpplein kochen lassen."

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg, — er legte den Löffel weg und blieb sitzen, — er stund auf und blieb stehen. "Seid so gut," sagte er endlich, "und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordiert." Da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. "Guter Freund," sagte er, "ihr kommt mir ein wenig curios vor. Ist's nicht genug, daß ich euch die Kinder abgenommen habe, soll ich euch noch den Fuhrlohn bezahlen?" Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüth begegnen, wenns ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sei es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiderte: "Guter Herr, ich will euch nicht ins Gesicht sagen, wie ihr mir vorkommt. Ist's nicht genug, daß ich euch die Kinder bringe? Sollt ich sie auch noch umsonst geführt haben. Die Zeiten sind böß und der Verdienst ist gering." — "Eben deswegen," sagte Herr Charles, "darüber laßt mich klagen. Oder meint ihr, ich sei so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt ihr sie wieder?" Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Better sei, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe, "wenns so ist," sagte er, "ich bin kein reicher Mann, und eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenns so ist, so kann ich euch nichts zumuthen. Thut den armen Würmlein Gutes dafür," sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne ins Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. "Monseur Charles," dachte er, "und ein armer polnischer Fuhrmann" — und als der Pole schon anfing, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte: "Guter Freund," sagte der Herr Charles, "bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich euch nicht euren wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht euch abgenommen habe," und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein oder der andere geneigte Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Better auch zu finden sei, und ob ers thun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu von Nöthen gehabt.

Hab nur Geduld.

(Philander von Sittewald, 1650. II. Seite 41.)

Schweig nur und leid,
es kommt die Zeit,
Daß dieß dein Leid
wird werden Freud.

Der Lootse.

(Von Ludwig Tiefebrecht.)

„Stehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein
Und muß am Vorgebirg zerschellen,
Lenkt sie nicht augenblicklich ein.
Ich muß hinaus, daß ich sie leite!“
„Gehst du ins offne Wasser vor,
So legt dein Boot sich auf die Seite
und richtet nimmer sich empor.““

„Allein ich sinke nicht vergebens,
wenn sie mein letzter Ruf belehrt;
Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
ist wohl ein altes Leben werth!
Gib mir das Sprachrohr. Schifflein eile!
es ist die letzte, höchste Noth!“
Vor fliegendem Sturme gleich dem Pfeile
hin durch die Schären eilt das Boot.

Jetzt schießt es aus dem Klippenrande:
„Links müßt ihr steuern!“ hallt ein Schrei:
Riel oben treibt das Boot zu Lande
und sicher fährt die Brigg vorbei.

Morgengespräch zwischen Vater und Sohn

auf dem Gute des Herrn v. G.

(Von L. v. Hippel: Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Berlin 1778. I. S. 351. ff.)

Unser Schlafzimmer gieng gerade auf eine Wildnis, einen Hauptteil des Gartens, wo sich ein Blumenbeet, welches wie ein verschönertes Wiesenstück ausah, an einer alten Eiche zu halten schien, um die kleines Gesträuch rings herum stand, als wenns in die Schule gienge, und lernen wollte, auch so groß zu werden. Es war alles wie Wiese und Wald, was man sehen konnte, und doch wars nicht Wiese und Wald. Die Blumen anders, und wenn sie gleich nicht in Reih und Gliedern standen, waren sie doch in einer entzückenden unordentlichen Ordnung. Bäume hinderten das Auge nicht, den Wald zu sehen, und es fiel von oben ein reines Wasser, wie ein starker Regen, und schlenkerte durchs Blumenstück, und aus ihm heraus, wie ein Betrunkener. — —

Vater und Ich, im Bette.

Ich. Guten Morgen, Vater.

Vater. Dank Alexander. Wie im Edelhofe geschlafen?

Ich. Nicht wie zu Hause. Blinde Ruh gespielt. Zugriffen, nichts erhascht. Die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Gewollt und nicht gekonnt.

Vater. Die erste Nacht am fremden Orte schläft niemand aus.

Ich. Wie kommt das?

Vater. Betten und Nester müssen nicht kalt werden. Ein neuer Bezug kostet mir zu Hause zwei schlaflose Stunden, ein neues Bett anderthalb Nächte.

Ich. Ich habe den neuen Bezug mit einer halben Stunde bezahlt, vom neuen Bette weiß ich seit sechs Stunden erst mitzureden.

Vater. Hätten wir keine Betten, würden wir nicht diesen Schlafzoll bezahlen. Es ist viel davon zu sagen. Wenn ja der Mensch nicht in sich selbst Wärme hätte, sollt er nach der Vorschrift der Natur auf Haarbetten ruhen.

Ich. Ich wills versuchen.

Vater. Wenns nur nicht zu spät ist. Deine Mutter trägt die Schuld, daß dein Blut Federn kenne. Mich freuts, daß du diese Nacht so wenig mit dem Schlaf gekant — Wir haben beide gethan, als schliefen wir. Wer sich mit dem Schlaf überwirft, zieht immer den Kürzern.

Ich. Aber mit einmal Aufstand machen, und dem Schlaf zeigen, daß man kein Sklave nicht sei: was meinst du, Vater?

Vater. Recht! in allen Fällen, nur nicht, wenn ein neues Bett daran Schuld ist. Der Schlaf kann nicht büßen, was unsre Weichlichkeit verschuldet hat. — Wer, wenn er schnell aufwacht, nicht gleich herausspringt, versteht nicht Winke der Natur. Der zweite Schlaf ist ein Postscript, das keinem Manne ansteht. Mittagsschlaf ist ein brennend Licht am Tage. — Achtung, Alexander! Schlag an, Feu'r! — bist du heraus?

Ich. Wie Blitz!

Vater.. Merks dir ewig. Wer einen Fuß aus dem Bett setzt, und den andern nachholt, arbeitet auch nur mit halbem Kopf.

Ich. Wie kanns anders? Ich hätte mögen den D. Luther hören und sehen das „Walt“ sprechen, und aus dem Bette fahren.

Vater. Er fuhr gewis mit sechs.

(Eine Stille! wir sahen beide zum Fenster hin, und jeder stieß eins wie aufs Commando auf — — Noch eine Stille.)

Vater. Hast du gebetet?

Ich. Zweimal angefehrt, einmal vollendet. —

Vater. Zum Dank hat der Mensch, wie zum Trost immer Gelegenheit. Auch das größte Unglück ist nicht so groß, daß man sich nicht noch ein Stock-

wert drüber denken könnte. Der Armbruch ist nicht so arg, als der Halsbruch. Viele Leute aber glauben freilich, so mit dem lieben Gott umzuspringen, als mit ihres Gleichen. Herz, Ehrlichkeit, ist das, was Gott angenehm ist. Versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komm und opfre. Thu was Gutes, und du betest — Die ganze Natur betet und singt, und die Raben selbst nicht ausgenommen. Siehst du einen schönen Abend, einen schönen Morgen, so fehlen nur Worte zum Gebete, und die sind nicht nöthig. Es hat weise Heiden gegeben, die dafür hielten, man sollte laut beten, damit Gott nicht mit unklugen Bitten belästiget würde; allein die Herren mögen es mir verzeihen: Gott ist unser Vater und wir können ihm alles sagen. Wir bleiben gegen ihn bis ans Ende kleine Kinder. Es wäre nur Ehrfurcht, was wir gegen ihn hätten, wenn wir nicht beten dürften. Das Gebet hilft uns zu einer Liebe, die anders ist, als alles Lieben in der Welt. Betet im Glauben, bestimmt nicht: Laßt's Gott über. Blappert nicht, betet im Kämmerlein — (Mein Vater betete das Vater unser, und sah zum Fenster, und ich betete mit. Wir beteten laut.)

Ich. Viele Leute schämen sich den lieben Gott auszusprechen. Sie sagen: Der Himmel. Ich sag ja nicht Witau, wenn ich den Herzog meine. Einige sagen: Die Vorsicht — das sind mir schon die rechten, nicht wahr, Vater?

Vater. Nicht immer wahr. Da muß man sehr duldbend sein. Ich sage gern, herzlich gern heraus: Gott, mein Gott, und freu mich, daß ich's nach meiner Religion darf. Andere Leute mögen andere Weise haben. Man nennt oft nach der Hauptstadt den Hof, der Wienerhof — ich werd bei meiner Weise bleiben.

Ich. Und ich auch in Ewigkeit.

Vater. Eine Nacht gewacht macht munter. Wir werden beid einen herrlichen Tag haben.

Ich. Ich dacht, es wäre des ersten Ausflugs wegen. Der erste Ausflug aus dem Neste muß Alten und Jungen was Angenehmes sein. Du verstehst mich — nach dem lieben Gott bist du mein Vater.

Vater. Sei gut Alexander, und das wirst du sein, wenn du Gott von Herzen Vater nennst.

Tasfeldecker (kommt). Wünsch unterthänigen Morgen.

Vater. Guten Morgen, guter Freund.

Tasfeldecker. Gnädiger Herr, und gnädige Frau, und gnädiger Junfer bitten zum Thee.

Vater. Gleich — aber, lieber Freund, das Wasser hier ist von gestern. Nur Thee fehlt, so ist's Theewasser. Können wir nicht kaltes, frisches Wasser haben?

Ich. Mit Eis, wenns angeht. Ich hab vom Eiskeller gehört.

Tafeldecker. Wird nicht gut thun.

Ich. Ich bins gewohnt: Eis im Waßer, Speck im Kobl, Ehr im Leib, Gewißen im Herzen.

Tafeldecker. Das sind vier gute Schüssel.

Ich. Herr Tafeldecker, ich bin sehr hitzig aufs Eis!

Tafeldecker. Sollen haben — (Geht ab).

Vater. Bei jeder Laufe thut es mir leid, daß wir nicht untertauchen. Das wäre was für Leib und Seele.

Ich. Wenn wir so mit dem Feu'r umspringen könnten, Vater! Wenn wir so die Sonne, wie ein Kaminfeuer, ansehen und, wär sie näher, herantreten könnten, ohne von den Flammen ergriffen zu werden.

Vater. Die offenbare See —

Ich. Ich möcht mich doch da eher haben, als die Hände dicht am Sonnenkamin wärmen. Was auf der Erde ist, gehört uns, hast du mich gelehrt.

Vater. Das erste Feu'r auf der Erde muß eine schreckliche Wirkung auf Mensch und Vieh gemacht haben. Ein Blitz schlug vielleicht an, und die Menschen unterhielten ein heiliges Feu'r, des sich jeder bediente, bis sich jeder selbst anschlagen lernte. Der Mensch hat sich ohne Zweifel vorgestellt, die Sonne wäre herabgekommen und wandte unter uns —

Ich. Eine große Vorstellung!

Vater. Ich vergeb den Heiden, daß sie die Sonne angebetet. Sie ist eins von den großen Lichtern, die im Saal Gottes brennen. Wir haben sie noch so ziemlich aus der ersten Hand; in wenig Minuten ist der Stral auf der Erde. —

Ich. Ich wünscht, ich hätte das erste Feu'r auf Erden gesehen.

Vater. Auch ich. Ich denk, der erste Feuerlärm ist die Ursach, warum wir noch immer ins Feu'r sehen, wo wirs finden. Wir feiern das Fest des ersten Feuers. Kaminfeuer verdirbt das Auge, sagt man; und was thut denn der Rauch der Defen? das Unwürdigste, was je die Menschen erdacht haben! Ich bin kein Republikaner, allein ich bin ein Mensch; kein Mensch, der sich frei fühlt, sollte einheizen, und sich die Haare stecken, oder sie kleben. Wer nicht mit der Hand in die Haare kann, und mit unverwandten Augen ins Feuer steht, und sich Feuer zu machen versteht, ist wenigstens kein Engländer. Ich bin für den monarchischen Staat, das weißt du; allein auch da gibts Freiheit. Du weißt die Fabel von Prometheus?

Ich. Dem Feu'rdieb? Ja!

Vater. Man läßt es nicht, ins Feu'r zu sehen; und wenn man mit seinen Augen drüber einen Bund macht, so steht man nicht, man schießt, man stiehlt. Die Thiere selbst machen große Augen und staunen das Feuer an. —

Wie ich mich freue, wenn ich Spuren der Natur finde, das ist unbeschreiblich; ich denk immer, Gottes Finger zu sehen, wenn ich Natur sehe —

Ich. Ich sehe Gottes ganze Hand.

Vater. Junge! Tausendmal hab ich gedacht: mein Ebenbild! Nur etwas rauher, dünkt mich. — Schadt nichts, du bist in Curland geboren, und ich in einer bessern Gegend. Du jung, ich — alt. Söhne, die der Mutter ähnlich sind, bekommen ihre Fähigkeiten und Neigungen; allein in höherem Maße. Sie sind Birnäpfel; ich würd sie all zu Geistlichen bestimmen. Sie haben bis zum Papst Anlage; nur keinen Schuß vertragen sie. Hättest du etwas, Alexander, von diesen Wachsjungens, ich gäbe was drum —

Ich. Und warum, Vater?

Vater. Das eine Frage! Du sollst nicht mit Feuer, sondern mit Wasser taufen.

Ich. Gott braucht auch Luthers im Dienst, nicht bloß Melanctons, Vater! Ich wett, Luther sah seinem Vater ähnlich, wie ich dir; und Luther, das wett ich auch, wär ein so guter Generalfeldmarschall geworden, als er jezo Glaubensvater ist, und hätt sich so gut Sieg erfochten, als einen Katechismus geschrieben.

Vater. Feigheit fällt in alle fünf Sinne: man sieht sie im Finstern. Einen muthigen Mann kennt man nicht so leicht. Er trägt nicht Spieß und Lanze. Gemeinhin sieht er blöde aus. Seine Miene ist sanft und edel; wenn er spricht, ist's, als spräche man mit einem Frauenzimmer.

Ich. Wer hat, darf nicht borgen.

Vater. Ein muthiger Mann ist ein vermögender Mann, und darum braucht er kein Creditkleid, keinen Empfehlungsbrief. Er ist überzeugt, daß es ihm nicht fehlen könne. — Muth ist ein edles Bewußtsein, von dem einige Leute sehr einfältig sagen, er sei anzusehen. Stolz ist anzusehen; allein kein edles Bewußtsein —

Ich. Wie kommts aber, Vater! daß auch den Herzhaftesten der Muth zuweilen verläßt, und daß er nach einiger Zeit wieder muthig wird?

Vater. Weil er krank war, und wieder gesund wurde! Das ist aber eine Krankheit ohne Namen, etwas Kolik ist immer dabei. — Oft kommts, weil der Held mit einer Schlafmütze sein Haupt bedeckt hat, da er eben angegriffen wird. Er sollte selbst im Hute schlafen.

Ich. Im Hut, oder im bloßen Kopf — Vater, ich will dein Sohn nicht sein, wenn ich je anders zu Bette gehe —

Vater. Bekämpfe dich selbst, dann hast du Muth, auch ohne den Degen in der Faust. Muth braucht man, wie Salz, zu allem, und beim Kammer-tod mehr, als auf dem Bette der Ehren, wo Muth und Verzweiflung oft die

Herzhaftigkeit einfeuert. Dieß ist ein eingeheizter Muth. Ist der Ofen kalt, ist alles kalt —

Ich. Ich weiß, Vater, wie ich im Kampf mit den Buben das Loch hier am Kopf kriegte, was es heiße, auf dem Bette der Ehren ein Loch kriegen, und wie ich krank war, was ein kalter Ofen heiße. Das Loch war mir weniger, als wenn ich mir das Hemde vorbei ins Fleisch gestochen. Ich wollt drüber was Schriftliches aufsetzen, so weiß ichs. Sich selbst bekämpfen, Vater, und eine Hopfenstange sein, ist doch zweierlei.

Vater. Sich im wagerechten Stand sehen, und immer im Gleichgewicht halten, ist unmöglich. Wer nicht Leidenschaften hat, ist kein Mensch. Unser Herr und Meister jagte Käufer und Verkäufer aus Gottes Tempel. Wer im Sizen schelten, und wenn er sich stößt, beten kann, ist ein Mensch, mit dem ich nichts zu teilen haben will. Ich werd gewis betrogen.

Ich. Vater, was du mir sagst, ist mir so bekannt, als ob ichs gewußt hätte, und doch lern ichs erst.

Vater. Das ist der größte Beweis der Wahrheit. Der Bers ist gut, den man auf einmal behält, und eine Sache, die, wenn wir sie gehört, uns so dünkt, als hätten wir sie schon zuvor gewußt, ist gewis wahr.

Ich. Du bist mir Philippus und Aristoteles in einer Person.*

Vater. Wenn man den Kindern auf alle ihre Fragen antwortet, curiert man sie durch Ueberlassen. Man macht sie schwach. Wenn du A frugst, antwortete ich B, und hierdurch gewöhnte ich dir ab, zu fragen, und an, selbst zu denken. Wer immer in seiner Jugend gefragt hat, fragt auch, wenn er alt wird. Hättst du noch einen Bruder gehabt, hätt ich ihn noch anders erzogen, und ihm nicht gesagt, hier geht der Weg, sondern: hier geht er nicht — Wenigstens, Alexander, hast du einen mündigen Ausdruck. Du bist ein Mensch der bei der Natur in die Schule gegangen, ein Stück vom Seher! — Wer bloß die Alten liest, ist ein Gläubiger! du kannst sie auch zur Noth lesen, diese erste Uebersetzung der Natur. — Laß uns jetzt gehen — der Thee ist schon erwünscht kalt.

Ich. Vater, ich möcht noch zehn Stunden hören.

Vater. Und ich bin lang nicht so ein Vielwiser gewesen, wie heut, und auch du umfaßest alles, du sprichst so behend, und jedes Wort ist Schach dem Könige. Das machen die neuen Betten und die Nacht ohne Schlaf.

Ich. Noch eins, Vater! — Ha, Wasser!

Vater. Ströme! Desto besser! Für dich einen, und für mich auch einen — —

* Philippus war der Vater und Aristoteles der Lehrer Alexanders.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Ich wohn in einem steinernen Haus, mich kann dein Athem bezwingen;
 da lieg ich verborgen und schlafe; ein Regentropfen schon saugt mich ein;
 doch ich trete hervor, ich eile heraus, doch mir wachsen im Siege die Schwingen,
 gefordert mit eiserner Waffe. Wenn die mächtige Schwester sich zu mir
 Erst bin ich unscheinbar und schwach gefellt, [Welt.
 und klein, erwachst' ich zum furchtbarn Gebieter der

Sylbenräthsel.

(Von Friedrich Schlegel.)

Bäumen geraubt ist die Erste, oft stüzt auch Blumen die Zweite;
 fleh, wie am Weihnachtsbaum still sich das Ganze verzehrt.

Frühlingsglaube.

(Von Ludwig Uhland.)

Die linden Lüfte sind erwacht, Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
 sie säuseln und weben Tag und Nacht, man weiß nicht, was noch werden mag,
 sie schaffen an allen Enden. das Blühen will nicht enden.
 O frischer Duft, o neuer Klang! Es blüht das fernste, tiefste Thal:
 nun, armes Herze, sei nicht bang! nun, armes Herz, vergiß der Qual!
 nun muß sich Alles, Alles wenden. nun muß sich Alles, Alles wenden.

Des Alpenlandes Natur und Art.

(Deutsches Land, von J. G. F. Guts Muths. I. Seite 20 ff.)

Die ganze Natur solches Alpenlandes, wie Deutschland im Mittag zeigt, ist in Allem abweichend vom Flachlande, in Luft und Bitterung, Pflanzen und Thieren, Mineralien, Menschen und Gewerben, Sitte, Sprache und Art; und diese ganze, so anziehende, herrliche Erscheinung, gleichsam eine neue Welt, geht hauptsächlich hervor aus der starken Emporragung über die untern Luftschichten. Steigst du hier aus einem Thale zum Gipfel einer Alpe hinan, so machst du nach den Wärmegraden in wenigen Stunden eine Reise aus dem heißen Italien nach dem starren Nordpole, in Gebiete des ewigen Winters; du durchwanderst da jede Temperatur von Neapel bis Spitzbergen. Du gehst durch Waldungen von Laubholz, aber

weiter hinauf widersteht sein wässriger Saft nicht der härteren Kälte, es verschwindet; ihm folgt weiter hinauf Nadelholz, sein harziger Saft erträgt sie besser. Da erscheint die sibirische Cedre (Pinus cembra, Zirbelnuß). Aber die Hochwaldung schwindet weiter hinauf, sie wird krüppelhaft neben dem öl- und harzreichen niedrigen Krummholz. Immer mehr schrumpft die Pflanzenwelt zusammen; nur kleine Alpenpflanzen, das Alpenröslein (Rhododendron) nebst vielen andern, deren Brüder- und Schwesterlein auch in Norwegens Norden auf Flächen sich des Lebens freuen, kleiden den kalten Boden. Ueber ihnen hinauf folgen allerlei farbige Moose, immer kleinerer Art, bis sie endlich dem bloßen Auge kaum sichtbar. Aber von hier an erstarrt die Pflanzenwelt; sie hört auf, ein anderes Wachstum beginnt. Es ist die Krystallisation der Gletscher oder Ferner, und der feinen Dünste zu Haareis, das aus der Luft niederrieselt. Nur die obern Gegenden sind mit Schnee und mit weiten Schneefeldern überdeckt. Hier vermag die Sonne nicht, ihn wegzuschmelzen, nur die jedesmalige Oberfläche schmilzt etwas an und wird zur Eiskruste. Dieß wiederholt sich oft zu vielen Schichten. Aber tiefer vermag die Sonne mehr; hier schmilzt zu Zeiten der Schnee stark, und das Schneewasser durchrinnt die Schneemassen, die dann gefrieren und zu Gletschern oder Fernern werden. Neue Schneemassen lagern sich auf, gerinnen und gefrieren hinzu, so wächst hier der Eisberg an Höhe und Umfang. Sein Scheitel wird Orten sichtbar, die sie sonst nie gesehen; er breitet sich aus und überlagert Wiese und Weideland. Ja oft geräth ein Ferner, abhängig im Thale gelagert und von unendlicher Last gedrückt und geschoben, ins Gleiten, und die gefährliche Riesenmasse gleitet tiefer und tiefer, mit fürchterlich langsamem Mahen für die untern Gegenden. Dort zertrümmert sich das ewige Eis eines andern, es stürzt ein Teil zu Thal, es hemmt den Thalfluß, da stemmt sich das Gewässer zum See auf. So entstand 1771 in Tyrol im Rosenthal der Rosener-Eissee; oder es füllt tiefer unten ein Thal, und bildet Eisgruben, die nimmer vergehen; so die berühmte Eiskapelle am Bartholomäussee in Berchtoldsgaden. Unter den vielfachen Beispielen des Fortwachsens zeichnen sich die Glendalpen auf der Grenze Salzburgs und Kärntens aus. Nach Sage aus alter Zeit waren sie einst bewohnt, und reich an Getraide und Futter; nun sind sie seit Jahrhunderten nur Eis- und Schneefeld; denn es lebte da die übermüthige, üppige Brut eines reichen Vaters; mit silbernen Kugeln und Regeln spielten sie, und rundgebackene Kuchen, groß wie Kutschräder steckten sie an die Achsen. Der Sünden müde kam ihnen der Herr entgegen mit gewaltigem Schnee und Hagel, bis der üppige Alpentisch gar anders gedeckt war, über die Brut und all ihr Vieh her, so daß nie etwas davon zum Vorschein kam. Am Rande des ungeheuren Eisfeldes sammeln noch jetzt die Landbirnen schönblumiges Gras, und Schafe weiden bis dicht

an den Rand des eisigen Glens, das man jetzt nur mit Fußseisen besteigen kann, und selbst im höchsten Sommer der Kälte wegen nicht mag.

Der Wärmegrad dieser Alpenlande ist höchst manigfaltig: man schwächtet vor Hitze und zittert vor Kälte, ehe die Sonne den Bogen vollendet. Unten im Thal, zwischen den erhitzten Gebirgswänden, glaubst du oft im Anhauche eines Backofens zu wandeln, denn der Wärmemesser zeigt von Mittag bis 3 Uhr hin auf 30 Grad Reaumur und häufig noch darüber hinaus. Da könnte nicht bloß Mandel und Pflirsche, nein selbst die Goldfrucht (Orange) jeder Art gedeihen; aber diesen afrikanischen Stunden verderben andere solche Wirksamkeit völlig. An den mitternächtlichen Gebirgsseiten in den schattigen Thalgründen, am rauschenden Laufe eines Gießbachs hinauf, lauert sehr merklich die Kühlung; früh und spät tritt sie selbst in die wärmsten Thäler, man friert wo man vor wenig Stunden noch schwächtete. Auch liegt in den schattigen Gründen der Schnee bis weit in den Lenz. Wirksamer noch ist die ewige Eis- und Schneedecke der Hochalpen. Fast unaufhörlich ziehen die Nebel an den Gipfeln umher, und die graue Dunstschicht, die dort oben mitten im Sommer als Schnee und Haareis niederrieselt, fällt in die Thäler als kalter Regen. Lagere dich hier auf blumiger Waike, schau die hohen Gebirge hinan, und erlebe mit eigenen Augen den Zauber, der dort oben, wie auf einer Reihe phantastischer Feengärten und Schlößer, vorgeht. Jetzt erscheinen diese Regionen grün und lockend, wenige Minuten später mit düsterm Flor überzogen; bald darauf mit weißem Gewand gekleidet. kaum trauest du deinen Augen, fast glaubst du an ihre Verblendung, und dennoch ist diese Verwandlung in sehr kurzer Zeit, ja binnen einer Viertelstunde dort oben wirklich geschehen; jene lockenden Gärten wurden wirklich von Nebeln umflort, und vom Schnee plötzlich darauf umhüllt, den die Sonne jedoch bald wieder schmilzt. Die unendlich schöne Verklärung dieser Alpengebirge im Purpurglanz der sinkenden Sonne gehört zu den schönsten Anblicken, welche die Natur nur irgendwo gewährt.

Sprichwörter.

92.

Junger Spieler, alter Bettler.
Jeder fege vor seiner Thür.
Wie gesäet, so geschnitten.
Kleider machen Leute.
Ein Schelm macht den andern.
Hochmuth kommt vor dem Fall.

Noth lernt beten.
Guter Muth, halbe Arbeit.
Wer Bech angreift, besubelt sich.
Ordnung hilft Haushalten.
Rastest du, so rostest du.
Jedes Haar hat seinen Schatten.

93.

Ein Habich ist besser als ein Hättich.
 Der Fuchs weiß mehr denn Ein Loch.
 Rede wenig, höre viel.
 Was Gott thut, das ist wolgethan.
 Je höherer Berg, je tiefer Thal.
 Abends wird der Faule fleißig.

Wol gelebt, wol gestorben.
 Bei gutem Winde ist gut segeln.
 Gelegenheit macht Diebe.
 Ein Mann, ein Wort.
 Die Luft baut das Land.
 Feuer fängt mit Funken an.

94.

Sauer sehen hilft nicht.
 Armut ist keine Sünde.
 Keine Rose ohne Dornen.
 Den Letzten heißen die Hunde.
 Eine Schwalbe macht keinen Sommer.
 Alte Wunden bluten leicht.

Wenn nichts im Mörser ist, gibts großen
 Viele Köpfe, viele Sinne. [Lärm.
 Was Fliegen lockt, das lockt auch Freunde.
 Gedanken sind zollfrei.
 Nach Regen kommt Sonnenschein.
 Wie das Haupt, so die Glieder.

95.

Der Winter.

(Von J. B. Sebel. Allemannische Gedichte. Aarau 1820. Seite 152.)

Ich echt do obe bauwele feil?
 sie schütten ein e redli teil
 In d'gärten aben und ufs hus!
 es schneit doch au, es isch e grus!
 Und's hangt no menge wage voll
 am himmel obe, merki wol.
 Und wo ne ma vo witem lauft,
 so het er vo de bauwele ghaufft;
 Er treit sie uf der achse no
 und uffem huet, und lauft dervo:
 Was lauffsch denn so, du närrsche ma?
 de wirsch sie doch nit gstole ha?
 Und gärten ab und gärten uf
 hen alli scheie chäpli uf;
 Sie stöhn wie grofi here do,
 sie meine, 's heigs sust niemes so:
 Der nußbaum het doch au si sach,
 und 's herehus und chilchebach.
 Und wo me luegt, isch schnee und schnee,
 me sibt ke stroß und fueßweg me.
 Meng somechörnli, chlei und zart,
 lit unterm hobe wol verwart,
 Und schneis so lang es schneie mag,
 es wartet uf si ostertag.

Meng summervögeli schöner art
 lit unterm Bode wol verwart,
 Es het fei chummer und fei chlag
 und wartet uf si ostertag,
 Und gangt au lang, er chunt emol,
 und siber schlofts, und 's isch em wol.
 Doch wenn im früelig 's schwälmlü fängt,
 und d'sunnewärmi abe bringt,
 Noß taufig, wachts in iedem grab
 und streift si totehemdli ab;
 Wo nummen au ne löchli isch,
 schlüpft 's leben use, jung und frisch. —
 Do fliegt e hungerig späzli her!
 e bröslü brot wär si beger.
 Es luegt ein so erbärmli a,
 's hat siber nechti nüt me gha.
 Gell, hürstli, sel isch anderi zit,
 wenne chorn in alle fure lit?
 Do hesch! Loß andern au dervo!
 bisch hungerig, chasch wider cho!
 'S muß wor si, wies e sprüchli git:
 „Sie seihe nit und ernde nit,
 Sie hen fei pflug und hen fei joch,
 und Gott im himmel närt si doch.“

Der Eislauf.

(Von Fr. Gottl. Klopstock. 1764.)

Vergraben ist in ewige Nacht
 der Erfinder großer Name zu oft!
 Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir,
 aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
 der zuerst am Mast Seegel erhob?
 Ach, vergieng selber der Ruhm dessen
 nicht,
 welcher dem Fuß Flügel erfand?

Und sollte der unsterblich nicht sein,
 der Gesundheit uns und Freuden erfand,
 Die das Ross muthig im Lauf niemals gab,
 welche der Reiche selber nicht hat?

Unsterblich ist mein Name dereinst;
 ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
 Seinen Tanz! Leichteres Schwungs fliegt
 freiset umher, schöner zu sehn. [er hin,

Du kennest jeden reizenden Ton
 der Musik, drum gib dem Tanz Melodie!
 Mond und Wald höre den Schall ihres
 wenn sie des Flugs Gile gebeut. [Horns,

o Jüngling, der den Wasserkothurn*
 zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
 Laß der Stadt ihren Ramin! Komm mit mir,
 wo des Krystalls Ebene dir winkt!

Sein Licht hat er in die Düste gehüllt,
 wie erhellt des Winters werdender Tag
 Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen
 streute die Nacht über ihn aus! [gleich,

Den ungehörten Wogen entströmt,
 dem geheimen Quell entrieselt der Tod!
 Glittst du auch leicht, wie dieß Laub, ach dorthin,
 sänkest du doch, Jüngling, und stürbst!

Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
 wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
 Fern verräth deines Kothurns Schall dich
 wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst. [mir.

Wir haben doch zum Schmause genug
 von des Halmes Frucht? und Freuden des
 Weins?

Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl.
 Flügel am Fuß reizen sie mehr.

Dur Linken wende du dich, ich will
 zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn,
 Nimm den Schwung, wie du mich ihnehmen
 also! nun fleug schnell mir vorbei! [steht:

So gehen wir den schlängelnden Gang
 an dem langen Ufer schwebend hinab. [nicht,
 Künste nicht! Stellung, wie die, lieb ich
 Zeichnet dir auch Reißler** nicht nach.

Was horchst du nach der Insel hinauf?
 unerfahrene Läufer tönen dort her!
 Huf und Last giengen noch nicht übers Eis,
 Neze noch nicht unter ihm fort.

Sonst späht dein Ohr ja alles; vernimm,
 wie der Todeston nachfolgt auf der Flut!
 O wie tönts anders, wie hallts, wenn der
 Meilen hinab spaltet den See! [Frost

Durück! laß nicht die schimmernde Bahn
 dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
 Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömts viel:
 sprudeln vielleicht Quellen empor. [leicht,

* Kothurne hießen bei den Griechen die hohen Schuhe der tragischen Schauspieler.

** Ein berühmter Zeichner und Kupferstecher.

Der Eisbär.

(Von H. D. Lenz, nach Scoresby. Gemelnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. I. S. 92 ff.)

Der Eisbär ist ganz weiß, und wird über acht Fuß lang. Man findet ihn fast überall im Norden in der Nähe der Eissfelder oder auf denselben.

Wenn man den Bären im Wasser, beim Durchschwimmen von einer Eisscholle zur andern, antrifft, so kann man ihn mit Vorteil angreifen; wenn er aber am Ufer, oder auf einer großen, mit Schnee bedeckten Eisfläche ist, auf welcher er mit seinen breiten Tagen noch einmal so schnell fortkommen kann, als ein Mensch, der vielleicht bei jedem Schritt bis an die Kniee einstinkt, dann kann er selten mit Sicherheit oder gutem Erfolg angegriffen werden. Die meisten Unglücksfälle mit Bären haben bei solchen unvorsichtigen Angriffen, oder wenn man ihnen auf dem Eise begegnet ist, stattgefunden.

Vor wenigen Jahren ereignete sich ein trauriger Vorfall mit einem Matrosen eines Schiffes, das in der Davisstraße vom Eise eingeschlossen war. Ein Bär, den man schon einige Zeit in der Nähe des Schiffes wahrgenommen hatte, war endlich so dreist geworden, bis an dasselbe heranzukommen, wahrscheinlich durch den Geruch der Lebensmittel, die der Koch über Bord geworfen hatte, herangelockt. Die Leute waren gerade mit ihrer Mahlzeit beschäftigt, und Niemand auf dem Verdeck auf der Wache, da das Schiff unbeweglich lag. Ein verwegener Bursche, der zuerst herausah und den Bären erblickte, sprang thörichterweise sogleich auf das Eis hinaus, bloß mit einer Stange bewaffnet, vermuthlich in der Absicht, die Ehre, einen so übermüthigen Gast gedemüthigt zu haben, allein davon zu tragen. Aber der Bär, ohne auf das elende Gewehr zu achten, und vermuthlich noch durch Hunger gereizt, packte seinen Gegner mit seinen furchtbaren Zähnen in den Rücken und trug ihn mit solcher Schnelligkeit davon, daß, als seine Kameraden auf sein Geschrei erschrocken vom Tisch aufsprangen und sich umsahen, der Bär schon so weit entfernt war, daß es umsonst gewesen wäre ihm nachzusetzen.

Ein andres Beispiel eines unklugen Angriffs gegen einen Bären, dessen Ausgang jedoch eher lustiger Art war, wurde mir von Kapitain Munroe mitgeteilt, und ereignete sich 1820 im grönländischen Meere mit einem Matrosen eines Wallfischfängers von Hull. Das Schiff lag an einem Eisselde vor Anker, auf welchem man in einer beträchtlichen Entfernung einen großen Bären gewar wurde, der auf Beute ausgieng. Einer von der Mannschaft des Schiffes, der sich aus seiner Rumflasche, in welcher er absichtlich einen kleinen Vorrath für besondere Gelegenheiten aufzubewahren pflegte, einigen Muth geholt hatte, machte sich anheischig, dem Bären nachzusetzen. Bloß mit einer Wallfischlanze

bewaffnet, gieng er, ganz entschlossen und gegen alle Vorstellungen, die ihm von seinen Kameraden gemacht wurden, zu seiner abenteuerlichen Unternehmung aus. Ein beschwerlicher Weg von ungefähr einer halben Stunde über lockern Schnee und schroffe Eisblöcke, brachte ihn ganz in die Nähe seines Feindes, der, zu seinem Erstaunen, ihn unerschrocken anblickte und zum Kampfe herauszufordern schien. Sein Muth hatte unterdessen sehr abgenommen, theils weil der Geist des Rums unterwegs verdunstet war, theils weil der Bär so gar keine Furcht verrieth, sondern selbst eine drohende Miene annahm. Er hielt daher an und schwang seine Lanze ein paarmal hin und her, so daß man nicht recht wußte, ob er angreifen oder sich verteidigen wollte. Der Bär stund auch still. Vergebens suchte der Abenteurer sich ein Herz zu fassen, um den Angriff zu beginnen; sein Gegner war zu furchtbar und sein Ansehen zu schrecklich. Vergebens fieng er an, ihn durch Schreien aufzuregen, mit der Lanze zu bedrohen und Miene zu machen, ihn anzugreifen; der Feind verstund dieß entweder nicht, oder verachtete solche leere Drohungen, und blieb hartnäckig auf seinem Platz. Schon fiengen die Kniee des Menschen an zu wanken, die Lanze zitterte in seiner Hand, sein Blick der bisher noch fest gewesen war, fieng an zu schauern; aber die Furcht, von seinen Kameraden ausgelacht zu werden, hatte noch einigen Einfluß, und er wagte nicht, zurück zu gehen. Meister Bez hingegen, der weniger Ueberlegung oder größere Sorglosigkeit besaß, fieng mit der verwegensteu Dreistigkeit an, vorzurücken. Seine Annäherung und sein ungeschlächtes Wesen löschten den noch übrigen Funken von Muth aus und überwandten die Furcht, sich lächerlich zu machen, die bisher noch unsern Helden aufrecht erhalten hatte; er wandte sich um und floh. Aber nun gieng die Gefahr erst an. Die Flucht des Menschen machte dem Bären Muth, jetzt seinerseits die Verfolgung anzufangen, und da er mehr geübt war, über den Schnee zu laufen, so holte er den Flüchtling bald ein. Dieser warf die Lanze, sein einziges Vertheidigungsmittel, weil sie ihn im Laufe beschwerte, von sich und lief weiter. Glücklicherweise zog diese die Aufmerksamkeit des Bären auf sich; er stuzte, betastete sie mit seinen Pfoten, biß hinein und setzte dann seine Verfolgung fort. Schon war er dem fliehenden Schiffer wieder auf den Fersen, als dieser, in der Hoffnung einer ähnlichen Wirkung, als die Lanze gehabt hatte, einen Handschuh fallen ließ. Die List gelang, und während der Bär wieder stehen blieb, um diesen zu untersuchen, gewann der Flüchtling einen guten Vorsprung. Der Bär setzte ihm von Neuem mit der drohendsten Beharrlichkeit nach, obgleich er noch einmal durch den andern Handschuh und zuletzt durch den Hut, den er mit seinen Zähnen und Klauen in Stücke zerriß, aufgehalten wurde, und würde ohne Zweifel den unbesonnenen Abenteurer, der schon alle Kräfte und allen Muth verloren hatte, zu seinem Schlachtopfer gemacht haben, wenn nicht die andern Matrosen, da sie sahen, daß die Sache

eine so ernste Wendung genommen hatte, zu seiner Rettung herbeigeeilt wären. Der kleine Schlachthauſe öffnete ihm einen Durchgang und ſchloß ſich dann wieder an einander, um den verwegenen Feind zu empfangen. Dieſer fand jedoch unter ſo veränderten Umſtänden nicht für gut den Angriff zu unternehmen. Er ſtund ſtill, ſchien einen Augenblick zu überlegen, was zu thun wäre, und machte dann einen ehrenvollen Rückzug. Der Flüchtling hingegen, obgleich durch eine Schußwehr gedeckt, hörte, von ſeiner Furcht gejagt, nicht eher auf zu laufen, als bis er das Schiff erreicht hatte.

Gewöhnlicher Weiſe geht der Bär, wenn er nicht vom Hunger getrieben wird, dem Menſchen aus dem Wege. Wird er aber angegriffen, ſo kehrt er ſich allezeit gegen ſeinen Feind. Eine Lanze weiß er geſchickt mit ſeinen Zähnen zu faſſen, und beißt ſie entweder entzwei, oder reißt ſie dem Gegner aus der Hand. Wird er mit einer Kugel getroffen, und iſt es nicht in den Kopf oder durch das Herz oder in die Schulter, ſo wird er dadurch mehr aufgereizt als geſchreckt, und geht mit vermehrter Wuth auf ſeinen Verfolger los. Wenn er von Weitem geſchoſſen wird, und er kann entrinnen, ſo hat man ihn wohl geſehen auf einem Eisblock Schutz ſuchen, und, gleichſam als konnte er die zuſammenziehende Kraft der Kälte, Schnee mit ſeinen Tazen auf die Wunde drücken.

Sein gewöhnlicher Gang iſt langſam und bedächtigt; drängt ihn aber eine Gefahr, oder treibt ihn der Hunger, ſo läuft er in Sprüngen; und auf dem Eiſe kann er leicht einem Menſchen zuvorkommen. Ueberhaupt iſt er zwar dem Anſcheine nach plump, aber nichts weniger als unbehilflich und ungeſchickt und bei ſeiner furchtbaren Stärke und Wildheit doch überlegſam und geſcheidt. Seine Sinne ſind ausnehmend ſcharf, beſonders Geſicht und Geruch. Wenn er über große Eisfelder geht, ſo ſteigt er auf Eisblöcke und ſieht nach Beute umher; wenn er dann den Kopf in die Höhe hebt und mit der Naſe ſchnüffelt, ſo empfindet er den Geruch von einem todten Wallfiſch auf eine unglaubliche Entfernung. Ein Stück ſchwammiges Wallfiſchfett ins Feuer geworfen, zieht ihn meilenweit herbei. Tode Wallfiſche, wie die Wallfiſchfänger ſie zurücklaſſen, machen überhaupt ein vorzügliches Nahrungsmittel für ihn aus; nächſt dieſen Seehunde, wiewohl bei der ausnehmenden Wachſamkeit dieſer Thiere zu glauben iſt, daß er oft wochenlang gezwungen iſt, zu faſten. Er nährt ſich auch von Vögeln, Füchſen, Rennthieren, wenn er ſie bekommen kann, von Eiern, ja von allen thieriſchen Gegenſtänden, deren er habhaft werden kann.

Er ſcheint eben ſowohl auf dem Eiſe als auf dem Lande zu Hauſe zu ſein. Man trifft ihn auf Eisfeldern über zweihundert Meilen weit vom Ufer an. Er ſchwimmt mit einer Geſchwindigkeit von drei Meilen in einer Stunde und kann einige Meilen nach einander ohne große Beſchwerde zurücklegen. Er taucht auf beträchtliche Welten unter, wiewohl nicht ſehr häufig.

In Spitzbergen, Nova Zembla, Grönland und andern Polargegenden werden das ganze Jahr hindurch Bären angetroffen. An manchen Orten findet man sie in großer Anzahl beisammen. In der Nähe der grönländischen Ostküste hat man sie in Scharen, wie Schafherden auf einer Gemein- trift, gesehen. Vermittels des Eises machen sie oft eine Landung auf Island; aber sobald sie sich dort blicken lassen, machen die Einwohner Jagd auf sie und bringen sie um oder treiben sie weg.

Die Größe dieses Thieres ist gemeiniglich vier bis fünf Fuß in der Höhe, sieben bis acht Fuß in der Länge und beinahe eben so viel im Umfang. Bisweilen findet man sie jedoch viel größer. Barentz erlegte im Jahr 1596 zwei Bären auf der Insel Cherie, deren Felle von dem einen zwölf Fuß, von dem andern dreizehn Fuß maßen. Das Gewicht desselben beträgt gewöhnlich 600 bis 1000 Pfund und darüber. Er ist mit langem gelblichweißem Haar bedeckt, und besonders zottig ist die innere Seite seiner Beine. Seine Taten sind sieben Zoll und darüber breit; seine Krallen zwei Zoll lang. Seine Fangzähne ragen ungefähr anderthalb Zoll aus der Kinnlade hervor, und er hat in seinen Kinnbacken eine erstaunungswürdige Kraft, so daß man ihn eine eiserne Lanze von einem halben Zoll im Durchmesser hat entzwei beißen sehen.

Das Fell des Bären gibt, wenn es mit den Haaren zurecht gemacht wird, einen schönen Teppich; wird es zurecht gemacht, ohne aufgeschnitten zu werden, und das Haar inwendig gefehrt, so dient es zu einem warmen, sack- ähnlichen Bett, und wird auf diese Art in manchen Gegenden von Grönland gebraucht. Sein Fleisch ist, wenn es vom Fett gereinigt wird, saftig und schmackhaft, besonders die Keule; auffallend aber ist es, daß die Leber von diesem Thier schädlich und sogar tödtlich ist, während doch das Fleisch und die Leber des Seehunds, von welchem sich der Bär hauptsächlich nährt, genießbar und wohlschmeckend ist. Wenn Schiffer unvorsichtigerweise von der Leber des Bären geessen haben, so sind sie fast immer krank darauf geworden und zuweilen gar gestorben; bei andern hat es die Wirkung gehabt, daß sich die Haut von ihrem Körper geschält hat. Dieß ist vielleicht das einzige Beispiel von einem giftigen Teile eines Säugethiers.

Obgleich man weiß, daß Bären bisweilen einander auffressen, so haben sie doch eine ausnehmende Zärtlichkeit für ihre Jungen. Die Bärin, die gewöhnlich zwei Junge auf einmal zur Welt bringt, verteidigt diese mit solchem Eifer und wacht über sie mit solcher Sorgsamkeit, daß sie bisweilen ein Opfer ihrer mütterlichen Liebe wird. Ein artiges und wirklich merkwürdiges Beispiel von Klugheit bei einer Bärin wurde mir von einem glaubhaften und wohl unterrichteten Manne, der mich auf mehreren meiner Reisen als Wund- arzt begleitete, erzählt. Eine Bärin, die zwei Junge bei sich hatte, wurde von

einigen bewaffneten Matrosen auf einem Eissfelde verfolgt. Anfangs schien sie die Jungen dadurch, daß sie vorankam und sich immer umsah und durch einige Geberden und einen besondern Ton der Stimme ihre Angstlichkeit zu erkennen gab, zu größerer Eile anzureizen; aber da sie sah, daß ihre Verfolger ihr zu nahe kamen, so suchte sie jene vorwärts zu treiben, zu schieben und zu stoßen, bis sie glücklich mit ihnen entkam. Hierbei sollen die Jungen sich auf die Lagen der Mutter gestellt haben, um von ihr einen Stoß zu empfangen, und wenn sie dann ein Stück vorwärts geflogen wären, wären sie sogleich weiter gelaufen, bis die Mutter sie eingeholt und einem nach dem andern einen neuen Stoß erteilt hätte.

Ueberhaupt hat man öfters Beispiele von Klugheit und Ueberlegung bei diesem Thiere wahrgenommen. Ein Bär sah einen Seehund auf dem Eise nahe an einem Loch, das in demselben war, liegen. Um sich desselben zu bemächtigen, tauchte er unter und schwamm nach dem Loch hin, durch welches der Seehund entfliehen mußte. Dieser wurde seiner gewar und stürzte sich ins Wasser; aber der Bär sprang ihm den Augenblick nach und etwa eine Minute darauf kam er, mit seiner Beute im Machen, wieder zum Vorschein.

Der Kapitän eines Wallfischfängers, der sich gern einen Bären verschaffen wollte, ohne die Haut desselben zu verletzen, machte den Versuch, eine Schlinge von einem Strick in den Schnee zu legen, und in diese ein Stück Wallfischfett. Ein Bär, der sich in dem benachbarten Eise aufhielt, wurde durch den Geruch des angebrannten Fettes bald herbeigezogen. Er sah die Lockspeise, gieng hinzu und faßte sie in den Mund; da aber sein Fuß sich in dem nämlichen Augenblick durch einen Haken des Strickes in die Schlinge verwickelt hatte, schob er diese mit der andern Pfote wieder herab, und gieng ganz bedächtig mit seiner Beute davon. Nachdem er diese verzehrt hatte, kam er wieder. Man hatte die Schlinge indessen mit einem andern Stück Wallfischfett zurecht gelegt; er schob diese aber vorsichtig bei Seite, und trug zum zweitenmale die ihm auf andere Weise zuge dachte Lockspeise triumphierend davon. Die Schlinge wurde zum drittenmal gelegt, aber mit der Vorsicht, daß der Strick unter dem Schnee vergraben und die Lockspeise in eine tiefe Höhlung innerhalb der Schlinge gelegt wurde. Der Bär gieng wieder bei, und die Schiffer zweifelten schon nicht an einem glücklichen Erfolg. Aber jener, klüger als diese glaubten, beroch erst den Platz rund umher, krägte dann den Schnee mit seinen Pfoten weg, schob den Strick wieder an die Seite, und bemächtigte sich ohne Schaden der dargebotenen Mahlzeit.

Im Juni 1812 kam eine Bärin mit zwei Jungen in die Nähe des Schiffes, welches ich kommandierte, und wurde geschossen. Die Jungen, welche keinen Versuch machten, zu entfliehen, wurden lebendig gefangen. Sie fühlten sich anfangs offenbar sehr unglücklich, endlich aber schienen sie mit ihrem

Schicksal gewissermaßen ausgesöhnt, und da sie ziemlich zahm waren, so gestattete man ihnen, bisweilen auf dem Berdeck umherzugehen. Wenige Tage, nachdem sie gefangen waren, wurde das eine von ihnen, dem man einen Strick um den Hals gethan hatte, über Bord geworfen, während das Schiff am Eise vor Anker lag. Es schwamm sogleich an das Eis, machte sich darauf und wollte entfliehen. Da es aber fand, daß es von dem Stricke zurückgehalten wurde, suchte es sich auf folgende stunreiche Art davon los zu machen. Nahe am Rande des Eises war eine Spalte in demselben von beträchtlicher Länge, aber nur anderthalb bis zwei Fuß breit und drei oder vier Fuß tief. Dahin gieng der Bär, und indem er über die Oeffnung hinüberschritt, fiel ein Teil des Strickes hinein; darauf stellte er sich quer darüber, hieng sich an seinen Hinterfüßen, die er zu beiden Seiten auf den Rand der Spalte legte, auf, senkte seinen Kopf und den größten Teil des Körpers in die Schlucht und suchte dann mit beiden Vorderpfoten zugleich den Strick über den Kopf zu schieben. Als er sah, daß es ihm auf diese Art nicht gelingen wollte, gieng er auf das Eis zurück und rannte mit großer Heftigkeit von dem Schiffe wegwärts, um das Seil zu zerreißen. Dieß versuchte er zu wiederholten Malen, indem er jedesmal einige Schritte zurückgieng und einen neuen Anlauf nahm, um das Seil auseinander zu ziehen. Bei jedem Fehlversuch drückte er seinen Verdruß durch ein eigenes Brummen aus, und endlich gab er der Nothwendigkeit nach und legte sich trozig und still auf das Eis nieder.

Manche der früheren Reisenden nach den Polarmeeeren haben harte Kämpfe mit den Bären zu bestehen gehabt. Vorzüglich oft wurden Barenz und seine Leute von ihnen angefallen; doch gelang es diesen immer, sie zu erlegen oder zurückzutreiben. Weniger glücklich war eine andere Reisegesellschaft. Das Schiff lag in der Nähe von Nova Zembla vor Anker, und zwei von der Gesellschaft landeten auf einer kleinen Insel im Eingange der Straße Weigaz. Die Neugier trieb sie an, sich etwas vom Ufer zu entfernen, um sich umzusehen, als auf einmal der eine von ihnen von einem Bären im Rücken angefallen und zur Erde geworfen wurde. Sein Gefährte lief sogleich fort und machte Lärm, worauf ein Teil ihrer Kameraden zu Hilfe herbeieilte. Der Bär stund bei ihrer Annäherung über seiner Beute ohne den geringsten Anschein von Furcht; und da sie ihn angreifen wollten, sprang er auf sie los, ergriff einen von ihnen und machte ihn gleichfalls zu einem Schlachtopfer seiner Grausamkeit und Gewalt. Die Uebrigen liefen bestürzt davon und konnten nicht vermocht werden, den Angriff zu erneuern. Nur drei von der ganzen Mannschaft hatten Muth genug, den furchtbaren Feind nicht ungestraft zu lassen, und nach einem gefährlichen und harten Kampf gelang es ihnen, ihn zu tödten und die zerfleischten Körper ihrer unglücklichen Gefährten zu befreien.

Kapitän Cook, der den Archangel von Lynne kommandierte, gieng, als er sich im Jahr 1788 in der Nähe von Spitzbergen befand, in Begleitung eines Wundarztes und des Steuermanns ans Land. Während sie am Ufer hingiengen, wurde der Kapitän plötzlich von einem Bären überfallen, der ihn auch sogleich mit seinen Pfoten umfaßte. In dieser schrecklichen Lage, in der eine Zögerung von einem Augenblick ihm den Untergang gebracht hätte, rief er dem Wundarzt zu, zu schießen, und dieser that es mit einer so bewundernswürdigen Entschlossenheit und Geschicklichkeit, daß die Kugel dem Bären mitten durch den Kopf gieng. Durch diese schnelle und glückliche Hilfe entgieng der Kapitän der drohendsten Gefahr, zerrissen zu werden.

Ein neueres Beispiel einer ähnlichen Gefahr gibt uns ein Vorfall, welchen Kapitän Hawkes von Hull in der Davisstraße im Juli 1818 erfuhr. Dieser verfolgte einen sehr großen Bären, der durchs Wasser schwamm, in einem Boot, und da er ihn erreichte, stieß er ihn zweimal mit einer Lanze in die Brust; als er sie aber aus der Wunde herauszog, um einen dritten Stoß zu thun, sprang das Thier wüthend auf, ergriff ihn am Schenkel und riß ihn über Bord ins Wasser. Glücklicherweise wiederholte es seinen Angriff nicht, sondern machte, daß es selbst fortkam, was ihm auch gelang, da alle im Boote nur beschäftigt waren, ihren Kapitän zu retten.

Als das Schiff la Carcasse, welches ausgesandt war, um in der Nähe des Nordpols Entdeckungen zu machen, im Eise stecken blieb, zeigten sich einstmals drei Eisbären in der Nähe des Schiffs. Ohne Zweifel waren sie durch den Geruch des Wallrosfleisches angelockt worden, welches die Matrosen gerade auf dem Eise ausbrieten. Es war eine Bärin mit ihren zwei Jungen, welche ihr an Größe fast gleich kamen. Sie stürzten sich auf das Feuer zu, zogen ein tüchtiges Stück Fleisch heraus und verschlangen es. Die Schiffsmannschaft warf ihnen nun Stücke Fleisch hin; die Mutter holte sie, trug sie ihren Jungen zu und behielt nur sehr wenig für sich selbst. Als sie eben das Letzte wegholte, legten die Matrosen auf die Jungen an und schossen beide nieder. Sie verwundeten auch die Mutter, jedoch nicht tödtlich. Kaum konnte sich das unglückliche Thier noch fortbewegen, und doch kroch es sogleich nach seinen Jungen hin, legte ihnen neue und wieder neue Fleischstücke vor, und als es sah, daß sie nicht zulangten, streckte es seine Lagen erst nach dem einen, dann nach dem andern aus, suchte sie empor zu richten und erhob ein klägliches Geheul. Da alle Mühe vergeblich war, gieng sie eine Strecke fort, sah sich dann um, und heulte aus Leibes Kräften. Als sie aber nicht folgten, kehrte sie um, beschnupperte und betrachtete sie wieder und heulte wie zuvor. Sie gieng und kam und suchte die Jungen mit der größten Zärtlichkeit an sich zu locken. Als sie endlich sah, daß sie ganz todt und kalt waren, hub sie ihren Kopf nach dem Schiffe zu und brummte voll Wuth und Ber-

zweiflung. Die Matrosen antworteten mit Flintenschüssen; sie sank zwischen ihren Jungen nieder und starb, indem sie deren Wunden leckte.

98.

Löwenritt.

(Von Ferdinand Freiligrath.)

Mustenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen:
Wo Gazellen und Giraffen trinken, lauert er im Rohre,
zitternd über dem Gewaltigen rauscht das Laub der Sykomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkrale,
wenn des jähen Tafelberges bunte wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karoo,
wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

Sieh! dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
springt der Löwe. Welch ein Reityferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
sieh! wie Schnelle des Kameeles es mit Pardehant vereinigt.

Sieh! die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen,
starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen, rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
und das Herz des flüchtigen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler luftger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sandgem Meer,
wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Gräfte,
Folgt der Panther, der des Kaplands Hüden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Liegend auf lebendgem Throne sehn sie den Gebieter sitzen.
 und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster reizen:
 Raftlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen,
 gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Caamelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
 Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Ross des Reiters Speise.
 Ueber Madagascar fern im Osten steht mau Frühlicht glänzen.
 So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

99.

Der Tod fürs Vaterland.

(Von Friedrich Schiller.)

Du kommst, o Schlacht! Schon wogen **D** nehmt mich, nehmt mich mit in die
 die Jünglinge Reihen auf,
 hinab von ihren Hügeln, hinab ins Thal, damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods!
 Wo feck herauf die Bürger bringen, Umsonst zu sterben lieb ich nicht, doch
 sicher der Kunst und des Arms; doch sicher lieb ich, zu fallen am Opferhügel
Kommt über sie die Seele der Jünglinge! Fürs Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
 Denn die Gerechten schlagen wie Zauberer, fürs Vaterland — und bald ist's geschehn! Zu
 Und ihre Vaterlandsgefänge Ihr Teuern! komm ich, die mich leben [euch,
 lähmen die Kniee der Ehrelosen. lehrten und sterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürstet' ich, euch zu sehn,
 ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
 Nun grüßt ihr freundlich den geringen
 Fremdling, und brüderlich ist's hier unten.

100.

Die Schlacht bei Sempach. 1386.

(Von Johannes v. Müller. Die Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft II. S. 431 ff.)

Wen dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Aäp, durch die
 freien Aemter, Aargau hinauf, über Sursee nach Sempach. Diese kleine Stadt
 ligt bei drei Stunden von Lucern, oben an einem zwö Stunden langen See;
 die Ufer fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfeldern,
 und über diesen stund ein Wald. In den Wald kamen die Eidgenossen.

Sie sahen den Feind am neunten Heumonath, eine zahlreiche, wolbe-
 rittene und schön gerüstete Reiterei; jede Dienerschaft unter ihren Baron,
 die Mannschaft jeder Landstadt unter ihren Schultheiß, und jedes Landes

Herren zu desselben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem langsamem Anzug. Sie sahen die Nargauer Herren, die Amtleute von Oestreich, Urheber des Kriegs, Hermann Grimm von Grönenberg, welchem sie Mottenburg brachen, Thüring und Johannes von Hallwyl, vor andern für das fürstliche Haus eifrig im Frieden und Krieg, die Geßler, welche angeborenen Haß zu der Schweiz trugen. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oestreich selbst, seines Alters in dem fünf und dreißigsten Jahre, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeur, siegprangend aus manchem wolvollbrachten Krieg, rachbegierig, durstig zur Schlacht.

Es war der Ernte Zeit; sein Volk mähetete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß, die Schweizerbauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß er (wenn er je sonst es wußte), daß eine Reiterei vorteilhafter den Anfall thut Berg an, als von oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehilflich machte. Oft hat eine wolgeübte Reiterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk zerbrochen oder überflügelt und geschlagen, aber niemals hat eine unbeugsame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zusammentrete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis zum vierten Glied hervorragten mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte: fast wie es König Albrecht, sein Großvater, in der Schlacht am Hasenbühl mit Erfolg versuchte gegen die bairische Reiterei. Ueber diesen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johannes von Ohsenstein den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedensgeschäften geschickt, und groß in der Herzogen Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer; denn er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen; so that er mit überlegener Menge, was der geringen Zahl besser zukam; aber wahrscheinlich bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses für unehrlich, und Leopold selbst war durch seine Tugenden vielmehr der hohen Ritterschaft Bier, als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Kriegs.

Als Johannes von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den truzigen Adel warnte, „Hoffart sei zu nichts gut, und es wäre wohl gethan, Herrn Hans von Boustetten sagen zu lassen, daß er eilends hinaufziehe,“ hielten sie seine alte Klugheit für unebel. So, als einige dem Herzoge selbst Vorstellungen machten, wie „Schlachtfelder das Vaterland unvorgesehener Zufälle seien; wie dem Fürsten zukomme, für alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verlust seines Hauptes als einiger Glieder sein würde,“ sprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Leopold von wettem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch, will ich siegen oder umkommen.“

Die Eidgenossen stunden an der Höhe, bedeckt vom Wald; so lang die Ritter saßen, dächte ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer in dem anscheinenden Vorteil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zum ewigen Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Wald in das Feld herab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist, oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie stunden, in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Lucerner, neunhundert Mann aus den drei Waldstätten und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Lucern und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Halbbarden, womit im Pass bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt Schilden ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Erfahrene Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie, und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren bunden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stund hoch; der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebet rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei, welches alles anfeuert, und weil sie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wolgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer und von den hervorragenden Spießen wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Lucern, und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepräfel seine in die Breite ausgebehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die

Feinde zu umgeben gedachte. Zu derselbigen Stunde schien der Stadt Banner von Lucern lang unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Lucern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß, Herr Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Rüßnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri seßhaft: „Schlaget auf die Glene, sie sind hohl.“ Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft; sie zerschmetterten etliche Glene, welche von den hintern sofort ersetzt wurden; da fiel der zu Port. Nun war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehilflich zu der Bildung eines halben Mondes; im übrigen bestand sie ungebrochen fest. Sechszig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Ueberraschung von dem Gewaltthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Struthan von Winkelried, Ritter; er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gasse machen,“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und meine Kinder; treue liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts;“ war an dem Feind, umschlug mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fall sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen-Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes pressen sich, sie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten; indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Herr Friedrich, der Bastard von Brandis, ein handfester hochtrugiger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermeßen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde, ihr Leben zu retten durch schnelle Flucht. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Escheloh das Hauptbanner von Oestreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Harburg, Ritter, schwang das Banner hoch empor, widerstand hart, und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut schrie: „Retta, Oestreich, retta.“ Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Scharen, hoch, blutroth,

in des Herren Hand. Aber viele umringten den Fürsten, und lagen ihm an für sein Leben. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junferburg das Banner des Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg vier Brüder, Hermann von Eschenz zwischen seinen zweien Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariser, des Herzogen Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Narberg, der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich sterben,“ verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen und suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Nargauer Städte ihr Banner aufrecht. Im Gedränge der Scharen fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtmuth rang er in der schweren Rüstung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte) um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn über dieser Bemühung; da rief Leopold hilflos: „Ich bin der Fürst von Oestreich.“ Dieses hörte jener nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder es dünkte ihm, die Schlacht hebe alle Würde auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stund er, das Banner fiel ihm aus der Hand; plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden besleckt und gequetscht werde: er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Ort tritt bis in den Tod Rudolph der Harras, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogen.

Die Augen der Scharen suchten den Fürsten; vergeblich; da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Oestreich grauensvoll auf die Flucht; also schrieken alle Edlen: „Die Hengste da her, die Hengste da her;“ da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hans von Oberkirch sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig, ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, sein Leben wo nicht zu retten, doch teuer zu verkaufen.

Sechshundert sechs und funfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre untergieng, und im Land gesprochen wurde: „Gott sei zu Gericht geseßen über den muthwilligen Trug der Herren von Adel.“ Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oestreicher der

Begierde des Lebens, die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Struthan von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüte der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr gerettet. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehilflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwisende Feindesverachtung und ihre stürmischen Rittertugenden selbst wider sich hatten. Unsere Väter kannten die Gegenden des Landes, und bedienten sich der Vorteile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden sie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) simpel, groß und stark. Wurden sie durch fremde Kunst in ihrem Gang aufgehalten, so half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit solchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden sein, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wolbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form sie seien, mögen übermeistert werden durch einen hellen Verstand und unbezwingbare Seelen. Darum, nach dem Urtheil der vortrefflichsten Kriegsmänner unsrer Zeit, würde in Behauptung unserer Freiheit und Eidgenossenschaft, wenn die Gemüther nur noch dieselben sind, auch der Ausgang nicht verschieden sein.

101.

Des Arnold von Winkelried Opfertod.

(Von A. v. Follen.)

In Harst von Unterwalden, da ragt ein Heldenkind,
hochhäuptig über alle, die selbst gewaltig sind;
Schön steht er, wie der Engel des Herrn vor Edens Auen,
finster und verschlossen, fast graufig anzuschauen.

Er lehnt an seiner Lanze, als gölt ihm nicht der Streit;
er schaut wohl nach den Bergen, schaut in die alte Zeit,
Wo Kuhnreich und Kuguser, nie Schlachttrommete scholl,
gar still die Väter wohnten, bis fremder Hochmuth schwell!

Es blickt wohl seine Seele nach seiner Väter Saal,
wo in dem Kreis der Kleinen sein züchtiglich Gemahl,
In Thränen für ihn betend, Schmerzengedanken flut,
ihn mit betrübtem Herzen in Gott vor Allem minnt.

Er schaut wohl durch der Hellschlacht Funken und Wolkendunst,
 wo nackte Tapferkeit erliegt gepanzerter Fechter Kunst;
 Nun waren seine Blicke mit Düsternis erfüllt,
 wie wann sich gegen Abend ein Berg in Wolken hüllt.

Bewegt im tiefsten Herzen war dieser Schweizermann,
 doch was im Schmerz der Liebe die große Seele sann,
 Das ward noch nie gesonnen, das klagt kein irdisch Kied,
 denn dieser Mann ist Arnold Struthan von Winkelried!

Das war sein Ahn, der Struthan, der laut gepriesnen Sagen
 des Landes Angst und Plagen, den Lindwurm hat erschlagen:
 Er that, was keiner mochte, im ächten Rittermuth,
 das ist, dem armen Hirten, dem Bauersmann zu gut.

Ein andrer seiner Väter mit auf dem Rütli schwur,
 dort, wo am tiefen Wasser, auf heiliger Wiesenflur,
 Im Mondschein ist erwachsen, im engelreinen Reiz,
 das edel unvergänglich Berggismennicht der Schweiz. —

Herr Arnold löst den Panzer, der seine Brust umspannt,
 er stund vom Haupt zur Sohle in lichtem Stahlgewand;
 Es fällt die schwere Brünne klirrend ins Gefild,
 und über die Schultern wirft der Held den großen Drachenschild.

So aber hat der Arnold sein großes Herz erschlossen:
 „Gestrengen und biberben, lieben Eidgenossen!
 Sorgt mir um Weib und Kinder! will euch eine Gasse machen!“
 Und an die Feinde springt er, wie der Ahnherr an den Drachen!

Da scheint der Held zu wachsen, breit, übermenschlich lang,
 im schauerlichen Funkeln, mit einem Sage sprang
 Gen Feind des Drachentöbters Kind, in gräßlicher Geberde,
 und unter dem Helden hebt und jauchzt die freie Schweizererde.

Da hieng am hohen Manne das Augenpaar der Schlacht;
 da waren seine Blicke zu Blitzen angefacht;
 So funkelten die Flammen, die Gott vom Wolkenschloß
 auf Sodom und Gomorra im Zorn herunterschloß.

Und seiner langen Arme simsonhafte Kräfte
 umklammern, weit ausgreifend, Ritterlanzenschäfte;
 So drückt er seinen Arm voll Lob — o Lieb in Todeslust! —
 drückt alle die blanken Messer in seine große Brust.

Er stürzt, ein riesiger Alpenblock, wuchtend in die Glieder,
 und rings die Kampfesbäume, zermalmend, wirft er nieder.
 Dein Arnold stürzt, du hebst und stöhnst in Mutterschmerz, o Haide;
 doch wilber hebt dir, Oesterreich, das Herz im Eisenkleide!

Ein Augenblick Erstaunen; Schlachtdonner schwieg;
dann schrein aus Einem Munde die Schweizerharste: „Sieg!“
Und ab den Höhen wälzt sich heiswogende Waffenmasse;
„Auf! an die Arnoldsbrücke! auf, durch die Struthansgasse!“

Und über Arnolds Raden fährt in den weiten Spalt,
wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizersturmgehalt;
Und über Arnolds Leiche bricht durch ein wilder Harst,
und Oestreichs Eisenmauer aus Band und Fuge barst.

102.

Maximiliaen van Oostenryk in gevangenschap te Brugge, ten jare 1488.

(Belgisch Museum etc. door J. F. Willems. Gent 1887. I. Seite 233. ff. Vergl. No. 116.
im zweiten Teil des Lesebuchs.)

Den Maximiliaen nog roomsch koning zynde in het jaer 1488 eenen landdag in de Nederlanden uitschreef, om de onrustige onderdanen tot orde te brengen, raedde hem Koen van der Rosen, zyn grappige raedsheer, anders een dapper man en vol hart, van zich niet naer Brugge te begeven, dewyl het aldaer mit hem slecht kon afloopen. Maximiliaen befreunde zich niet aen dat gezegde, en reisde niet te min er naer toe. Toen de koning de Ste-Katharinapoort naderde, reed Koen tot hem, en zeide, in de tegenwoordigheid van den geheelen stoet: „Myn lieve koning! ik zie wel, dat gy uwe getrouwe raedslieden en my niet volgen, maer gevangen zyn wilt: ik zeg u dan dat ik niet gevangen wil worden. Tot by den burg wil ik u in de stad geleide geven, maer dan oof my zoo spoedig mogelyk door de gentsche poort weg paffen. Als gy echter zien en hooren zult dat rondom de stad de lusthuizen en dorpen afbranden, denk dan, dat Koen uw nar zulks veroorzaekt heeft.“ „Koen, antwoordde Maximiliaen, ik zie wel, dat gy niet veel goeds van myne zonen te Brugge geloofst: zy hebben echter ons alle trouw toegezegd.“ „Dat moge u de duivel doen gelooven, hervatte de Koen, waerachtig, ik geloof, dat myn paerd wel zou zin hebben, om weg te ryden.“ Daerop is hy met den koning in de stad en langs de andere poort er weder uitgereden, recht naer Middelburg, by den hertog Christoffel van Beyeren. De intrede des konings geschiedde langs de heiligkruispoort. Naemlyks hat hy zynen intrede in de stad gebaen, of er ontstond een oproer. Maximiliaen reed naer de markt, om hetzelfde te stillen; maer de burgers rukten hem van zyn paerd, en sleepten hem in een fruideniers huis, dat naderhand Kranenburg genaemd werd; alwaer hy met eenen oof aengehouden en prins en ettelyke anderen 's nachts op eene bloote bank moest liggen. Hy zat daer in een kamertjen, waervan de vensters met yzeren staven bezet waren. Tegen over de vensters stonden drie

kruisboogschutters, de pees van hun wapen overgehaeld; zoo dat hy niet weten kon, of men hem wel niet wilde laten doodschielen.

Koen van der Rosen ondertusschen bleef gedurende de gevangenschap van zynen heer niet werkeloos, maer bewees zyne wonderbare trouw door twee waegstukken. Eerst had hy zich twee zwemgordels laten maken, waermede hy 's nachts over de gracht van den burg, waerin de koning toenmaels was, wilde zwemmen, om zynen heer, by middel van eenen dier gordels, door de gracht uit de stad, en op daertoe bestelde paerden, weg te brengen. Toen hy zich echter in de gracht gelaten had, werd hy van de zwanen aengevallen, welke onder een groot geschreeuw hem zoodanig met hunne vleugelen sloegen, dat hy zich het leven opgaf, en ter naeuwer nood ontsnappen kon; want hadden zy den gordel aen stukken gebeten, hy ware zonder eenige hulp verbronken. Zy waren goed franschgezind, die zwanen; ook is haer geschreeuw zonder vyfel de oorzaek geweest, dat de Bruggelingen, de waerheid vermoedende, den koning niet langer in den burg wilden laten.

Na dezen bedacht Koen eenen andern aenslag. Hy leerde het hair- en verdscheeren, sluipde binnen Brugge, kwam by den gardiaen van het Franckaner klooster, die den koning kende en beminde, en ontdekte hem zyn ornemen, om zynen heer te verlossen. Hy begeerde, dat de gardiaen hem de kruin zou laten scheeren, en hem een ordekleed en eenen coventbroeder geven. Hy zou dus, in het gewaed eens biechtvaders, tot den koning gaen, en insgelyks eene kruin scheeren, zyn eigen overrof latten aantrekken, en den coventbroeder naer het klooster terug zenden. De gardiaen zou sich den vorst in een schuttjen zetten, dat met vier knechten en drie paerden by de Sinte Katharinapoort op hen wachtte, en alzo naer Middelburg ren. De gardiaen vroeg hem, waer hy dan blyven wilde? „Ik wil's konings kleederen aantrekken, antwoordde Koen, en als de Bruggelingen den koning zoeken, zullen zy in zyne plaats eenen nar vinden, met wien zy dan mogen wat zy willen. My is 't genoeg, al doen zy my alle pynigingen, ofs de dood aen, als ik maer mynen heer red, en dat die rebellen van den koning nar bedrogen worden.“ De gardiaen was verwonderd over die trouw die Koen ver hetgeen hy begeerde, en beval den coventbroeder, dat hy van Koen zou, dat hy 's konings biechtvader was.

Wanneer zy in 's konings woon kwamen, en de hoofdman der wacht, wat zy by den koning te verrichten hadden, trof Koen zyn kap af, ote de kruin, en gaf met devotie tot antwoord: dat hy van den gardiaen gekomen en was, om den koning de biecht te hooren en hem met het woord te troosten. In 's konings vertref gekomen, begon hy, volgens zyne plichte, den vorst met eene forsche stem aen te spreken: „Zie zoo, vind ik u myn vrome koning? Waerom zyt gy my niet gevolgd, toen ik u

getwaerschoywd heb? Zie nu, ik heb myn leven uwenhalve gewaegd. Ik wil u met Gods hulp uit de handen uwer vyanden verlossen; maer gy moet my thans beter volgen." De koning wist niet, wat hem overkwam. Hy hertende wel zynen Koen aen de spraek, het scheen hem echter onmogelyk, dat deze zoo door drie wachten tot hem was kunnen geraken. Koen, den koning zoo ontsteld ziende, spraek verder: „Lieve Max! lat het u niet bevreemden. Gy kent immers wel uwen getrouwen nar, uwen Koen. Ik heb hier myn scheergereedschap, ik wil u eene kruin scheeren; om u heb ik dat handwerk geleerd. Ik wil ook met u van kleederen verwisselen en hier blyven. Gy zult, alduis geschoren, met mynen overroef door de wacht heen gaen; voor de poort zult gy eenen barvoeter monnik vinden; gy gaet met hem in zyn klooster. De gardiaen, met wien ik reeds alles geschikt heb, zal u schip en paerden aenwyzen; met dezelveu zult gy, morgen om dezen tyd, te Middeburg by de uwen kunnen wezen. Ik heb alles besteld; kom nu gaeuw, en laat my u scheeren! Ik heb my by den hoofdman der wacht voor uwen biechtvader uitgegeven; en als ik te lang uitbleef, mocht myne handeling verdacht en uwe verlossing verwyderd worden." De koning vroeg aen Koen, hoe het met zyn krygsvolk in het land stond, en ook, wat er anders al in het roomsche ryk omging? „Het staet en 't gaet alles wel! antwoordde Koen, want hertog Christoffel van Beheren, de graef van Sonnenberg, Eberstein en Nassau en ik hebben onlangs met weinig volk de Franschen en Gentenaers by Sulst 6000 man aen verflagenen en krygsgevangenen afgenomen. Ook komen de graef van Zollern en de heer van Dffelstein met 4000 voetgangers en 300 paerden uit Brabant. Bovendien heeft de keizer voor de derde maal de macht van zyn gansche ryk in het veld verzameld. Die allen willen u met alle geweld verlossen, en hertog Albrecht van Saren is regent van het ryk. Ook heeft de paus de groote excommunicatie over de drie steden uitgesproken, en de keizer die in 's ryks ban gedaen. Men roof en brand, byzonder rondom Brugge, is geen einde. De heer van Ravenstein heeft de twee sloten met den toren Bourgonje in zyn geweld, en laet aen de Bruggelingen langs het water niet een vischjen toekomen." Toen hy nog verder aenhiel, dat de koning zich zou laten scheeren, vroeg hem deze: „Myn lieve Koen! maer waer wilt gy, myn geliefde raedsmann, blyven?" „Daervor hoeft gy niet te zorgen, antwoordde Koen; ik geef u myn overroef, en leg uwe py om me, en stelle my aen, als of ik koning Max ware. Als de Bruggelingen u dan zoeken en my vinden, zullen zy den zot hebben; maer den koning zal hun ontsnapt zyn."

Bernemende, dat er eene sterke hulp ter zynre redding in aentocht was, en het ook weinig overeenkomstig met zynen rang vindende, op zulk eene wyze uit de gevangenis te geraken, gaf Maximiliaen hem tot antwoord, dat

hy wel merkte, dat hy, Roen, niet van alles onderricht was; hy kon, door zyn woord hiertoe verplicht, zonder wil en weten de Bruggelingen, zich niet uit de stad begeven; daerentegen hadden deze, op alles, wat hun dierbaar was, verzekerd, dat hem hoegenaemd geen leed zou geschieden. Roen maecte zich om die woorden boos, en antwoordde: „Gelliefde koning, ik zte wel, dat gy nog met my gett, gelyk gy vroeger deed. God behoeft u, myn getscheerende oning! gy zyt al te oprecht voor de Blamingen.“ Hy nam afscheid van de oning, en ging weenend en bedroefd de deur uit. Als hy door de wacht ing, vroeg hem de hoofdman, hoe de koning vaerde? „Gelyk een vrome,“ was het antwoord. Als gene voortvraegde: hoe zyne raedslieden? sprak hy gen: „Dat weet God.“ Waerop de hoofdman: „Dat is ook onze klachte.“ Ook gesteld moest Roen, in plaets van de koning, naer Middelburg afvaren.

103.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Zr stammen, unsrer sechs Geschwister,	Gern meiden wir die schwarzen Höhlen,
einem wundersamen Paar,	und lieben uns den heitern Tag;
Mutter ewig ernst und düster,	Wir sind es, die die Welt befeelen
Vater fröhlich immerdar.	mit unsers Lebens Zauberschlag.

beiden erbtan wir die Tugend,	Wir sind des Frühlings lustige Boten,
ihr die Milde, von ihm den Glanz;	und führen seinen muntern Reihn:
drehn wir uns in ewger Jugend	Drum fliehen wir das Haus der Todten,
sich herum im Sirkeltanz.	denn um uns her muß Leben sein.

Und mag kein Glücklicher entbehren,
wir sind dabei, wo man sich freut,
Und läßt der Kaiser sich verehren,
wir leihen ihm die Herrlichkeit.

104.

Menschenweisheit.

(Von Chr. Fr. Daniel Schubart.)

Ein Gott ist, der die Welt regiert;
oft denkt der Mensch im Wahn:
Ich hab dieß Werk zum Ziel geführt,
und Gott hat es gethan.

Goethe's Briefe über seine Besuche auf dem Vesuv.

(Werke 1830. 8. XXVIII. Seite 27 ff. und 68 ff.)

1.

Neapel, den 6. März 1787.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geselligkeit, begleitete Tischbein mich heute auf den Vesuv. Ihm, dem bildenden Künstler, der sich nur immer mit den schönsten Menschen- und Thierformen beschäftigt, ja das Ungeformte selbst, Felsen und Landschaften, durch Sinn und Geschmacl vermenschlicht, ihm wird eine solche furchtbare, ungestalte Aufhäufung, die sich immer wieder selbst verzehrt und allem Schönheitsgefühl den Krieg ankündigt, ganz abscheulich vorkommen.

Wir fuhren auf zwei Caleffen, weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende schreit unaufhörlich: Platz, Platz! damit Esel, Holz und Kehrlicht tragende, entgegenrollende Caleffen, lastschleppende oder frei wandelnde Menschen, Kinder und Greise sich vorsehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde.

Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten sollte schon auf etwas Plutonisches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem aschgrauem Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgestirne und was nur irgend eine Fläche hat, gleichfalls übergraut, so daß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinscheinende mächtige Sonne ein Zeugnis gab, daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten sage ich: denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem lebernen Riemen, in welchen der Reisende greift, und, hinaufwärts gezogen, sich an einem Stabe, auf seinen eigenen Füßen, desto leichter empor hilft.

So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Regelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma.

Ein Blick westwärts über die Gegend nahm, wie ein heilsames Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreisften nunmehr den immer qualmenden, Steine und Asche auswerfenden Regelberg. So lange der Raum gestattete in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltfamer Donner, der aus dem tiefsten Schlunde hervortönte, sodann Steine, größere und kleinere, zu Tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken einge-

füllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite u getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten in wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren und hupften mit umpsem Getön an die Regelseite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses alles geschah in regelmäßigen Pausen, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten.

Zwischen der Somma und dem Regelberge ward aber der Raum enge genug, schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang erfreulich. Tischbein fühlte sich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieses Ungethüm, nicht zufrieden häßlich zu sein, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat, und der Widerspruchsgeist im Menschen auffordert, ihr zu trotzen, so bedachte ich, es möglich sein müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen, den Regelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in diesem Zeitraum Rückweg zu gewinnen. Ich rathschlagte hierüber mit den Führern, unter dem überhängenden Felsen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, an den mitgebrachten Borräthen erquickten. Der jüngere getraute sich, Wagestück mit mir zu bestehen; unsere Hutköpfe fütterten wir mit leinen- und seidenen Tüchern, wir stellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, einen Gürtel fassend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, der rüstige Jüngling mich schon über das glühende Gerölle hinaufriß. Stunden wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine leise Lust uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der um aus tausend Ritzen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Qualerblickte man hie und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder richtend noch erfreulich, aber eben deswegen, weil man nichts sah, vermied man, um etwas heraus zu sehen. Das ruhige Zählen war versäumt, unden auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuern Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei, wir wurden uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen nicht hätte; die kleineren Steine klapperten schon, und wir, ohne zu bedenken, wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh die Gefahr überstanden zu sein, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingeäschert.

Von Tischbein aufs freundlichste empfangen, gescholten und erquickt, richtete ich nun den älteren und neueren Laven eine besondere Aufmerksamkeit zu. Der betagte Führer mußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Die älteren waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen, neuere, besonders

die langsam gefloßenen, boten einen seltsamen Anblick: denn indem sie, fortschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine Zeit lang mit sich hinschleppen, so muß es doch begegnen, daß diese von Zeit zu Zeit stocken, aber von den Glutströmen noch fortbewegt, übereinander geschoben, wunderbar zackig erstarrt verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die übereinander getriebenen Eisschollen. Unter diesem geschmolzenen wüsten Wesen fanden sich auch große Blöcke, welche, angeschlagen, auf dem frischen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich sehen. Die Führer behaupteten, es seien alte Laven des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

2.

Neapel, Dienstag den 20. März 1787.

Die Kunde einer so eben ausbrechenden Lava, die für Neapel unsichtbar nach Ottajano hinunter fließt, reizte mich zum drittenmale den Besuch zu besuchen. Kaum war ich am Fuße desselben aus meinem zweirädrigen, einpferdigen Fuhrwerk gesprungen, so zeigten sich schon jene beiden Führer, die uns früher hinauf begleitet hatten. Ich wollte keinen missen; und nahm den einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den andern aus Vertrauen, beide der mehreren Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf die Höhe gelangt, blieb der eine bei den Mänteln und Victualien, der jüngere folgte mir, und wir giengen muthig auf einen ungeheuern Dampf los, der unterhalb des Regelschlundes aus dem Berge brach; sodann schritten wir an dessen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölke die Lava hervorquellen sahen.

Man habe auch tausendmal von einem Gegenstande gehört, das Eigenthümliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Die Lava war schmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß, allein die Art, wie sie eine sanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug: denn indem sie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verköhlt, so bildet sich ein Canal, der sich immer erhöht, weil das geschmolzene Material auch unterhalb des Feuerstroms erstarrt, welcher die auf der Oberfläche schwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunter wirft, wodurch sich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Glutstrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir giengen neben dem ansehnlich erhöhten Damme her, die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unsern Füßen. Durch einige Lücken des Canals konnten wir den Glutstrom von unten sehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die hellste Sonne erschien die Glut verbüffert, nur ein mäßiger Rauch stieg in die Luft. Ich hatte Verlangen, mich dem Punkte zu nähern, wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie mein Führer versicherte,

sogleich Gewölb und Dach über sich her bilden, auf welchem er öfters gestanden habe. Auch dieses zu sehen und zu erfahren, flogen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkte von hinten her beizukommen. Glücklicherweise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz, denn ringsum qualmte der Dampf aus tausend Rigen, und nun standen wir wirklich auf der breiartiggewundenen, erstarrten Decke, die sich aber so weit vorwärts erstreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen sehen.

Wir versuchten noch ein paar Dugend Schritte, aber der Boden ward immer glühender; sonneverfinsternnd und erstickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich, und wir entwandten uns diesem Höllenbrudel.

Nachdem wir die Augen an der Aussicht, Gaumen und Brust aber am Weine gelabt, giengen wir umher, noch andere Zufälligkeiten dieses mitten im Paradies aufgetürmten Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulkanische Effen keinen Rauch, aber eine glühende Luft fortwährend gewaltsam ausstößen, betrachtete ich wieder mit Aufmerksamkeit. Ich sah sie durchaus mit einem tropfsteinartigen Material tapeziert, welches zigen- und zapfenartig die Schlünde bis oben beklebete. Bei der Ungleichheit der Effen fanden sich mehrere dieser herabhängenden Dunstprodukte ziemlich zur Hand, so daß wir sie mit unsern Stäben und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahändler hatte ich schon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden, und ich freute mich entdeckt zu haben, daß es vulkanischer Ruß sei, abgesetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten mineralischen Teile offenbarend.

Der herrlichste Sonnenuntergang, ein himmlischer Abend, erquickten mich auf meiner Rückkehr; doch konnte ich empfinden, wie sinneverwirrend ein ungeheurer Gegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgiltige Empfindung hervor. Gewis wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

Sprichwörter.

106.

Wie mans treibt, so gehts.

Gott verläßt keinen Deutschen.

Man thut geschwind, was lang gereut.

Vom Verräther frißt kein Rabe.

Wer fragt, gibt nicht gern.

Süßer Wein gibt scharfen Esig.

Der Letzte macht die Thür zu.

Allzuviel ist ungesund.

Wie der Mann so die Rede.

An den Federn erkennt man den Vogel.

Wer die Geiß anbindet, muß sie hüten.

Wer hoch steigt, fällt hoch.

107.

Sage nicht alles, was du weißt.
 Anderer Thorheit sei deine Weisheit.
 Des Einen Glück ist des Andern Unglück.
 Glaube nicht alles, was du hörst.
 Hunger ist der beste Koch.
 Nicht alle Kugeln treffen.

Geduldige Schafe gehn viel in einen Stall.
 Kirchengehen säumet nicht.
 Tadeln ist leicht, Bessermachen schwer.
 Immer was Neues, selten was Gutes.
 Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun.
 Freiheit ist über allem Reichthum.

108.

Viele Hunde sind des Hasen Tod.
 Fragen steht frei.
 Jedem das Seine.
 Nachher ist jeder klug.
 Wie man's treibt, so geht's.
 Ein fecker Muth, der beste Harnisch.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.
 Was Brot ich esse, des Lied ich singe.
 Ehre verloren, alles verloren.
 Wer muß, hat keine Wahl.
 Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn.
 Wer recht will, dem ist wol zu helfen.

109.

Aus des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Fläß.

(Von Jean Paul. Sämmtliche Werke I. Seite 8 ff.)

Ich schicke meiner Ferienreise einige Thatsachen voraus, welche beweisen, wie leicht Vorsicht — d. h. wenn ein Mensch nicht dem dummen Hamster gleichen will, der sich sogar gegen einen Mann zu Pferde auflehnt — für Feigheit gelte. Ich wünschte übrigens nur, ich könnte ebenso glücklich einen ganz andern Vorwurf, den eines Waghalses, ablehnen, wiewohl ich doch im Folgenden gute Facta beizubringen gedenke, die ihn entkräften.

Was hilft der Helbenarm, ohne ein Heldenauge? Jener wächst leicht stärker und nerviger, dieses aber schleift sich nicht so bald wie Gläser schärfer. Indes aber die Verdienste der Vorsicht fallen weniger ins Auge (ja mehr ins Lächerliche), als die des Muthes. Wer mich z. B. bei ganz heiterem Himmel mit einem wachstuchenen Regenschirme gehen sieht, dem komm ich wahrscheinlich so lange lächerlich vor, als er nicht weiß, daß ich ihn als Blitzschirm führe, um nicht von einem Wetterstrahl aus blauem Himmel (wovon in der mittleren Geschichte mehr als ein Beispiel steht) getroffen zu werden. Der Blitzschirm ist nämlich ganz der Reimarus'sche; ich trage auf einem langen Spazierstocke das wachstuchene Sturmbäch, von dessen Giebel sich eine Goldtresse als Ableitungskette niederzieht, die durch einen Schlüssel, den sie auf dem Fußsteig nachschleift, jeden möglichen Blitz leicht über die ganze Erdoberfläche ableitet und verteilt. Mit diesem Paradonner in der Hand will ich mich wochenlang ohne die geringste Gefahr unter dem blauen Himmel herumtreiben. —

Noch eine Geschichte sei genug, um zu beweisen, wie lächerlich gerade die ernsthafteste Vorsicht bei allem innern Mutho oft außen dem Böbel erscheint. Reiter kennen die Gefahren auf einem durchgehenden Pferde längst. Mein Unstern wollte, daß ich in Wien auf ein Miethpferd zu sitzen kam, das zwar ein schöner Honigschimmel war, aber alt und hartnäckig wie der Satan, so daß die Bestie in der nächsten Gasse mit mir durchgieng und zwar — leider bloß im Schritte. Kein Halten, kein Lenken schlug an; ich that endlich auf dem Selbststreitross Nothschuß nach Nothschuß und schrie: „Haltet auf, ihr Leute! um Gotteswillen aufgehalten! mein Gaul geht durch!“ Aber da die einfältigen Menschen das Pferd so langsam gehen sahen, so konnten sie sich durchaus nicht in die Sache finden, bis ich in heftigster Bewegung wie besessen schrie: „Haltet doch auf ihr Pinsel und Pense! Seht ihr denn nicht, daß ich die Mähre nicht mehr halten kann?“ Jetzt kam den Faulpeken ein hartmäuliges, schrittling ausziehendes Pferd lächerlich vor — Halb Wien bekam ich dadurch wie einen Bartsternschwanz hinter meinen Rossschweif und Zopf nach — Fürst Raunig, sonst der beste Reiter des Jahrhunderts (des vorigen), hielt an, um mir zu folgen — Ich selber saß und schwamm als aufrechtes Treibeis auf dem Honigschimmel, der in einem fort Schritt für Schritt durchgieng — Ein vieleckiger, rockschöpfiger Briefträger gab rechts und links seine Briefe in den Stockwerken ab und kam mir stets mit satyrischen Gesichtszügen wieder nach, weil der Schimmel zu langsam auszog — Der Schlauchschleuderer (bekanntlich der Mann, der mit einer zweispännigen Wassertonne über die Straßen fährt, und sie mit einem drei Ellen langen Schlauch aus einem blechernen Trichter beneht) fuhr den Hinterbacken meines Pferdes nach und feuchtete während seiner Pflicht jene und mich selber kühlend an, ob ich gleich kalten Schweiß genug hatte, um keines frischeren zu bedürfen — Ich gerieth auf meinem höllischen trojanischen Pferde (nur war ich selber das untergehende Troja, das ritt,) nach Malzleinsdorf (einer Wiener Vorstadt), oder warens für meine gepeinigten Sinne ganz andere Gassen — Endlich mußte ich Abends spät nach dem Retraiteschuß des Braters im letzteren zu meinem Abscheu und gegen alle Polizeigesetze auf dem gefezlosen Honigschimmel noch herumreiten, und ich hätte vielleicht gar auf ihm übernachtet, wenn nicht mein Schwager, der Dragoner, mich gesehen und noch fest auf dem durchgegangenen Gaul gefunden hätte. Er machte keine Umstände — fieng das Vieh — that die lustige Frage: warum ich nicht voltigiert hätte, ob er gleich recht gut weiß, daß dazu ein hölzerner Gaul gehört, der steht, — und holte mich herab — und so kamen alle berittenen Wesen unberitten und unbeschädigt nach Hause.

Sprüchelein vom Freunde.

(Wyllander von Sittewald, 1650. II. Seite 228.)

Freund in der Noth,
 Fremd im Tod,
 Freund hinterm Rücken,
 das sind drei starke Bräuden.

Räthsel.

(Von Schiller.)

Wie heißt das Ding, das Wenige kein Blut vergießt und macht doch
 schätzen, Wunden,
 doch ziert des größten Kaisers Hand; niemand beraubt und macht doch reich.
 Es ist gemacht, um zu verlegen; Es hat den Erdfreiß überwunden,
 am nächsten ist dem Schwert verwandt. es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hats gegründet,
 die ältesten Städte hats erbant;
 Doch niemals hat es Krieg entzündet,
 und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

Der Buchfink.

(Von G. D. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. S. 130 ff.)

Der Buchfink oder Edelfink hat vom März bis zur Mauser im August einen dunkelblauen, sonst einen röthlichweißen Schnabel; die Stirn ist schwarz, im Herbst und Winter mit braunen Federrändern, die sich allmählich abnutzen; Oberkopf graublau, im Herbst und Winter mit ebenfalls braunen Federrändern; Oberrücken und Schultern braun; Unterrücken grün; Wangen und Unterseite des Vogels röthlichbraun; Ende des Bauches weiß; auf den Flügeln zwei weiße Binden. Ebenso sehen die Jungen aus, doch unterscheiden sich schon im Neste die Männchen von den Weibchen durch die schwärzere Farbe der Flügeldeckfedern. Schon zwei Wochen nach dem Ausfliegen mausern die Jungen, und dann werden die Männchen unten blas braunröthlich. Länge gegen siebenthalb Zoll.

Der Fink ist ein Vogel, welcher während der warmen Jahreszeit überall Leben verbreitet, wo Bäume stehen, sei es ein düsterer Nadelwald, ein Laubwald, ein Obstgarten oder eine bloße Weidenpflanzung. Im Oktober geht er südwärts, und kommt im März zurück. Einzelne bleiben auch wäh-

Von den genannten Schlägen sind der gleiche Scharfe, das Riendöl, der schlechte Weingefang, das tolle Gutjahr und der Reitzzug werth, auch in der Stube sich hören zu lassen, das Klapscheib aber und die Pusfscheeren erfüllen das Ohr des Liebhabers mit Schaubern. Geht man nun von Schnepfen-
thal aus nur einige Stunden weit östlich, westlich, süblich oder nördlich, so hört man immer wieder neue Schläge, und findet auch die hiesigen Schläge zum Teil unter anderen Namen wieder. In der Stube hält man bei uns oft solche Schläge, die durch allmähliche Ausbildung von Geschlecht zu Geschlecht vollkommener geworden sind, als man sie in der Freiheit hört. Der allgemeinste Stubenschlag ist bei uns der Doppelschlag, und es ist ein wahrer Spas, im Frühjahr durch einen Ort zu wandeln, wo die Finkenliebhaberei recht eifrig betrieben wird; von allen Häusern her schmettern da die Finken Schlag auf Schlag und gewähren dem arbeitsamen Handwerksmann, den sein Beruf an das Haus fesselt, ein unbeschreibliches Vergnügen. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß viele Leute ihre Finken besser halten als ihre Kinder, und merkwürdig ist der Aufruhr, welcher entsteht, wenn ein solcher Liebling des Hauses verunglückt oder entwischt. Was nun den Doppelschlag insbesondere anbetrifft, so hat er seinen Namen davon, daß er aus zwei Theilen besteht, wovon sich der erste auf Guzipia, der zweite auf kuzia endet. Er muß etwa folgende Sylben haben: zizizizizizizizizirrrreuzipia, tototototototozssskuzia. Uebrigens wird er sehr verschieden geschlagen, nämlich bald mit mehr, bald mit weniger Sylben, bald krauser (klarer, höher, feiner), bald gröber (tiefer). Je gröber je besser. Es gibt Doppelschläger, für die man vier Groschen zahlt, und andre, wo man abgewiesen wird, wenn man vierzehn Thaler bietet. Wer nicht Kenner ist, darf also ja nicht kaufen, ohne einen Sachverständigen zu Rathe zu ziehen. Der gewöhnliche Preis eines artigen Doppelschlägers ist ein bis zwei Speziesthaler. Ein Doppelschläger, der nicht auszuslagen pflegt, d. h. der die Endsylben nicht hören läßt, ist, wie jeder Finke, der so handelt, eine schreckliche Ohrenqual.

Andre bei uns beliebte und oft teuer bezahlte Stubengesänge sind der gute Weingefang, der Harzer Doppelschlag, der Urnshäuser Scharfe, der Bogtländer Streitzug, der Bräutigam u. s. w. Der letztgenannte zeichnet sich vorzüglich dadurch aus, daß er hell und schwirrend und rein wie Silberglöckchen tönt: zizizizizizizizizizirrrrrrrbräutigamgie, oder auch: jubjubirrrrrrrrrrrrrbräutigamgie. Der Bogtländer Reitzzug ist der mit zizi beginnenden (zizernden) Sorte des Bräutigams ähnlich und endet mit einem schönen reizie.

Um gute Finken zu haben, zieht man welche auf, die man aus dem Neste nimmt, sobald die Federn auf dem Rücken treiben; sie werden mit in süßer Milch geweichter Semmel nebst gequeiltem Rübsamen oder Mohn, wenn

mans haben kann, auch mit Ameisenpuppen und Mehlwürmern gefüttert, so reinlich als möglich gehalten, und gut ist es, wenn man ihnen, sobald sie flügge sind, Badwasser gibt. Das weiche Futter erhalten sie noch etwa einen Monat lang, wenn sie angefangen haben, selbst zu fressen, und sie bekommen alsdann auch recht Vogelmiere (Hühnerdarm, *Alsine media*). Wo möglich dürfen sie in der Stube gar keinen andern Finken schlagen hören als den, von dem sie lernen sollen; mit andern Vögeln hat es weniger Noth, denn sie nehmen aus deren Gefange nicht leicht etwas an. Bis zum ersten Februar oder März ihres Lebens ist es den jungen Finken sehr wohlthätig, wenn sie in einem geräumigen Kästche die Sonne genießen und sich täglich baden können; sobald aber im Frühjahr (etwa Mitte Februars) der alte Vorsängerfink, von dem sie lernen sollen, wieder zu schlagen beginnt, müssen die jungen Lehrlinge in kleine Kästche gesteckt und in einer ruhigen Ecke mit einem Tuche verhängt werden, damit sie ganz ungestört studieren können. So bleiben sie bis Ende April; erst im Mai werden sie aufgedeckt und erst im Juni dürfen sie ans Fenster oder davor gehängt werden. Sie zeigen sich sehr verschieden in der Begierde und Fähigkeit zum Lernen, viel hängt aber auch vom Lehrmeister ab; so habe ich z. B. schon vierzehn junge Finken bei einem guten Bräutigamsfinken aufgezogen, der den Fehler hat, daß er im Frühjahr einen Monat später als andre zu schlagen beginnt, und von allen sind mir nur drei gut gerathen, weil sie gewöhnlich, ehe jener ordentlich schlägt, schon falsche Töne einüben. Die Fütterung alter Finken in der Stube besteht am besten in Mühsamen nebst Kanartensamen, und daneben noch in einem gläsernen oder porzellanenen Näpfchen mit Milch und Semmel, oder Käsematten, oder nur in Wasser geweichter Semmel, allenfalls auch nur Krümchen schwarzen Brotes; sobald die Mauser eintritt, gibt man ihnen wo möglich frische Ameisenpuppen. Recht oft muß man ihnen auch, und dadurch wird das eben genannte weiche Futter entbehrlich, Grünes, nämlich Brunnenkresse, Vogelmiere, Kreuzwurz und Salat geben. Feinen Kies auf den Boden des Kästchs zu streuen, darf man nicht vergessen. Ein Fink kann in der Stube sechsundzwanzig Jahre dauern.

Die Finkenliebhaberei findet man fast bloß in Gebirgen. Bei uns seht gar oft ein armer Mann seinen letzten Heller dran oder macht Schulden, um einen Finken einzuhandeln; die Leute laufen Meilen weit, um gute Finken zu fangen, zu kaufen, oder nur zu hören; manche machen jährlich weite Finkenreisen auf dem Gebirge, um ihr Ohr zu erquicken und gelegentlich einen guten Kauf zu thun. Anderwärts steigert sich die Liebhaberei bis zur Grausamkeit. In Francomont bei Berviers hat selbst der ärmste Fabrikarbeiter seinen Finken; damit dieser zu jeder Tageszeit und an jedem Orte recht fleißig singt, ist er geblendet (blind). An Feiertagen bringt jeder seinen Vogel mit ins

Wirtshaus, und der Wettseifer der schlagenden Finken, die Gespräche, die darüber geführt, und die Wetten, welche dabei angesetzt werden, machen die Hauptunterhaltung.

Gefangen werden die Finken zum Verspeisen in Menge auf dem Finkenherd, was streng verboten sein sollte. Für die Stube fängt man sie vorzüglich auf der Locke; man begibt sich nämlich im Frühjahr, zur Zeit, wo die Finken wiederkehren, auf eine Anhöhe, über welche sie häufig ziehen, und steckt daselbst einen oder einige Büsche von Buchen oder Eichen auf, die noch die Blätter haben, oder benützt schon vorhandene. Die obersten Nester werden von Blättern und Zweigen befreit und statt letzterer Leimruthen in geschnittene Ritzen locker eingesteckt. Daneben stellt man, wohl mit Heilig verdeckt in einem Kästche den Lockfinken, welcher vorüber fliegende wilde herbeilockt. Ebenso fängt man Hänflinge, Zeisige, Stieglitze, Grünfinglinge u. dgl. Der Fang dauert von Sonnenaufgang bis neun Uhr.

Um einen bestimmten gut schlagenden Finken zu fangen, geht man früh hinaus, steckt unter dem Baume, wo er schlägt, ein Pföckchen ein, woran ein Ring ist; am Ring ist ein spannenlanger Faden und an diesem ein mit einer Art Sattel am Leibe versehener Fink, der sogenannte Läufer. Dieser kann dann rund um das Pföckchen laufen, und rund um ihn selbst werden mit den Spitzen einwärts gebogene Leimruthen im Kreise gestellt und zu ihm wird Futter geworfen. Gut ist es, wenn man daneben noch in einem Busche einen zahmen Finken im Kästche versteckt, der gewohnt ist, im Freien zu schlagen, aber er muß einen nicht ungewöhnlichen Schlag haben und gut sinken und rücken. Der wilde Fink (Standfink) wird, sobald er den Läufer bemerkt, eifersüchtig, sticht auf ihn herab und bleibt an den Leimruthen kleben. Er heißt dann Stechfink und der Fang selbst der Finkenstich. Er darf nur bis gegen Pfingsten betrieben werden, denn später gefangene sterben oft und schlagen wenigstens in demselben Jahre fast nie. Um einen Standfinken desto sicherer zu fangen, füttert man ihn eine Woche oder länger vorher auf dem Plage, wo der Läufer hinkommen soll, mit Hanf u. dgl. Hat man dagegen einen guten Finken in seiner Nähe und will ihn vor Vogelstellern sichern, so sticht man ihn selbst, reinigt ihn vom Vogelleim und läßt ihn wieder frei. Nun läßt er sich nicht so leicht wieder erhaschen. An der Tränke fängt man auch leicht Finken; will man aber die dort gefangenen Jungen aufziehen, so werden sie selten etwas gutes lernen, ausgenommen, wenn sie von der zweiten und zwar einer sehr späten Hecke sind, denn solche haben ihren Vater noch wenig oder gar nicht schlagen hören.

An Bäumen thun die Finken durch Ablefen der Käupchen u. s. w. sehr vielen Nutzen; den einzigen merklichen Schaden thun sie zuweilen in Gärten auf frisch besäeten Gemüsebeeten, sind aber durch ausgespannte weiße Fäden und daran hängende weiße Papierstückchen oder Federn leicht abzuhalten.

Der Singer.

(Von Göthe.)

Was hör ich draußen vor dem Thor,
was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
im Saale wiederhallen!

Der König sprach, der Page lief,
der Knabe kam, der König rief:
Laß mir herein den Alten!

Begrüßet seid mir, edle Herrn,
gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
wer kennet ihre Namen!

Im Saal voll Pracht und Herlichkeit
schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
sich staunend zu ergehen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
und in den Schoß die Schönen.

Der König, dem das Lied gefiel,
ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
eine goldne Kette reichen

Die goldne Kette gib mir nicht,
die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
der Feinde Lanzen splittern;

Gib sie dem Kanzler, den du hast,
und laß ihn noch die goldne Last
zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle bringt,
ist Lohn, der reichlich lohnet.

Doch darf ich bitten, bitt ich eins:
laß mir den besten Becher Weins
in purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
wo das ist kleine Gabe!

Ergehts euch wohl, so denkt an mich,
und danket Gott so warm, als ich
für diesen Trunk euch danke.

Der Husar in Meise.

(Von J. B. Sebel.)

Als im Anfang der französischen Revolution die Preußen mit den Franzosen Krieg führten und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie nicht daran, daß sich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen und den ungebetenen Besuch wett machen werde. Denn nicht jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner preussischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein baares Geld, so viel war, und Geldswerth, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Ueberzug, und mishandelte Mann und Frau. Ein Knabe von acht Jahren bat ihn knieend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Husar stoß ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter läuft ihm nach, hält ihn am Dollman fest, und

fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie, und wirft sie in den Sodbrunnen, der im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Meise in Schlessen, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sei schon lange Gras darüber gewachsen. Allein was geschieht im Jahre 1806? Die Franzosen rücken in Meise ein; ein junger Sergeant wird Abends einquartiert bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, führt sich ordentlich auf, und scheint guter Dinge zu sein. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt: er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, gieng sie endlich in das Stüblein hinauf, machte leise die Thüre auf, und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände in einander gelegt, und seufzte, als wenn ihm ein großes Unglück begegnet wäre, oder als wenn er Heimweh hätte, oder so etwas, und sah nicht, daß jemand in der Stube ist. Die Frau aber gieng ganz leise auf ihn zu, und fragte ihn: „Was ist euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seid ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blicke voll Thränen an, und sagte: die Ueberzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor achtzehn Jahren seinen Eltern in der Champagne angehört, die in der Plünderung alles verloren haben und zu armen Leuten geworden seien, und jetzt denke er an alles und sein Herz sei voll Thränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne, und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namensbuchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrak die gute Frau und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Meise lebe, und sie könne nichts dafür. Da stund der Franzose auf, und ließ sich in das Haus des Husaren führen, und kannte ihn wieder.

Denkt ihr noch daran, sagte er zu dem Husaren, wie ihr vor achtzehn Jahren einem unschuldigen Manne in Champagne Hab und Gut und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt? und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als euch ein achtlähriger Knabe um Schonung anflehte? und an meine Schwester? Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen: es gehe bekanntlich im Krieg nicht alles, wie es soll, und was der Eine liegen lasse, hole doch ein Anderer; und lieber nimmt mans selber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nämliche sei, dessen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte; und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Knie nieder, und konnte nichts mehr herausbringen, als: Pardon! dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammenhauen, und freut sich schon darauf. Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist, und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch, und sagte: Daß du mich mishandelt hast, das verzeihe ich dir; daß du meine Eltern mishandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen; daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, und ist nimmer davon gekommen, das verzeih dir Gott. — Mit diesen Worten gieng er fort, ohne dem Husaren das Geringste zu Leide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu Muth, als wenn er vor dem jüngsten Gerichte gestanden wäre, und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und soll nach einem Vierteljahr gestorben sein.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

115.

Psaumis und Puras.

(Von August Kopisch.)

„Wer zuerst gefaßt den Enterhafen, zu den Füßen Psaumis; der entgegnet:
wer zuerst in Mehons Schiff gesprungen, „Schmähend vor die Füße wirfst du,
wer allein ihn in den Grund geschmettert, Puras,
jeder weiß es hier im Volk von Maina! mir die Waffen, die mit Blut erkämpften,
Komm nun, Psaumis, komm und nimm die geteilt ich wollte? Wiße, Puras,
mir, nimm mir so beschmähete Schenkung nimmt kein
all die Waffen Mehons! Nimm den Säbel, Psaumis!
gürt ihn um dir! Nimm die bunte Flinte, Liegen mögen sie am Strand und faulen,
nimm das ganze Schiff mir, nimm es, faulen samt dem Schiff, das wir erbeu-
nimm es, tet! —
nimm es, und trag es deinem Weib ins Geh und droh mir! All dein Drohen ist mir
Haus hin! [Ihr! jene Welle, die vom Stein herabtrießt!
Nimm ganz Maina, wirf es in den Schoß Aber wahr' vor mir dich: Psaumis
Ruhig werd ich zuschaun, ungereget, Feindschaft
ungereget wie jener Turm der Klippe! wird im heilen Leib das Herz dir treffen!“
Doch es wird dereinst sich Puras rächen, Psaumis spricht es. Trauernd rings um-
nicht wie schwache Kinder, nein wie Puras!“ drängt ihn
Puras spricht, und wirft die Waffenbeute, Mainas Volk, die Krieger und die Greise
die von Gold und Prachtjuwelen schimmert, mühn umsonst sich ab, den Haß zu sühnen.

Auseinander trennen sich die Führer,
scheiden ihre Krieger, ihre Schiffer,
und, die Beute dort am Ufer lassend,
wild die Locken schüttelnd, wandeln jetzt sie—
der am Strand hin, der im Myrtenwalde:
Keiner denkt der Seinen, jeder stunt nur,
wie er Leid auf Leid am höchsten türme,
wie den Andern er am tiefsten kränke. —

Nur gefolgt von Zweien seiner Krieger
um den Klippenrand hin wandelt Puras;
fliegt sein Blick hinauf zur Felsentreppe,
wo aus uneinnehmbar hoher Grotte
Psaumis junge Gattin niedersteiget;
niedersteigt sie, allen Stréit zu fúhnen.
Aber Puras rufet die Gefáhrten,
láßt sie rauben, und, herabgetragen,
in ein Boot sie schleppen, springt hinein dann:
„Schnell hinüber,“ ruft er, „schnell hinüber
zu der Rhebe, zu dem Sklavenkáufer!
Schwinden wird vor Gram der stolze
Psaumis,

hört er, wie sein Weib als Sklavin dienet!“
Schreien vor Entsetzen will die Schöne;
doch man hält den Dolch ihr dicht ans Auge,
bis sie stumm wird gleich dem Bild von
Marmor. [Schlägen
Leicht beschwingt von schnellen Ruder:
teilt der Kiel die purpurblane Meerflut.

Als zum Sklavenkáufer sie gelanget,
nimmt ihr Puras vom Gesicht den Schleier,
bietet sie zu Kauf für neunzig Goldstück.
„Nicht zu tabeln ist sie,“ spricht der Fremde.
„nicht zu tabeln; doch von Psaumis kaufst ich
eben eine Schóne für die Hälfte!“

Da erzitterten die Kniee Puras:

„„Eaß sie schaun, die du gekauft von
Psaumis!““ [macht,

„Schau! sie ligt am Boden hier in Ohn-
bleich von Schrecken: doch sie röthet bald sich
wie das Blatt der jungen Frühlingrose!“—

Als nun Puras hinschaut, füllt sein Auge
schwarzes Dunkel, und das Herz erstarrt ihm,
wie er seine Gattin schaut als Sklavin! —

Wo die Seele Puras war, wer sagt es? —
aber zu sich selber sprach die Seele:
„Wahrlich, Psaumis trifft im heilen Leibe
dir das Herz, wie er vorhin gedrohet!“

Als die Seele Puras nun zurückkam,
blickt' er auf, als sänn er einen Anschlag, —
spricht zum Fremden: „Schón ist die
Gekaufte,

schón; doch die ich bringe dir, nicht minder!
Nimm sie für den Preis, den du geboten! —
Mir nicht — gib das Geld dort meinen
Leuten!“

Als nun Psaumis Gattin so verkauft war
und entwandert in das Schiff als Sklavin,
rufet Puras: „Nun, du Sklavenkáufer!
auf die Segel! Flieg in alle Winde,
daß von Maina dich kein Schiff erreiche!“
Staunend hört der Fremde diese Drohung,
aber Puras jaget nach dem Ufer,
mit beschwingtem Ruder nach dem Ufer,
wo bereits die Kunde sich verbreitet
von des Psaumis That und der von Puras.

Als er nun ans Land springt jáhen
Sprunges, [Psaumis
schnell entgegen kommt ihm, tritt ihm
Staunend vor einander stehn sie, starren
Aug in Aug sich an. Gedenkend Beide,
wie sie sich vor dem nur Holdes thaten,
wie sie jetzt das Bitterste gethan sich,
starren lange sie; bis Beider Augen
sich mit Thränen füllen, bis sie weinen,
bis sie sinken Herz an Herz. Da drángen
freudig sich herzu das Volk von Maina.
Aber Puras hebt das Haupt, und rufet:
„Auf nun, Psaumis! Auf, ihr meine
Freunde! [Segel:

Auf! zu Schiff! Der Fremde spannt die
zeigen wir ihm schnell ein Schiff von
Maina!“

Ha, wie rührt sich alles nun am Strande,
auf dem Schiff, im Lauwerk, auf den
Masten,
auf den Ráhen! Alle Segel fliegen,

und im Winde schwebt das Schiff: wie muthig wehrt der Feind sich; doch sein Schiff ist
 nur der Wogen weiße Spitzen rührt es, bald erklettert und zu Grund geschmettert,
 tragend Psaumis und den kühnen Puras! überall hin treiben seine Planken!
 Bald erjagen sie des Fremden Fahrzeug, rufen schnell hinüber durch das Sprachrohr: Heimwärts mit den Weibern ziehn die
 „Nimm das Gold zurück, das du gezahlet! gib heraus die Frauen, gib heraus sie!“ Jubellaut empfängt am hohen Strand sie.
 Doch der Ueberkühne, nicht mit Worten, Und ein Feuer schüren sie am Strande,
 mit Kanonen donnert er die Antwort. — mächtig, übergroß und überprächtig;
 Ha, wie jagt da das Mainottenschiff ihm Puras selbst und Psaumis tragen Brände,
 dicht hinan mit lauten wilden Donnern! zu verbrennen jene Feindeswaffen,
 Es verwickelt sich mit Jenes Schnabel; Mehons Waffen, die den Streit erregt! —

116.

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

(Von Jean Paul.)

Ein alter Mensch stund in der Neujahrsmitternacht am Fenster, und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stund nahe bei ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrtümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finsterner schwüler Dämpfe.

Ach, die Schlangen blengen um seine Brust und die Gifftropfen auf seiner Zunge, und er mußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage!“ — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich,“

sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Neue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lobende Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hub drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählich seine Züge an.

Mitten in dem Kampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Turme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. — Ach, ich könnte glücklich sein, ihr theuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte.“

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge; tausend heiße Thränen strömten verfliegend in den Schnee; — er seufzte nur noch leise trostlos und sinnlos: „Komm nur wieder, Jugend, komm wieder.“

— — Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Rehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehst! Dieser schreckende Traum wird künftig beim Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komm wieder, schöne Jugend!“ — so würde sie nicht wiederkommen! —

117.

Räthsel.

(Von Schiller.)

<p>Kennst du das Bild auf zartem Grunde: es gibt sich selber Licht und Glanz; Ein andres ist's zu jeder Stunde, und immer ist es frisch und ganz. Im engsten Raum ist's ausgeführt, der kleinste Rahmen faßt es ein, Doch alle Größe, die dich rühret, kennst du durch dieses Bild allein.</p>	<p>Und kannst du den Krystall mir nennen: ihm gleicht an Werth kein Edelstein; Er leuchtet, ohne je zu brennen, das ganze Weltall saugt er ein. Der Himmel selbst ist abgemalet in seinem wundervollen Ring, Und doch ist, was er von sich strahlet, noch schöner, als was er empfing.</p>
---	--

Des Sängers Fluch.

(Von Ludwig Uhland.)

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duftigen Gärten ein blütenreicher Kranz,
drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaa,
der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Ross,
es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genosß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz.“

Schon stehn die beiden Säger im hohen Säulensaal
und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blutger Nordlichtschein,
die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von selger goldner Zeit,
von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie fügen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
des Königs trotzge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerfloßen in Wehmuth und in Lust,
sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?“
der König schreit es wüthend, er hebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchbringt,
draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstral hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerfoben ist all der Hörer Schwarm,
 der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm.
 Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Ross,
 er bindt ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
 da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
 An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt;
 dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
 durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
 Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
 bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt.

Weh euch, ihr duftigen Gärten im holden Maienlicht!
 euch zeig ich dieses Lobten entstelltes Angesicht,
 Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell verfleht,
 daß ihr in künftigen Tagen versteint, verödet ligt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängertums!
 Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blutgen Ruhms,
 Dein Name sei vergessen, in ewige Nacht getaucht,
 sei, wie ein leztes Köcheln, in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hats gerufen, der Himmel hats gehört,
 die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
 Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
 auch diese schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duftiger Gärten, ein ödes Haideland,
 kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
 Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch:
 versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

119.

Oberstlieutenant Ringg und die Jäger in Hersfeld.

(Schwäbischer Merkur, 1842. Nr. 24. Chronik. — Vergleiche J. W. Sebel. Schatzkästlein
 Seite 143 ff.)

Am 21ten Januar 1842 starb in Mannheim der Generallieutenant
 Ringg von Ringgenfeld. An seinen Namen knüpft sich die Erinnerung
 einer schönen That. In Hersfeld, einer wohlhabenden Stadt von 5000 Ein-
 wohnern im Kurfürstenthum Hessen, waren zu Anfang des Jahres 1807,
 während Napoleon mit seiner Armee in Polen stand, Unruhen gegen die

Franzosen ausgebrochen und ein französischer Soldat ermordet worden. Napoleon, beunruhigt durch mehrere solcher Vorfälle im Rücken seiner Armee, wollte ein schreckendes Beispiel geben, und befahl, daß die Stadt rein ausgeplündert, an vier Ecken angezündet und abgebrannt würde. Mit Mühe ward auf Vorbitten das Schicksal der Stadt so weit gemildert, daß an vier Enden vier einzeln stehende Häuser angezündet wurden, jedoch das Löschen durch die Franzosen nicht gehindert wurde, so daß nur wenige Häuser abbrannten. Die Ausplünderung aber war nicht erlassen worden, sondern dem mit einem Badiſchen Jägercorps gerade in Hersfeld in Besatzung liegenden Oberstlieutenant Ringg aufgetragen. Zur bestimmten Stunde riefen die wirbelnden Trommeln seine Jäger auf den Sammelplatz, während die ganze Stadt vom Klaggeschrei der flüchtenden und fliehenden Einwohner ertönte. Ringg trat vor die Reihen seiner Krieger, stellte ihnen mit kräftigen Worten das unglückliche Schicksal der Einwohner, unter denen so viele an dem Morde Unschuldige, vor, schilberte, wie eine solche Handlung der Plünderung, wo die Zügellosigkeit freien Lauf habe, nicht ohne Gräueltaten aller Art vorübergehe. Sodann sprach er: „Der Befehl zur Plünderung ist gegeben, sie ist uns übertragen, sie ist jedem von euch erlaubt; wer Lust zu plündern hat, trete vor aus seinem Gliede und melde sich.“ Tiefe Stille; nicht ein Mann rührte sich. Ein zweiter Aufruf von Ringg erfolgte, und die Soldaten stunden wie Mauern in ihren Reihen; keiner wollte sich an der Habe seines deutschen Mitbruders vergreifen, und — die geängstigte Stadt war gerettet.

120.

Die hohle Weide.

(Von Friedrich Rückert.)

Der Morgenthau verstreut im Thale
sein blitzendes Geschmeide,
Da richtet sich im ersten Strale
empor am Bach die Weide.

Im Nachtthau ließ sie niederhangen
ihr grünendes Gefieder,
Und hebt mit Hoffnung und Verlangen
es nun im Frühroth wieder.

Die Weide hat seit alten Tagen
so manchem Sturm getruget,
Ist immer wieder ausgeschlagen,
so oft man sie gestuget.

Es hat sich in getrennte Glieder
ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat sich wieder
mit eigener Borst umrüftet.

Sie weichen auseinander immer,
und wer sie sieht, der schwöret,
Es haben diese Stämme nimmer
zu einem Stamm gehört.

Doch wie die Lüfte drüber rauschen,
so neigen mit Geflüster
Die Zweig' einander zu, und tauschen
noch Grüße, wie Geschwister;

Und wölben überm hohlen Kerne
wohl gegen Sturmes Wüthen
Ein Obdach, unter welchem gerne
des Liebes Tauben brüten.

Soll ich, o Weibe, dich beklagen,
daß du den Kern vermiffest,
Da jeden Frühling auszuschlagen
du dennoch nie vergiffest?

Du gleichest meinem Vaterlande,
dem tief in sich gespaltnen,
Von einem tiefern Lebensbände
zusammen doch gehaltenen.

121.

Der Friede zu Giltit im Juli 1807.

(A. S. Beders Weltgeschichte, 1829. XIV. Seite 37 ff.)

Die Wirksamkeit des Fürsten Ferdinand von Anhalt-Bleß, den der König von Preußen gegen Ende Novembers 1806 zum General-Gouverneur von Schlessen gemacht hatte, beschränkte sich auf einen kleinen, wenig glücklichen Streitkrieg, und so geschah es denn, daß Glogau, Brieg, Schweidnitz schimpflich übergeben wurden, daß der Gouverneur selbst nach vierwöchentlicher mattherziger Verteldigung von Breslau, die selbst nur deshalb so lange währte, weil der größere Teil der Bürger sich entschieden gegen eine schon früher beabsichtigte Capitulation erklärte, der Ueberzeugung aller Kriegsmuthigen entgegen die Thore öffnete, und daß auch der Befehlshaber von Meiß, welcher pflichtgetreuer länger ausharrte, bei zögerndem Entschluß sich ergeben mußte. Nur Kosel, Silberberg und Olaz behaupteten sich bis zu Ende des Krieges gegen die Waffen des Feindes, der das ganze Land außerhalb ihrer Mauern in Gehorsam erhielt.

Gleichen oder noch größeren Ruhm, als diese drei Festungen, erwarben sich zu derselben Zeit Colberg in Pommern und Graudenz in Westpreußen; in jenem ward vornehmlich durch die kräftige Vaterlandsliebe eines alten Bürgers, Joachim Nettelbeck, die Schlaffheit des unfähigen Commandanten so lange an der Uebergabe gehindert, bis der Oberst Gneisenau, vom Könige gesandt, die Verteidigung übernahm, und durch sie zuerst seinen großen Beruf bekundete, den geistigern und dabei mildern und menschlichern Kriegssinn, von dem die Wiederbelebung Preußens ausgehen sollte, vorbereiten und fördern zu helfen. In Graudenz aber erhielt der alte General Courbiere durch standhafte Beharrlichkeit auch die Ehre der altpreussischen Schule aufrecht. Als die Belagerer ihn endlich durch die Nachricht zur Ergebung bestimmen wollten, daß der König seine Staaten verlassen habe, und daß es kein Königreich Preußen mehr gebe, erwiderte er das von der Geschichte aufzubewahrende Wort:

„Nun gut, so bin ich König von Graubenz!“ Auch in Danzig warb, von dem Feldmarschall von Kalkreuth, eine fünfzig tägige Gegenwehr geleistet, die zuletzt freilich, als der russische Feldherr in unbegreiflicher Ruhe dem Nothstande dieser wichtigen Stadt zuschaute, durch Ergebung, doch ehrenvolle, endigen mußte.

Auf diesen Belagerungskrieg beschränkten sich in den Monaten März, April und Mai 1807 die Waffenthaten der zahllosen, aus Osten und Westen herbeigerufenen Heermassen. Unterdes hatte sich Kaiser Alexander in Memel eingefunden, wo er sieben Jahre vorher, in glücklicheren Tagen, Friedrich Wilhelm und dessen Gemahlin das erste Mal gesehen hatte, und begab sich bald darauf mit dem Könige nach Bartenstein in die Mitte der Cantonierungen. Hier war es, wo sich beide Monarchen, vereinigt durch alte Freundschaft, noch fester verbunden, und ihre Wünsche für die Befreiung Europas und ihre Absichten im Falle eines glücklichen Erfolgs in einen Vertrag zusammenfassen ließen, der am 25. April preussischer Seits von Hardenberg (Haugwitz war im Januar vom politischen Schauplatz abgetreten) und russischer Seits von Bubberg unterzeichnet ward. Gemeinschaftliche, nicht zu erschütternde Fortführung des Krieges bis zu Preußens gänzlicher Wiederherstellung, Aufhebung des Rheinbundes, Leitung der deutschen Angelegenheiten durch ein festes Bündnis Preußens und Oesterreichs, Anordnung der europäischen Verhältnisse auf den Fuß des ruhigen, unwandelbaren Besitzes, Einladung aller von Frankreich noch nicht unterjochten Mächte, namentlich Oesterreichs, Englands, Schwedens und Dänemarks, zur Teilnahme und Mitwirkung, — dieß waren die wesentlichen Punkte eines Vertrages, der durch baldiges Misgeschick in vieljähriges Dunkel gestossen ward, seinem Wesen nach aber endlich doch Grundlage der gegenwärtigen Gestaltung Europas geworden ist. Mit Schweden war, wenige Tage vorher (am 20. April), eine Uebereinkunft geschlossen worden, vermöge deren 12,000 Preußen nach Stralsund geschickt werden und, vereint mit den dort versammelten Schweden, unter dem Befehl Gustav Adolfs gegen die Franzosen kämpfen sollten. Dagegen ward Oesterreich, dessen Beitritt in diesem verhängnisvollen Augenblicke Entscheidung gebracht haben würde, durch Frankreichs freundliche Worte und eigene Bedenklichkeiten in der unfruchtbaren Rolle des Vermittlers festgehalten, ungeachtet die fortwährende, vertragswidrige Besetzung der Festung Braunau das beste Recht zur Erneuerung des Krieges darbot. Eine ansehnliche Heerversammlung in Galizien zeigte, daß das Cabinet die Wichtigkeit des Moments kannte und der Aufforderung, die Ketten von Preßburg zu brechen, nur ungerne und gegen die bessere Ueberzeugung widerstand. Und als es sich endlich doch entschloß, und den General Stutterheim mit der Vollmacht zum Abschluß eines Verteidigungsbundes in das Hauptquartier der beiden Monarchen sandte, da geschah in der

Zwischenzeit der unglückliche Schlag, der mit dem Vertrage von Bartenstein auf lange Zeit alle Hoffnungen Preußens zertrümmerte und Europa einer ausichtslosen Knechtschaft unterwarf.

Nachdem der russische Oberfeldherr Danzigs Fall am 24. Mai abgewartet, ließ er das Heer am 4. Juni, in einem Zeitpunkte, wo längeres Zögern Oesterreichs Entschließungen Raum gegeben haben würde, aus seiner Stellung zwischen der Alle und dem Pregel ausbrechen, um nach mehrtägigen Märschen und einem unglücklichen Treffen bei Heilsberg in diese zurückgetrieben, und dann, am 14. Juni, mit geschwächten Streitkräften bei dem Städtchen Friedland zu einer Schlacht genöthigt zu werden, die er entscheidend verlor. Der Rückzug der Russen über Wehlau und Tilsit bis hinter den Memel oder Niemen, den Grenzfluß, welcher Preußen von Rußland scheidet, und die Räumung Königsbergs waren die erste Folge derselben; die zweite, unerwartetere, war der Friede von Tilsit. Kaiser Alexander, die Schwächung seines Heeres und die Unvorbereitung seines Reiches auf feindlichen Angriff erwägend, überließ, im Schmerzgefühl über die Unfälle der Seinen, durch Englands Unthätigkeit und Oesterreichs Zuschauen tief gekränkt, beschloß, dem blutigen Spiele ein Ende zu machen, und sandte einen Antrag auf Waffenruhe in das französische Lager. Napoleon, welcher alsbald erkannte, daß er noch Größeres als eine Schlacht, daß er das Herz des Gegners gewinnen könne, wies diese Aufforderung nicht zurück, und am 21. Juni war der Stillstand mit den Russen und am 23. mit den Preußen geschlossen. An dem letzten Tage kamen die beiden Kaiser in der Mitte des Flusses Memel auf einem Floße unter einem Zeltbache zusammen, am Tage darauf zum zweiten Male, unter Teilnahme des Königs von Preußen. Hier forderte und erhielt Napoleon die Entlassung der Minister Bubberg und Hardenberg. An ihre Stelle traten Kurakin und Goltz. Nach dieser Einleitung, die an der Herstellung des Friedens nicht zweifeln ließ, ward die Stadt Tilsit für neutral erklärt und gemeinschaftlich von Abteilungen preussischer, russischer und französischer Garden besetzt, um Stätte der Friedenshandlung; und, während derselben, Wohnsitz der drei Herrscher zu sein. Alexander und Napoleon erschienen hier auf dem Fuße großer Vertraulichkeit mit einander. Damals hat König Friedrich Wilhelm, eingedenk der Königspflicht, um seines Volkes willen die schmerzlichsten Empfindungen überwältigt, und durch seine Gegenwart dem Sieger Rücksichten abgenöthigt, welche dieser, nach eigenem Geständnis, ohne dieselbe nicht genommen haben würde, dem Bundesgenossen aber die Erinnerung alter Treue stark erhalten gegen die auflösende Wärme neuer Befreundung mit dem Geistes- und Glückeszauber eines verführerischen Feindes. Am 5. Juli erschien in Tilsit auch die Königin Louise von Preußen, die sich bis dahin darauf beschränkt hatte, der wohlthätige Schutzgeist ihres Hauses im engen Fa-

millenkretze zu sein. Nun aber betrat sie den Schauplatz der Staatskünste, um den düstern Unstern ihres Volkes durch den milden Gegenstrahl ihrer reinen Seele zu brechen, und in die herbe, erzwungene Versöhnung des königlichen Gemahls mit dem Gebieter der Zeit gegenseitiges Vertrauen und Möglichkeit des Bestehens zu bringen. Napoleon ließ es nicht an Ehrenerweisungen fehlen; aber die Absicht der Königin ward nicht erreicht, weil der, welcher bei dem Ausbruche des Krieges und noch vor wenigen Monaten so freigebig mit freundschaftlichen Beteuerungen gegen den König gewesen war, der so oft in seinen Briefen und Staatschriften von der natürlichen Bundesgenossenschaft Preußens und Frankreichs geredet hatte, auf einmal alle Fäden seines Netzes auf Preußens äußerste Schwächung oder vielmehr auf dessen politische Vernichtung zusammenlaufen ließ. „Was für Schritte ich gethan habe,“ schrieb die bekümmerte Fürstin bald darauf an ihre Schwester nach Teplicz, „um Preußens Schicksal zu mildern, und wie wenig sie mir gelungen sind, das weiß die Welt; aber ich war sie als liebende Gattin dem Könige, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin meinem Volke schuldig.“ Vorzüglich hatte sie sich um Magdeburgs Zurückgabe Mühe gegeben, nicht ahnend, daß noch vor Ablauf des Jahrzehnds das Schwert rühmlicher wieder gewonnen haben würde, was jetzt der Unerfättliche ihren Bitten versagte. Von den Worten aber, welche sie zu Napoleon gesprochen hat, ist eines, das zur öffentlichen Kenntniß gelangt ist, von der Geschichte aufzunehmen, weil es, kurz und treffend, wie Worte geistvoller Frauen oft, den Anfang des ganzen in diesem Kriege begriffenen Geschichtsverhältnisses und feherisch zugleich den Ausgang, den ihr leibliches Auge hienieden nicht sehen sollte, umfaßt. „Es war Preußen erlaubt,“ — erwiderte sie dem Kaiser auf die unzarte Bemerkung, daß das Misverhältnis der Macht Preußens und Frankreichs die Idee dieses Krieges in der Brust des Königs hätte ersticken sollen, — „es war uns erlaubt, durch den Ruhm Friedrichs über unsere Machtmittel uns zu täuschen, angenommen, daß wir uns getäuscht haben!“ — Aber Napoleon verkannte auch diesmal, wie oft, die Stimme des bessern Genius, der jetzt zu ihm durch die Königin sprach, und in der Besorgnis, durch die Achtung, die ihm die hochherzige Fürstin wider seinen Willen abgewann, zu einiger Milde gegen seiner unpolitischen Härte gegen Preußen bestimmt zu werden, beschleunigte er den Abschluß des Friedens. Mit Rußland wurde derselbe am 7., mit Preußen am 9. Julius unterzeichnet. Die Hauptbedingung war, daß Frankreich alle auf dem linken Ufer der Elbe gelegenen preußischen Länder, also alle Besitzungen in Westphalen, Franken, Niedersachsen mit Magdeburg und der Altmark, behielt, und auch von den östlichen nur die dießseitigen Marken, Pommern, Schlessen, ein Stück von Westpreußen mit Ermeland und Alt-Ostpreußen zurückgab, mit der ausdrücklichen Beifügung: es geschehe diese Stück-

gabe nur aus Achtung für den Kaiser von Rußland. So ward, dem Rathe Macchiavells zuwider, den materiellen Verlusten des Gegners der Schmerz verletzter Staatsehre hinzugefügt, und in die Urkunde der Versöhnung selber die Bitterkeit unedlen Hohnes gelegt. Die polnischen Länder, die bisher in Preußens Besitz gewesen waren, wurden unter dem Namen „Herzogtum Warschau“ als ein besonderer Staat eigener Verfassung an den König von Sachsen gegeben; Danzig mit seinem Gebiete ward zu einem unabhängigen Freistaate, dem Namen nach unter preussischem und sächsischem Schutze, der Wirklichkeit nach unter französischer Herrschaft, ernannt; ein Teil von Neu-Ostpreußen, das Departement von Bialystock, ein Land von 100 Geviertmeilen, ließ Rußland sich selbst von dem Eigentume des Bundesgenossen zuteilen. Dafür erkannte es die Könige von der Schöpfung Buonapartes: Ludwig von Holland und Joseph von Neapel, den Rheinbund und den Bestzstand der denselben bildenden Fürsten mit den dazu gehörigen Titeln, endlich den jüngsten Bruder Napoleons, Hieronymus, als König von Westphalen an, welcher Staat aus allen von Preußen auf dem linken Elbufer abgetretenen Provinzen und aus andern gegenwärtig in Frankreichs Händen befindlichen Ländern bestehen sollte. Rußland verpflichtete sich, alle Verfügungen, welche der Kaiser Napoleon hinsichtlich dieser Länder treffen würde, nach vorgängiger Bekanntmachung anzuerkennen. Unter den durch Napoleons Machtprüche entsetzten Fürsten wurden nur die Herzöge von Mecklenburg, Oldenburg und Sachsen-Coburg wieder hergestellt, die beiden ersteren mit der Last, französische Besatzungen an ihren Küsten zu unterhalten; die Häuser Hessenkassel, Nassau-Oranien und Braunschweig blieben ihres Erbes verlustig. Außerdem versprach Rußland, in dem Kriege, in welchen es inzwischen mit den Türken gerathen war, die Vermittelung Frankreichs anzunehmen, die besetzten Provinzen, Moldau und Wallachei, zu räumen, und gemeinschaftliche Sache mit Napoleon gegen England zu machen, wenn dasselbe in den Frieden, den beide Kaiser ihm antragen wollten, nicht willigen würde. Preußen hingegen mußte versprechen, sogleich alle seine Länder, ohne Ausnahme, der Schifffahrt und Handlung der Engländer zu verschließen, keine Absendung aus den preussischen Häfen nach den brittischen Inseln zu gestatten, auch kein von England oder seinen Kolonten kommendes Schiff zuzulassen. Außerdem versprach Rußland in geheimen Artikeln die Räumung der Feste und des Gebietes Cottaro und der Ionischen Inseln zu Gunsten Frankreichs; denn im August zogen die russischen Truppen daselbst ab, und französische traten an ihre Stelle.

Welche Beweggründe den russischen Herrscher zur Annahme von Bedingungen bestimmt haben mögen, die von seinen früheren Erklärungen und den durch sie in Europa erregten Hoffnungen so weit abwichen, dieß zu berichten und Alexanders damaliges Verfahren gegen Preußen vollständig zu würdigen,

muß dem künftigen Geschichtschreiber vorbehalten bleiben. Dieser wird auch zu beurteilen vermögen, ob Alles, womit Napoleon seine Eitelkeit geschmeichelt sah, Erguß feuriger Hingebung an den Helden des Zeitalters, oder staatskluge Fügung in das Unvermeidliche war. Daß in diesem, wie in jedem andern Bundesverhältnisse zuletzt die Rücksicht auf das eigene Reich und Volk dem Vortheile der Bundesgenossen vorgalt, war begreiflich, aber darum der Schmerz der Preußen nicht weniger groß.

König Friedrich Wilhelm der Dritte sah den Glanz seiner Krone erblichen, und die Macht seines Reiches auf eine Stufe heruntergesunken, auf welcher sein großer Vorfahr, nach den Grundsätzen heidnischer Weltweisheit, nicht leben zu wollen erklärt hatte; aber der Glaube, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, verleiht einen höhern Muth, als Epictets und Antonlus Bücher, und die Zuversicht auf den höchsten Gott, welcher Trübsale sendet denen, die er vorzubereiten beabsichtigt, bewährt in der Prüfung ihre aufrecht erhaltende Kraft. Zu diesem höhern Troste gesellte sich ein anderer, wehmüthigen, aber auch erhebenden Gehalts, die Ueberzeugung von der unerschütterlichen Liebe des preussischen Volkes zu seinem Könige und Königshause, einer Liebe, die sich in den wiederhergestellten Ländern durch einstimmige Betrübniß an den Tag gab. Ein Abschied, den der König an die Provinzen jenseits der Elbe, an die Einwohner Danzigs und der abgetretenen Teile des Regdistricts erließ, (mit Recht ward der Polen nicht gedacht), war der Ausdruck königlicher Gefühle, welcher in dieser Form noch niemals vernommen worden war, und bezeugte den Wenigen, die in der allgemeinen, durch Napoleons Kriegsgröße hervorgebrachten Bewunderung und Betäubung noch Sinn für den höhern Entwicklungsgang der Menschheit behalten hatten, daß in Preußen, ungeachtet der materiellen Geschiedenheit der einzelnen Bestandteile des Ganzen, ungeachtet der Unumschränktheit der Staatsgewalt und der Herbeheit mancher älteren Formen, vermittelst des vorwaltenden Staatsgeistes natürlicher Rechtlichkeit, Freisinnigkeit und Menschlichkeit ein eigentümliches Band inniger Zuneigung zwischen dem Regenten und dem Volk bestand, dessen sich seit der patriarchalischen Traulichkeit des mittelalterlichen Fürsten- und Volkslebens kein neueres Staatsstam, am wenigsten das nach philosophisch-republikanischem Zuschnitt bestellte und mit Napoleonisch-kaiserlichen Flittern verzierte, zu erfreuen gehabt hatte. Jener Abschied des Königs (am 24. Juli 1807 von Memel aus erlassen) lautete also: „Ihr kennt, geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, Meine Gesinnungen und die Begebenheiten des letzten Jahres. Meine Waffen erlagen dem Unglück, die Anstrengungen des letzten Restes Meiner Armee waren vergebens! Zurückgedrängt an die äußerste Grenze des Reichs, und nachdem Mein mächtiger Bundesgenosse selbst sich zu Waffenstillstand und Frieden genöthigt gefühlt, blieb Mir

nichts übrig, als dem Lande Ruhe nach der Noth des Krieges zu wünschen. Der Friede mußte so, wie ihn die Umstände geboten, abgeschlossen werden. Er legte Mir und Meinem Hause, er legte dem Lande selbst die schmerzlichsten Opfer auf. Was Jahrhunderte und hiedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos! Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern; Ich entlaße Euch aller Unterthanenpflicht gegen Mich und Mein Haus. Unsere heißesten Wünsche begleiten Euch zu Eurem neuen Landesherren; seid ihm, was Ihr Mir waret! Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus Meinem und der Meinigen Herzen vertilgen!“ Die Gefühle des preussischen Volkes bei diesen Trennungsworten fanden sich treu dargestellt in der plattdeutschen Antwort an König Friedrich Wilhelm den Guten, womit die Niedersachsen dieselben erwiderten. „Das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied lasen, und wir können uns noch heute nicht überreden, daß wir aufhören sollen, Deine treue Unterthanen zu sein, die Dich immer so lieb hatten. Wahrlich, es ist nicht Deine Schuld, daß Deine Generale und Minister nach dem Unglück bei Jena zu betroffen und zu verblendet waren, um die zerstreuten Scharen zu uns herzuführen, und sie mit unsern Landsknechten vereint zum neuen Kampfe aufzurufen. Leib und Leben hätten wir daran gewagt, denn Du mußt nicht zweifeln, daß in unseren Adern das Blut der alten Eherusker noch feurig fließt, und daß wir noch stolz darauf sind, Hermann und Wittkind unsere Landsleute zu nennen. Wir hätten das Vaterland gerettet, denn unsere Landsknechte haben Mark in den Knochen, ihre Seelen sind noch nicht angefreßen, und über unsere Weiber und Töchter hat der Zeitgeist seine Pestluft noch nicht ausgegoßen. Inzwischen können wir dem Eigenwillen des Verhängnisses nicht entgehen. Leb wohl, alter guter König! Gott gebe, daß der Ueberrest Deines Landes Dich treuere Generale und klügere Minister finden lasse, als die waren, die Dich betrübten. Ihrem Rathe mußt Du zuweilen wohl folgen, denn Du bist nicht allwissend, wie der große Geist der Welten. Können wir aufstehen gegen des Schicksals eisernen Arm? Nein, wir müssen mit männlichem Muth zulasen Alles, was wir nicht zu ändern vermögen. Gott wird uns beistehen. Wir hoffen, unser neuer Herr wird uns unsere Sprache und Sitten, unsern Glauben und unser Bürgerwesen ebenso erhalten und achten, als Du, guter lieber König, es alle Zeit gethan hast. Gott gebe Dir Frieden, Gesundheit und Freude! Wir waren die Deinen!“

Deutscher Sinn.

(Von Friedrich Schlegel. 1809.)

Noth mit Freunden rasch gelebt,
 Herz zu Herzen hingestrebt,
 von des Frühlings Lust getränkt,
 Geistes Aug in Geist versenkt,
 ist des Deutschen Sitt und Art,
 die noch nie gewandelt ward.
 Was in Kunst und Wissenschaft
 fremder Himmel Hohes schafft,

ward von ihm alsbald erkannt,
 wuchs so mächtger seiner Hand.
 Eines ihm Verderben bringt:
 wenn ihn fremde Sitte zwingt;
 Eins empöret sein Gefühl:
 fremder Rechte loses Spiel.
 Ewig bleiben die uns fern,
 Ehr und Freiheit unser Stern.

Gelübde.

(Von Friedrich Schlegel.)

ES sei mein Herz und Blut geweiht,
 dich, Vaterland, zu retten.
 Wohlan, es gilt, du seist befreit!
 wir sprengen deine Ketten!

Nicht fürder soll die arge That,
 des Fremdlings Uebermuth, Verrath
 in deinem Schoß sich betten!

Wer hält, wem frei das Herz noch schlägt,
 nicht fest an deinem Bilde?
 Wie kraftvoll die Natur sich regt
 durch deine Waldgebilde,

So blüht der Fleiß, dem Reid zur Qual,
 in deinen Stäbten sonder Zahl
 und jeder Kunst Gebilde.

Der deutsche Stamm ist alt und stark,
 voll Hochgefühl und Glauben.
 Die Treue ist der Ehre Mark,
 wankt nicht, wenn Stürme schrauben.

Es schafft ein ernster, tiefer Sinn,
 dem Herzen solchen Hochgewinn,
 den uns kein Feind mag rauben.

So spotte jeder der Gefahr,
 die Freiheit ruft uns allen!
 So wills das Recht, und es bleibt wahr,
 wie auch die Loose fallen!

Ja, sinken wir der Uebermacht,
 so wolln wir doch zur ewgen Macht
 glorreich hinüber wallen.

Gneisenau an Schill.

(Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Jena 1841. I. Seite 273.)

AEin teurer Freund! Den jungen Mann, der Ihnen diesen Brief
 überreicht, empfehle ich Ihrer Fürsorge und Ihrem Wohlwollen. Er wird
 sich unter Ihrer Leitung durch Tapferkeit derselben würdig machen. — In
 Antwort auf Ihre Zuschriften kann ich vor der Hand nichts erwidern, als:
 „Habt Geduld; es wird Alles noch besser gehen, als wir vermutheten.“ —
 Seit achtzehn Stunden athme ich wieder etwas freier. Sagen Sie dieses
 Ghasot und Nedern. — Lassen Sie aber die Freude über bessere Aussichten

nicht laut werden. Behutsamkeit ist uns nöthig. Es sind falsche Freunde unter uns. Ich umarme sie und werde Ihnen gern die Hand zum Gruße bieten, da, wo es uns Beiden am angenehmsten sein wird. — — Unsere Angelegenheiten scheinen gut zu stehen; Sie wissen, ich bin nicht immer hoffnungsreich, und man beschuldigt mich sogar, daß ich schwarz sehe; aber mich dünkt denn doch, daß wir einer frohen Zukunft entgegen sehen dürfen. — Den 2ten dieses kommt der Hof hier nach Königsberg zurück, dann wird der Aufenthalt noch etwa zehn Tage dauern, die Reise nach Berlin aber eben so viel. — Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und fahren Sie fort, die Gemüther zu erfrischen, wo das Blut etwas stocken will. — Meine treue Mitwirkung für ihre Pläne sage ich Ihnen von Herzen zu als

Ihr

Königsberg.
den 2ten Februar 1809.

treu ergebener
N. v. Gneisenau.

Einliegendes Fragment wird Ihnen sagen, daß sie füglich bei Schill bleiben können, ohne etwas für Ihre Versorgung befürchten zu dürfen. — Seien Sie unbesorgt darum, daß die unserm Schill in Berlin und anderwärts bewiesenen Huldigungen meine Eifersucht rege machen könnten. Schill ist noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten; mit mir geht es bergab. Durch Schills Popularität und allverbreiteten Namen können noch schöne Dinge gethan werden, wir müssen daher solchen verherlichen, so viel wir können. Mich plagt kein Ehrgeiz. — Mein Blick in die Zukunft erheitert sich nur dann, wenn ich mir die Möglichkeit denke, dem fremden Joche zu entgehen; in einem solchen Kampfe will ich gern meinen Untergang finden. Sollten wir ihn aber nicht kämpfen, oder ist er glücklich vollendet, so folge ich meiner Rettung, in der Einsamkeit zu leben, sofern mich nicht eine harte Nothwendigkeit zwingt, unter einem fremden Himmel meine Zuflucht zu suchen. Sie sehen, mit solchen Gesinnungen und Plänen kann man nicht füglich Eifersucht gegen einen andern hochverdienstlichen Mann haben, wenn ihm auch das große Publikum Etwas zuschreiben sollte, was mir gebührt. Leben Sie wohl.

Ihr

Königsberg
den 2ten Februar 1809.

treu ergebener
N. v. Gneisenau.

Das Lied vom Schill.

(Von Ernst Moritz Arndt.)

- Es zog aus Berlin* ein tapferer Held,
er führte sechshundert Reiter ins Feld;
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
sie dürsteten alle Franzosenblut.
- Auch zogen mit Reitern und Rossen im
Schritt
wohl tausend der tapfersten Schützen mit;
Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen
Schuß,
durch welchen ein Franzmann erbläßen muß!
- So ziehet der tapfre, der muthige Schill,
der mit den Franzosen sich schlagen will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.
- Bei Döbendorf färbten die Männer gut
das fetten Land mit französischem Blut,
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
die übrigen machten die Weine lang.
- Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
und jagten die Schelmenfranzosen hinaus,
Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
da soll kein Franzose sein Kivi mehr schrein.
- Auf Stralsund brauste der reißige Zug:
o Franzosen, verstündet ihr Vogelflug!
D wüchsen euch Federn und Flügel ge-
wind!
es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.
- Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
die der Wallenstein weiland belagert hat,
Wo der zwölfte Parolus im Thore schließ;
jetzt liegen die Lürme und Mauern tief.
- O weh euch, Franzosen! jetzt seid ihr todt,
ihr färbet die Säbel der Reiter roth,
Die Reiter, sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu töbten, das düncht ihnen gut.
- O Schill! o Schill! du tapferer Held!
was sind dir für bübische Rebe gestellt!
Biel ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer
der Däne, die tückische Schlange, daher.
- O Schill! o Schill! du tapferer Held!
was sprengest du nicht mit den Reitern
ins Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit
ein?
bei Stralsund da sollst du begraben sein.
- O Stralsund, du trauriges Stralsund!
in dir geht das tapferste Herz zu Grund,
Eine Kugel durchbohrt das redlichste Herz,
und Buben, sie treiben mit Helben Scherz.
- Da schreiet ein schnöder Franzosenmund:
„Man soll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der an Galgen und Rab
schon fütterte Krähen und Raben satt.“
- So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
ohne Pfeifenspiel und Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
womit man Soldaten begraben muß.
- Sie schnitten den Kopf vom Rumpf ihm ab
und legten den Leib in ein schlechtes Grab;
Da schläft er nun bis an den jüngsten
Tag,
wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.
- Da schläft nun der fromme, der tapfre Held,
ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt,
Doch hat er gleich keinen Ehrenstein,
sein Name wird nimmer vergessen sein.
- Denn zäumet ein Reiter sein schnelles Pford,
und schwinget ein Reiter sein blankes
Schwert,
So rufet er immer: Herr Schill! Herr Schill!
ich an den Franzosen euch rächen will!

* Den 28 April 1809. Lohd den 31. Mai.

Blücher und Scharnhorst.

(Von Ernst Moritz Arndt. Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 1840. Seite 116 ff.)

In Berlin war im Februar 1812 ein unendliches Getümmel und Gewimmel von den verschiedensten Menschen und den verschiedensten Ansichten, Gedanken, Hoffnungen und Verzweiflungen, wie und wann das Gewitter, das wieder schwarz am Horizont hing, losplagen werde; und wohin sich jeder stellen solle; wohin der König von Preußen sich stellen werde. In diesen Wirbel gerieth ich frisch hinein, und natürlich gerieth ich in den Kreis, worin mein alter Freund Meimer und meine Freunde vom Winter 1809 sich bewegten. Dieß war ein Leben und Weben, ein Wogen und Treiben der Kräfte. Die Herzen schlugen vollern Schlag, die Liebe fand vollste seligste Umarmung; der Haß und Zorn, damals ganz jugendliche frischeste Gesellen, welchen noch keine Polizei die Flügel gestutzt hatte, gaben einen Augenblick fast eben so große Seligkeiten. Da habe ich viele trefflichste Männer zuerst gesehen und kennen gelernt, und war mit einem Male mitten in einem großen gewaltigen Männerbunde, der einen einzigen Gegenstand seines Bedürfnisses hatte: Haß und Abschüttelung und Vernichtung der Wälschen.

Hier aber klang es nun bald wieder: Marsch! Der König von Preußen hatte sich der Weltlage nach mit dem Erzfeind verbinden müssen. Als dieß Bündnis bekannt ward, nahmen und erhielten viele preußische Offiziere, welchen das Herz zu schwer ward, unter französischen Fahnen zu streiten, von dem Könige gnädigen Abschied. Der Herrscher verstand sie und misbilligte sie nicht. Viele giengen nach Schlessen, dort zu warten, wie die Dinge sich entwickeln würden; andere suchten, ehe ihnen alles gesperrt würde, die verschiedenen Straßen, welche zur See und zu Lande nach Rußland führen, dort Arbeit für ihre Degen hoffend; mich nahm der Oberst Graf Chazot mit in seinen Wagen bis Breslau, wo er noch einige Wochen verweilte und dann nach Rußland entfloß.

Meine Breslauer Frühlingsmonate waren zuerst ebenso lebendig und fast auf ähnliche Weise lebendig, wie mein Februar in Berlin gewesen war. Zuerst Bekannte schon von Berlin her: Die Obersten Graf Chazot und von Sneyssau, der Polizeipräsident Bruner, welcher, als ein Franzosenfeind gezeichnet, natürlich in Berlin jetzt nicht hatte in seiner Stellung bleiben dürfen; und außer ihnen mehrere Andere. Das bewegte sich einige Wochen in Einem Kreiße zusammen, bis es nach verschiedenen Seiten hin aus einander floß. Hier hinein kam zuweilen auch der alte General Blücher, der auch bei fröhlichen Gelagen etwas vom Feldmarschall hatte. Trotz seines Alters trug er eine herliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten rundesten Gliedern

vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farbe nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Sinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich der schwarzdunklen Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermuth nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglücke von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befehlt, eine Zeitlang durch seinen dunklen Zorn verrückt gewesen, und hatte auf alle Fliegen und schwarzen Flecken an der Wand mit dem Rufe: Napoleon! mit dem gezückten Schwert gestoßen. Mund und Sinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Theilen des Gesichts in Uebereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinaufkief, und etwas wie von einem Marber, der auf seinen Fang lauscht.

Hier sah ich auch Scharnhorst, der vor den neuen Dingen aus Berlin entwichen war, und seine unvergeßliche, ihm ähnliche Tochter, die mit allen hohen Gefühlen bis in den siebenten Himmel aufflog, die Gräfin Julie zu Dohna. Ihr Gemal, der Rittmeister Burggraf Friedrich zu Dohna, gegenwärtig Obergeneral der pommerschen Heerabtheilung, holte mich ab und führte mich zu Vater und Tochter. Ich war hinfort viel mit ihnen, und sie nahmen mich oft mit in die grüne Einsamkeit der anliegenden Dörfer und Wälder, wo man sich freier und menschlicher ergehen und über das Leid und die Hoffnung des Augenblicks besprechen konnte. Wie war Scharnhorst nun wieder ein gar anderer Mann als der Blücher! Schlank und eher hager als wohlbeleibt, trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vorübergeneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Bistier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Aug halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufлагt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Angesicht und die Gebärden desselben auch hielt, er machte den Eindruck des schlichten besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegeschlößer vor denselben. So war sein

Wesen; er hatte es wohl gewonnen durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand. Er hatte sich aus niederem Stande emporgerungen, und von unten auf viel gehorchen, auch der Noth gehorchen lernen müssen. Seine Stellung in Preußen war, bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edle, doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings geworden; denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und Fremden belauert und den wälschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und verbreitete, immer nur den Unscheinbaren, und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber im langsam behnenden Ton kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, gerabeste Kühnheit in besonnener Klarheit, das war Scharnhorst; er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohalm brecht zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände, als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters, Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein Vir innocens im Sinn der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben.

Solche war die Art und Gebärde dieses ernstern und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgend einer des Vaterlandes Weh gefühlt, und mehr als irgend einer zur Heilung desselben gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so da stand auf seinen Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Hauptes und halbverschloßnen Augs, und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der, über den Sarkophag der preussischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: Wie herlich waren wir einst!

127.

Vaterlands Trost.

(Von Buchner. 1812.)

Weiße Nebel steigen
von der Erde auf;
Sonn ist untergangen,
Nacht, du brichst herauf.

Gelle Sternlein funkeln
schon in Herlichkeit;
Ueber Erdbendunkeln
strahlt die Ewigkeit.

Abendlüfte wehen
durch den grünen Wald,
Und wie Niesen stehen
Eichen und Buchen so alt.

O, ihr alten Eichen
aus der Niesenzeit!
Ihr, die hohen Zeugen
des Vergangenhalt!

Wachst nur ihr entgegen,
ihr der bessern Zeit,
Sollt die Häupter regen
noch in der freien Zeit!

Vaterland, du Wonne,
dich drückt jetzt die Nacht;

Bald, bald kommt dir die Sonne,
die junge, frische Nacht.

Dann erblüht ein Morgen,
blutig gülden roth;
Tobt dann schwere Sorgen,
und ein Sieg in Gott.

128.

Preußens Erhebung im Jahre 1813.

(R. F. Beckers Weltgeschichte. Berlin 1829. XIV. Seite 284. ff.)

Als die Kunde von Napoleons Heimkehr aus Rußland erscholl, hielten Viele den Moment der Befreiung schon durch Zögern verloren. „Preußen,“ sagten sie, hätte die Trümmer des französischen Heeres vollends erschlagen, den flüchtigen Kaiser auf dem Wege durch Schlessen anhalten und den Russen ausliefern sollen. Habe den Monarchen selbst erklärbare Bedenklichkeit gefeßelt, diese Maßregel zu gebieten, so sei es Pflicht des Volkes gewesen, sie von selbst zu ergreifen, und unausstilgbar habe nun auf dem gesunkenen Geschlechte der Vorwurf, daß es die Rettung, die der Himmel in seine Hände gelegt, feigherzig von sich gewiesen, daß auch nicht Einer den Muth gehabt habe, durch eine kühne That das Vaterland zu befreien und zu rächen.“ So urteilten die, welche, im Geiste des Altertums und der Revolution, die Gesetze des ewigen Rechts für geringer hielten, als die des zeitlichen Gemeinwohls, und nichts für so heilig achteten, daß es dem Helle des Staates nicht nachgesetzt werden müsse; so fürchtete Napoleon, denn so hätte auch er in gleichem Falle gehandelt. Aber der König und das Volk, in christlichem und deutschem Geiste erzogen, dachten anders, und indem sie Beide dem Feinde die Treue gehalten, so lange deren Haltung das Gewissen gebot, ist ihnen, unverkürzt durch die Schmähreden des zürnenden Besiegten, das Gefühl zum Lohne geworden, den Kampf um die höchsten Güter des irdischen Daseins ohne Verletzung der Ehre begonnen, den Lorbeer des Sieges durch keinen Bruch des Rechtes befleckt zu haben.

Der Vertrag von Tilsit, in welchem Preußen mit der einen Hälfte seiner Länder sich Ruhe zu erkaufen geglaubt hatte, war nicht gehalten worden, und neue Opfer hatten gebracht werden müssen, um das schon bezahlte Dasein aufs neue der Laune des unverföhnten, unersättlichen Gegners abzugewinnen. Napoleon hatte seiner persönlichen Empfindlichkeit gegen den König, seines Misstrauens gegen das Cabinet, endlich seines Hasses gegen das preussische Volk gar kein Gebl; er nannte das letztere nur die Jakobiner des Nordens, und als im Jahr 1811 die Verhältnisse mit Rußland sich spannten, schien

er entschloß, zugleich an Preußen und an Rußland den Krieg zu erklären, und jenes im Marsche mit fortzunehmen. Mehrere seiner Umgebung rietben ihm sogar, sich des Staats und der Person des Monarchen ohne Weiteres zu bemächtigen, und die Anweisungen waren, nach glaubhaftem Zeugnis, schon einem der Generale (Davoust) erteilt. Die sächsische Armee lag an der Grenze der Mark so zusammengezogen, daß sie auf den ersten Wink nach Berlin aufbrechen konnte. Am Ende aber ward Napoleon anderes Raths, nicht aus Rechtsgefühl, sondern in Erwägung der möglichen Nachteile, die ihm für den russischen Krieg aus einem Aufstande oder verzweifeltem Widerstande Preußens erwachsen könnten: denn der König ließ rüsten, und erklärte, nur mit den Waffen in der Hand fallen zu wollen. Dabei erwog er die sichereren Vorteile, welche Preußens friedliche, in die Hülle eines Bündnisses gekleidete Unterwerfung ihm verschaffen mußte. Demnach ward, durch einen am 24ten Februar 1812 geschlossenen Vertrag, Fortdauer des Staates, oder eigentlich Aufschub des ihm zugeachteten Untergangs gewährt. Aber wie viel des Schmerzlichem, wie wenig des Erfreulichem dieser Vertrag für Preußen enthielt, doch ward er in den wenigen Punkten, welche den Mächtigen zu einiger Gunst, das heißt zu einiger Schonung des schwächern Theiles, verpflichteten, nicht einmal gehalten. Vertragswidrig ließ Napoleon die Festungen Spandau und Pillau von französischen Truppen besetzen; das Königreich Preußen ward beim Durchgange wie ein feindliches Land behandelt; gegen die unermesslichen Lieferungen, die den ganzen Rückstand der preussischen Kriegsteuer binnen wenigen Monaten tilgten, die ausbedungene Abrechnung beharrlich verweigert; ebenso die Verpflegung der französischen Besatzungen in den preussischen Festungen, desgleichen Ergänzung der Belagerungsvorräthe, vertragswidrig von Preußen gefordert. Alles dieses mußte von Seiten Preußens ertragen werden, weil der König, in seiner Hauptstadt von französischen Truppen umringt, mit dem Uebermächtigen, der kein Recht gegen sich gelten ließ, nicht rechten konnte, und Ergebung in das Unabänderliche Pflicht schien, so lange durch dieselbe dem Staate wenigstens das Dasein und mit ihm die Hoffnung zukünftiger Rettung erhalten ward. Auch der Untergang der großen Armee ward in Berlin unter Verhältnissen kund, welche die Frage, was für den gezwungenen Bundesgenossen beim plötzlichen Sturze des Zwingenden zu thun sei, kaum zur Erwägung kommen ließen.

Da führte, wie nach höherer Fügung, ein unerwartetes Ereignis diese Erwägung herbei, und der Feind selbst brachte, in der Verblendung seines Hasses gegen Preußen, Nothwendigkeit in Entschlüsse, die er um jeden Preis in ihrer innern Bedenklichkeit hätte ersticken und festhalten sollen.

Als der Marschall Macdonald den Rückzug des Moskauer Heeres erfuhr, führte er die Armee, welche als linker Flügel desselben bis nach Miga

vorgebrungen war, aus Liefland und Kurland nach Ostpreußen zurück. Den ansehnlichsten Teil derselben bildete das preussische Corps von 20,000 Mann, welches unter der Führung des Generals Dork mit Auszeichnung gefochten und mehrmals Dank und Lob von dem französischen Feldherrn geerntet, desto mehr Kränkungen und Verkürzungen von Seiten der französischen Verwaltungsbehörden erfahren hatte. Es war jetzt noch ungefähr 14,000 Mann stark, als es auf der Straße nach Tilsit den Rückzug des Marschalls gegen eine weit überlegene russische Armee unter Wittgenstein decken sollte. Nachdem die Truppen vorher durch die Kälte sehr gelitten hatten, wurden die Bewegungen durch eintretendes Thauwetter erschwert. Vielleicht wäre der preussische Feldherr, wenn er das Aeußerste aufbieten, sein Geschütz und Gepäck, ja die Existenz des ganzen Armeecorps aufs Spiel setzen wollte, noch im Stande gewesen, das Vorrücken der Russen aufzuhalten. Aber zu solcher Aufopferung für die erzwungene Bundesgenossenschaft hielt er sich nicht für verpflichtet, vielmehr glaubte er den Augenblick günstig, um durch einen kühnen Entschluß, bei welchem er die Gefahr allein auf sein eigenes Haupt nahm, die Befreiung Preußens von den Banden der französischen Dienstbarkeit vorzubereiten. Nach dieser Ansicht gab er den Anerbietungen der russischen Anführer Gehör, und schloß, am 30ten Dezember, in der Poscherunischen Mühle bei Tauroggen mit dem General Diebitsch einen Vertrag, kraft dessen das Corps für neutral erklärt und in einen Landstrich zwischen Memel und Tilsit gelegt ward. Wenn der König den Zurückmarsch desselben zur französischen Armee befehle, solle es zwei Monate hindurch nicht gegen die russische Armee dienen dürfen; wenn der Kaiser Alexander seine Genehmigung versage, solle ihm freier Marsch, wohin es wolle, auf dem kürzesten Wege gestattet sein. In diesen Bedingungen lag kein Verrath gegen den Bundesgenossen; vielmehr wurde Macdonald durch den Aufenthalt, den die Unterhandlung in das Vorrücken der Russen brachte, gegen eine rasche Verfolgung gesichert, und der Aufstand des erbitterten Landvolks verhütet, der bei schnellem Eindringen der Russen in Ostpreußen, als Feuerzeichen für die übrigen Provinzen, vielleicht für ganz Deutschland, erfolgt sein würde. Indem General Dork dergestalt durch eine Convention bewirkte, was er durch die Waffen zu bewirken vielleicht nicht vermocht hätte, indem er zugleich sein Corps in Winterquartieren gegen die unvermeidlichen Verluste, wo nicht gegen die gänzliche Aufreibung verwarte, die es im offenen Felde erlitten haben würde, und doch für den Fall, daß der König im französischen Bunde beharrte, dasselbe in zwei Monaten wieder zu freier Verfügung stellen konnte, leistete er, von dem rein militärischen Standpunkte aus angesehen, der französischen Armee einen Dienst, der ihm von Seiten derselben mit Dank, nicht mit Schmähungen und Vorwürfen hätte gelohnt werden sollen. Es wäre wenigstens der Klugheit angemessen gewesen, der Sache

diese Ansicht zu leißen, selbst wenn man sie nicht hatte, und die wankende Treue durch geheuchelte Billigung des gethanen Schrittes aufrecht zu erhalten. Hatte doch Mürat, Napoleons anfänglicher Stellvertreter im Oberbefehle, zu derselben Zeit am 23ten Dezember, dem Fürsten Schwarzenberg, der sich auf dem rechten Flügel des großen Heeres mit seinem Corps in ähnlichen, nur weniger bedenklichen Verhältnissen befand, die Erlaubnis zugeschiedt, einen Stillstand, jedoch nicht schriftlich, mit den Russen einzugehen, der ihn in den Stand setze, seine Truppen in Winterquartiere zu legen und sie von den erlittenen Mühseligkeiten ausruhen zu lassen, eine Erlaubnis, die Berthier am folgenden Tage wiederholte. Was Dork that, war also im Wesentlichen das, was die französischen Oberfeldherren selber für solchen Fall wünschenswerth und heilsam erklärten. Aber was dem einen Bundesgenossen, mit welchem man sich seit der Verschwägerung auf guten Fuß gesetzt hatte, als Recht eingeräumt und als Nothwendigkeit vorgestellt ward, das war ein schretendes Unrecht, wenn es der andere, mit Mißtrauen angesehene, dem nahen Untergange bestimmte, aus eigener Macht unternahm. Preußen sollte unbedingt für Frankreich sich opfern, — das war die einzige Rolle, die Napoleon ihm zugestand, und selbst ein für Frankreich durch Preußen errungener Vorteil galt gleich einem Verbrechen, wenn aus demselben für Preußen selbst der Anschein neuer Bedeutsamkeit, die Möglichkeit selbständiger Erhebung erwuchs. Und allerdings brach dazu der Entschluß des Generals Dork die Bahn, daher derselbe, wie er ein für den Staat erspriesslicher war und ein rettender geworden ist, so für ihn selbst ein höchst gewagter Entschluß war. Denn der General konnte voraussehen, wie Napoleon ihn aufnehmen würde, und er konnte nicht wissen, in wie weit es dem Könige gerathen schienen oder möglich sein würde, den dargebotenen Anlaß zu ergreifen, und den zur Freiheit führenden Weg zu verfolgen. „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen,“ schrieb er, „wenn Sie mein Verfahren tadelnswerth finden sollten. Ich würde dann noch im letzten Augenblicke die süße Beruhigung haben, zu denken, daß ich als treuer Unterthan sterbe, als wahrer Preuße, als ein Mann endlich, der nur das Beste des Vaterlandes wollte. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermächtigen Forderungen eines Mürrten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgnis erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet; gebe der Himmel, daß sie zum Heile des Vaterlandes führe.“

Indessen schienen anfangs sich nicht die Hoffnungen, sondern die Besorgnisse dieses Briefes zu rechtfertigen. Der König befahl, daß der General Kleist das Commando des Corps übernehmen, General Dork aber nach Berlin geschickt und vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Aber dieser Be-

fehl gelangte nicht zur Vollziehung, weil die russische Armee den Ueberbringer nicht durchließ, der General also die gegen ihn verhängten Maßregeln nur durch die Preussischen Zeitungen erfuhr, welche er nicht für ermächtigt halten konnte, die Befehle des Königs an ihn zu bringen. Sein Verhältnis blieb daher unentschieden, bis der König in den Stand gesetzt ward, das Betragen seines Feldherrn einer von Napoleons Gewaltherrschaft unabhängigen Prüfung zu unterwerfen, in welcher es pflichtgemäß und lobenswerth befunden worden ist. Die Maßregeln des Feindes selbst führten diese glückliche Wendung herbei. Anstatt den misshandelten Bundesgenossen in dem Augenblicke wo ihm die Wendung des Kriegsglücks ein großes Gewicht verliehen hatte, durch scheinbares Vertrauen und gemäßigte, vielleicht sogar billigende Beurteilung des Geschehenen zur Beharrlichkeit in der gefährlichen Treue zu bestimmen, ward ihm bei diesem Anlaß recht deutlich gezeigt, wessen er sich zu versehen habe, sobald die gelähmte Faust des Mächtigen zu ihrer vollen Kraft wieder hergestellt sein werde. Die Nachricht von dem York'schen Vertrage ward nämlich in Paris als ein willkommenener Vorwand ergriffen, um die Anfälle der französischen Armee unter der Schuld einer fremden Verrätherie zu verhüllen. Diese angebliche Verrätherie York's ertönte alsbald in den französischen Staats- und Zeitschriften wieder, und nach der allen Schulen der Revolution eigentümlichen Verfahrungsweise ward von den Schönrednern und Starkgeistern des Kaisers kein Aufwand der wildesten Schmähungen gespart, um die Gemüther der Schwachen zu betäuben. „Der preussische General, dessen Name von jetzt an eine Injurie sein wird,“ sagte Regnault de St. d'Angely, „hat auf einmal seinen Souverän, seine Ehre und die Pflichten des Bürgers und des Soldaten verrathen.“ Dieser „Pact der Treulosigkeit“ erschien ihm als Ursache, daß die französische Armee nach ihrem Rückzuge von Moskau sich weder am Niemen noch an der Weichsel zu halten vermochte und bald bis an die Ober zurückwich. Auf diesen „in den Jahrbüchern der Geschichte unerhörten Abfall, auf diese feigherzige Veranlassung“ wurden die ungeheuren Forderungen zu den neuen Kriegsrüstungen gegründet, unter welchen die Einziehung aller Gemeinbegüter zum Besten des Staatsschatzes für den Geist des Napoleontschen Regiments sehr bezeichnend hervortrat. Inzwischen hatte sich der in Pommern commandierende General Bülow geweigert, sein Armeecorps ohne Befehl des Königs dem Marschall Victor zuzuführen, und alsbald ward behauptet, in dieser Weigerung liege der Grund, daß die französische Armee sich nicht an der Ober zu behaupten vermöge. So schien am Ende der ganze klägliche Ausgang der Moskauer Unternehmung zwei preussischen Generalen, und somit dem Könige, dem sie dienten, anheim zu fallen. Zwar ward die Treue und Rechtlichkeit dieses Militärten damals noch gelobt, und des Unwillens, den er über die schauerhafte Abtrünnigkeit

Vorkis bezeugt habe, ehrenhafte Erwähnung gethan. Da aber zugleich die Wirksamkeit geheimer Agenten der Bosheit angeklagt ward, die am Hofe, in den Lagern, in den Städten, bis in den Schoß der ehrwürdigsten Institute der Monarchie, Lehren der Finsternis und Auflösung predigten; da beklagt ward, wie selbst die persönlichen Absichten des Königs nicht vermögend gewesen wären, ihm die Vorteile des mit Frankreich geschlossenen Bundes zu sichern: so ließ die Einleitungsformel schon im Voraus sich angeben, unter welcher der Moniteur das Endurtheil über Preußen vortragen würde.

Unter diesen Vorzeichen führte der König, vom Feinde selber durch vor-eilige Frechheit gewarnt, einen rechtzeitig gefaßten Entschluß aus, und verlegte, am 25. Januar 1813, seinen Wohnsitz aus der dem Zuge der französischen Truppen Preis gestellten Hauptstadt nach Breslau, welches für den Augenblick eine Freistätte schien, bald aber eine Werkstätte großer Entschlie- sungen und Verhängnisse ward. Denn sobald die Nation den Monarchen aus dem Bereiche der französischen Bajonette erblickte, zweifelte sie nicht, daß er rathschlage, wie das eiserne Joch der fremden Herrschaft zerbrochen werden möge. Der Geist wurde mächtig, der schon im Jahr 1806 Preußens große Bestimmung erkannt, den seitdem eine entsprechende Gesetzgebung seiner läh- menden Bande entledigt, den der Feind selbst in stolzer Verblendung durch Druck und Hohn und Schmach zu einem Geiste des Feuers und der Rache entflammt hatte. Auf der einen Seite stunden Napoleon und seine Gehilfen voll finstern Grimmes, die Davousts und Murats mit ihren Kränkungen, Drohungen, Forderungen, Erpressungen, Besatzungen, Strafreden und dem endlichen zweifellosen Vernichtungsdecrete; auf der andern reichte Kaiser Alex- ander, durch harte Prüfungen geläutert und den Gesinnungen und Vorsätzen seiner ruhmwürdigen Jugend wiedergegeben, die Freundesrechte zur Erneue- rung der alten liebevollen Genossenschaft dar, und die hehre Gestalt der Kö- nigin, die im Schmerz des gebrochenen Herzens in die Gruft gesunken war, und die Heldenbilder des preussischen Ruhmes stiegen herauf mit der Mah- nung, daß es nun Zeit sei. Da entschied der König, wie es dem Enkel Fried- richs geziemte.

Am 27. Februar wurde zu Breslau von Hardenberg, am 28. zu Ka- lisch von Kutusow, die Urkunde des Bundes unterzeichnet, der von nun an zwischen Rußland und Preußen bestehen, und die zerstörten Grundlagen der europäisch-christlichen Staaten- und Völker-Familie wieder herstellen sollte. Am 15. März kam Kaiser Alexander aus seinem Hauptquartiere Kalisch selbst nach Breslau, feierlich eingeholt von dem Könige und den Prinzen des könig- lichen Hauses. Das, womit seit vier und zwanzig Jahren die Franzosen durch zahllose Brunkzüge und Brunkreden ihrer wechselnden Tyrannen geäfft worden waren, das große Gefühl eines neuen Lebens in Freiheit und Volksehre, das

ward an diesem Tage in Fülle der Kraft und Wahrheit den Preußen zu Theil, als die verbündeten befreundeten Fürsten durch ihre Mitte zogen, als Volk und Krieger in ihren Blicken ihre Gedanken erkannten und mit Jubelruf in ihnen Retter, Befreier und Führer begrüßten. Zwei Tage darauf, am 17. März, beurfundete der König in zwei Aufrufen an das Volk und an das Heer seinen Entschluß, zu dessen Rechtfertigung es keiner Gründe bedurfte. „Es ist der letzte Kampf, den wir bestehen für unsern Namen und unser Dasein; keinen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder rühmlichen Untergang. Auch diesen würdet ihr nicht scheuen, weil ehrlos der Preuze, der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir vertrauen mit Zuversicht, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, und mit diesem den Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.“ Diese königlichen Worte in ihrer einfachen Klarheit waren der Ausdruck des einen Gefühls, welches alle Gemüther durchglühete, und, wie es recht ist, aber im Leben der Völker nur in wenigen großen Momenten erscheint: König und Volk, Gebot und Gehorsam, schmolzen so in einander, daß beide nicht unterschieden werden konnten noch wollten. Auch die Blödsichtigsten mußten einsehen, daß die Nation mit ihrem Könige stehe und falle; auch die Eigennützigsten mußten begreifen, daß die Opfer, welche sie für den angeborenen König zu bringen sich weigern könnten, nächstens doppelt und dreifach für den fremden Herrscher in Anspruch genommen werden würden. Aber wenn diese überzeugende Nothwendigkeit, trotz ihrer Stärke, nicht alle Blödsichtige erleuchtet, nicht alle Eigennützigte bekehrt hat, so hat sie auch der bereitwilligen Hingabe, der zuvorkommenden Entfagung, der alles aufopfernden Liebe und Treue ihren Dank nicht geschmälert. Durch diese Tugenden hat das preußische Volk in diesen Tagen allgemeiner Bewaffnung den Ruhm erworben, der an die Namen der Streiter von Salamis und Plataä, der Männer von Morgarten und Sem-pach sich knüpft, und der auch den Siegern von Wattignies und Fleurus gehören würde, hätten diese nicht mit dem Boden Frankreichs die Bürger desselben verteidigt, und aus Furcht vor Blutgerüsten und menschenähnlichen Tigern, oder im Taumel wahnsinniger Grundsätze, sich in die Schlachten gestürzt. Hingegen stehen die Tage, in welchen das preußische Volk den Kampf für sein Dasein zu kämpfen unternahm, in seiner Erinnerung rein da: denn die Volkengebilde düsterer Entwürfe, die auch an diesem Himmel sich sammelten, wurden von dem Begeisterungssturme fortgeführt, der gegen den Feind zog, und das Volk kümmerte sich in seiner schweren Tagearbeit wenig um die nächtlichen Gespinnste derjenigen, welchen die fremde Tyrannei bloß darum mißfällig war, weil sie der eigenen Herrschaft nicht Raum ließ. Damals legte auch der Arme seine Gabe auf den Altar des Vaterlandes nieder, Jünglinge und Männer aller Stände eilten in die Reihen der Krieger, Fürsten-

Söhne beluden sich mit Schießgewehr und Tornister, selbst Familienväter verließen ihre Aemter und die Kreise ihrer Liebe, um sich den Übungen und Beschwerden eines ungewohnten, ungeahnten Dienstes zu unterwerfen. Hinter dem eigentlichen Kriegsheere, das vermittels der früheren für solchen Fall schon geschaffenen Vorbereitungen binnen wenigen Monaten auf hunderttausend Krieger gebracht ward, trat ein zahlreicheres, minder kunstfertiges, aber nicht minder tapferes, unter dem Namen „Landwehr“ aus den Bewohnern der Städte und der Dörfer zusammen. Die Gemeinden selbst sorgten für dessen gleichförmige Bekleidung, und erwählten die Führer, denen der König, unbegreiflich den überlebenden Genossen der altpreußischen Zeit, den Rang und die Auszeichnungen des übrigen Officierstandes gab. Das eiserne Kreuz wurde gestiftet, um in diesem heiligen Kriege das einzige Ehrenzeichen standhaften Muths und edler Beharrlichkeit zu sein. Kirchliche Feierlichkeiten gaben der Heeresrüstung auch äußerlich die Weihe, welche sie schon innerlich hatte. Die Streiter wurden eingesegnet, und ihr Auszug aus der Hauptstadt, ihr Durchzug durch die Städte geschah unter ernstem Glockengeläute. Diese Töne, welche Muthlosen wie ein Begräbnis Lebendiger klangen, füllten auch das Auge der Starken mit Thränen, aber nicht mit Thränen der Bangigkeit, sondern freudiger Erhebung über das Leben und heiliger Sehnsucht nach dem schönsten der Tode.

129.

Freiheit.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Freiheit, die ich meine,
die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
süßes Engelsbild!

Magst du nie dich zeigen,
der gedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
in dem lustgen Wald,
Unter Blüthenräumen
ist dein Aufenthalt.

Ach! das ist ein Leben,
wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Wehen
wonnig uns durchbringt.

Wenn die Blätter rauschen
süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Stimmelsleiter
steigt die Sehnsucht auf.

Aus den stillen Kreisen
kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
was es denkt und minnt.

Müht ihm doch ein Garten,
reißt ihm doch ein Feld
Auch in jener harten,
steinerbauten Welt.

Wo sich Gottes Flamme
in ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
treu und liebend hängt,
Wo sich Männer finden,
die für Ehr und Recht
Muthig sich verbinden,
weilt ein frei Geschlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
hinter ehernem Thor
Kann das Herz noch schwellen
zu dem Licht empor;
Für die Kirchenhallen,
für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
wenn die Freiheit ruft.

Das ist rechtes Glühen,
frisch und rosenroth;
Heldenwangen blühen
schöner auf im Tod.

Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb und Lust,
Wollest gern dich senken
in die deutsche Brust.

Freiheit, die ich meine,
die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine
süßes Engelsbild;

Freiheit, holdes Wesen,
gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen
dir die deutsche Art.

130.

Königsberg im Januar und Februar 1813.

(Von Ernst Moritz Arndt. Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 1840. Seite 179 ff.)

Am 21. Januar 1813 gegen Abend kamen wir von Gumbinnen in Preußens Hauptstadt, in Königsberg, an. Stein versammelte hier die preussischen Würdenträger und angesehensten Männer, unter ihnen voranzustellen der ehemalige Minister Graf Alexander zu Dohna und der Präsident von Schön. Er handelte allerdings im Namen und Auftrag des Kaisers von Rußland, aber in solcher Weise und mit solcher Achtung und Schonung der Personen und Verhältnisse, daß der König von Preußen stillschweigend als der Freund und Bundesgenosß desselben vorausgesetzt ward. Von dem Lande sollte nicht als von einem eroberten Lande Besitz genommen werden, sondern als von einem Lande, das man zu befreien kam. Es erschienen in diesen Tagen hier und in der Umgegend auch die Heerabteilungen des Fürsten von Wittgenstein und des Generals York, der mit den Russen den bekannten Vertrag abgeschlossen hatte. Das veranlaßte Jubel und Feste, die freilich noch ihren düstern und finstern Gegenschein hatten. Denn groß war auch hier die Noth und das Elend. Lazarethe voll gefangener und verwundeter Franzosen, auch Lazarethe von Russen und Preußen, Durchfuhren von unglücklichsten Gefangenen weiter gegen Osten; auch hier knarrten die stillen Leichenwägen durch die Gassen, und viele der Einwohner wurden auch die Opfer der Seuchen. So schlichen mitten in der Wonne der Befreiung Jammer und Tod als finstere Gesellen umher.

Merkwürdig auffallend war mir und jedem, welchem er zum erstenmal erschien, der General York, der berufen war, gleichsam den ersten preussischen

Anfang zu machen: eine starre entschlossene Gestalt, eine breite gewölbte Stirne voll Muth und Verstand, um den Mund ein hartes sarkastisches Lächeln. Er sah aus scharf, wie gehacktes Eisen; hat es ferner gegen die Wälſchen in vielen Schlachten wohl erwiesen.

Der Herr von Stein weilte hier nur kurze Zeit, eilte von hier nach Breslau, wohin der König von Preußen sich begeben hatte. Denn Berlin und Spandau waren in den Händen der Franzosen, welche, durch die Lande und Städte hin und her ziehend, sich immer noch gebärdeten, als müßten die Lande ihnen fernerhin dienen. Endlich erschallte zur unendlichen Freude aus Breslau die königliche Entscheidung hieher. Wie auch die diplomatischen äußerlichen Scheine noch zweifelhaft spielten: seit dem königlichen Aufruf der Freiwilligen vom 3. Februar und dem Gesetz und Gebot über die Freiwilligen war die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft. Hier in Königsberg wurden von mir und vielen andern Zugvögeln, die noch ein Bißchen Herz in der Brust hatten, wahrhaft königliche und kaiserliche Tage verlebt; noch kocht mir nach einem Vierteljahrhundert mein unterdes kälter gewordenes Blut bei dieser Erinnerung mit verdoppelten Schlägen. Diese Freudenbezeugungen empfing man doch noch mit andern Herzen als die in Petersburg! Es ist ein prächtiges deutsches Volk die Preußen, besonders die Ostpreußen und was dort von den Salzburgern stammt; sie haben beide Feuer und Nachhaltigkeit, und was sie als Geister vermögen, hat die Literatur in ihre unsterblichen Register eingetragen. Mit keinem der niedergeworfenen deutschen Staaten, mit keinem der verbündeten war Napoleon so grausam verfahren, als mit dem preussischen. Das war überhaupt die böshafte Wonne dieses großen Feldherrn und engen Menschen — denn wenn er ein weiter Mensch gewesen wäre, hätte er das Zeitalter und Europa beherrschen und umbilden können —, wo irgend eine Tugend und Ehre übrig war, sie in höhnischer Schadenfreude mit Schmutz zu bedecken. Als der König sich nun endlich erklärte, und den Willen Gottes und die Wünsche und Gebete seines Volks erkannte, da schrieb über Verrath, der nimmer einen Vertrag gehalten, der den jüngsten Vertrag mit Preußen gleich im Anfange treulos und stolz gebrochen hatte, indem er die Festungen Spandau und Pillau besetzte und mehrere preussische Regimenter über die Bedingung der Zahl gegen Rußland mit hinaustrrieb, da klagte er, daß er zu großmüthig die Trümmer Preußens noch habe bestehen und den Herscherstuhl unverrückt gelassen. Er mußte wohl, warum er es gethan hatte; er mußte die Völker durch die Könige und Fürsten beherrschen. Wäre ihm der scythische Zug von 1812 gelungen, welches Spiel würde man die folgenden Jahre in Deutschland und Polen gesehen haben! wie viele Königskronen würde er wieder in den Staub geworfen, wie viele Fürstenthümer für erledigt erklärt haben! Preußen war im Jahr 1807 als Kriegsschauplatz der Russen und

Franzosen fürchterlich verheert; im Frühling des Jahres 1812 war dies mit abfichtlicher Grausamkeit geschehen: man hatte das Land durch die schrecklichsten Durchzüge und Einquartierungen der Heerhaufen, dann durch Wegnehmung und Wegführung aller Hilfsmittel an Getraide, Pferden und Kindern bis aufs Mark ausgefogen und ausgeplündert. Und nun, wie vergaß dieses in tausend Wunden zerhauene und verblutete Preußen in der Lust der Abschüttelung und Befreiung alle seine Narben, ja seine noch offenen Wunden, und scharte und rüstete sich zur Bewaffnung seiner Jugend und zum Vorbermarsch der Deutschen für die Freiheit!

Hier ward die erste Landwehr von 30,000 bis 40,000 Mann errichtet; daneben wurden die aus Kurland zurückgekommenen preussischen Regimenter ergänzt; unter der Führung des Grafen von Lehnborn ward ein prächtiges Reiterregiment von Freiwilligen beritten gemacht. Das war eine Begeisterung in den Städten und auf dem Lande, auf den Straßen und in den Feldern, auf den Kathedern und Kanzeln und in den Schulen! In kälterer ärmerer Zeit lächelt man, wenn man zurückdenkt; aber es war alles bitterster heiligster Ernst, was den Leuten jetzt ein kindliches, ja kindisches, höchstens ein gemachtes poetisches Spiel dünken würde. Da sagten die sechszehn-nebenzehn-jährigen Jünglinge, die für die Waffenlast kaum reifen Jünglinge, beim Abschied aus den Gymnasien, als sie das Ross tummeln und die Büchse laden lernen wollten, übersetzte Stücke aus den Hymnen des Tyrtaüs, Iyrische Stücke aus der Klopstockischen Hermannschlacht her, und Männer und Greise, Väter und Mütter stunden mit gefalteten Händen dabei, und beteten still Sieg und Segen. Ich schrieb da ein Büchlein über „Landwehr und Landsturm“, woran ich Freude erlebt habe; es ist Monate später über ganz Deutschland hingeflogen und ohne mein Zuthun in vielen tausend Abdrücken vervielfältigt worden. Solches sind hinfliegende Blätter, die mit der hinfliegenden Zeit gleich andern fliegenden Blättern sich gelben und vergeßen werden. Doch ist ja jeder Einzelne auch nur ein hinfliegendes Blatt.

131.

Aufruf des Königs von Preußen.

(Von Theodor v. Hippel.)

An mein Volk.

So wenig für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es eine Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt: klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der

Krieg. Das Mark des Landes ward ausgefogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu verschaffen, und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand schwindet. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt, ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich. Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, gedenkt der Spanier und Portugiesen; selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen: erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen, weil ehrlos der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Anruf. 1813.

(Von Theodor Körner.)

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen,
frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!

Das höchste Heil, das letzte ligt im Schwerte!
drück dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gasse! Wasch die Erde,
dein deutsches Land mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heilger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
errette sie mit deiner Freiheit Sieg!

Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!“
der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut!
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
der Mordhahn der Söhne schreit nach Blut.

Derbrich den Pflugschaar, laß den Meißel fallen,
die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen!
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
er will sein Volk in Waffentrüstung sehn.

Denn einen großen Altar sollst du bauen
in seiner Freiheit ewgem Morgenroth:
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
der Tempel gründe sich auf Heldentod.

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
daß euch des Kampfes kühne Wonne fehlt?

Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euren herzlichen Gebeten
den schönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
 daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs,
 Die Märtyrer der heiligen deutschen Sache,
 o ruft sie an als Genien der Rache,
 als gute Engel des gerechten Kriegs.

Laise, schwebe segnend um den Gatten!
 Geist unsers Ferdinands, voran dem Zug!
 Und all ihr deutschen freien Heldenschatten,
 mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
 drauf, wackres Volk! drauf, ruft die Freiheit, drauf!
 Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
 was kümmern dich die Hügel deiner Leichen,
 hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —

doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
 in deiner Vorzeit heiligem Siegerglanz,
 Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
 auch unsre Urne mit dem Eichenfranz!

133.

„Lied zur feierlichen Einsegnung des preussischen Freicorps.

Gesungen in der Kirche zu Kobau in Schlessen am 28. Mai 1813, nach der Weise: Ich will
 von meiner Missethat etc.“

(Von Theodor Körner.)

Wir treten hier im Gotteshaus
 mit frommem Muth zusammen.
 Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus
 und alle Herzen flammen.

doch was uns mahnt zu Sieg und
 hat Gott ja selber angefacht. [Schlacht,
 Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
 wie schwer der Kampf auch werde;
 Wir streiten ja für Recht und Pflicht
 und für die heilige Erbe.

Drum, retten wir das Vaterland,
 so thuts der Herr durch unsre Hand.
 Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Uebermuth
 der Tyrannei zusammen;
 Es soll der Freiheit heilige Blut
 in allen Herzen flammen.

Drum frisch in Kampfes Ungeßüm!
 Gott ist mit uns und wir mit ihm.
 Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
 für die gerechte Sache,
 Er rief es selbst in unsre Brust:
 Auf, deutsches Volk, erwache!

Und führt uns, wärs auch durch den Tod,
 zu seiner Freiheit Morgenroth.
 Dem Herrn allein die Ehre!

Geharnischte Sonette.

(Von Friedrich Rückert.)

134.

Der Mann ist wacker, der, sein Pfund be-
 nuhend, [Kräfte:
 zum Dienst des Vaterlands kehrt seine
 nun denn, mein Geist! geh auch an dein
 Geschäfte,
 den Arm mit den dir eignen Waffen ruhend.
 Wie kühne Krieger jetzt, mit Blutblick
 trugend,
 in Reihn sich stellend, heben ihre Schäfte,
 so stell auch Krieger, zwar nur nachgeächte,
 geharnischter Sonette ein Paar Duzend!
 Auf denn, die ihr aus meines Busens Ader
 aufquell, wie Riesen aus des Stromes
 Bette,
 stellt euch in eure rauschenden Geschwader!
 Schließt eure Glieder zu vereinter Kette,
 und ruft, mithabend in den großen Haber,
 erst: Waffen! Waffen! und dann: Kette!
 Kette!

136.

Wir schlingen unsre Händ in einen
 Knoten, [schwören!
 zum Himmel heben wir den Blick und
 ihr Alle, die ihr lebet, sollt es hören,
 und wenn ihr wollt, so hört auch ihrs, ihr
 Lobten.
 Wir schwören: stehn zu wollen den Geboten
 des Lands, des Mark wir tragen in den
 Röhren,
 Und diese Schwertter, die wir hier empören,
 nicht ehr zu senken, als vom Feind zer-
 schrotten.
 Wir schwören: daß kein Vater nach dem
 Sohne [Gatte,
 soll fragen, und nach seinem Weib kein
 kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,
 Noch heimgehn, eh der Krieg, der nimmer-
 satte,
 ihn selbst entläßt, mit einer blutgen Krone,
 daß man ihn heile, oder ihn bestatte.

135.

Bei Gott! Kein Nichts ist, des ihr euch
 verwegnet!
 ein Etwas ist, wofür den Arm ihr hobet,
 ein Etwas, das die Welt und Nachwelt
 lobet,
 ein Etwas, dem der Himmel Gnade regnet!
 Drum, eh ihr auszieht und dem Feind be-
 gegnet,
 steht erst vor dem, des Aug die Herzen probet:
 nicht ehr zieht, als dem Höchsten anverlobet,
 nicht ehr zieht, als vom Priester eingesegnet.
 Der Feinde Lanzen müssen vor euch splintern,
 und seine Donner müssen ihm versagen,
 wenn für euch selbst Gott spricht aus den
 Gewittern.
 Ja, Gottes Flügel, um euch her geschlagen,
 muß, ob ihr fallet, selbst den Tod ent-
 bittern,
 daß ihr sein Antlitz sehn könnt ohne Zagen.

137.

Der ich gebot von Jericho den Mauern:
 stürzt ein! und sie gedachten nicht zu
 stehen:
 meint ihr, wenn meines Obems Stürme
 gehen,
 die Burgen eurer Feinde werden dauern?
 Der ich ließ über den erstaunten Schauern
 die Sonne Gibeons nicht untergehen:
 kann ich nicht auch sie lassen auferstehen
 für euch aus eurer Nacht verzagtem
 Trauern?
 Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
 traf in die Stirn, als meiner Rache
 Schleubern
 ich in die Hand gab einem Hirtenknaben, —
 Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen
 näher!
 Ich will aus meinen Wolken so sie schleubern,
 daß fällt, was soll, und ihr sollt Frieden
 haben!"

Des Deutschen Vaterland.

(Von Ernst Moritz Arndt. Aus dem Catechismus für den Deutschen Kriegs- und Wehrmann.
Mit Auslassung der sechsten Strophe und den andern seitdem eingeführten Veränderungen.)

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?

O nein, o nein!
sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baiernland? Ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Kind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?

O nein, o nein!
sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?

O nein, o nein!
sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
so nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer, ist's Tyrol?
das Land und Volk gefiel mir wohl!

Doch nein, doch nein!
sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
so nenne mir das große Land!
Gewis, es ist das Oesterreich,

an Ehren und an Siegen reich.

O nein! o nein!
sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
so nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
und Gott im Himmel Lieder singt,
das soll es sein!

das, wahrer Deutscher, nenne dein!

Das ist das deutsche Vaterland,
wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blizt
und Liebe warm im Herzen sizt.

Das soll es sein!

das, wahrer Deutscher, nenne dein!

Das ist das deutsche Vaterland,
wo Horn vertilgt den welschen Land,
Wo jeder Frevler heißet Feind,
wo jeder Edle heißet Freund.

Das soll es sein!

das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
o Gott vom Himmel, steh daren!
Und gib uns rechten deutschen Muth,
daß wir es lieben treu und gut.

Das soll es sein!

das ganze Deutschland soll es sein!

Aus Briefen Gneisenaus an den Grafen von Münster zu London.

(Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Jena 1842. I. 2. Seite 282 ff.)

Breslau, den 14. März 1813.

Morgen kommt der russische Kaiser hieher. Die Truppen aus Oberschlesien sind bereits im Marsch. Uebermorgen wird ein starkes Armeecorps hier versammelt sein. Man wird öffentlichen Gottesdienst halten, und die

Truppen für ihre neue Bestimmung einweihen. Von dem Geiste, der in der Nation herrscht, kann nie genug erwähnt werden. Söhne von Fürsten, Kinder der reichsten Familien strömen herbei, und nehmen als Gemeine Dienste. Männer in Aemtern legen einträgliche Stellen nieder und thun dasselbe. Die Regierung hat bereits einhaltende Maßregeln ergreifen müssen. Es ist rührend, alle diese Söhne des Adel- und höhern Bürgerstandes von der feinsten Bildung als Gemeine in den zahlreichen Jäger-Compagnien eingestellt zu sehen, wo sie sich selbst bekleden, bewaffnen und besolden. Es herrscht ein herrlicher Enthusiasmus.

Vor der Hand werden zwei Armeen gebildet, die eine unter General York, die andere unter General Blücher. Bei letzterem ist Scharnhorst als Haupt des Generalstabs angestellt.

140.

Marchquartier Heynau, den 21. März 1813.

Ich bin zweiter General-Quartiermeister des Blücherschen Armeecorps, und da der General Scharnhorst, der erste General-Quartiermeister und mit dem höchsten Vertrauen des Kaisers Alexander beehrt, in den verschiedenen Hauptquartieren herumreisen muß, um die Operationen zu verabreden, so besorge ich dessen Geschäfte unterdessen. Wir ziehen nun gegen Dresden. Davoust hat die schöne Brücke gesprengt. Wir wollen indessen schon über die Elbe kommen und, sofern Davoust sich wehren wollte, Dresden nehmen.

Die Truppen wachsen hier aus der Erde. Allwärts eilt die junge Mannschaft zusammen. Aber es fehlt an Bedürfnissen. Ich flehe Ew. Excellenz daher an, zu bewirken, daß die mir bewilligten Gegenstände, für 20,000 Mann Waffen, Kleidung, Ausrüstung und Geschütze, schleunigst nach Colberg gesendet, und wo möglich verwehrt werden. Wir wollen wahrlich einen guten Gebrauch davon machen. Auch drückt uns bitterer Geldmangel. Was Sie, edler Mann, hierfür zum Ziel unserer deutschen Sache thun können, thun Sie gewis.

Empfangen Ew. Excellenz die Versicherung meiner treuen Verehrung.

Ihr

treueregebener

N. v. Gneisenau.

In höchster Eile. Ich beschaffe so viel, daß ich kaum, und manchmal gar nicht schlafe. Vergeben Sie daher die Unordnung dieses Briefes.

Puschkau bei Striegau in Schlesien, den 29. Mai 1813.*

Der neueröffnete Feldzug stellt uns einen Krieg dar, wie er, soweit ich mich der Geschichte erinnern kann, noch nicht mit gleicher Heftigkeit geführt wurde. In vier Wochen haben wir mehr als zwanzig heftige Gefechte und drei Schlachttage gehabt. Der Tod hat gewaltig unter unsern Offizieren aufgeräumt. Mehrere Bataillone haben nur noch zwei Offiziere übrig; so wie ein Regiment Cavalerie ebenfalls. Letztere hat überhaupt mehr als ein volles Drittel verloren. Und dennoch stellt dieser Krieg auf der andern Seite die sonderbarsten Resultate dar. Wir haben nun einige und fünfzig Stück Geschütz erobert und dagegen kein einziges verloren. Die Armee ist ungeachtet ihrer steten Rückzüge geschlossen und ungebrosen in ihrem Muth, obgleich unzufrieden mit den rückgängigen Bewegungen, und jeden Augenblick ist sie in Bereitschaft, eine neue Schlacht anzunehmen.

Uebrigens haben wir manchen Verdruß. Wir sehen unser Land durch unsere Freunde nicht minder als durch unsere Feinde ausgeplündert. Selbst unsern Soldaten raubt man die Lebensmitteltransporte, die wir mit Sorge und Kummer herbeigeschafft haben. Doch ich will nicht klagen, sondern vor der Hand nur fechten. Aber es empört, zu sehen, daß unsere eigenen Verwundeten auf dem Schlachtfelde durch unsere Freunde ausgeplündert werden.

Brechtelshof, den 26. August 1813.

Wir haben heute einen Sieg erfochten. Wir hatten die Disposition zum Angriff gemacht und wollten sie eben in Ausführung bringen, als man uns meldete, die feindlichen Colonnen seien gegen uns über die Ragbach im Anrücken. Schnell änderten wir unsern Angriffsplan, zeigten nur unsere Avantgarde, und stellten uns, als ob wir in die Defensiv verfielen. Nun drang der Feind übermüthig vor. Auf einmal brachen wir über die sanften Anhöhen hervor. Einen Augenblick war das Gefecht im Stillstand. Wir brachten mehr Cavalerie ins Gefecht; zuletzt unsere Infanteriemassen; griffen die feindlichen mit dem Bajonnet an und stürzten sie den steilen Rand des Flusses, der Ragbach, hinunter. Der General (russische) v. Sacken hat uns vortrefflich unterstützt. Nicht so der russische General Graf Langeron. Er hatte eine ungeheuer starke Position, und wollte sich dennoch nicht schlagen. Er verlor einen Teil dieser Position durch Ungeschicklichkeit und Unentschlossenheit, und nur dadurch, daß wir dem gegen ihn vorgebrungenen Feind in den

* Nach der Schlacht bei Sätzen, den 2. Mai 1813.

Rücken giengen, retteten wir ihn. Viel Geschütz ist in unsern Händen. Es ist jetzt Mitternacht, wir wissen also nicht dessen Zahl. Die Schlacht heißt die Schlacht an der Raabach.

Gott erhalte Sie.

N. v. Gneisenau.

143.

Holstein bei Löwenberg, den 30. August 1813.

Unser Sieg am 26. ist weit vollständiger, als ich Ew. Excellenz in meinem letzten Bericht darüber anzeigen konnte. In den beholzten steilen Thälrändern der wüthenden Neiße und der Raabach wurden des andern Tages die hinabgestürzten Geschütze und Kriegsfuhrwerke gefunden. Wir haben über 100 Kanonen erobert, 300 Munitionswagen und Feldschmieden, 15,000 Gefangene sind eingebracht, mehrere derselben kommen stündlich ein, alle Straßen zwischen der Raabach und dem Bober tragen die Wirkungen des Schreckens unserer Feinde; Leichname übergefahren und in den Schlamm gesenkt; umgestürzte Fahrzeuge, verbrannte Dörfer. Der größte Teil der Macdonaldschen Armee hat sich aufgelöst. Von den Uebergängen der angeschwollenen Flüsse abgeschnitten, irren die Flüchtlinge in den Wäldern und Bergen umher und begehren aus Hunger Unordnungen. Ich habe die Sturmglocke gegen sie läuten lassen und die Bauern aufgeboten, sie zu tödten oder gefangen zu nehmen.

Gestern fand hier in der Nähe die Division Butthod ihr Ende. Sie ward ereilt und mußte sich, mit dem Rücken gegen den Bober aufgestellt, schlagen. Man kartätschte sie anfänglich und griff sie dann mit dem Bajonet an. Zum Teil ward sie getödtet, zum Teil in das Wasser gestürzt; der Rest, Generale, Offiziere und Abler gefangen gemacht und erobert.

Das Wetter ist abscheulich, der Regen unaufhörlich; während der Schlacht schlug uns der Sturm ins Gesicht. Der Soldat bringt die Nächte unter freiem Himmel zu.

N. v. Gneisenau.

144.

Scene aus der Lühner Schlacht.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Wer sprenget auf dem stolzen Ross
bis in die vordern Reihen,
Und will dem Eisen, dem Geschosß
das muntre Leben weihen?

Das ist ein junger Königssohn,
der Erbe von dem Preusenthron.

Drob zürnet ihm des Königs Muth,
und straft mit mildem Worte:

„Zurück, du junges Sollernblut,
zum angewiesnen Orte!

Du rascher, junger Königssohn,
mußt erben ja den hohen Thron!“

**O reite, junges edles Wild,
 du ritterlicher Degen!
 Vom Himmel schaut ein selges Bild
 mit Lust nach deinen Wegen:
 Die Mutter schützt den Königssohn,
 du erbest doch der Väter Thron!**

**Du wirst uns lang im Ehrenfeld
 mit Bliß und Schwert regieren,
 In späten Jahren, werther Held,
 ein frommes Scepter führen.
 Du rascher, lieber Königssohn,
 wir retten auch für dich den Thron.**

145.

Scharnhorst.

(Von Ernst Moritz Arndt.)

**Wer ist würdig unsrer großen Lobten,
 die einß ritterlich fürs deutsche Land
 Ihre Brnst dem Eisen boten?
 wen erkennen sie als rechten Boten
 aus dem alten Vaterland?**

**Mur ein Held mag Heldebotschaft tragen,
 darum muß der Deutschen bester Mann,
 Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
 Unser Joch, das wollen wir zerschlagen
 und der Rache Tag bricht an.**

**Wer mag Hermann seine Rechte reichen
 und der Väter Angefichte schaun?
 Wahrlich, keine von den bleichen
 Seelen, die vor jedem Sturmwind streichen,
 die zermalmt schier das Graun.**

**Heil dir, edler Bote! hohe Weiße
 gibt dein Gang dem deutschen Waffenspiel:
 Jeder wird ein Held in Treue,
 jeder wird fürs Vaterland ein Leue,
 wenn ein solcher blutig fiel.**

**Heil dir, edler Bote, Männerpiegel!
 Biedermann aus alter deutscher Zeit!
 Ewig grünt dein Grabeshügel
 und der Ruhm schlägt seine goldnen Flügel
 um ihn bis in Ewigkeit.**

146.

Von des Menschen Verworfenheit.

(Von Ernst Moritz Arndt. Juli 1813. Katechismus für den Deutschen Kriegs- und Wehrmann. Viertes Kapitel.)

**Wenn Gott hat Thiere geschaffen, dem Menschen zum Nutzen, und Wild
 in den Wüsten, und Schlangen und Gewürm, die auf der Erde kriechen, und hat
 es ihnen von Anfang an eingegeben, daß sie dem Menschen dienen sollen und
 zittern vor der Majestät, die trägt das Bild vom Angesicht des Herrn.**

**Und sehen die Thiere mit ihren Augen die Erde an, aber des Men-
 schen Haupt ist stolz zum Himmel gerichtet, damit er hinauffehe, wo seine
 Heimat ist.**

Und hätte Gott nur Thiere gewollt, und solche, die ein dienftbares Gemüth hätten, wozu machte er den Menschen und drückte ihm das Siegel der Majestät und Freiheit auf die Stirn?

Denn ein freier Mann heißt wer Gottes Willen thut, und was Gott ihm ins Herz geschrieben vollbringt; wer aber vor Furcht zittert, das ist ein Knecht, und wer aus Furcht etwas thut, ein niedriges Thier.

Und es erniedrigen die Lüfte den Menschen zum Thier, und in Geiz und Dienftbarkeit ist die Thierheit verschloßen. Der Mensch aber soll gehorchen mit Freiheit, und das Rechte thun, weil dasselbe seinem Herzen gefällt.

Und es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn.

Denn wer die Freiheit verlor, der verlor jede Tugend, und dem zerbrochenen Muth hängen die Schanden sich an.

Wer mit hündischem Sinn das Rechte verschweiget, der umschleicht mit dem Unrecht bald auch das Recht.

Und so erwächst der Geiz und die Lüge und der Neid und die Verläumdung und aller Laster, die im Finstern schleichen, eine zahllose Menge, und ist zuletzt kein Ausweg mehr aus der Schande.

Und wenn solches geschieht, so häufen die Menschen die Sünden und das Gold, und zittern jeden Tag, und essen im Jammer ihr Brot, und haben keine Freude und geben keine Freude.

Denn wen Furcht treibet, wie mag der fröhlich sein? und wer auf Tugend nicht getrost ist, wie mag der zu Gott beten?

Denn Gott wohnt nur in den stolzen Herzen und für den niedrigen Sinn ist der Himmel zu hoch.

Denn auch die Demuth ist stolz auf den Herrn, aber Sklavendienst kriecht mit dem Gewürm im Staube.

Und Gott spricht: Ich habe die Verworfenen gesehen und die Buben, die mein Volk aus Furcht verkauften.

Und weil ihre Herzen verkehrt waren, hab ich sie verkehrt, und weil sie mit Fremden buhlten, hab ich sie verworfen.

Und mag man heute wohl sagen, wie der Prediger spricht: Es ist ein groß Unglück, das ich sah unter der Sonne, nämlich Unverstand, der unter den Gewaltigen gemein ist, daß ein Narr sitzt in großer Würde und die Klugen unten sitzen; ich sah Knechte auf Rossen und Fürsten zu Fuße gehen wie Knechte.

Von der Sünde und dem Unglück.

(Von Ernst Moriz Arndt. Juli 1813. Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. Achstes Kapitel.)

Und es sind Viele, die da sagen: „Unabwendbar war das Unglück, das uns die letzten Jahre getroffen, und wir hätten auf keine Weise ihm ent-rinnen mögen.

Denn Gott hat von Ewigkeit her den Lauf der Zeiten bestimmt, und kein Sterblicher mag seine Wege wissen und meistern.

Und wäre es doch alles geschehen, wenn wir auch klüger gewesen, und wäre es geworden, wie es heute ist, wenn wir auch in der Treue unserer Väter gewandelt wären.

Denn Loos wird geworfen in den Schoß, aber es fällt, wie der Herr will.“

Ich aber sage euch: Ihr sehet die Furchen noch frisch, worein ihr gesäet, und die Stricke sind noch nicht verfaulet, worin ihr euch gefangen habt.

Denn eure Aussaat heißt Zwietracht und Neid, und die Stricke eures Verderbens waren Wollust und Geiz.

Und war die Liebe von euch gewichen, und der Haß hatte die Herzen erkältet, und wußten nichts mehr von Deutschland und von dem Vaterlande und von der alten deutschen Ehre und Freiheit, und ließen der eine von dem andern, und giengen ein jeglicher seinen eigenen Weg, und trachteten nur nach Gold und wie sie des Tages am besten gebrauchten.

Denn Gott im Himmel wohnt weit von uns, sprachen sie, und was hinter diesem Leben liegt, das ist dunkel.

Darum, weil sie Gott vergaßen, hat Gott sie vergessen, und weil sie auf Nichtigkeit gebaut, sind sie nichtig geworden.

Und ihre Sünde hat sie gezeißelt, und nicht Gott, und in der Eitelkeit ihrer Herzen sind sie untergegangen.

Weil sie nicht glaubten, darum verzagten sie sogleich, und wurden gegeben in die Hand ihrer Dränger.

Also gebar die Sünde das Unglück und der Uebermuth brütete die Feigheit aus, daß ihre Männer wimmerten wie Säuglinge und ihren Fürsten geschah, wie trauernden Witwen geschieht.

Wie der Prophet spricht: Ich will den Erdboden heimsuchen um seiner Bosheit willen, und die Gottlosen heimsuchen um ihrer Untugend willen, und will des Hochmuths der Stolzen ein Ende machen, und die Hoffahrt der Gewaltigen demüthigen, daß ein Mann teurer soll sein denn sein Gold und ein Mensch werther denn Goldstücke aus Ophyr.

Wenn du dich aber bekehrst und wieder zu Gott wendest, wird er sich zu dir wenden und das Unglück von dir nehmen und dir ins Herz rufen:

Ich habe dich wider dieß fremde Volk zur festen ehernen Mauer gemacht; ob sie wider dich streiten, sollen sie dir doch nichts anhaben, denn ich bin bei dir, daß ich dir helfe und dich errette; und will dich auch erretten aus der Hand der Bösen und erlösen aus der Hand der Tyrannen.

148.

Lützows wilde Jagd.

(Von Theodor Körner. 1813.)

<p>Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein? hörs näher und näher brausen. Es zieht sich herunter in düstern Reihn, und gellende Hörner schallen darein, und erfüllen die Seele mit Grausen, Und wenn ihr die schwarzen Gefellen fragt: das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!</p>	<p>Was braust dort im Thale die laute Schlacht, was schlagen die Schwerter zusammen? Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht, und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht und lobert in blutigen Flammen. Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt: das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!</p>
---	---

<p>Was zieht dort rasch durch den finstern Wald, was streift von Bergen zu Bergen? Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt, das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt, es fallen die fränkischen Schergen. Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt: das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!</p>	<p>Wer scheidet dort trüchelnd vom Sonnenlicht, unter winselnde Feinde gebettet? Es zuckt der Tod auf dem Angesicht, doch die wackern Herzen erzittern nicht, das Vaterland ist ja gerettet. Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt: das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.</p>
---	---

<p>Wo die Neben dort glühen, dort braust der Rhein, der Wüthrich geborgen sich meinte, Da naht es schnell mit Gewitterschein, und wirft sich mit rüstigen Armen hinein, und springt ans Ufer der Feinde. [fragt: Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!</p>	<p>Die wilde Jagd und die deutsche Jagd auf Henkers Blut und Tyrannen! Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt, das Land ist ja frei und der Morgen tagt, wenn wirs auch nur sterbend gewannen! Und von Enkeln zu Enkeln seis nachgesagt: das war Lützows wilde, verwegene Jagd.</p>
--	---

Gebet während der Schlacht.

(Von Theodor Körner. 1813.)

V ater, ich rufe dich! [Geschütze, Brüllend umwölkt mich der Dampf der sprühend umzucken mich raselnde Blitze, Lenker der Schlachten, ich rufe dich! Vater du, führe mich!	V ater du, segne mich! In deine Hand befehl ich mein Leben, du kannst es nehmen, du hast es gegeben; zum Leben, zum Sterben segne mich! Vater, ich preise dich!
V ater du, führe mich! Führ mich zum Siege, führ mich zum Tode! Herr, ich erkenne deine Gebote, Herr, wie du willst, so führe mich! Gott, ich erkenne dich!	V ater, ich preise dich! 's ist kein Kampf für die Güter der Erde: das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte, drum fallend und siegend preis' ich dich. Gott, dir ergeb ich mich!
G ott, ich erkenne dich! So im herbftlichen Rauschen der Blätter als im Schlachtendonnerwetter, Urquell der Gnade, erkenn ich dich. Vater du, segne mich!	G ott, dir ergeb ich mich! Wenn mich die Donner des Todes begrüßen, wenn meine Adern geöffnet fließen, dir, mein Gott, dir ergeb ich mich! Vater, ich rufe dich!

Der Kampf um Deutschlands Befreiung im Herbst 1813.

(R. F. Beckers Weltgeschichte. Berlin 1829. XIV. Seite 288 ff.)

Während an der Nordküste Deutschlands die Künste und Gesinnungen walteten, durch welche die Reiche Europas einem Mann aus Corsica unterthan geworden waren, gelangten glücklicher Weise auf dem Hauptshau- plaze der Weltgeschichte die Grundsätze und Entschlüsse zur Kraft, welche allein im Stande waren, das selbständige Dasein der Nationen herzustellen und zu befestigen. Am 28ten Juni erschien der Graf Metternich in Dresden, um daselbst dem Kaiser von Frankreich ein Schreiben des Kaisers Franz zu über- reichen. Bei diesem Empfange machte Napoleon dem Verdrusse, womit ihn die Oesterreichische Dazwischenkunft erfüllte, in einer derben Strafrede Luft, wie er sie längst schon nicht bloß seinen Ministern zu halten gewohnt war. „Ihr glaubt mir Gesetze vorschreiben zu können. Ihr wollt meine Verlegen- heit benutzen, um alles wieder zu bekommen, was ihr verloren habt. Ihr wißt nur noch nicht, ob es euch mehr Vorteil bringt, mir ohne Kampf Los- kauf zu gewähren, oder euch zu meinen Feinden zu schlagen. Sie, Metternich, kommen hieher, um sich darüber ins Klare zu setzen.“ Auf die Entgegnung:

Oesterreich wollte nur Einen Vorteil erlangen, den Einfluß nämlich, daß es den Mächten Europas den Geist der Mäßigung mittheilen könne, der die Rechte und die Besitzungen eines jeglichen achte; es wolle eine Ordnung der Dinge, in welcher der Friede durch eine weise Verteilung der Kräfte, durch eine Verbindung unabhängiger Staaten gewährleistet werde, — forderte Napoleon bestimmtere Auskunft, und fuhr dann fürchterlich auf, als er vernahm, daß Oesterreich außer Syrien, das er selbst angeboten hatte, auch an die Verhältnisse Italiens, an Herstellung des Papstes, an Freigebung Polens, Spaniens, Hollands, der Schweiz, an Auflösung des Rheinbundes dachte. „Also ohne Schwertschlag soll ich auf euer Gebot Europa räumen, meine siegreichen Legionen mit umgekehrtem Gewehr hinter den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen zurückführen! Also dazu hat mein Schwiegervater Sie hergeschickt. Auf einen verstümmelten Thron will er seine Tochter und seinen Enkel verweisen. Metternich, wie viel hat Ihnen England gezahlt, um Sie zu dieser Rolle gegen mich zu bestimmen?“ — Auf diese Worte folgte ein tiefes Stillschweigen; beide, auf deren Seelen das Schicksal der Welt lag, durchmaßen mit großen Schritten das Zimmer. Der Hut Napoleons war auf die Erde gefallen; aber der Minister, der sich in jedem andern Falle beeilt haben würde, ihn aufzuheben, schreitet, diesmal wiederholt an demselben vorüber, und der Kaiser hebt ihn endlich selbst auf. Dennoch war das Ergebnis dieser Unterredung, daß sich ein schon früher in Vorschlag gebrachter Congress zur Unterhandlung des Weltfriedens in Prag versammeln sollte. Damals erst erklärte Oesterreich, daß es seinem Bündnisse mit Frankreich für die Dauer der Unterhandlung entsage, um die Rolle des Vermittlers ganz unparteiisch durchführen zu können. Da die Zeit bis zum 20. Juli, dem zuerst festgesetzten Termine des Waffenstillstandes, für den beabsichtigten Zweck zu kurz war, so wurde eine neue Frist bis zum 10. August anberaumt. Aber Napoleon konnte sich nicht entschließen, im Ernst auf ein Geschäft einzugehen, bei welchem er, zum erstenmale, nicht den entscheidenden Meister spielen, sondern von seinen unermesslichen Anmaßungen einen Teil, wenn auch nur einen kleinen, herausgeben sollte; denn es leuchtete ihm ein, daß Oesterreich wenigstens Zurückgabe der Syrischen Provinzen, Freilassung des Herzogtums Warschau und Auflösung des Rheinbundes verlangen würde. In dieser Abneigung gegen jegliche Nachgiebigkeit nahm er seine Zuflucht zu Schwierigkeiten über die zu wählende Form der Verhandlung, um nur Zeit für seine Rüstungen zu gewinnen, ohne jedoch zu bedenken, daß diese Zeit auch seinen Gegnern zu Gute kam. Durch vieljährige Erfahrungen sicher gemacht, schien es ihm noch immer unmöglich, daß sich die drei Haupt-Continentalmächte über ihren wahren Vorteil verstehen und vereinigen würden. Daher versuchte er neben den alten Künsten der Politik neue, und indem er dem Hofe zu Wien

schmeichelte, hoffte er, ihm die großherzigen Anstrengungen des Königs von Preußen und seines Volkes als Wiederholungen der revolutionären Maßregeln von 1793, als Vorspiel eines neuen jakobinischen Staatstums verdächtig zu machen. Er selbst war den geistigen Schwungkraften des Staatslebens so abhold und so fremd geworden, daß er zu derselben Zeit, wo die Monarchen und die Völker den schönen Bund edler Begeisterung knüpften, gegen Frankreich das tiefste Stillschweigen über den Stand der öffentlichen Verhältnisse beobachtete, und den Tageblättern seiner Hauptstadt über die neueste Zeitgeschichte keine anderen Mitteilungen gestattete, als ärgerliche Anekdoten vom englischen Hofe und Auszüge aus den Ehestands-Akten der Prinzessin von Wales. Um seine vollkommene Gleichgiltigkeit über den Gang der Begebenheiten zur Schau zu stellen, ließ er einen Teil des Pariser Theaterpersonals nach Dresden kommen, und sich an den Ufern der Elbe Komödie vorspielen, während an den Ufern der Oder und Donau die furchtbarsten Veranstaltungen zur Führung eines Weltkrieges getroffen wurden. Anstatt die französische Nation durch ein Manifest zu belehren oder aufzuregen, erklärte er, daß er mit den Königen des Rheinbundes zufrieden sei, wiederholte dann die zum Ueberdruße gehörte Behauptung, daß England, Preußen und Rußland aus Mangel an Geld den Krieg nicht fortsetzen könnten, und berichtete endlich, daß der Garten des Hotels Marcolini, den er bewohnte, prächtige Wasserbehälter und einen schönen Wasserfall mit einem Neptunus, das Gartenhaus aber zwei Säle enthalte und fünf und vierzig Fenster zähle. Die Kunde von dem Orte, wo der Kaiser seine Mahlzeiten hielt und dem Schauspiele beiwohnte, sollte der französischen Nation als Entschädigung für die unermesslichen ihr abgeforderten Opfer genügen. So schnell war aus dem Zöglinge von Brienne ein Seralkaiser geworden, der nur stumme Diener und blinde Werkzeuge verlangte.

Verblindet über seine eigene Bestimmung, war er es noch mehr über die Gegner, die er gegen sich in die Waffen gerufen hatte. Sein Haß gegen Preußen ließ ihn die furchtbare Ueberlegenheit nicht gewar werden, welche diesem Staate die innerste Aufregung der gesamten Volkskraft und die in Aller Seelen lebendige Ueberzeugung, kämpfen oder seine Knechte werden zu müssen, gewährte. Er berechnete den Eindruck, den auf Oesterreich das Anerbieten der Rückgabe Schlesiens machen sollte, und bedachte nicht, daß Oesterreich den Werth und den Bestand einer aus Napoleons Händen zu empfangenden Gabe nach dem Schicksale Serturiens messen werde, und daß für dessen Gesamtstaat der Besitz einer offenen, außerhalb seiner Naturgränzen gelegenen Provinz die Bedeutung nicht habe, die ihr, bei kleineren Mäßen der weltgeschichtlichen Verhältnisse, in der Brust Theresiens das Schmerzgefühl eines unerwarteten Verlustes geliehet hatte. Die Zeit der

Nebenbuhlerei und des gegenseitigen Misstrauens berer, die entweder mit einander stehen, oder nach einander fallen mußten, war vorbei, und indem Napoleon dem österreichischen Cabinet Veranlassung gab, sich über die Erinnerung des alten Unfriedens erhaben zu zeigen, und den Preis, der den Bruderkrieg erneuern sollte, großmüthig von sich zu weisen, brachte er selbst in den Bund der beiden Mächte das Element des Vertrauens, aus dessen Ermangelung die erste Coalition zu keiner Haltbarkeit gelangt war. Am 7. August stellte Oesterreich seine Forderungen aus. Sie enthielten: Wiederaufbau der preussischen Monarchie; Auflösung des Herzogthums Warschau, welches unter Rußland, Oesterreich und Preußen so geteilt werden sollte, daß das letztere Danzig erhalte; Herstellung der Hansestädte; Zurückgabe der Ägyptischen Provinzen, mit Inbegriff Triests, an Oesterreich; endlich gegenseitige Gewährleistung, daß der Stand der Mächte, der großen und der kleinen, der durch den Frieden bestimmt werden würde, nicht anders als nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft geändert werden könne. Die Frage über die Unabhängigkeit Hollands und Spaniens sollte bis zum allgemeinen Frieden verschoben werden. Napoleons Gegengebot willigte in die Auflösung des Herzogthums Warschau und in die Rückgabe Ägyptens, behielt aber Danzig und Triest vor, und verlangte die Ausdehnung des Deutschen Bundes, unter welchem er wohl den Rheinbund verstand, bis an die Ober, wonach Berlin, und wahrscheinlich auch Breslau, aufgehört haben würden, preussische Städte zu sein. Nachdem sich also Oesterreich überzeugt hatte, daß Napoleon den Frieden nicht wolle, und von der fixen Idee, Europa beherrschen zu müssen, freiwillig nicht abgehen werde, erklärte es am 12. August seinen Beitritt zu dem russisch-preussischen Bündnis und Krieg gegen Frankreich. Ein ausführliches Manifest entwickelte die Gründe, trotz seiner Mäßigung, mit solcher Ueberzeugungskraft, daß Napoleon es nicht für gut fand, dasselbe bekannt zu machen, sondern nur die letzte Note des Grafen von Metternich, und auch diese erst im Oktober, in den Moniteur aufnehmen ließ. Bis dahin erfuhren die Franzosen nicht einmal auf amtliche Weise, daß sie sich gegen Oesterreich im Kriege befinden.

Der Beitritt Oesterreichs verschaffte der Coalition nicht bloß eine große Masse von Streitkräften, sondern auch, nach den räumlichen Verhältnissen des Kriegsschauplazes, eine sehr vorteilhafte Heeresstellung. Von drei Seiten her zugleich, von Böhmen, aus Schlessen und aus Brandenburg, mit Angriffen bedroht, sah sich Napoleon in dem besetzten Dresden plötzlich zu einem abwartenden Verteidigungskriege genöthigt, auf welchen er wenig eingerichtet war; denn wohin er sich auch wenden mochte, immer waren zwei Armeen bereit, auf seinen Flanken vorzurücken und das Netz hinter ihm zusammenzuziehen. Um die militärischen Vorteile ihrer Vereinigung nicht durch den

Einfluß der kleinlichen Leidenschaften stören zu lassen, welche bei verbündeten Heereszügen immer eine so große Rolle gespielt haben, beschloßen die drei Monarchen, bei dem Hauptheere, welches sich in Böhmen versammelt hatte, persönlich anwesend zu bleiben, die Leitung des Ganzen aber dem österreichischen Feldmarschall, Fürsten von Schwarzenberg, als Generalissimus zu übertragen. In dem Gefühl, daß es hier um größere Dinge, als um Ehrenplätze und Oberstellen sich handle, hatte Rußland, dessen greiser Kutusow schon am 28. April zu Bunzlau gestorben war, und eben so Preußen eingewilligt, ihre Generale eines Theils dem Fürsten von Schwarzenberg, andern Theils dem Kronprinzen von Schweden unterzuordnen, der mit 25,000 Mann Schweden von Pommern aus dem verbündeten Heere zuzog. Das schlesische, aus Preußen und Russen bestehende Heer befehligte Blücher, ein Greis von Jugendfeuer und Unternehmungsgelüste, der vermöge seiner volksgewinnenden Rede und seiner kräftigen, im Unglück bewährten, auch in einem stark bezeichneten Außern hervortretenden Seele eines weit größeren Vertrauens bei der Menge als bei denen genoß, welche sich, mit Recht oder Unrecht, militärische Kennerchaft zuschrieben, und für die Eigenschaften des Feldherrn nur den beschränkten Maßstab taktischer Kriegskünstler des achtzehnten Jahrhunderts besaßen, besonders aber an Blücher militärische Gelahrtheit vermißten. Für die geheime, ihm nach dem Kriegsplane zugetheilte Anweisung, den Feind nicht aus den Augen zu lassen, und ihm stets auf den Fersen zu sein, sobald er sich auf das Hauptheer werfen wolle, zugleich aber auch allen entscheidenden Gefechten auszuweichen, schien in der That gerade dieser Feldherr wenig geeignet, der sich in den Rünsten eines Fabius für einen Fremdling erklärte, und dafür hielt, daß er nichts anders als darauf loszugehen verstehe. Auch hatte er sich dem Auftrage nur unter der Bedingung unterzogen, bei günstiger Gelegenheit dennoch schlagen zu dürfen. Da aber jene Anweisung, und zwar ohne diese Bedingung, vor den unter ihm befehlenden russischen Generalen kein Geheimnis geblieben war, so erwuchs nun der Uebelstand, daß Blücher, wenn er kühne Entschlüsse faßte, Gegenwirkungen fand, welche die Ausführung hinderten oder erschwerten; wenn er aber nach seiner Anweisung handelte, erhuben die Tadeln und Zweifler ihr Haupt, und entmuthigten das Volk und die Truppen. In dieser Beziehung war es nicht die kleinste der zu dieser Feldherrnschaft erforderlichen Gaben, daß Blücher hoch über dem Standpunkt derjenigen stand, die sich von abweichenden Meinungen und Handlungen Anderer persönlich beleidigt fühlen. Der großen Sache zu Gute, wußte er selbst Kränkungen zu verschmerzen, selbst unrichtigen Ansichten zur Vermeidung größern Unheils für den Augenblick nachzugeben. Dabei war er, in seinem großen Bewußtsein, von der bänglichen Besorgnis frei, durch einen Rückzug oder eine verlorene Schlacht seinen Ruf zu verschmerzen. Der Fürst

Schwarzenberg, den Napoleon, seit jenem schaudervollen Festbrände in Paris, durch ein Vertrauen, wie er es nie einem Fremden erwiesen, ausgezeichnet, den er selbst zum Anführer gegen die Russen bestellt, dem er sogar damals ein französisches Corps (das Reyniersche) untergeben hatte, war nicht bloß ein eben so besonnener, als da, wo es galt, kühnsinniger, mit großen Gedanken und gereifter Erfahrung ausgerüsteter Feldherr; er war auch durch seine ruhige Haltung, seine weltmännische Feinheit und seine erhabene, eines Weisen würdige Gleichgiltigkeit gegen die Außenseite des Ruhmes für das so schwierige Geschäft der ihm übertragenen Oberanführung mehr als irgend ein anderer geeignet. Dabei hatte er die Eigenheiten des französischen Heerwesens im russischen Kriege vollkommen kennen gelernt.

Der Kronprinz von Schweden, obwohl als französischer General durch seine vom Glück gekrönten Großthaten ausgezeichnet, galt doch viel in der öffentlichen Meinung hinsichtlich seiner Kenntniß von französischer Kriegsführung und wegen des Eindrucks, den seine Teilnahme an dem Bunde gegen Napoleon auf die Gemüther seiner alten und seiner neuen Waffengenossen hervorbrachte. Es könnte nur Gedankenlosen bedeutungslos scheinen, daß, sieben Jahre nach der Unglücksgeschichte von Lübeck, Bernadotte und Blücher sich als Feldherren die Hand zu Buonapartes Bekämpfung reichten. Und noch mehr ward auf den Eindruck einer andern Erscheinung gerechnet. Moreau war bestimmt worden, aus Amerika herbeizukommen, um den Verbündeten seinen und Europas Feind wenigstens durch Rathschläge bekämpfen zu helfen.

Aber noch eine harte Prüfung sollte den standhaften Muth der verbündeten Fürsten erproben. Der erste große Schlag, womit die Hauptarmee Dresden zu nehmen gedachte, mißlang, und nach einer zweitägigen Schlacht (am 26. und 27. August) sahen sie sich mit Verlust von wenigstens 13,000 Gefangenen zu einem Rückzuge genöthigt, der unter dem Einflusse eines gewaltigen Regenwetters die kläglichsten Anblicke darbot. Schwache Seelen wurden gänzlich niedergeworfen, als sich die Kunde verbreitete, daß Moreau an der Seite des Kaisers Alexander von einer Kanonenkugel, die durch sein Pferd hindurchfuhr, beider Beine beraubt worden sei. In diesem jammervollen Zustande ward der Sieger von Hohenlinden, den wenige Tage vorher die freudigsten Hoffnungen der Fürsten und Völker als den Retter Europas begrüßt hatten, vor seinen Landsleuten fliehend, von Kosaken und Kroaten auf einer Bahre nach dem Städtchen Laun im böhmischen Gebirge getragen, wo er nach sechstägigen Qualen verschied. Frohlockend verkündigte Napoleon diesen Ausgang seines Nebenbuhlers, als ein sprechendes Zeichen, daß jeder, der ihn bekämpfe, der göttlichen Rache verfallt; aber es war nur ein Zeichen an das kleingläubige Geschlecht, daß kein sterbliches Haupt das Schicksal der Welt trägt, und daß der Himmel anders rechnet, als die menschliche

Hoffnung und Klugheit. Deutschland sollte des Gefühls oder des Vorwurfs überhoben werden, der Hilfe eines Franzosen, eines Sohnes der Revolution, wie edel derselbe übrigens sein mochte, bedurft zu haben, um das französische Joch zu zerbrechen. Und dieselben Regenströme, welche den Rückzug von Dresden verschlimmerten, hatten zwei Tage vorher, am 26. August, der schlesischen Armee die Schlacht an der Katsbach (zwischen Jauer und Liegnitz) gegen ein französisches Heer unter Macdonald gewinnen helfen, durch welche Schlessen gerettet und zuerst das auf Blücher gesetzte Vertrauen in den Augen der Zweifler gerechtfertigt, der Glaube des Heeres an diesen Feldherrn zur kühnsten, den Sieg erzwingenden Zuversicht gesteigert ward. Und auch bei der Hauptarmee verwandelten sich die Bilder des Jammers und der Niedergeschlagenheit nach wenigen Tagen in Gestalten des Triumphs und der Freude, als Vandamme, ein sehr eifriger, aus der Jakobinerschule hervorgegangener Diener Napoleons, zur Abschneidung des verbündeten Heeres beauftragt, bei Culm in der Gegend von Teplitz am 30. August zwischen die Russen, Oesterreicher und Preußen gerieth, und nach einem verzweifelten Widerstande mit 10,000 Mann seines Heeres auf dem Schlachtfelde gefangen ward. Drei edlen Häuptern gehörte das Hauptverdienst dieses Sieges: dem Russen Ostermann, der den ganzen Tag vorher an der Spitze der Garderegimenter, durch den Verlust seines linken Armes unerschütterte, ein zweiter Leonidas, den Eingang des Egrathals verteidigt und dadurch die ganze Armee, ja die Personen der Monarchen selbst aus einer berechnungslosen Gefahr gerettet hatte; dem Könige von Preußen, der ihm im Augenblicke der höchsten Gefahr ein Oesterreichisches Reiterregiment, unter dem Obersten Süß, zur Unterstützung herbeiführte; und dem preussischen General Kleist, der am Tage der Schlacht mit einem preussischen Heerhaufen den steilen Berg Rücken von Mollendorf überstieg und den Franzosen in den Rücken fiel. Die moralische Heilkraft dieses Tages war bei der ungünstigen Stimmung, welche der Rückzug hervorgebracht hatte, für die Coalition eben so wohlthätig, als sein militärisches Ergebnis nöthig für die Rettung des Heeres. Napoleon hatte gehofft, den Weg nach Wien diesmal über Prag sich geöffnet zu finden, als ihm nach Dresden, wohin er zurückgekehrt war, zu der Unglückspost von der Katsbach, die von Culm, und bald darauf eine dritte von der Nordarmee gebracht ward.

Ein französisches Heer, welches unter dem Marschall Dubinot gegen Berlin vordrang, war am 23. August von den Preußen bei Groß-Beeren geschlagen worden; und ein stärkeres, mit welchem der erzürnte Gebieter denjenigen seiner Diener, den er nach dem Siege an der Moskwa benannt hatte, den Marschall Ney, abermals zur Eroberung der preussischen Hauptstadt ausgesandt hatte, erlitt am 6. September bei Dennewitz in der Nähe von Jüter-

hoch von den preussischen Generalen Bülow und Tauenzien eine so vollkommene Niederlage, daß es nur durch die Langsamkeit, womit der Kronprinz von Schweden die Früchte dieses ohne ihn erfochtenen Sieges einzusammeln gestattete, gegen gänzliche Auflösung bewahrt wurde.

Aufgebracht über die Unfälle seiner Marschälle, und doch unvermögend sie gut zu machen, obwohl er bald gegen Böhmen, bald gegen Schlessen zog, verließ Napoleon endlich auf die Nachricht, daß Blücher bei Wartenburg den Uebergang über die Elbe erzwungen und seine Vereinigung mit dem Kronprinzen von Schweden bewerkstelligt habe, die Stellung an der Elbe und wandte sich, begleitet vom Könige von Sachsen, den nun, gezwungen, sein Geschick an ihn band, zuerst nach Düben, um die Blüchersche Armee zum Rückmarsche auf Berlin zu nöthigen, und als dieser Zweck nicht erreicht ward, nach Leipzig, wohin ihm die aus Böhmen hervorgebrochene Hauptmacht der Verbündeten folgte. In der Umgegend dieser Stadt geschahen nun vom 16. bis zum 19. Oktober die Schlachten, deren Gesamtheit unter dem Namen: Völkerschlacht von Leipzig, alle künftigen Geschlechter zur Bewunderung und Dankbarkeit gegen die Tapfern verpflichtet, welche an diesen Tagen geleitet, gekämpft und geblutet haben, um Deutschland, um Europa von Buonapartes eisernem Scepter zu befreien. Dreimalhundert tausend Mann war die Zahl der Verbündeten, zweimalhundert tausend die des französischen Heeres, dem jedoch die Einheit und Allgewalt des Buonapartischen Willens dieses Mindergewicht der Streitkräfte hinreichend ersetzte. Welche Rücksichten dagegen hatte Schwarzenberg zu nehmen, welcher Künste, welcher Selbstverläugnung bedurfte es für Blücher, um den Kronprinzen von Schweden, dem, aus leicht begreiflichen Gesichtspunkten der Staatskunst, an einer gänzlichen Aufreibung der französischen Macht nichts gelegen war, wenigstens zu einiger Teilnahme an dem großen Völkerkampfe zu bringen! Dennoch war am 18ten des Abends der Sieg für die Verbündeten entschieden, und Napoleon beschloß für den andern Morgen seinen Rückzug aus Leipzig. Aber ehe die Armee denselben völlig bewerkstelligen konnte, wurde die Stadt gestürmt, und mit einer ungeheuren Masse von Verwundeten, Gefangenen und Geschützen genommen, die sich abgeschnitten fanden, als hinter Napoleon, der noch mit genauer Noth entkommen, die Brücke über die Elster, welche den einzigen Weg zum Rückzuge bot, (angeblich zu früh) gesprengt worden war. Auf der Flucht durch die Elster ertrank der Anführer der Polen, Fürst Joseph Poniatowsky, des letzten Königs Neffe, der im Geiste seiner Landsleute sich dem Herscher aus Frankreich als ein blindes Opfer ergeben hatte. Aber auch der Sieger lagen weit über 40,000 todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde.

Der König von Sachsen, dem Napoleon noch am 16ten Siegesnach-

richten geschickt hatte, sah sich am 19ten, als die verbündeten Monarchen in die Stadt gezogen waren, für einen Kriegsgefangenen erklärt, und genöthigt, als solcher mit seinem Hofe und seinen Ministern einstweilen seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen. Das Land wurde nun ernstlich für die deutsche Sache in Anspruch genommen, unter Verwaltung eines russischen Gouverneurs gesetzt, und das Heer, jedoch unter eigenen Fahnen, zur Teilnahme am gemeinsamen Kampfe gestimmt. Mehrere Führer derselben hatten bereits am 18ten mit ihren Brigaden die französischen Reihen verlassen, und sich zu den Verbündeten hinüber gewandt, weil sie in dieser großen Zeit der Begeisterung für Deutschlands Dasein, Recht und Ehre der Meinung geworden waren, daß die Rettung des größern, allen Deutschen gemeinsamen Vaterlandes der unfreien Ansicht vorgele, die ihrem Gebieter aufgedrungen worden war.

Von anderen Ansichten als diese Heerführer geleitet, hatte auch Bayern kurz vor der Leipziger Schlacht, dem Bunde mit Frankreich entsagt und mit Oesterreich gemeinsame Sache gemacht. Bei Eröffnung des Herbstfeldzuges stand die bayerische Armee an der österreichischen Gränze, bereit, wenn Eugen in Italien siegte, ihm die Hand zu bieten. Eine Proclamation ihres Anführers Brede athmete warmen Eifer für Frankreich, und Napoleons Sieg bei Dresden ward durch Freudenschüsse gefeiert. Als aber der Vicekönig, anstatt siegreich vorzurücken, vom General Hiller zurückgeworfen ward, als die Schlachten an der Ratzbach, bei Culm, bei Dennewitz den Wahn von der französischen Unüberwindlichkeit zerstörten, und Napoleons Zögern in Dresden seine Verlegenheit und die Erschöpfung seines kriegerischen Genius kundgab, da ward endlich auch in München erkannt, wie Bayerns Uebertritt auf die Seite der Verbündeten noch ein Gewicht in die Waagschale legen, noch den Schein der Freiwilligkeit haben und die im Rheinbunde gemachten Eroberungen unter den Schutz der Verträge stellen könne. Oesterreich, dem viel daran gelegen war, auf seiner Westgrenze eines störenden Nebenkrieges überhoben zu sein und die daselbst versammelte Armee gegen den Hauptfeind in Thätigkeit setzen zu können, gieng auf die gemachten Bedingungen ein, worauf am 8. Oktober auf dem Schlosse Nied im Innviertel zwischen dem österreichischen General, Fürsten Neuß, und dem bayerischen General Brede ein Vertrag zum Abschlusse kam, welcher den König von Bayern verpflichtete, für Auflösung des Rheinbundes kämpfen zu helfen, und ihm dagegen die bei Stiftung desselben ausgesprochene Souveränität in ihrem ganzen Umfange verbürgte. Zwar bewies die Erklärung, womit das Cabinet am 14. Oktober seine veränderte Stellung dem Volke bekannt machte, zur Genüge, wie ungerne der Minister (Montgelas) von der fremden Fessel sich losriß, und wie sehr er sich sehnte, die Verhältnisse zu erneuern, deren augenblickliche Ohn-

macht, nicht deren schimpflicher Druck, nach dem Sinne dieser Erklärung, ihre Aufhebung veranlaßt zu haben schien; als aber bald darauf die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig einlief, und alle noch vorhandenen Bedenklichkeiten wegnahm, ward Bayern von dem Wunsche, an dem Gewinn des großen Kampfes seinen Anteil zu verdienen, zu großer Thätigkeit fortgerissen. General Brede, dem auch das österreichische Heer, welches bisher gegen ihn gestanden hatte, untergeordnet ward, eilte mit dieser vereinigten Macht nach Hanau, um dem französischen Kaiser, der sich über Erfurt nach dem Rheine zurückzog, den Heimweg abzuschneiden. In der That mußte sich Napoleon nun diesen Heimweg erst durch ein blutiges Treffen (am 30. Oktober) erkämpfen, in welchem er zwar noch eine Menge Menschen und Geschütze verlor, aber doch zuletzt, da er immer noch 60,000 Mann hatte, mit seinen durch Zahl und Verzweiflung stärkeren Massen die schwächeren, die ihnen den Weg versperren wollten, durchbrach. Am 2. November gieng er mit den Trümmern seines Heeres bei Mainz über den Strom, über welchen ruhmvoll und vertragsmäßig zurückzukehren, er so oft für die höchste, den französischen Waffen zuge dachte Beschimpfung erklärt hatte.

151.

Die drei Gefellen.

(Von Friedrich Rückert.)

Es waren drei Gefellen,
die stritten wider'n Feind,
und thaten stets sich stellen
in jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Desterreicher,
der andr' ein Preuße hieß,
davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der dritte?
nicht her von Desterreichs Flur,
auch nicht von Preußens Sitte,
von Deutschland war er nur.

Und als die drei einst wieder
stunden im Kampf vereint,
da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle dreie
auf einen Schlag zugleich;

der eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Desterreich!
Der andre, sich entfärbend,
rief: Preußen lebe hoch!
Der dritte, ruhig sterbend,
was rief der Dritte doch?

Er rief: Deutschland soll leben!
Da hörten es die zwei,
wie rechts und links daneben
sie sanken nah dabei:
Da richteten im Sinken
sich beide nach ihm hin,
zur Rechten und zur Linken,
und lehnen sich an ihn.
Da rief der in der Mitten
noch einmal: Deutschland hoch!
Und beide mit dem dritten
riefens, und lauter noch.

Da gieng ein Lobesengel
im Kampfgewühl vorbei,
mit einem Palmenstengel,
und liegen sah die drei.
Er sah auf ihrem Munde
die Spur des Wortes noch,

wie sie im Todesbunde
gerufen: Deutschland hoch!
Da schlug er seine Flügel
um alle drei zugleich,
und trug zum höchsten Hügel
sie auf in Gottes Reich.

152.

Die Leipziger Schlacht.

(Von Ernst Moriz Arndt.)

Wo kommst du her in dem rothen Kleid, Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
und färbst das Gras auf dem grünen wer griff den Preis mit der Eisenhand?
Plan? Die Wälschen hat Gott wie die Spreu zer-

Ich komme her aus dem Männerstreit,
ich komme roth von der Ehrenbahn.

Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
drob müssen die Weiber und Bräute klagen;
da ward ich so roth.

Sag an, Gesell, und verkünde mir,
wie heißt das Land, wo ihr schlugt die
Schlacht?

Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
das manches Auge voll Thränen macht;
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
und Tausenden mußte der Athem stocken
bei Leipzig der Stadt.

Wie hießen, die zogen ins Todesfeld
und ließen fliegende Banner aus?
Die Völker kamen der ganzen Welt
und zogen gegen Franzosen aus: [Preußen,
Die Russen, die Schweden, die tapfern
und die nach dem Kaiser von Oestreich
die zogen all aus.

streut, [Sand,
die Wälschen hat Gott verweht wie den
Viel Tausende decken den grünen Rasen,
die übrig geblieben, entflohn wie Hasen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! hab Dank, Gesell!
das war ein Klang, der das Herz erfreut,
Das klang wie himmlische Gymbeln so hell,
hab Dank der Mähr von dem blutgen
Streit!

Laß Witwen und Bräute die Todten klagen,
wir singen noch fröhlich in späten Tagen
die Leipziger Schlacht!

o Leipzig, freundliche Lindenstadt!
dir ward ein leuchtendes Ehrenmahl:
So lange rollet der Zeiten Rad,
so lange scheint der Sonnen Stral,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
wird noch der späteste Enkel preisen
die Leipziger Schlacht.

o Leipzig! gastlich versammelst du
aus allen Enden der Völker Schar;
Auf! rufts dem Osten und Westen zu,
daß Gott der Helfer der Freiheit war,
Daß Gott des Tyrannen Gewalt zerstoßen,
damit sie in Osten und Westen loben
die Leipziger Schlacht!

Die Völkerschlacht bei Leipzig. Den 18. und 19. Oktober 1813.

(Von F. Rohlfensch.)

Der große Tag brach an, da der angemachte Siegeskranz des Eroberers, der nun schon manches Blatt verloren hatte, von seinem Haupte gerissen werden sollte. Europa stund zum Kampfe gegen einander. Von da, wo seine Gränzen das ferne Asien und wo sie den atlantischen Ocean, wo sie das mittelländische und das Eismeer berühren, waren die Krieger hier versammelt und kämpften eine große Völkerschlacht.

Von drei Seiten sollte der Angriff auf den starken Halbkreis geschehen, den Napoleon um Leipzig gezogen hatte. Von Mitternacht durch den Kronprinzen von Schweden und das schlesische Heer; von Morgen her durch Bennigsen, der außer seinen Russen, auch die Oesterreicher unter Klenau und eine preussische Abteilung unter Zieten befehligte. Von der Mittagsseite aber mußte der Hauptangriff kommen, weil hier noch immer Napoleons Stärke war. Der Oberfeldherr theilte sein Heer daselbst in zwei große Haufen; der erste waren die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist, die über Wachau den französischen Mittelpunkt angreifen sollten; der zweite aber, der Kern des österreichischen Heeres unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, sollte den Boniatowsky, der sich so hartnäckig an der Pleiße behauptet hatte, von dort verdrängen und nach Leipzig zurückwerfen.

Napoleon dagegen hatte seinen Halbkreis viel enger zusammengezogen, damit er mehr Festigkeit in sich haben möchte. Seine Scharen hatten Wachau und Liebertwolkwitz, um welche am 16ten so blutig gestritten war, verlassen und den Mittelpunkt ihrer Stellung in Probstheyda genommen; er selbst aber hielt mit seinen Garben zwischen diesem Orte und dem rechten Flügel an der Pleiße. Sein Standort war auf einem Hügel bei einer durchlöcherten, halbzerstörten Windmühle, einem treuen Abbilde seines nun zertrümmerten, früher von günstigen Winden getriebenen Glückes. Da steng er den großen Tag an und endigte ihn auch.

Mit dem Schlage acht Uhr eröffnete sich der Kampf. An der Pleiße hinab drang der Erbprinz von Hessen-Homburg gegen Dölitz und griff das Dorf im Sturme an. Die Polen und Franzosen unter Boniatowsky wehrten sich wie Verzweifelte, und es war ein harter, blutiger Streit um dieses Dorf. Mehr als einmal wurden die Oesterreicher zurückgeschlagen. Der Heerführer des Angriffshaufens selbst, der tapfere Erbprinz, empfing zwei Wunden, und Colloredo mußte für ihn den Oberbefehl übernehmen; er und Bianki führten es endlich glücklich hinaus, eroberten Dölitz und Döfen und die Höhen

jenseits, und behaupteten sie, trotz Dubinot und den Gardes, die den Polen zu Hilfe kamen, den ganzen Tag hindurch.

Rechts von ihnen waren auch die Russen und Preußen tapfer vorgebrungen, trieben die Franzosen immer fechtend vor sich her und stunden nach Mittag vor Napoleons Mittelpunkt Probstheyda. Da war heute der härteste Kampf, weil auf der Erhaltung dieses Dorfes die Rettung des französischen Heeres beruhte. Daher hatte Napoleon in und hinter demselben eine große Menge von Kriegshaufen aller Art aufgestellt und viele Schanzen errichtet, und er selbst stand mit seinen Gardes so, daß er jeden Augenblick Hilfe leisten konnte. Die Gärten des Dorfes waren meistens mit Lehm- und Ziegelmauern umgeben: diese gebrauchten die Franzosen als Schanzen, machten Schießlöcher hinein und stellten sich dahinter; ja, sie hatten fast jedes Haus zu einer Festung gemacht. Mit der ungestümsten Tapferkeit drangen die preussischen Abteilungen unter Prinz August und Birch um 2 Uhr Nachmittags in das Dorf ein; aber sie konnten es nicht behaupten. Immer neue und neue Haufen trieb Murat, der hier befehligte, gegen sie daher, und die Kartätschen schmetterten von allen Seiten in ihre Reihen. Vor dem Dorfe ordneten sie sich sogleich wieder und stürmten unerschrocken von Neuem, aber mit demselben Erfolge. Auch russische Haufen rückten heran und versuchten die blutige Arbeit; aber sie vermochten eben so wenig des Dorfes Meister zu werden. So entsetzlich war hier das Blutbad, daß die Kämpfenden zuletzt nicht mehr über die Haufen der Todten hinwegsteigen konnten. Da ligt mancher tapfere Jüngling erschlagen und hat mit seinem jungen frischen Leben unsere Freiheit bezahlt; mit Recht hat man daher zum Andenken des großen Tages an dieser Stätte, bei Probstheyda, ein Kreuz aufgerichtet.

Die drei verbündeten Herrscher hielten selbst auf einer Anhöhe in der Nähe und sahen die übermenschliche Anstrengung der Ihrigen. Um halb 5 Uhr befahlen sie, das Stürmen aufzugeben und der tapferen Krieger zu schonen; denn der Sieg war schon an mehreren Orten vollkommen entschieden, und schon seit 10 Uhr Morgens hatte Napoleon dem General Bertrand Befehl gegeben, mit seinem Haufen von Lindenau nach der Saale zu ziehen; das war ein sicheres Zeichen, daß er den Rückzug des ganzen Heeres beschlossen hatte.

Dieses alles geschah auf der Mittagsseite des Schlachtfeldes. Von der Morgenseite griffen Klenau und Zieten, unter Bennigsens Oberbefehl, den Marschall Macdonald an, der diesen Teil der französischen Stellung verteidigen sollte. Der Marschall behauptete sich sehr tapfer, besonders in Holzhausen, welches mehrmals erstürmt und wieder verloren wurde. Dennoch eroberten die Oestreicher gegen 2 Uhr Nachmittags dieses Dorf, die Preußen aber Zuckelhausen, und Macdonald zog sich nach Stötteritz zurück,

welches nahe bei Probstheya ligt. Um diese beiden Orte drängte sich der übrig gebliebene Kern des französischen Mittelpunktes zusammen und behauptete sich bis in die Nacht.

Der linke Flügel aber unter Ney litt an diesem Tage die härteste Niederlage. Ney sollte den ganzen Strich Landes von Macdonald an bis an die Partha beschützen; da kam aber das Nordheer und Blücher über ihn und ließen ihm nicht Raft und Ruhe, bis er ganz nahe an Leipzig hinangetrieben war. Und hätte nicht Napoleon selbst von seiner Windmühle aus die Noth bemerkt und Garden über Garden zu Hilfe geschickt, so wäre der Marschall wohl gar verloren gewesen und Leipzig schon an diesem Tage mit Sturm erobert worden. Auf diesem Teile des Schlachtfeldes gieng es nämlich so zu. Früh Morgens den 18ten hatte Feldherr Blücher mit dem Kronprinzen von Schweden eine Unterredung zu Breitenfeld, wie sie den entscheidenden Kampf am besten ordneten. Der Kronprinz, der seine Schweden gern schonen wollte, verlangte, daß ihm von dem schlesischen Heere 30,000 Mann an diesem Tage geliehen würden, wenn er über die Partha gehen und den Ney herzhast angreifen sollte. „Wohl!“ sprach der alte Held, „aber ich will sie selbst anführen, denn es ist die größere Hälfte meines Heeres, das bei Möckern so eben den blutigen Strauß bestanden hat.“ Das war edel von dem Greise und recht deutsch gedacht, daß er sich selbst unter den Befehl des viel jüngeren Mannes stellte für das Gelingen der Sache. Und sogleich legte er auch Hand an das Werk. Der Kronprinz wollte das ganze nun vereinigte Heer von 100,000 Mann auf einem weiten Umwege bei Taucha über die Partha setzen lassen, um an den Feind zu kommen. Blücher aber berechnete, daß der Uebergang von so vielen Tausenden über Eine Brücke bis in die Nacht dauern und der kostbare Tag verloren sein würde. Da faßte er rasch seinen Entschluß und gieng mit den unverzagten Ruffen gleich bei Moclau, viel näher bei Leipzig, durchs Wasser, obwohl das Fußvolk bis an den Gürtel hineinfiel, und meldete dann dem Kronprinzen, er sei schon hinüber und warte seiner weiteren Befehle. Die Franzosen unter Marmont zogen sich eilig gegen Schönfeld zurück, und als sie von den Reitern verfolgt wurden, trat das sächsische Husaren- und Uhlanen-Regiment zu diesen über. Das war das erste Warzeichen an diesem Tage, daß nun die deutsche Sache in den Gemüthern jede andere Stimme besiege. Auch das Nordheer traf auf den Portiger Höhen einige sächsische und württembergische Haufen, welche den heranrückenden Brüdern mit freudigem Zuruf entgegen giengen und die Hand zum neuen Bunde reichten. Nun drang das Nordheer von Taucha her weiter vor und füllte den Raum zwischen Blücher rechts und Bennigsen links, so daß der Ring von dieser Seite geschlossen war. Er zog sich immer enger und

blutiger um die Franzosen zusammen. Langeron mit den Russen bestürmte Schönfeld, welches dicht an der Bartha ligt und von Marmont hartnäckig verteidigt wurde. Vier Stunden währte der Kampf, und immer neue Haufen traten von beiden Seiten auf den Platz; endlich zwischen 5 und 6 Uhr Abends, als schon Dorf und Kirche brannten, verließen es die Franzosen und zogen sich nach Neudnitz und Volkmarisdorf, hart an den Thoren von Leipzig, zurück. Ney und Neynier, die das freie Feld über Baunsdorf hinaus behaupten sollten, wurden am Nachmittage von dem Nordheer gleichfalls angegriffen und durch die Preußen unter Bülow aus Baunsdorf herausgeschlagen. Und als sie sich noch im freien Felde behaupten wollten, da machte sich die treffliche Reiteret der Russen und Preußen, die an diesem Tage sonst wenig thun konnte, da fast nur in den Dörfern gestritten wurde, gegen sie auf, und das Geschütz warf die Congrevischen Raketen in ihre Bierscke. Diese fürchterlichen Feuerdrachen fuhren zischend und heulend in die dichten Haufen der Reiter oder des Fußvolks und spieen aus vielen Röhren ein so verzehrendes, nicht zu löschendes Feuer rund umher aus, daß Menschen und Pferde erschrocken vor ihnen auseinander stoben. Da half kein Widerstehen und kein Halten der Befehlshaber, auch nicht, daß Napoleon Teile seiner Garde zu Hilfe schickte; die Reihen lösten sich, auch die andern Dörfer in der Nähe giengen verloren, und erst in Volkmarisdorf wurde wieder ein Halt gewonnen.

Auf diesen Feldern und in diesen Stunden war es, da die sächsischen Kriegshaufen, die bis dahin nach dem Willen ihres Königs geduldig für Napoleon gekämpft hatten, ihr Blut nicht länger für denjenigen vergießen wollten, der durch seinen unsinnigen Troß nun gar zu klar an den Tag legte, daß er nur Freude an Mord und Zerstörung habe. In geschlossenen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, die Anführer an ihrer Spitze, zogen sie im Angesichte der Franzosen zu den Verbündeten hinüber. Es war ein herzerfrischender Anblick, wie die, welche längst in ihrem Herzen Freunde waren, nun zu einander traten, sich die Rechte reichten und brüderlich schüttelten und wie den benarbten Kriegern die Freudenthräne über die Backen rann.

Napoleon, in Bestürzung über diese Nachricht, schickte sogleich seine Gardereiter unter Mansouty, die gefährliche Lücke zu füllen, und dieser, mit schneller Wendung und vielem Geschütz, bricht plötzlich hervor und will dem siegreichen Bülow noch dazu in die offene Flanke fallen. Aber die Oesterreicher unter Bubna, die in der Nähe stehen, nehmen nicht sobald die Absicht war, als sie sich eiligst schwenken und dem verderblichen Stoß kühn entgegen werfen; und von der andern Seite feuert selbst die eben übergetretene sächsische Artillerie, von dem Kronprinzen dazu aufgefordert, in die französischen Reihen,

weil es gerade an dieser Stelle an Geschütz fehlte. Da müssen die Garben eilig umkehren und auch hier das Feld den Verbündeten überlassen.

Der blutige Tag neigte sich zu seinem Ende. Mit Sehnsucht blickte Napoleon der Nacht entgegen, die seine noch übrigen hart bedrängten Haufen aus der Hand der ungestümen Feinde retten sollte. Er hatte viel Raum verloren und sein großer Halbkreis war in ein schwaches Dreieck zusammengedrängt, das in seiner Spitze Probstheyda hatte und mit einer Seite nach Connewitz an der Pleiße, mit der andern über Stötteritz und Volkmarzdorf nach Leipzig hin lief. Hätte sein Heer nicht an diesem Tage noch einmal mit recht festem Muth und großer Ordnung den schweren Kampf bestanden, — dieser Ruhm soll auch dem Feinde nicht geschmälert werden —, wäre einer der Schenkel dieses Dreiecks noch vor Abend durchbrochen und Leipzig erstürmt worden, so war alles verloren. Napoleon kämpfte an diesem Tage nur noch für den Rückzug, und schon von 10 Uhr Morgens an war ein zahlloser Tross von Wagen und Pferden und Gepäck den ganzen Tag hindurch hinter dem Bertrandschen Heerhaufen hergezogen. Wie ungeheuer die Menge der Menschen und Sachen hier gewesen, kann leicht ermessen, wer bedenkt, daß alles, was seit dem Monat April aus dem weiten Frankreich nach Deutschland gezogen, die Krieger und die Frauen mit ihren Kindern, die Wundärzte und ihre Gehilfen und die Schar der Commissäre mit ihren Helfershelfern, das Geschütz mit der Munition, sowie die Wagen und Geräte der Heerhaufen und die der Einzelnen, daß dieß alles nun in dem Einen Mittelpunkte in und um Leipzig zusammengedrängt war. Jetzt zogen diese Gäste ab, und ihr Reich hatte ein schreckliches Ende genommen, und die Herzen derer, die sie ziehen sahen, frohlockten. Gerade an diesem Tage vor sieben Jahren waren die ersten Franzosen unter Davoust in Leipzig eingerückt.

Als die dunkle Nacht schon das große Blutfeld bedeckte, befand sich Napoleon noch auf dem Hügel bei seiner Windmühle, wo er sich ein Wachtfeuer hatte anzünden lassen. Er hatte seinem ersten Gehilfen, Berthier, die Anordnung des Rückzuges mitgeteilt, und dieser dictierte sie an einem Seitenwachtfeuer einigen Adjutanten. Ringsum herrschte tiefe Stille. Man hatte dem von harter Anstrengung der letzten Tage und noch mehr von den heftigsten Bewegungen des Gemüthes erschöpften Herrscher einen hölzernen Schemel gebracht, auf welchem er in Schlummer sank. Hoffnung, Furcht, Zorn, Unmuth, Zähneknirschen — was mochte alles in diesen Tagen das heftige Gemüth erschüttert haben! Und desto tiefer hatten die Gefühle in das Innere hineingezehrt, je weniger er sie äußerlich sichtbar werden ließ. Jetzt saß er, wie ein Augenzeuge ihn gesehen, nachlässig auf seinem Schemel zusammengesunken, die Hände schlaff im Schoße ruhend, die Augen geschlossen, unter dem dunklen Zelte des Himmels, mitten auf dem großen Leichenfelde, das er

geschaffen hatte, und welches durch die brennenden Dörfer und unzähligen Wachtfeuer wie mit verzehrenden Flammen besäet war. Die Anführer stunden düster und verstummt um das Feuer, und die zurückziehenden Haufen rauschten in einiger Entfernung am Fuße des Hügels vorüber. Nach einer Viertelstunde erwachte Napoleon und warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise um sich her. Wohl mochte ihm die Wirklichkeit wunderbarer vorkommen, als die Bilder, die ihm vielleicht ein Traum von alter Größe und Siegespracht vorgegaukelt hatte. Dann stund er auf und traf gegen neun Uhr in Leipzig ein, und nahm, wie durch eine Verspottung des Schicksals, sein letztes Nachtlager in dem Gasthose von Preußen.

Nach Mitternacht, als der Mond aufgieng, begann der Rückzug des ganzen Heeres durch Leipzig. Da aber die Haufen von mehreren Seiten vom Schlachtfelde hereinzogen, und für alle nur Ein nicht breiter Ausweg nach Lindenau, der Ranstädter Steinweg, da war, so war oft Aufenthalt und Stockung. Die Wagen und Kanonen verfuhrn sich in einander, und die zu Fuß konnten sich kaum daneben hinausdrängen. Voran zogen die Gardes, auf deren Rettung am meisten ankam, dann die besten Haufen der Uebrigen: die Polen, Badener, Darmstädter mit einigen Franzosen sollten die Stadt verteidigen, so lange es möglich sei. Leipzig war keine Festung, aber man hatte die Thore verrammelt, Schanzen aufgeworfen und alle Gräben und Gartenmauern zur Befestigung benutzt.

Aber das Bundesheer war nicht gesonnen, so ruhig zuzusehen, daß die Franzosen mit aller alten Beute und allem Kriegsgeräth ungestört abzogen. Schon seit acht Uhr Morgens rückten von allen Seiten die Haufen zum Angriffe heran und beschossen die Thore. Da wurde den Abziehenden noch hänger, und sie strömten in solchem Getümmel nach dem Einen Ausgange hin, daß Napoleon, als er dem König von Sachsen den letzten Besuch gemacht hatte und nun gegen zehn Uhr die Stadt verlassen wollte, nicht durchzukommen vermochte. Selbst die Furcht vor seinem Antlitze und die Säbelhiebe seines Gefolges halfen nicht mehr: der Trieb der Selbsterhaltung war mächtiger als jede andere Regung; er mußte sich von dem großen Wege abwenden und auf einem Nebenwege um die Stadt nach dem Ranstädter Steinhamme reiten. Und auch hier konnten er und sein Gefolge sich nur einzeln an der Seite des Gewühles fortwinden. Da zog Fußvolk und Reiterei, Geschütz und Pulverwagen, Gesunde, Verwundete und Sterbende, Wagen mit Frauen und Kindern, Marktender und geraubte Viehherden, im wildesten Getümmel mit Drängen und Stoßen und Geschrei bunt durch einander, und der, welcher sich einen Herrn der Welt genannt hatte, mußte sich von diesem gedanken- und sinnlosen Strome nun mit fortschieben lassen.

Die verbündeten Herrscher hätten die Verwirrung noch sehr vergrößern,

die abziehenden Haufen noch in verzweifeltere Flucht, die Widerstand leistenden zu schnellerer Ergebung bringen können, wenn sie die Stadt hätten beschließen lassen. Aber ein so grausames Mittel, welches Tausende von unschuldigen Einwohnern mit verborgen hätte, war ihrem menschenfreundlichen Herzen zuwider: sie wollten nur die Thore und Eingänge erstürmen lassen, und das vollbrachten ihre unerschrockenen Krieger auch sehr bald. Der Prinz von Hessen-Homburg — wiederum einer aus diesem tapfern Fürstengeschlechte — stürmte mit Preußen gegen das Grimmaische Thor, Bennigsen gegen das Petersthor, Langeron gegen das Hallische. Auch zu den Seiten drangen die Kämpfenden in die Gärten ein; aber die Franzosen und Polen verteidigten jeden Schritt; jedes Gartenhaus und jede Hecke mußte erobert werden, und noch einmal floß viel Blut. Aber der Sieg konnte nun nicht mehr zweifelhaft sein. Halb zwölf Uhr drangen die ersten Preußen in die Stadt ein und der tiefe Hörnerklang der pommerschen Schützen ertönte durch die Gassen. Das war den betäubten, ängstlich harrenden Einwohnern ein herrlicher deutscher Klang. Die verschloßenen Thüren öffneten sich, und noch in das Schießen hinein weheten die weißen Tücher zum Freudegruß aus den Fenstern.

Um diese selbe Zeit wurde plötzlich die einzige Brücke, welche an der andern Seite der Stadt den Franzosen zur Rettung diente, über den Elster-Mühlengraben, in die Luft gesprengt, — es ist nicht entschieden, ob auf Napoleons Befehl, der den Feind an der Verfolgung hindern wollte, oder durch Furchtsamkeit und Vorelligkeit eines Feuerwerkers, wie der französische Bericht angibt, der dort zur Wache aufgestellt war. Alle aber, die sich noch auf dem Wege zu dieser Rettungsbrücke hindrängten, stießen einen Schrei des Entsetzens aus und zerstreuten sich nach allen Seiten, um noch einen Ausgang zu finden. Es war keiner mehr. Viele stürzten sich aus Verzweiflung in die Elster, um hindurch zu schwimmen, allein sie kamen fast alle in dem tiefen Fluße um oder blieben in seinen sumpfigen Ufern stecken. Auch einige der Feldherrn, die noch zurück waren, sprangen mit ihren Pferden in das Wasser, um der Gefangenschaft zu entgehen; aber einer der ersten, der polnische Fürst Boniatowsky, den Napoleon noch eben zum französischen Marschall gemacht hätte, ertrank in dem Fluße; Macdonald entkam. Unter denen, die gefangen wurden, waren Neynier, Bertrand und Lauriston.

An diesem Tage verlor Napoleon noch mehr, als in den Tagen der Schlacht. Ueber 15,000 waffenfähige Krieger, die durch das Sprengen der Brücke abgeschnitten waren, wurden gefangen; an Verwundeten aber und Kranken blieben noch 25,000 der Gnade der Sieger überlassen. Der Kanonen und Wagen, die um und in der Stadt stehen geblieben, war eine unübersehbare Menge; auf der Allee allein stunden 105 Kanonen zusammengefahren. Es sind ihrer in diesen Tagen gegen 400, mit 1600 Wagen,

erbeutet worden. Das war ein Trümmerhaufe, wie ihn die Geschichte selten aufzuweisen hat.

Nach Ein Uhr zogen Alexander und Friedrich Wilhelm mit dem Gefolge ihrer Feldherrn unter lautem Siegesgruße ihrer tapfern Scharen und dem Freubengeschrei der Einwohner in die nun errettete Stadt ein. Wenige Stunden nachher kam auch der Kaiser Franz, der dritte im Bunde. Es war ein großer Anblick, als sich die dreie nun die Rechte reichen und zu der Errettung Deutschlands und der Begründung einer neuen Ordnung in Europa Glück wünschen konnten. Sie erkannten es wohl, daß dieser Sieg kein Werk menschlichen Wises und menschlicher Klugheit sei, sondern daß der Gott der Gerechtigkeit sich selbst in diesem Siege des Guten über das Böse dem jezigen Geschlechte kund thue, damit es sich wieder mit ganzem Herzen zu ihm wende. Als am Tage zuvor der Oberfeldherr zu ihnen herankam, die auf einem Hügel zusammen des Kampfes Ausgang erwarteten, und ihnen nach den von allen Seiten erhaltenen Nachrichten den Sieg der gerechten Sache verkündigte, da fielen die frommen Herrscher auf ihre Kniee nieder und dankten im stillen Gebete dem unsichtbaren Geber so großer Wohlthat.

154.

Blücher.

(Von Ernst Moriz Arndt.)

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
 es reitet der Feldmarschall in fliegendem Saus,
 Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
 er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert!

o schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
 o schauet, wie ihm waltet sein schneeweißes Haar!
 So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
 drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Er ist der Mann gewesen, da alles versank,
 der muthig auf zum Himmel den Degen noch schwang!
 Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
 Franzosen zu weisen die deutsche Art.

Er hat den Schwur gehalten, als Kriegesruf erklang,
 hei! wie der weiße Jüngling inn Sattel sich schwang!
 Da ist er gewesen, der Kehraus gemacht,
 mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
 daß vielen tausend Wälschen die Haare standen kraus,
 Daß Tausende liefen gar hastigen Lauf,
 zehntausend entschliessen, die nie wachen auf.

Bei Raibach an dem Wasser, da hat er's auch bewährt,
 da hat er viele Tausende schwimmen gelehrt.
 Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
 und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
 da schirmte die Franzosen nicht Schanze, nicht Burg.
 Sie mußten wieder springen wie Hasen übers Feld,
 und hintendrein ließ klingen sein Hufschall der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o schöne Ehrenschlacht!
 da brach er den Franzosen in Trümmer Glück und Macht;
 Da liegen sie so sicher nach letztem harten Fall,
 da ward der alte Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
 du reite, Herr Feldmarschall, wie Sturmwind im Saus;
 Du reit dem Glück entgegen, zum Rhein und übern Rhein!
 du alter, tapfrer Degen! und Gott soll mit dir sein.

155.

Frühlingsgruß an das Vaterland. 1814.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Wie mir deine Freuden winken
 nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
 Vaterland, ich muß versinken
 hier in deiner Herrlichkeit.

Wo die hohen Eichen sausen,
 himmelan das Haupt gewandt,
 Wo die starken Ströme brausen,
 alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinfluss hergegangen
 komm ich, von der Donau Quell,
 Und in mir sind aufgegangen
 Liebessterne mild und hell;

Niedersteigen will ich, strahlen
 soll von mir der Freudenschein
 In des Neckars frohen Thälern
 und am silberblauen Main.

Weiter, weiter mußt du bringen,
 du mein deutscher Freiheitsgruß,
 Sollst vor meiner Hütte klingen
 an dem fernen Memelfluß.

Wo noch deutsche Worte gelten,
 wo die Herzen stark und weich
 Zu dem Freiheitskampf sich stellen,
 ist auch heiliges deutsches Reich.

Alles ist in Grün gekleidet,
 alles strahlt im jungen Licht,
 Ager, wo die Herde weidet,
 Hügel, wo man Trauben bricht.

Vaterland! in tausend Jahren
 kam dir solch ein Frühling kaum!
 Was die hohen Väter waren,
 heißet nimmermehr ein Traum.

Aber einmal müßt ihr ringen
noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
der im Innern drohend wacht:

Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
Dann nach schweren, langen Kämpfen
kannst du ruhen, deutsche Brust.

Jeder ist dann reich an Ehren,
reich an Demuth und an Macht;
So nur kann sich recht verklären
unser Kaisers heilige Pracht.

Alte Sünden müssen sterben
in der gottgesandten Flut,
Und an einen selgen Erben
fallen das entführte Gut.

Regen Gottes auf den Feldern,
in des Weinstocks heilger Frucht,
Manneslust in grünen Wäldern,
in den Hütten frohe Zucht;

In der Brust ein frommes Sehnen,
ewiger Freiheit Unterpfaud,
Liebe spricht in zarten Tönen
nirgends wie im deutschen Land.

Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
welche schmücken unser Land,
Ackermann, der auf den Beeten
deutsche Frucht in Garben band,

Erante deutsche Brüder! höret
meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstört,
wenn ihr einig seid und treu.

156.

Die Schlacht bei Signy, den 16. Juni 1815.

(Der Wächter, von Ernst Moriz Arndt. Köln 1815. I. Seite 42 ff.)

Bericht über die Operationen des Heers des Niederrheins, bekannt gemacht durch den General Gneisenau auf Befehl des Feldmarschalls, Fürsten von Blücher.

Den 15. Juni begann Napoleon die Feindseligkeiten, nachdem er den 14. fünf Heerscharen und die verschiedenen Scharen der Leibwache zwischen Maubeuge und Beaumont zusammengezogen hatte. Die Vereinigungspunkte der vier preussischen Heerscharen waren Fleurus, Namur, Cirney und Hannut, deren Lage den Vorteil gewährte, das Heer an einem dieser Punkte in vier und zwanzig Stunden versammeln zu können.

Den 15. drang Napoleon über Thuin auf beiden Ufern der Sambre gegen Charleroi vor. General Bieten hatte die erste Heerschar bei Fleurus zusammengezogen, und hielt an diesem Tage ein sehr lebhaftes Gefecht gegen den Feind aus, der, nachdem er Charleroi genommen, seinen Marsch gegen Fleurus richtete. Da Feldmarschall Blücher gesonnen war, so bald als möglich dem Feinde eine große Schlacht zu liefern, so wandten sich die übrigen preussischen Heerscharen auf Sombref (anderthalb Stunden von Fleurus), wo die zweite und dritte Schar den 15., und die vierte den 16. anlangen mußten.

Lord Wellington hatte sein Heer in der Nähe von Ath und Nivelles zusammengezogen, und er wurde dadurch in Stand gesetzt, dem Feldmarschall Blücher Hilfe zuzusenden, falls die Schlacht den 15. stattfinden sollte.

16. Juni. — Schlacht von Ligny.

Das preussische Heer hatte seine Stellungen auf den Höhen zwischen Brie und Sombref und noch über diesen letzten Ort hinaus, und hielt mit bedeutenden Streitkräften die auf seiner Fronte gelegenen Dörfer Ligny und St. Amand besetzt; indessen hatten erst drei Heerscharen ihre Vereinigung bewirkt: die vierte, welche zwischen Lüttich und Hannut stand, wurde auf ihrem Marsche durch mehrere Umstände aufgehalten und war noch nicht angelangt. Der Feldmarschall Blücher beschloß dennoch eine Schlacht zu liefern, weil Lord Wellington zur Unterstützung bereits eine starke Abteilung seines Heeres und seinen gesamten in der Umgegend von Brüssel befindlichen Nachhalt in Bewegung gesetzt hatte, und weil die preussische Heerschar unverzüglich eintreffen mußte.

Die Schlacht begann um drei Uhr Nachmittags. Der Feind entwickelte eine Truppenmasse von mehr als 130,000 Mann. Das preussische Heer bestand aus 80,000 Mann. Das Dorf St. Amand war der erste Punkt, den der Feind angriff, und nach einer kräftigen Gegenwehr gelang es ihm erst, sich desselben zu bemächtigen. Jetzt wandte er seine Anstrengungen gegen Ligny; dieß ist ein großes, dauerhaft gebautes Dorf und ligt längs dem Bache dieses Namens. Hier begann ein Kampf, der unter die hartnäckigsten gezählt werden muß, deren die Geschichte je erwähnt hat. Oft hat man Dörfer nehmen und wieder verlieren sehen; allein hier dauerte der Kampf fünf Stunden lang und in den Dörfern selber fort, und dieß Vorrücken oder Zurückweichen hatte auf einem sehr engen Raume statt. Von beiden Seiten rückten neue Truppen unaufhörlich vor. Jedes Heer hatte hinter dem von ihm besetzten Teile des Dorfes große Massen Fußvolk, welche den Kampf unterhielten und sich stets durch die Verstärkungen erneuerten, welche sie von ihrem Nachtrab, so wie von den links und rechts gelegenen Höhen erhielten. Ungefähr 200 Feuerschlünde von beiden Seiten waren gegen das Dorf gerichtet, welches auf mehreren Punkten zugleich in Flammen stund. Von Zeit zu Zeit erstreckte sich das Gefecht über die ganze Linie, indem der Feind ebenfalls viele Truppen gegen das dritte Heer geführt hatte; jedoch war das Hauptgefecht bei Ligny. Die Sachen schienen für die preussischen Truppen eine günstige Wendung zu nehmen, weil ein Teil des Dorfes St. Amand auß neue den Franzosen durch ein Bataillon entrißen wurde, welches der Feldmarschall Blücher in Person anführte; ein Vorteil, wodurch wir eine nach dem Verlust von St. Amand aufgegebene Anhöhe wiedergewannen. Dennoch dauerte der Kampf bei Ligny mit derselben Wuth fort. Der Ausgang schien von der Ankunft der englischen Truppen oder der vierten preussischen Heerschar abhängen zu müssen; in der That würde die Ankunft dieser letztern Abteilung dem Feldmarschall Blücher die Mittel gegeben haben, mit dem

rechten Flügel einen Angriff zu thun, von dem man einen großen Erfolg erwarten durfte. Allein man erhielt die Nachricht, daß die englische, zu unserer Unterstützung bestimmte Abteilung von einer französischen Heerschar lebhaft angegriffen sei, und daß sie sich nur mit der größten Anstrengung in ihrer Stellung bei Quatre-Bras behauptet habe; die vierte Heerschar erschien eben so wenig, so daß wir uns gezwungen sahen, den Angriff eines der Zahl nach weit überlegenen Feindes allein auszuhalten.

Der Abend war schon weit vorgerückt, und der Kampf bei Ligny dauerte stets fort mit derselben Hartnäckigkeit und mit derselben Gleichheit des Erfolges; man sehnte sich, allein vergebens, nach der Anwendung dieser so nothwendigen Unterstützung; die Gefahr ward mit jeder Stunde dringender, alle Abteilungen waren in Thätigkeit oder hatten bereits angegriffen, und in der Nähe war keine Schar mehr, die sie unterstützen konnte. Plötzlich griff eine Abteilung vom feindlichen Fußvolke, welche, von der Nacht begünstigt und von uns nicht bemerkt, um das Dorf gegangen war, in welchem zugleich einige Regimente Kürassiere auf der andern Seite den Durchgang erzwungen hatten, den Haupttheil unsers hinter den Häusern aufgestellten Heeres im Rücken an. Dieser Ueberfall von Seiten des Feindes ward vorzüglich in dem Augenblicke entscheidend, wo unsere Reiterei, die ebenfalls hinter dem Dorfe auf einer Anhöhe aufgestellt war, von der feindlichen Reiterei in wiederholten Angriffen zurückgeworfen wurde.

Unser Fußvolk, das sich hinter Ligny befand, ließ sich, obschon es sich zum Rückzuge gezwungen sah, dennoch weder durch den feindlichen Ueberfall mitten im nächtlichen Dunkel, (ein Umstand, der dem Menschen alle Gefahren, worin er sich befindet, stets vergrößert), noch durch den Gedanken niederschlagen, sich von allen Seiten umringt zu sehen. Es bildete Massen, warf kaltblütig alle Reiterangriffe und zog sich in guter Ordnung auf die Höhen zurück, von wo es seine Bewegung rückwärts auf Tilly fortsetzte. Durch das plötzliche Hervorbrechen der Reiterei hatten mehrere unserer Kanonen bei ihrem beschleunigten Rückzuge Richtungen genommen, welche sie zu engen Pässen führten, worin sie nothwendig in Unordnung gerathen mußten; auf diese Weise fielen funfzehn Stücke dem Feinde in die Hände. Eine Viertelstunde vom Schlachtfelde stellte sich das Heer wieder auf. Der Feind wagte nicht dasselbe zu verfolgen. Das Dorf Brie blieb während der Nacht von uns besetzt, so wie Sombref, wo General Thielmann mit der dritten Heerschar gefochten hatte, und von wo er sich bei der Morgendämmerung langsam auf Gemblour zurückzog, und hier war endlich die vierte Heerschar unter den Befehlen des Generals Bülow in der Nacht angekommen. Die erste und zweite Schar zogen des Morgens hinter den engen Paß des Berges St. Guibert. Unser Verlust an Todten und Verwundeten war groß; übr-

gens hatte und der Feind, außer einem Teile unserer Verwundeten, keine Gefangene genommen.

Die Schlacht war verloren, aber nicht die Ehre. Unsere Soldaten hatten mit einer Tapferkeit gekämpft, die nichts zu wünschen übrig ließ; und sie blieben in guter Fassung, weil ein jeder das völlige Vertrauen auf seine eigenen Kräfte behalten hatte. An diesem Tage bestand der Feldmarschall Blücher große Gefahren. Ein von ihm selbst geleiteter Reiterangriff mißlang. Während die feindliche Reitererei ihn kräftig verfolgte, durchbohrte eine Kugel das Pferd des Feldmarschalls. Das Thier wurde gar nicht in seinem Laufe aufgehalten, sondern rannte mit verdoppelter Wuth, bis es todt niederstürzte. Der Feldmarschall, den dieser gewaltige Sturz betäubte, blieb unter dem Pferde liegen. Die feindlichen Kürassiere drangen vor, indem sie ihren Vorteil verfolgten; unsere letzten Reiter waren bereits am Marschall vorbeigeritten; ein einziger Adjutant, * war bei ihm geblieben, und war eben abgestiegen, entschlossen, das Loos des Feldmarschalls zu teilen. Die Gefahr war groß; aber der Himmel wachte über uns. Die Feinde ritten bei Fortsetzung ihres Angriffs schnell am Feldmarschall vorüber, ohne ihn wahrzunehmen; und als den Augenblick darauf ein zweiter Angriff unserer Reitererei sie wieder zurückwarf, zogen sie mit dem nämlichen Ungestüm vorbei, und bemerkten ihn eben so wenig wie das erste Mal.

Jetzt zog man nicht ohne Mühe den Feldmarschall unter dem Pferde hervor, und er bestieg sogleich ein Dragonerpferd.

Den 17. Juni Abends zog sich das preußische Heer in der Umgegend von Wavre zusammen. Napoleon lenkte seine Bewegung gegen Lord Wellington auf der großen Straße, die von Charleroi nach Brüssel führt. Eine englische Abtheilung bestand am nämlichen Tage bei Quatre-Bras ein äußerst heftiges Gefecht mit dem Feinde. Lord Wellington hatte seine Stellung auf der Straße von Brüssel genommen, und seinen rechten Flügel gegen Braine-la-Neuve, das Mitteltreffen an Mont-St. Jean und den linken Flügel gegen la Haye-Sainte angelehnt. Lord Wellington schrieb an den Feldmarschall, er sei entschlossen, die Schlacht in dieser Stellung anzunehmen, wenn der Feldmarschall ihn mit zwei seiner Heerschaaren unterstützen wolle. Der Feldmarschall versprach, mit seinem ganzen Heere zu kommen; er schlug selbst vor, daß, im Falle Napoleon nicht angreifen würde, die Verbündeten ihn am folgenden Tage angreifen sollten. Man kann hieraus sehen, wie wenig das Gefecht am 16. die Ordnung des preußischen Heeres gestört und seine geistige Kraft geschwächt hatte. — So neigte sich der Tag vom 17ten.

* Graf von Rostk.

Die Schlacht bei Bellealliance.

(Von Barchagen von Guse. Leben des Fürsten Blücher von Wahlstadt. Berlin 1826. Seite 503 ff.)

Wellington hatte zum 17. Juni 1815 früh sein Heer bei Quatre-Bras zusammengezogen, und dachte den Feind diesen Tag in Gemeinschaft mit Blücher anzugreifen, von dessen Rückzug er noch nichts erfahren hatte; seine Offiziere, die seine Vorschläge deshalb an Blücher bringen sollten, fanden auf der Straße von Quatre-Bras nach Sombref den Feind, und erfuhren, daß ein Adjutant Blüchers in der Nacht auf dieser Straße getödtet worden war. Nach zufällig erlangter Gewißheit über den Ausgang der Schlacht von Ligny und den Rückzug Blüchers nach Wavre sah Wellington sich bei Quatre-Bras dem Angriffe der gesamten Macht Napoleons ausgesetzt, und beschloß daher, gleichfalls abzugehen, um wieder mit Blücher näher zusammenzustößen; ob dieser in der nächsten Zeit im Stande sein würde, eine zweite Schlacht zu liefern, war völlig ungewis. Im Verneinungsfalle wurde ein weiterer Rückzug gegen Antwerpen nöthig, und Brüssel mußte dem Feinde überlassen werden. Jedoch schon um 9 Uhr Morgens empfing Wellington von Blücher aus Wavre eine Botschaft, worin derselbe zum neuen Angriffe nur so viel Zeit verlangte, als nöthig sei, seinen Truppen Patronen und Lebensmittel auszuteilen. Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von Mont-St. Jean zurück, vorwärts von Brüssel, von dieser Stadt nur durch den Wald von Soignes getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleons zur Schlacht erwarten, so ließ er Blüchern wissen, im Fall dieser versprechen könne, mit zwei preussischen Heertheilen zur Unterstützung einzutreffen; Blücher antwortete: nicht mit zwei Heertheilen nur, sondern mit seinem ganzen Heere werde er am 18ten über St. Lambert heranrücken, um an diesem Tage den Angriff Napoleons mitzubestehen, oder denselben am folgenden Tage mit Wellington vereint selbst anzugreifen. — Zwischen den beiden Feldherren wurden die näheren Verabredungen genommen, und demnach alles für den nächsten Tag vorbereitet. Blücher befahl, die Truppen sollten vor ihm in Parade vorbeimarschieren, um Sinn und Gemüth in Uebung strenger Genauigkeit und im Stolze kriegerischer Haltung von den Eindrücken der letzten Unfälle vollenends zu reinigen.

Napoleon hatte am 17ten früh das Schlachtfeld von Ligny beritten, und nachdem er in Erwartung näherer Angaben, welche seinen Entschluß bedingen möchten, lange gezögert, gegen Mittag den Marschall Grouchy mit den Heertheilen von Vandamme und Gerard und der Reiterei der Generale Bajol und Excelmans, zusammen über 32,000 Mann, von Ligny zur Ver-

folgung der Preußen abgesandt, und wandte sich dann mit seiner Hauptstärke links nach Quatre-Bras, um nun auch die Engländer heftig anzugreifen. Diese hatten bloß eine starke Nachhut dem Marschall Ney gegenüber zurückgelassen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff selbst abzuwarten, sondern in der Richtung von Brüssel abzog. Dabin folgte Napoleon mit all seinen Truppen voll Eifer und mit größter Anstrengung. Es hatte die Nacht geregnet, und regnete immer fort, der Boden war völlig durchweicht, die schwarze Erde löste sich in zähe Flüssigkeit auf, und mit unsäglichem Beschwerden kam das Heer auf der schlammigen Straße und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getraidefeldern nur langsam fort. Bei Genappe hielt die englische Reiterei ernstlich Stand, und setzte erst nach hitzigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erst am Abend gelangte der französische Vortrab an die englische Stellung von Mont-St. Jean, die sogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüsse strömten diese Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeschreiblich, die Tritte versanken im Roth, Geschütz und Wagen schienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzosen sehr überrascht, den Feind, welchen sie unter Begünstigung der Nacht über Brüssel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derselben Stellung, wie am vorigen Abend vor sich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellingtons ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont-St. Jean schlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, stand rechts der Straße von Nivelles, und erstreckte sich in der Richtung von Braine la Leube. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwischen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroy und, vorwärts dieser Stellung, rechts das Borwerk Hougomont in einem Wäldchen und links den Meierhof la Haye-sainte besetzt. Der linke Flügel, unter dem General Picton, stand zwischen der Straße von Charleroy und den Dörfern Papelotte und la Haye bis gegen Fricquemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei, als drittes Treffen, stand in der Vertiefung, welche sich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte sein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von Soignes. Die sämtlichen Truppen betrug etwa 68,000 Mann; mit 18,000 Mann stand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleons bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete sein Heer auf der Anhöhe von Bellealliance zum Angriff. Aber nur mühselig und langsam trafen auf durchweichtem Wege und Feld die Truppen ein; einzelne Regenschauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erschwerte jeden Fortschritt. Erst um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken. Der

zweite Heerteil, unter dem General Reille, wandte sich links, der erste, unter dem General Drouet, rechts, von Bellealliance gegen die englische Linie anbringend; der sechste, unter dem General Mouton, blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten verteilt. Zuerst ward links das Vorwerk Hougomont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig verteidigt. Nachmittags um 2 Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Maierhof la Haye-sainte und das Dorf la Haye durch den Marschall Ney mit stärkstem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptstoß, weil der linke Flügel Wellingtons der schwächere schien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuschneiden war und auf dieser Seite auch Grouchy's Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geschütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe, wechselten mit immer neuer Wuth; die Reiterei wogte in stürmenden Angriffen hin und wieder, und zerstörte sich gegenseitig in furchtbarem Gemetzel, ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Dieser Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzosen fochten mit anbringender Wuth, die Engländer mit ausdauernder Standhaftigkeit. Endlich wurde der Maierhof la Haye-sainte den Engländern entrißen, darauf auch das Wäldchen von Hougomont, allein weiter vorzubringen war den Franzosen unmöglich. Wellington, sein Heer mehrmals in Gefahr sehend durchbrochen zu werden, eilte persönlich in das stärkste Feuer, zeigte sich den Truppen, und strengte alle Kräfte an, sich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme und dem Kampf eine entscheidende Wendung gäbe. Er wußte, daß Blücher kommen würde, er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen desselben schon in der Nähe, doch wurde dessen wirkliches Eintreffen auch schon mit jedem Augenblicke nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, sein Geschütz wirkte verheerend, seine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor; die Kräfte Wellingtons erschöpften sich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatz erschiene, doch zeigte sich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher.

Blücher war, seinem Versprechen gemäß, am 18. Juni frühmorgens von Wavre in zwei Heerzügen aufgebrochen: der eine, den Heerteil von Zieten begreifend, zog rechts über Fromant auf Ohain, dem linken Flügel Wellingtons zu; der andre, aus den Heerteilen von Bülow und Pirch bestehend, gieng links über Neuf-Cabarets und St. Lambert dem rechten Flügel Napoleons in Seite und Rücken; der dritte Heerteil, unter Thielmann, sollte bei Wavre stehen bleiben, und nur, wenn dort kein Feind erschiene, den übrigen als Unterstützung nachrücken. Blücher hatte den 17. an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müssen, und am 18. in der Frühe, als er un-

mittelbar aus dem Bette wieder aufs Pferd sollte, um mit seinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übelzugerichteten Greis nicht ohne Sorgen; der Wundarzt wollte ihn noch zu guter Letzt einreiben, Blücher aber, als er die Anstalten sah, versetzte: „Ach was, noch erst schmieren! Laßt nur sein! Ob ich heute balsamiert oder unbalsamiert in die andre Welt gehe, das wird wohl auf Eins herauskommen!“ erhob sich, ließ sich ankleiden, und setzte sich wohlgemuth zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten. Als er sah, wie stark es geregnet hatte, und daß es noch immer fort regnen würde, sagte er: „Das sind unsere Allirten von der Ratzbach, da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver.“ Blücher begab sich an die Spitze des Heerteils von Bülow, der voranzog und zuerst an den Feind kommen mußte. Er that alles, um den Marsch zu beschleunigen; allein schon gleich Anfangs wurde derselbe durch ein zufälliges Hindernis unerwartet aufgehalten: in Wavre entstand eine Feuersbrunst, welche die Hauptstraße sperrte und die Truppen zu Umwegen nöthigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverlust entstand. Weiterhin wurde es noch schlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede kleinste Vertiefung mit Wasser gefüllt. Die schmalen Wege durch Wald und Gebüsch nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geschütz machte unsägliche Beschwer; der Zug rückte zwar immer vor, aber mit solcher Langsamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu spät eintreffen, und weit über den Zeitpunkt hinaus, in welchem er für Wellington noch die versprochene Hilfe sein könne. Offiziere kamen und brachten Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleons übermächtigem Andrang, und wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde. Blücher in heftigen Sorgen, sein gegebenes Wort nicht zu lösen, rief sein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ anfeuernd in die Reihen der Truppen, überall fördernd flogen seine Blicke und Worte umher; wo ein Hindernis entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er sogleich gegenwärtig; doch alle Anstrengung gab noch immer nur geringe Aussicht, zu rechter Zeit anzulangen. Neuerdings trieb er zu verdoppelter Eile an; die Truppen erlagen fast den Mühseligkeiten; aus dem Gemurmel der im Schlamm und durch Pfützen Fortarbeitenden klang es hervor, es gehe nicht, es sei unmöglich. Da rebete Blücher mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehn, ich hab es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und so gieng es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts.

Es war angenommen, die Preußen würden um 2 Uhr Nachmittags zur Schlacht kommen. Aber erst nach 4 Uhr war endlich der schwierige Engweg von St. Lambert, über und durch den Bach von Lasnes, zurückgelegt; und nur zwei Brigaden und die Reiterrei von Bülow hatten jenseits ihre verdeckte Aufstellung erreicht, und erwarteten das Herankommen der übrigen. Napoleon indes war auf seiner fernen Höhe die nahenden Preußen gewar worden, hielt sie jedoch für wenig bedeutend, und sandte nur an Grouchy den Befehl, seinen Angriff gegen das preußische Heer, welches er zu verfolgen beauftragt war, zu verstärken. Blücher aber, die Gefahr Wellingtons erkennend, gab seinerseits, ohne sich lange zu besinnen, den Befehl zum Vorrücken, er glaubte die Wirkung für das Ganze in diesem wichtigen Augenblicke jeder andern Betrachtung vorziehen zu müssen; sein einzelnes Unternehmen konnte scheitern, da nur erst so wenige Truppen heran waren, aber die Schlacht konnte dadurch zum Vorteil entschieden werden. Die beiden Brigaden Fußvolf und die Reiterrei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen, drangen demnach ungesäumt zum Angriff gegen das Dorf Trichemont und in den Rücken des französischen rechten Flügels vor; sie zogen sich, nach Maßgabe, daß die übrigen Truppen nachrückten, mehr und mehr links, um das Dorf Blancenois zu gewinnen, welches teilweise erobert wurde, doch in hartnäckigem Kampfe noch lange streitig blieb. Napoleon hatte sofort genauere Kunde von dem Anzuge der Preußen erlangt, doch noch immer nicht von ihrer Macht und Eile: erst als sie auf der Höhe von St. Lambert sichtbar wurden, ließ er gegen sie einige Regimenter seitwärts im Haken aufstellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geschützfeuer dem Heere Wellingtons das Zeichen seiner ersehnten Ankunft; dieser Kanonendonner erweckte den Engländern frohe Zuversicht, den Franzosen Staunen und Bestürzung. Jetzt schickte Napoleon den sechsten Heerteil, den er bisher noch aus dem Gefechte zurückgehalten, dem Angriffe der Preußen entgegen, und es entstand ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden anfangs gegen die Uebermacht einen harten Stand hatten. Blücher indes sandte allen Truppenteilen, deren Herankommen er auf alle Weise rastlos beeilte, den Befehl, ihre Richtung geradezu auf die Höhe von Bellealliance zu nehmen, deren Gebäude über die ganze Gegend sichtbar emporragten; der Bach von Lasnes sollte die Stütze des linken Flügels bleiben. Der Kampf fand in aller Heftigkeit, als Blücher von dem General von Thielmann die Meldung erhielt, der Marschall Grouchy habe ihn bei Wavre mit beträchtlicher Truppenmacht angegriffen und suche den Uebergang über die Dyle zu erzwingen; wenn dieß gelang, so konnte das Heer, im Fall Napoleon die Schlacht behauptete, zwischen zwei Feuer kommen und vernichtet werden. Doch Blücher hatte für die Meldung, der Feind

greife ihn im Rücken an, dasselbe Wort wie bei Gai nau: vor ihm lag die Entscheidung des Tages und nicht anderswo, sagt der amtliche Bericht. Er befahl, alle Truppen sollten im Vorrücken bleiben; erst wenn Napoleon geschlagen worden, dürften Unterstützungen nach Wavre umkehren; und den Heerteil von Thielmann ließ er wissen, er habe dem Feind nach Kräften zu widerstehen.

Auf Wellingtons linkem Flügel, wo die Vereinigung der beiden Heere sich bewerkstelligen mußte, drängten sich jetzt die wichtigsten Bezüge des Tages zusammen. Der General von Müßling, der sich preussischer Seite im Hauptquartier Wellingtons befand und zwischen beiden Heerführungen das Zusammenwirken thätigst förderte, begab sich selbst dahin, wo er schon frühmorgens die Gegend erkundet und für den preussischen Anmarsch und Angriff die leitenden Angaben, unter Wellingtons voller Zustimmung, an Blücher und Bülow gesandt hatte; er ordnete die Maßregeln zur beschleunigten Annäherung und Einwirkung der Preußen, nach deren Erscheinen vielfach verlangt und gefragt wurde. Doch Wellington selbst, voll unerschütterlichen Vertrauens in Blüchers Wort, ließ in dieser Hinsicht weder Besorgnis noch Ungeduld blicken, und kein Zweifel, keine Frage solcher Art unterbrach die entschlossene Ruhe seiner strengen Fassung. Endlich zeigten sich die ersten Truppen des Heerteils von Zieten; durch wiederholte Botschaften in ihrem Marsche beschleunigt, auf den linken Flügel Wellingtons von Ohain her im Anrücken. Sogleich brachen nun sechs Regimenter englischer Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterstützung der hartgebrängten Mitte der englischen Schlachtordnung auf, wo sie im rechten Augenblicke zum erfolgreichen Einhauen anlangten. Inzwischen hatte der Feind seine Stärke gegen Wellingtons linken Flügel beträchtlich vermehrt, und drang nun, nach dem Abrücken jener Reiterei, deren nahe Ersetzung durch die Preußen er noch nicht wahrnehmen konnte, nachdrücklich in den Raum vor, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte; die Franzosen nahmen das Dorf Bapelotte wieder, zu gleicher Zeit griffen sie das Dorf Fricquemont heftig an, und schoben sich demnach zwischen die Truppen von Bülow und das Heer Wellingtons immer mehr trennend vor. In diesem gefährvollen Augenblicke, gegen sieben Uhr, treffen die ersten Truppen Zietens, durch Müßlings Angaben förderksamst geleitet, auf dem Kampfplatz ein, Zieten selbst an der Spitze seiner ersten Brigade, mit der ganzen Reiterei und dem Geschütze seines Heerteils; er erstürmt mit zwei Bataillons das Dorf Bapelotte, und bereitet sich zu stärkerem Vorbringen. Napoleon jedoch wankt noch immer nicht; er sieht die Truppen Blüchers immer fürchtbarer auftreten, allein sein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg, ein letzter verzweifelter Schlag soll ihn

entscheiden. Bereits hatte er die junge Garde nach Blancenois geworfen, um das den Preußen wieder entrißene Dorf zur Sicherheit seiner rechten Flanke festzuhalten; jetzt läßt er die alte Garde, den Kern seiner Truppen, zwölf Bataillons, zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellingtons auf deren Mitte im Sturm vorrücken, zusammengedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marschalls Ney, während zugleich die ganze französische Linie überall zum neuen Angriff übergeht. Doch Wellington stellt der vordringenden Garde sechs englische Bataillons in zwei Gliedern aufmarschiert entgegen, deren mörderisches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgescharten Feindes niederstreckt, zugleich richtet alles Geschütz seine Wirkung gegen die Masse, von allen Seiten wenden sich die Truppen zu diesem Kampfe, dem blutigsten des Tages. Ganze Scharen werden vernichtet; die große Menge der Verwundeten, welche dem Gefecht entweichen, gibt auf beiden Seiten den Anschein einer Flucht. Die französische Garde, trotz ihres ungeheuren Verlustes, rückt immer vor, ihrem gewaltigen Ungestum scheint nichts widerstehen zu können, die Engländer weichen auf mehreren Punkten, ihr Geschütz stellte das Feuern ein. In diesem Drange rückt Zieten über Bapelite hervor, läßt vierundzwanzig Stücke Geschütz in den Feind schmettern, und führt seinen Hauptangriff im Sturmschritt, unter dem Wirbel aller Trommeln, die Höhe von Bellealliance zur Richtung nehmend, unaufhaltsam vorwärts. Diese Bewegung ist entscheidend; der Feind, auf dem Winkel seiner beiden Kampflinien durchbrochen, beginnt aus beiden zu weichen. Schon aber hat gleichzeitig auch Wellington die Truppen seines weniger bedrängten rechten Flügels nach der Mitte gezogen, seine Reiterei zusammengebracht, und geht nun selbst wieder mit allen Kräften zum entschlossensten Angriff über. Er befehlt seiner ganzen Schlachtordnung ein allgemeines Vorrücken. Die französische Garde, dem allseitigen Sturm erliegend, geräth in Unordnung und flieht; vier Bataillons, die am meisten vorgerückt sind, ziehen sich in Vierecken geschlossen nach Bellealliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geschützfeuer Bülow's, sie werden von der Reiterei umzingelt, man ruft ihnen zu, sich zu ergeben, aber: „Die Garde stirbt, sie ergibt sich nicht!“ schallt es aus ihrer Mitte; die meisten fallen; einige entkommen, gefangen werden nur wenige. Jetzt kommt auch der zweite preussische Heerteil, unter Birch, zur Schlacht, und um halb acht Uhr erneuert sich der Kampf bei Blancenois. Noch leistet der Feind verzweifelte Gegenwehr, alle drei preussische Heerteile sind im heißesten Gefecht, aber die Schlacht ist schon gewonnen, der Feind überall im Rückzuge, er kämpft nur noch für seine Rettung. Endlich gegen neun Uhr erobern Birch und Bülow vereint das Dorf Blancenois, und das Verderben des französischen Heeres ist entschieden, der Rückzug artet

in wilde Flucht aus, die Truppen aller Waffen, mit Geschütz und Fuhrwerk untermischt, drängen sich auf der Straße von Genappe und Charleroy; die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war schon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Bellealliance zusammentrafen und sich gegenseitig als Sieger begrüßten. Diese Höhe führte den Namen von der Verbindung zweier schönen Brautleute, welche sich hier niedergelassen; Blücher, der siegreichen Waffenverbindung zu Ehren, nannte die Schlacht nach diesem Namen; Wellington nannte sie, dem eingeführten Gebrauche gemäß, nach dem Hauptquartiere, welches er an dem Tage gehabt, die Schlacht von Waterloo, Napoleon die von Mont-St. Jean; welcher dieser Namen in der Folge vorherrschend bestehen wird, ist noch die Frage. Wem die Ehre des Tages vorzugsweise gebühre, darüber ist viel gestritten worden; in Betreff Blüchers dünkt uns der Streit unnütz: wem sie zugesprochen, wie sie verteilt werden möge, immer wird wahr und fest bestehen, daß Blücher und die Preußen gethan, was hier erzählt worden, und dieß kann genügen. Blücher hegte für Wellington von jeher ganz besondere Achtung und Zuneigung, und sein inniges Vertrauen zu demselben hatte weder Groll wegen Ligny, wozu keine Stimme befangenen Unmuths ihn gegen bessere Ueberzeugung aufreizen gekonnt, noch dann Zweifel wegen Bellealliance in seiner Brust aufkommen lassen; ihm fiel auch jetzt nicht ein, mit eifersüchtiger Rechnung das gemeinsame Werk in seinen und seines Waffenbruders Anteil scharfsondernd zu zerlegen. Wellington selbst aber schloß seinen Bericht an den Prinz-Regenten von England mit den so gerechten als edlen Worten der Anerkennung: „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung sprechen, wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preussischen Heere das glückliche Ergebnis dieses furchtbaren Tages beimäße, durch den Beistand, welchen sie mit so großer Bereitwilligkeit und so zu rechter Zeit mir geleistet haben.“

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellingtons hatte furchtbar gelitten, die Menschen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampfe gewesen, die Anstrengung des Marsches kam nicht in Anschlag. Von dem Nachdringen beider Heere auf derselben Straße fürchtete man überdies nur Verwirrung; man kam deshalb überein, Wellington sollte, nach fürerst höchstnötigster kurzer Rast, über Nivelles und Binch in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleons und seines geschlagenen Heeres übernahm. Also noch in derselben Nacht gieng Blücher sofort nach Genappe, wo sein Vortrab den Feind, der sich anfangs verteidigen wollte, um eilf Uhr in der Nacht zu weiterer Flucht nöthigte. Der Feind hatte sein meistes Geschütz auf dem Schlachtfelde stehen lassen, das mit seinen Trüm-

mern und Leichen bedeckt war. In Genappe war aufgehäuft, was an Geschütz, Pulverwagen, Gepäck und anderem Fuhrwerk noch gerettet worden; alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermessliche Beute, Napoleons eigne Feldrüstung, sein Silbervorrath, seine Edelsteine, der Wagen selbst, in welchem er gefahren war und den er beim plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, ohne Hut und Degen eiligst verlassen hatte, um sich aufs Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld, und anderer Besitz, verblieb den Soldaten; den Wagen Napoleons, den kaiserlichen Mantel, sein Fernglas, nahm Blücher an sich, Hut und Degen und die Ordenssterne Napoleons sandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung gieng unaufhaltsam fort. Wie bei Genappe, so auch bei Quatre-Bras und weiterhin bei Frasnes, wurde der Feind noch in derselben Nacht immer wieder aufgestört: wo im Getraide sich ein Trupp lagern, in Gebäuden und Höfen sich einrichten wollte, trieb schnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen ihn auf; der Mond schien hell, und begünstigte die Verfolgung, welche Sneydenau mit dem Heerteile von Bülow rastlos betrieb, und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Ross und Mann gesetzt wurde. Der Heerteil von Birch war inzwischen beordert, den Truppen unter Grouchy, welche bei Wavre gegen Thielmann gefochten hatten, den Rückzug bei Sombref abzuschneiden; der Heerteil von Zieten folgte dem von Bülow nach. Blücher selbst blieb die Nacht in Genappe; in dem Zimmer, das ihm angewiesen wurde, lagen sechs schwer verwundete Franzosen, die man fortschaffen wollte, doch er litt nicht, daß sie umfeinewegen gestört würden, sondern ließ ihnen vielmehr alle Hilfe und Unterstützung zukommen, welche der Zustand gestattete. Noch in der Nacht, während zugleich die Angaben zu dem Bericht an den König gesammelt wurden, ließ Blücher folgenden Aufruf an sein Heer anfertigen:

„Brave Offiziers und Soldaten des Heers vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfere Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert; die erste war unglücklich, und dennoch war euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen, und ihr trugt ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick tratet ihr mit Entschlossenheit vier und zwanzig Stunden nach einer verlorenen, blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerschaaren, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Troß gegen eure siegtrunkenen, übermüthigen, eibrüchigen Feinde, zur Hilfe der tapfern Britten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen, und kund thun, wer ferner herrschen solle, ob jener ehrfüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde

hervorbrachet gerade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernst, der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor acht und vierzig Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein, und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltjam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Massen gegen euch, aber euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen, und euer stetes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen und endlich zur regellosesten Flucht. Einige hundert Geschütze mußte er euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Noch weniger Tage Anstrengung wird sie vollends vernichten, jene meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrschen und zu plündern. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich darauf wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan, und gezeigt, daß tapfere geprüfte Krieger wohl überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten! ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte gibt, wird sie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preussischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehn, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen. Genappe den 19. Juni 1815. Blücher."

An Schwarzenberg schrieb er eigenhändig: „Mein Freund! Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Das Detaillirte wird erfolgen. Ich denke, die Bonapartesche Geschichte ist nun wohl vorbei. La belle Alliance, den 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern; die Anstrengung war zu groß. Blücher.“

Am 19. Vormittags erhob sich Blücher von seinem Lager, und sah seine nachrückenden Truppen vorüberziehen; jede Abtheilung, so wie sie nahe kam, rief ihm ein siegsfreudiges Hurrah, das er mit freundlichem Grüßen erwiderte. —

Inzwischen setzte Gneisenau, voll muthigen Eifers und kriegerischer Thätigkeit, die angestrengte Verfolgung fort, durch welche die Niederlage des französischen Heeres vollendet wurde. Die Flüchtigen wurden von jedem Orte, wo sie zu ruhen meinten oder sich sammeln wollten, durch die nachstürmenden Preußen schnell wieder aufgetrieben, und mit größerem Verlust in vermehrte Verwirrung gestürzt. Erst an der Sambre konnte man dazu gelangen, die Ergebnisse der letzten Schlacht zu überschauen. Das Heer Wellingtons hatte gegen 13,000 Tode und Vermundete, und unter diesen die angesehensten Befehlshaber. Geringer war an diesem Tage der Verlust der Preußen; obwohl sie dem Feinde den größten bewirkt, hatten sie selbst, be-

günstigt durch den Stand und die Wendung der Dinge, den kleineren, er betrug 7000 Mann, meistens den Heerteil von Bülow betreffend. Die Franzosen dagegen hatten über 30,000 Tote und Verwundete, 15,000 Gefangene, 300 Kanonen nebst der verhältnismäßigen Anzahl Pulverwagen und zahlloses Fuhrwerk mit Gepäck und Kriegsgeräthen aller Art eingebüßt. Was übrig war, floh in aufgelösten Haufen, Napoleon mit ihnen, kaum ein Bataillon war noch beisammen, nur einige Kanonen wurden über die Sambre gerettet. Napoleon dachte anfangs, bei Scharleroy die Trümmer seines Heeres wieder etwas zu gestalten, erkannte aber die Unmöglichkeit, und gab den verwirrten Massen weit rückwärts die Stadt Laon zum Sammelorte: er selbst flüchtete zuerst nach Philippeville, und begab sich von da nach Paris. Auch der Marschall Grouchy mit seinen beiden Heerteilen, noch zurück auf dem linken Ufer der Sambre, schien abgeschnitten und verloren; doch dieser, nachdem er bei Wavre noch am 19. gegen Thielmann im Vorteil und sogar über Dyle vorgerückt war, hatte auf die Nachricht von Napoleons verlorener Schlacht den Rückzug auf Namur ungehindert ausgeführt und daselbst am 20ten von den Festungswällen herab den schroffen Angriff des Heerteils von Pirch überlegen abgewiesen. Nachdem hierauf Pirch und Thielmann, der gleichfalls vor Namur gerückt war, den Befehl erhalten, in Eilmärschen dem Zuge Blüchers nachzufolgen, eilte Grouchy desto leichter auf dem rechten Ufer der Sambre nach Dinant und Sibet, und strebte, seine noch völlig streitfertigen Truppen auf dem Umwege über Aethel und Rheims der übrigen Heermasse wieder zu vereinigen.

Das Verderben der Franzosen zeigte sich jenseits der Sambre immer schrecklicher; so viele Flüchtlinge, ermattet, verhungert, zum Teil verwundet sich fortischleppend, nur noch dem eigenen Lande durch ihr Elend und ihre Zügellosigkeit furchtbar, brachten überall Schrecken und Zerstörung hin; Straßen und Felder trugen die Opfer der Noth und der Wildheit; geplünderte und abgetragene Häuser, umgestürzte Wagen und weggeworfene Waffen; Leichen und Sterbende; Augenzeugen, welche den Rückzug der Franzosen nach der Schlacht von Leipzig gesehen, erklärten diesen von Bellealliance nicht geringer an gräßlichen Anblicken. In dieser Zerstörung rückten die Preußen nach, durch alle Arten der Aufregung zu Grimm und Haß entflammt, noch erbittert vom heißen Kampfe, unaufhörlich vorwärts zu neuer Entscheidung strebend, dabei selbst als Sieger mit allen Entbehrungen der Besiegten ringend.

Das Lied vom Rhein.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Es klingt ein heller Klang,
ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
der deutschen Männer fort:

Ein alter König hochgeboren,
dem jedes deutsche Herz geschworen,
Wie oft sein Name wiederkehrt,
man hat ihn nie genug gehört.

Das ist der heilige Rhein,
ein Herrscher, reich begabt,
Des Name schon wie Wein
die treue Seele labt.

Es regen sich in allen Herzen
viel vaterländische Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

Sie hatten ihm geraubt
der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
den grünen Nebenfranz.

In Fesseln lag der Held geschlagen,
sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir habens manche Nacht belauscht,
von Geisterschauern hehr umrauscht.

Was sang der alte Held?
ein furchtbar dräuend Lied!
„O weh dir, schnöde Welt,
wo keine Freiheit blüht!

Von Treuen los und baar von Ehren!
Und willst du nimmer wiederkehren,
Mein, ach! gestorbenes Geschlecht,
und mein gebrochenes deutsches Recht?

O meine hohe Zeit,
mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herlichkeit
mein Deutschland vor mir lag;

Und auf und ab am Ufer wallten
die stolzen adlichen Gestalten,
Die Helden, weit und breit geehrt
durch ihre Tugend und ihr Schwert.

Es war ein frommes Blut
in ferner Riesenzzeit,
Voll kühnem Leuenmuth
und mild als eine Maid:

Man singt es noch in späten Tagen,
wie den erschlug der arge Hagen:
Was ihn zu solcher That gelenkt,
in meinem Bette ligt's versenkt.

Du Sünder, wüthe fort!
bald ist dein Becher voll!
Der Nibelungen Hort
ersteht wohl, wann er soll.

Es wird in dir die Seele grausen,
wann meine Schrecken dich umbrausen;
Ich habe wohl und treu bewart
den Schatz der alten Kraft und Art!“

Erfüllt ist jenes Wort:
der König ist nun frei,
Der Nibelungen Hort
ersteht und glänzet neu!

Es sind die alten deutschen Ehren,
die wieder ihren Schein bewahren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
das heilige deutsche Kaisertum!

Wir huldgen unserm Herrn,
wir trinken seinen Wein.
Die Freiheit sei der Stern,
die Losung sei der Rhein!

Wir wollen ihm aufs Neue schwören,
wir müssen ihm, er uns gehören.
Vom Felsen kommt er frei und hehr:
er fließe frei in Gottes Meer.

Die frommen Helden.

(Kreuzzüge von Karl v. Raumer, I. Seite 15.)

Der Krieg von 1813 bis 1815 war ein heiliger Krieg, weil er aufopfernd zur Rettung des Heiligsten geführt ward; darum durften auch die Deutschen aus vollem Herzen Gott danken und ihm die Ehre geben, wenn er die Arbeit ihrer Schwerter segnete. So nach dem Siege an der Katzbach. Damals richtete Blücher folgende Worte an sein siegreiches Heer: „Laßt uns dem Herrn der Heerscharen, durch dessen Hilfe ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die ihr der Andacht weihet. Dann suchet euern Feind aufs Neue auf!“ — Und wie bei dem ersten Siege, so geschah es bis zum letzten. Als der Held Gneisenau nach der Schlacht von Bellealliance unermüdet und rastlos den Feind in der Nacht verfolgte, hielt er plötzlich still, und sagte zu seinen Begleitern, man solle „Nun danket alle Gott“ singen. Er gab es nur auf, weil bei einer Verfolgung, die wie ein Sturmwind fortbrauste, der Gesang unmöglich war.

Wer nur von dem wilden Husarenleben Blüchers gehört hat, dürfte sich über die aufrichtigen Aeußerungen seiner Frömmigkeit wundern. Doch mit Unrecht. Eine ächte Demuth, eine entschiedene Verachtung alles eitlen Scheines war ein Grundzug seines Charakters. Wer aber nicht Ehre bei Menschen sucht, der hat seine Lust daran, Gott die Ehre zu geben. Als man den alten siegreichen Helden im Jahre 1814 in England vergötterte, sagte er: „Ich muß über mich selbst wachen, daß ich nicht zum Narren werde.“ Ein anderesmal ward er der ihm gehaltenen Lobrede überdrüssig, und erwiderte kurz: „Was ist's, das ihr rühmet? Es ist meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit, des großen Gottes Barmherzigkeit.“

Des Rheinstroms Gruß.

(Von Friedrich Rückert.)

Als die deutschen Kriegesscharen
siegreich im Vereine,
Von Paris zurückgefahren
kamen nach dem Rheine,
Weckten ihn die hellen Töne
seiner kriegerischen Söhne,
Und aus seinen Flüssen
stieg er, sie zu grüßen.

Eine bergkrystallne Schale
haltend in der Linken,
Angefüllt mit Flutenstrale,
wie mit Silberblinken,

So in seinen Wassern stehend,
freudig nach den Kriegern sehend,
Rief er den Genossen,
die zur Seit ihm floßen:

Saar und Mosel, meine Kinder
 von den linken Ufern,
 Knechte einst, und frei nicht minder
 jetzt, wie ich, geworden!

Und ihr von der rechten Seite
 deutsche Ströme, mein Geleite,
 Neckar, und vor allen
 Main, mein Wohlgefallen!

Sehet euern Vater heute,
 wie der Stolz ihn schwellt,
 Wonne ihm das stillerfreute
 Vateraug umhellel.

Heute steht vor mir erfüllet,
 was ein Traum mir jüngst enthüllet:
 Meine Ströme, säumet,
 hört, was ich geträumet!

Mir das Haupt mit Trauerneßeln
 kränzend, statt mit Schilse,
 Weil ich aus den Sklavenseßeln
 hoffte keine Hilfe,

Sag ich, eingewiegt vom Kummer,
 auf des feuchten Bettes Schlummer,
 Und von Wintereise
 stockten meine Gleise.

Da war mirs, als ob geronnen
 plötzlich andre Wellen
 kämen, als aus euren Bronnen
 kommen, ihr Gefellen:

Alle Fluß in deutschen Landen
 Sah ich, wie sie sich verbanden,
 Sendend um die Wette
 Fluten meinem Bette.

Elbe, die hervor aus Böhmen
 sucht des Nordmeers Pfosten,
 Donau, die mit ihren Strömen
 weit sich zieht nach Osten;

Und die andern Ströme alle,
 mit vermischtem Flutenschwalle,
 floßen, groß und kleine,
 nteder nach dem Rheine.

In die starren Ufern flösten
 sie mir neue Säfte,
 Und des Eises Bande lösten
 sich durch ihre Kräfte.

Als ich sah nach ihren Fluten,
 war es mir, als ob sie bluten,
 Und ein Grausen machte,
 daß ich schnell erwachte.

Da seh ich im alten Gleise
 zwar die Ströme fließen,
 Aber völlig neuer Weise
 Völker sich ergießen,

Welche meine Stammesverwandten
 mir anstatt der Fluten sandten,
 Daß sie zu mir kamen
 in ganz Deutschlands Namen.

Die lebendgen Fluten goßen
 über mich sich rauschend;
 Anseh ich die Bundesgenossen,
 mich mit Stolz berauschend;

Kämpfen sah ich fern und nahe,
 furchtbar kämpfen, und ich sahe,
 Daß von blutgen Wogen
 nicht mein Traum gelogen.

Doch die Völkersühnflut schwemmte
 furchtbar hochgewaltiam,
 Was sich ihr entgegenstemmte
 brechend unaufhaltsam,

Bis sich in freiwilliger Hemmung
 endigt jetzt die Uberschwemmung,
 Und sie reich an Ehren
 heim in Friede kehren.

Siegerschar! mit Stolze seh ich
 dich an meinen Flüssen,
 Und mit meiner Schale seh ich
 hier dich zu begrüßen.

Wie du deine Namen nennest,
 Bund der Deutschen! eh du trennest
 Dich von diesem Orte,
 höre meine Worte:

Habt ihr in der Sünden Pfuhle,
draus ihr jetzt zurücke
Kehret, habt ihr in der Schule
des Verraths, der Lücke,

Euch verunreint? Keine Spuren
tragt mit heim zu euern Fluren,
Hier in meine Schlünde
werfet eure Sünde!

Wenn ihr selbst in euren Herzen
habt nicht ganz vergessen,
Was, zum Weh euch, mir zum Schmerzen,
euch getrennt vordeffen,

Daß, der noch im Stillen grimmet,
Zwietracht, die noch heimlich glimmet:
Wascht in meinem Becken
ab die letzten Flecken.

Dann ihr alle, so gereinigt
von dem fremden Gräuel,
Alle ihr, nun so geeinigt
zu der Eintracht Knäuel,

Hier zu ewgem Bundesmale
reich ich euch die volle Schale;
Trinkt aus ihrer Tiefe,
daß vom Mund es triefe.

Was zusammen ward gelbthet
von des Krieges Hammer,
Was zusammen wird genöthet
unter Druck und Jammer:

Daß die Freiheit und der Friede
stets es mehr zusammenschmiede,
Darauf, deutsche Zecher,
trinkt aus meinem Becher.

Wenn ihr denn als einzle Glieder
in die Heimat fahret,
Denket zu dem Rheine nieder,
wo Ein Leib ihr waret!

Wenn ihr heim zu euren Flüssen
kommt, sollt ihr von mir sie grüßen,
Gebt aus meinem Munde
ihnen diese Kunde:

Deutsche Fluß, in der Gewässer
noch so stolzer Fläche!
Einzeln seid ihr doch nicht besser
als die Wiesenbäche;

Aber wenn ihr, deutsche Flüße,
strömet eure Wassergüße
In Ein Bett, in Eines,
das ist groß, ich mein es.



Inhalts - Verzeichnis.

(Die mit einem Sternchen bezeichneten Stücke sind Gedichte.)

	Seite		Seite
* Rückkehr in die Heimat. Hölderlin.	1	* Die letzten Griechen. W. Müller.	36
* Frühlingsfeier. Uhland.	2	* Vaterlandsliebe und Vaterlands- verrath. Schiller.	37
Deutschlands Lage und Grenzen. Guts Muths.	2	* Rechtschaffen ist edel. Sittewald.	40
* Der Graf von Habsburg. Schiller.	4	Kaiser Heinrich und die Hunnen.	41
Gott und die Seele des Menschen. Schubert.	6	* Sprichwörter.	42
* Lobt den Herrn. Rückert.	7	* Im Frühling. Senau.	43
* Die Kapelle. Uhland.	8	Das Chamounithal. Göthe.	43
Peter der Einsiedler und die Kir- chenversammlung zu Clermont. Fr. v. Raumer.	8	* Wanderers Nachtlieb. Göthe.	48
* Kreuzgefang. Novalis.	11	* Der Wanderer in der Sägmühle. Kerner.	49
Von deutscher Baukunst. Göthe.	12	Das Bettelweib von Locarno. v. Kleist.	49
* Der Straßburger Münster.	15	* Erbkönig. Göthe.	51
* Morgenlied. Uhland.	15	* Räthsel. Schiller.	52
* Räthsel. Schiller.	16	* Sylbenräthsel. Schleiermacher.	52
* Sylbenräthsel. Schleiermacher.	16	Die Fixsternenwelt. Schubert.	52
* Aus Meister Freibanks Sprüchen.	16	* Bei Sonnenuntergang. Rückert.	58
* Sprichwörter.	17	* Mich wundert, daß ich fröhlich bin. Martin.	58
* Sprichwörtliche Lebensarten.	17	Traum über das All. Jean Paul.	58
Satyre. Sittewald.	17	* Die Nacht. Senau.	62
* Preis der Dummheit. Kopisch.	19	* Bierzeilen in persischer Form. Rückert.	62
* Ruckuck. Claudius.	20	Nicht der Schule, sondern dem Leben. Herder.	63
Die Stadtsoldaten alter Zeit. Jean Paul.	20	* Aus dem Nibelungenlied. Der Traum der Kriemhild.	64
* Sylbenräthsel. Schleiermacher.	21	Wie Sigfrid erschlagen ward.	64
* Bierzeilen. Rückert.	21	Die Singschule der Meistersinger. Hagen.	70
Der Hirsch. Kaup und Senz.	21	* Räthsel. Schiller.	77
* Unter den Palmen. Freiligrath.	27	* Der Wegweiser. Hebel.	78
* Sehnen. Heine.	27		
Das befreite Jerusalem. Wilken.	28		

	Seite		Seite
Deutsch. Jahn.	78	Die Schlacht bei Sempach. J. v.	
* Alte Sprüche.	78	Müller.	145
* Sprichwörtliche Lebensarten.	79	* Des Arnold von Winkelried Opfer-	
Herr Baron von Münchhausen er-		tod. Sollen.	150
zählt einige Begebenheiten aus		Maximiliaen van Osterreich in gevang-	
seinem Leben.	80	schap te Brugge, ten jare 1488.	152
* Sylbenräthsel. Schleiermacher.	83	* Räthsel. Schiller.	155
* Aus dem Heineke Fuchs.	84	* Menschenweisheit. Schubart.	155
Die Wandertaube. Kaup.	89	Goethes Briefe über seine Besuche	
* Das schlimmste Thier. Lessing.	92	auf dem Besuv	156
* Räthsel. Schiller.	92	* Sprichwörter.	159
* Sylbenräthsel. Schleiermacher.	92	Aus des Feldpredigers Schmelzle	
Werth des Sprichworts. Schottel.	92	Reise nach Fläß. Jean Paul.	160
* Sprichwörter.	93	* Sprüchlein vom Freunde. Sitten-	
* Reiselied. v. Eichendorff.	94	wald.	162
Empfindsamkeit. Hegner.	94	* Räthsel. Schiller.	162
* Das Meer der Hoffnung. Rückert.	99	Der Buchfink. Lenz.	162
* Paul Gerhardt. Schmidt.	99	* Der Sänger. Goethe.	167
Der Bergmann. Novalis.	101	Der Husar in Reise. Hebel.	167
* Bergmannsleben. Novalis.	107	* Psaumis und Puras. Kopisch.	169
Beschreibung eines Gewitters in		Die Neujahrsnacht eines Unglück-	
Brasilien. Eschwege.	108	lichen. Jean Paul.	171
* Räthsel. Schiller.	110	* Räthsel. Schiller.	172
* Salas y Gomez. v. Chamisso.	111	* Des Sängers Fluch. Uhland.	173
Borrbede auff den Psalter. Luther.	115	Oberstlieutenant Ringg und die Jäger	
* Acht und Bann. Uhland.	118	in Hersfeld.	174
* Sprüche.	122	* Die hohle Weide. Rückert.	175
Herr Charles. Hebel.	123	Der Friede zu Tilsit im Juli 1807.	
* Hab nur Geduld. Sittewald.	126	A. A. Menzel.	176
* Der Lootse. Giesebrecht.	126	* Deutscher Sinn. Fr. Schlegel.	183
Morgengespräch zwischen Vater und		* Gelübde. Fr. Schlegel.	183
Sohn. v. Hippel.	126	Gneifenau an Schill.	183
* Räthsel. Schiller.	132	* Das Lied vom Schill. Arndt.	185
* Sylbenräthsel. Schleiermacher.	132	Blücher und Scharnhorst. Arndt.	186
* Frühlingsglaube. Uhland.	132	* Vaterlands Trost. Buchner.	188
Des Alpenlandes Natur und Art.		Preußens Erhebung im Jahre 1813.	
Guts Muths.	132	A. A. Menzel.	189
* Sprichwörter.	134	* Freiheit. M. v. Schenkendorf.	196
* Der Winter. Hebel.	135	Königsberg im Januar und Februar	
* Der Eislauf. Klopstock.	136	1813. Arndt.	197
Der Eisbär. Lenz.	137	Aufruf des Königs von Preußen.	
* Löwenritt. Freiligrath.	144	v. Hippel.	199
* Der Tod fürs Vaterland. Hölderlin.	145	* Aufruf. Theodor Körner.	201

A	Seite		Seite
* Lied zur feierlichen Einsegnung des preussischen Freicorps. Körner.	202	* Die drei Gefellen. Rückert.	221
* Geharnischte Sonette. Rückert.	203	* Die Leipziger Schlacht. Arndt.	222
* Des Deutschen Vaterland. Arndt.	204	Die Völkerschlacht bei Leipzig den 18. und 19. Oktober 1813. Kohlrausch.	223
Aus Briefen Gneisenaus an den Grafen von Münster in London.	204	* Blücher. Arndt.	230
* Scene aus der Lützen Schlacht. M. v. Schenkendorf.	207	* Frühlingsgruß an das Vaterland. 1814. M. v. Schenkendorf.	231
* Scharnhorst. Arndt.	208	Die Schlacht bei Ligny, den 16. Juni 1815.	232
Des Menschen Verworfenheit. Arndt.	208	Die Schlacht bei Waterloo. Wagnhagen von Ense.	236
Von der Sünde und dem Unglück. Arndt.	210	* Das Lied vom Rhein. M. v. Schenkendorf.	247
* Lützen's wilde Jagd. Körner.	21	Die frommen Helben. A. v. Haumer.	248
* Gebet während der Schlacht. Körner.	212	* Der Rheinstrom. Rückert.	248
Der Kampf um Deutschlands Befreiung im Herbst 1813. A. A. Menzel.	212		

Auflösung der Räthsel.

Himmel. Morgenröthe. Taschendieb. Mond und Sterne. Mondschein. Regenbogen. Windbeutel. Schiff. Wackellicht. Bliß. Funke und Luft. Wackstock. Die Farben. Flug. Auge.

Wörter zu Mrs. 55.

- 1) Werchtig — Werktag.
- 3) echt — etwa, fürst — fürstlich.
- 4) nümme — nicht mehr, ane — hin.
- 5) Kilchhof — Kirchhof, witt — willst.
- 6) sel — dieß, ene — jenseits.

Wörter zu Mrs. 95.

- 1) Bauwele — Baumwolle, aben — herab.
- 2) ne ma — ein Mann.
- 3) scheie — Zaunpfähle, heigs — hab es.
- 5) chunt — kommt, fiber — unterdes.
- 6) schwäimli — Schwäblein, nummen — nur.
- 7) fiber nechti — seit gestern Abend.

In demselben Verlage sind nachstehende Werke erschienen und fortwährend
in allen solchen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu haben:

Das Deutsche Kirchenlied.

von Martin Luther bis auf Nicolaus Herman und Ambrosius Blaurer.

Von

Philipp Wackernagel.

Moja = Oktav. 119 Bogen auf Velinpapier. Preis 5½ Thlr. fl. 9. 36 fr.

Inhalts - Uebersicht :

Einleitung u. Vorrede S. I.—XXXVI. **I. Lateinische Hymnen und Sequenzen** (soweit sie die Grundlage der evangelischen Lieder-Dichtung bilden) S. 1—37. **II. Deutsche Lieder und Reiche bis auf die Zeit M. Luther's.** (U. a. Lieder von Otfried, Spervogel, W. v. d. Vogelweide, G. v. Straßburg, Gesänge der Geißler, Tauler's, Heinrich's v. Loufenberg, Johannes v. Salzburg; Lieder aus dem Wigelschen Psalter und dem Behe'schen Gesangbuche) S. 38—128. 605—675. **III. Geistliche Lieder aus der Zeit der Reformation.** (Ulrich v. Hutten. Martin Luther. Lieder der Lutherischen Kirche — der Böhmisches Brüder — der Reformirten Kirche — von Burcard Waldis — Martyrer-Lieder) S. 129—603. 676—717. **IV. Lieder der ältesten katholischen Gesangbücher** (M. Behe. G. Wigel. Reisentrit) S. 694—717. **V. Fünf Anhänge.** S. 718—894. 1. Beschreibung der alten Gesangbücher. 2. Vorreden derselben. 3. Neununddreißig weltliche, geistlich umgearbeitete Lieder. 4. Anmerkungen. 5. Ausführliche Register.

Paulus Gerhardt's

g e i s t l i c h e L i e d e r

getreu

nach der bei seinen Lebzeiten erschienenen Ausgabe wiederabgedruckt.

(Herausgegeben von Philipp Wackernagel.)

D r e i t e A u f l a g e.

16 Bogen in Octav. Auf Druckvelin, geheftet 40 fr. — 12 Sgr. — Auf Velinpapier fl. 1. 12 fr. — 20 Sgr. — In Cassanband mit Goldschnitt und Verzierungen fl. 2. 15 fr. — 1½ Thlr.

Möge die neue Auflage dieses schönen Büchleins, welche um mehrere neu aufgefundenen Lieder hat vermehrt werden können, eine gleich freundliche Aufnahme finden, wie die erste, und die hier in ihrer ursprünglichen Lauterkeit, frei von allen Veränderungen und Entstellungen dargebotenen Lieder des begeisterten Sängers von Neuem ihre Gotteskraft — zumal in gegenwärtiger Zeit — an vieler Herzen bewähren.

Martin Luthers geistliche Lieder

mit den
zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen.

Herausgegeben
von
Philipp Wackernagel.

Mit Randzeichnungen

von
Gustav König.

31 Bogen in kl. Quart, auf feinstem Velinpapier. Geh. Preis 2 $\frac{1}{3}$ Thlr. —
fl. 3. 48 kr. Rh.

Ausgabe in achtem Maroquin gebunden, mit reichen, emblematischen Goldverzierungen und Goldschnitt 3 $\frac{1}{2}$ Thlr. — fl. 5. 24 kr.

Die Verlags-handlung freut sich, hiemit eine Ausgabe der geistlichen Lieder Martin Luthers anzeigen zu können, welche sie in jedem Betrachte, von Seiten des Inhalts sowohl als der äußeren Form, eine des hohen Gegenstandes würdige und denselben erschöpfende nennen darf.

Der Herr Herausgeber, bekannt durch seine umfassenden Forschungen auf diesem Gebiete, war wohl am ehesten berufen, die große Bedeutung jener „Erstlinge des evangelischen Kirchengesangs, ja der gesammten evangelischen Poesie“, für ihre und unsere Zeit in ein helles Licht zu setzen und sie so der Gegenwart wieder zum Bewußtsein zu bringen. Er hat sonach — vor Allem neben der Herstellung des reinen un verfälschten Textes der Lieder, der auch hier wie sonst überall der schönste ist, und der meist gleichzeitigen Melodien — in den belangreichen Anhängen alles dasjenige beigebracht, was zum Verständniß der folgenden Bemühungen Luthers und seiner Freunde um die Herstellung evangelischer Gesangbücher, und deren Gebrauch in Kirche, Schule und Haus führen kann.

Ein vollständiger Bericht über den gesammten Inhalt und die Form derjenigen Gesangbücher, in welchen uns die Lieder Luthers zuerst begegnen, geht den genauen historischen und literarischen Nachweisungen über jedes einzelne Lied und seine Melodie voran. Außerdem sind die Vorreden Luthers zu den von ihm selbst herausgegebenen Gesangbüchern wortgetreu abgedruckt; ihnen folgt sein schönes Gedicht: „Frau Musica, eine Vorrede auff alle guete Gesangbücher.“ So findet der Leser in unserer Ausgabe, wie noch in keiner bisher erschienenen, alles beisammen, was ihn über die Lieder Luthers, nach jeder Seite hin, zu orientiren vermag.

Die Verlags-handlung ihrerseits war bemüht, dem Werke durch die würdigste Ausstattung eine weitere Zierde zu verleihen. Die beigegebenen Zeichnungen sind aus der Hand eines Künstlers hervorgegangen, der mit seltener Hingabe und Liebe zu seinem Gegenstand die schwierige Aufgabe in einer Weise gelöst hat, welche Sinn und Gemüth des Beschauers immer von Neuem anziehen und erfreuen muß. Die Zeichnungen sind Kunstwerke, in Einem Geiste und in Einer Richtung geschaffen, die durch die so ernste als tiefe Auffassung ihres erhabenen Stoffs dem Künstler ein bleibendes Denkmal in den Herzen gläubigstreuer Glieder unserer Kirche sichern werden. —

F e s t - A u s g a b e
 der
Heiligen Schrift des Neuen Bundes
 und der Psalmen.

Ein Band von 570 Seiten in großem Hochquartformate, auf Kupfer-
 Druckpapier mit vielen künstlerischen Beilagen.

P r e i s e :

Gehftet, für Liebhaber eines eigenen Büchereinbandes fl. 7. — Rthlr. 4. —
 In verschiedenen Einbänden, in Leinwand, Leder und Sammt von fl. 8. 45 kr. —
 Rthlr. 5. — bis fl. 27. — Rthlr. 15½.

Ausgabe mit gemaltem Widmungsblatt und reicher Einbandvergoldung
 fl. 10. 30 kr. oder Rthlr. 6. —

(Diese Ausgabe wird stets vorräthig gehalten.)

Bei der Herausgabe dieses zum vierhundertjährigen Jubiläum der Buchdrucker-
 kunst veröffentlichten Prachtwerkes hatte der Verleger die Absicht, die wichtig-
 sten Teile der Heiligen Schrift mit all dem Aufwande zu schmücken, den man
 sonst wohl nur an weltlichen Büchern zu erblicken gewöhnt war — mit einem
 Aufwande, wie sich seiner jeder Verehrer des Schönen, besonders wo es mit dem
 Heiligen verbunden erscheint, als eines Jolles der Ehrfurcht und des Dankes gegen
 das Buch der Bücher freuen müßte. — Er darf sein Ziel als erreicht betrachten:
 in allen Ländern Deutscher Zunge ist diese Fest-Ausgabe mit ungeteilter Aner-
 kennung aufgenommen worden und gilt mit Recht als Deutschlands schönster,
 jetzt vorhandener Bibeldruck.

In der That, wer das ausgezeichnet schöne, schwere Papier, den klaren, auch
 schwachen Augen wohlthuenden Druck in seiner harmonischen Anordnung, den
 Schmuck großer, in der Weise des Mittelalters mit Gold und Farben verzierter
 Anfangsbuchstaben, die werthvolle Zugabe von Luthers Handschrift und einer
 Nachbildung aus der ältesten Bibel-Ausgabe des Reformators ins Auge fassen,
 wer den künstlerischen Werth eines mit seltener Vollendung gestochenen Titelbildes
 nach Rafael beachten oder sich an der sinnigen Bignette freuen wird — Sierden,
 zu denen sich noch ein Widmungsblatt für den Zweck von Geschenken und ein
 getreuer Abdruck von Luthers Vorrede zu seinem ersten Neuen Testamente ge-
 sellen — der wird dem Verleger Recht geben, wenn er das mit vieler Mühe her-
 gestellte Werk ein Denkmal, einen Familienschatz für lange Zeiten nennt,
 dessen Besitz jedem Käufer Genuß verschaffen wird — ein Werk, das


als christliche Festgabe

bei den verschiedensten Anlässen lange unübertroffen bleiben dürfte — und wird
 endlich gestehen, daß die mitgetheilten Preise, zumal für die äußerst ansprechend
 gebundenen Exemplare, sehr mäßig sind.

L'École des Hautes Études Commerciales de Montréal

Préparant aux situations supérieures
commerce, de la finance et de l'industrie

Cours du jour: trois, quatre
cinq années d'étude, selon le
de préparation du candidat
l'admission. Cours d'été
réguliers et préparatoires
à l'admission dans les
Associations de
tables. Cours
correspondants



Décerne les diplômes de "Licencié en sciences commerciales," de "Docteur en sciences commerciales," de "Licencié en sciences comptables," ainsi qu'une Licence spéciale d'enseignement.

Cours spéciaux pour les avocats, les notaires, les ingénieurs et les agronomes, conduisant à la Licence en sciences commerciales. Bibliothèque économique — Musée commercial et industriel.

Pour tous renseignements, s'adresser au directeur
Coin avenue Viger et rue Saint-Hubert
Montréal

L'ÉCOLE du FOYER
tous, instituteurs, professeurs de l'enseignement moyen,
spécialistes, employés de commerce et de banque, diplômés
primaires ou secondaires, vous pouvez, sans abandonner vos
devoirs, sans même vous déranger de votre foyer, grâce à nos
cours par correspondance préparés à votre intention,

Parfaire vos connaissances en :

Comptabilité: quatre séries formant un total de cent quinze leçons, depuis
l'arithmétique élémentaire jusqu'à la haute comptabilité et la vérification comprises.
M. Lucien Favreau, De Ligny Labbé, Aurélien Noël et Gilles Murray.

Comptabilité commerciale: vingt-cinq leçons expliquant et commentant un manuel.
M. Léon-Mercier Gouin et Maximilien Caron.

Économie politique: vingt leçons, adaptées au Canada, expliquent et com-
mentent un manuel. Professeurs: MM. Édouard Montpetit et François Vézina.

Langue française et français commercial: deux séries comprenant qua-
rante leçons de composition française et vingt-cinq leçons de français commercial
de la série des lettres d'affaires usuelles et des imprimés commerciaux.
M. Léon Lorrain, François-Albert Angers et Jean Delorme.

Anglais et anglais commercial: quatre séries formant un total
de cent cinquante leçons se rapportant à la grammaire, à la composition, à la conver-
sation et à la correspondance commerciale anglaise. Professeurs: MM. T. A. Birch

Cours donnés par correspondance : droit civil, algèbre,
mathématiques financières, etc.

Demandez nos brochures et prospectus.

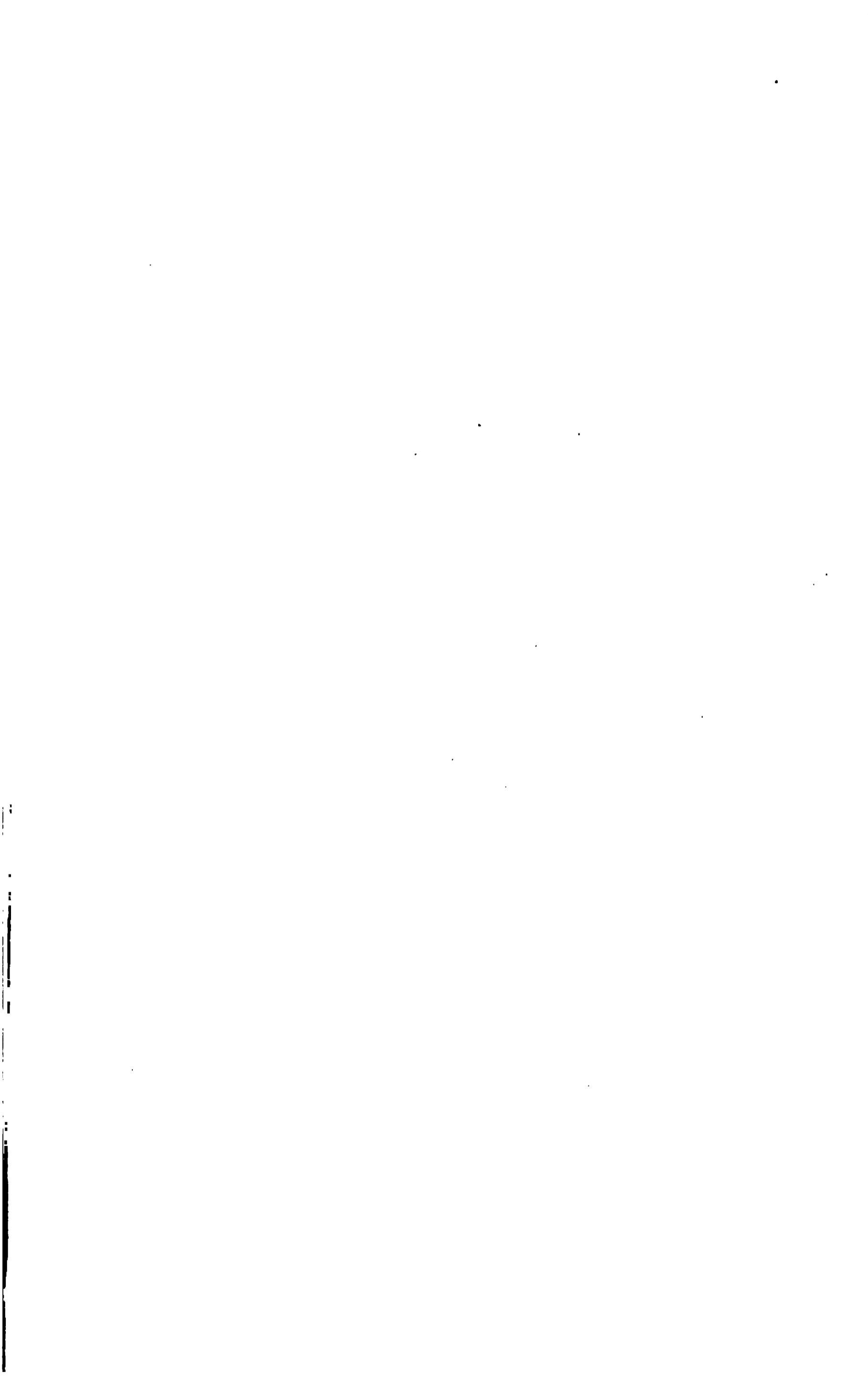
École des Hautes Études commerciales

Affiliée à l'Université de Montréal.

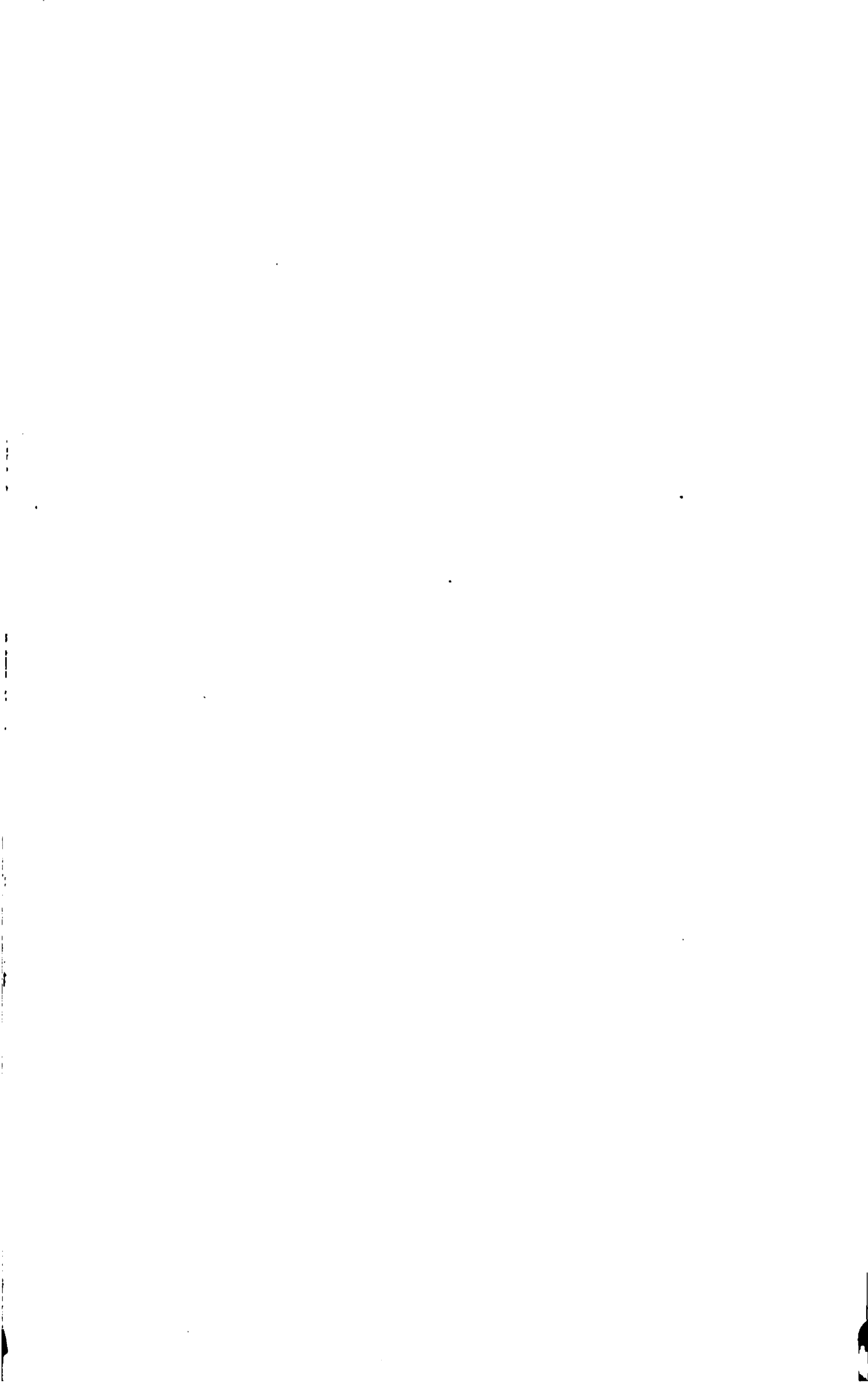
Coin avenue Viger et rue S.-Hubert

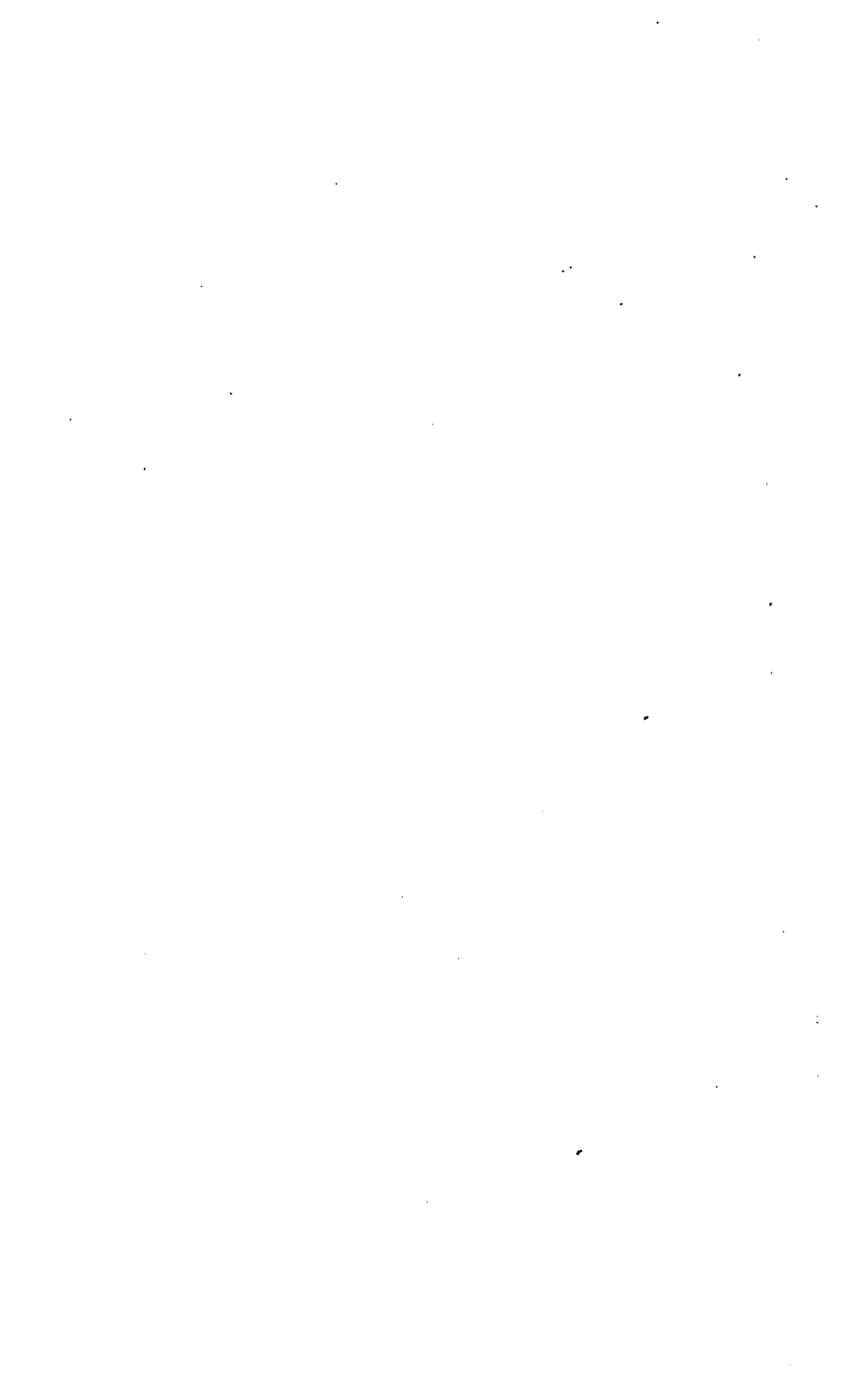
Montréal

H.M.









FEB 2 1942